SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

SIGILLVM · VNIVERSITATI
MDCCC
EX LIB

UNIV. OF
CALIFORNIA

renzboten

eitschrift für
iteratur und Kunst

egeben von Georg Cleinow

Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

ussischen Revolution 1
echtsreform in Preußen. Von Dr. Friedrich
. 11
manischen Weltanschauung. Von Dr. Richard 23
ls . . . . . .
. 31

n am 4. April 1917

in SW. 11
pelhofer Ufer 35a

tk
rlich

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

76. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

Die Grundlagen der russischen Revolution 1
Die Pforte zur Wahlrechtsreform in Preußen. Von Dr. Friedrich Thimme 11
Die Eigenart der germanischen Weltanschauung. Von Dr. Richard Müller-Freienfels 23
Neue Bücher 31

Ausgegeben am 4. April 1917

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11, und durch alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der **Invaliditätsgefahr.**

Sicherheitsfonds: 445⅔ Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Unterrichts-Anstalten

Dr. Fischersche Vorbildungsanstalt

Leiter Dr. Schünemann gegründet 1888.

Berlin W 57, Zietenstrasse 22—23

für Fähnenjunker, Kriegsfreiwillige, überhaupt alle Militär- und Schul-Exam., auch für **Damen.** Empfehlungen aus ersten Kreisen, **hervorragende Erfolge,** Stamm altbewährter Lehrkräfte, Unterricht während der Kriegszeit ohne Einschränkung. Bis 1. Febr. 17 bestanden 4726 Zöglinge u. a. 3076 **Fahnenjunker** usw. Vorbereitung Beurlaubter und **Kriegsbeschädigter** zu allen Prüfungen.

Königliche Bergakademie zu Freiberg.

(151. Studienjahr.)

Aufnahmen für das Sommerhalbjahr 1917 erfolgen vom 16. April bis mit 12. Mai 1917. Druckschriften versendet das Sekretariat kostenlos.

Vorbereitungsanstalt für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu Bückeburg.

Unter staatlicher Aufsicht.

Schnelle und sichere Förderung in kleinen Klassen durch **grundsätzliche Berücksichtigung** der **Eigenart** eines jeden Schülers. **Familienpensionat.** Reichliche und gute Verpflegung. **Beschleunigte Kriegssonderkurse für Notprüfungen.** Gute Erfolge. Prosp. und Jahresbericht durch den **Direktor.**

Das Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein

Gymnasium, Realgymnasium und **Realschule** mit **Einjähr.-Berechtigung** bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10—20 Knaben in 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. pädag. Institut. **Zweiganstalt in Herchen a. d. Sieg** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rhein.**

Die Militär-Vorbereitungsanstalt zu Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 105

bereitet seit 1904 besonders auf die **Fähnrichprüfung** u. Prüfung für **Prima** vor. Unterricht durch **7 Professoren** und 2 Oberl. in kleinen Klassen. Prospekt frei.
Hempel, Professor, früher langjähriger Lehrer im Cadettenkorps.

ABITURIENTEN-KURSE

Dr. phil. Vogt, Berlin W. 30 **Goltzstrasse 28 (Winterfeldtplatz).**

(Sprechstunde 1—2.) 1909—1916 bestanden 112 Abiturienten (53 Damen, 59 Herren) Einziges Institut, das nur Abiturienten vorbereitet.

Zur polnischen Frage

verweisen wir auf die in Heft 31, 33, 35 u. 37 vom Jahre 1908 in den „Grenzboten" erschienenen, höchst interessanten Aufsätze von

G. Cleinow:

Reiseeindrücke aus der Ostmark.

Es ist noch eine kleinere Anzahl Hefte vorhanden, die zum Preise von je Mk. 1,— (Mk. 1,10 franko) durch jede Buchhandlung oder beim Verlag zu haben sind.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

76. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Cleinow

76. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1917

UNIV. OF
CALIFORNIA

AP30
G7
v.76:2

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1917. Zweites Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Baltische Frage, Die — und die russische Revolution, von Dr. Max Hildebert Boehm 18, 129
Baltischen Frage, Zur —, (Ein Sammelbericht) von Dr. Max Hildebert Boehm 16, 88
Demokratie, Deutsche —, von Dr. Karl Hoffmann 26, 387
England, Ist — steuermüde geworden? von Dr. Glier 26, 396
Europa, von Univ.-Prof. Dr. Siegm. Hellmann 19, 161
Flandern, Das neue —, von Dr. Karl Buchheim 15, 33
Galizien, Das alte deutsche „Reichsland" in —, von Prof. Raimund Friedrich Kaindl . . 15, 53
Gegenwartsmöglichkeiten im Osten, von Georg Cleinow 18, 156
Griechenland. Eine politische Skizze auf geographischer Grundlage, von Dr. Otto Maull 16, 77
Guatemala, von Prof. Dr. K. Sapper . . . 25, 374
Imperialismus, Der — in Gegenwart und Vergangenheit, von Prof. Dr. Albert Werminghoff 17, 106
Italienische Kolonialbestrebungen einst und jetzt, von Oberregierungsrat Dr. E. Jacobi . . 22, 261
Konstantinopels, Die Zukunft — als Industriezentrum, von Bernhard Seiger 23, 306
Kulturpolitischen Kampfes gegen Deutschland, Die Lehren des —, von Reg.-Rat Otto Goldschmidt 15, 39
Neutralität, Der Bund der bewaffneten — von 1780—1783, von Dr. H. Knüfermann . . . 24, 329
Offener Brief an Herrn von Heydebrand und der Lase, von Dr. Friedrich Thimme 23, 289; 24, 321; 25, 353
Oktober-Diplom, Februar-Patent u. Dezember-Verfassung, von Dr. Rudolf Slawitschek . . 23, 298
Osten! Friede und Bündnis im —, von Landgerichtsrat W. Hoffmann. Ergänzung zum Aufsatz „Gegenwartsmöglichkeiten im Osten", von G. Cleinow 21, 253
Osten! Friede und Bündnis im —, von Carl Jentsch. Ergänzung zum Aufsatz „Gegenwartsmöglichkeiten im Osten", von G. Cleinow 21, 254
Oesterreich s.: Oktober-Diplom, Februar-Patent und Dezember-Verfassung 23, 298
Oesterreichische Kriegsziele, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 22, 257
Parlamentarismus, von Dr. Heinrich Otto Meisner 25, 361
Polen s.: Staat, Ein neuer — 22, 275
Preußischen, Die — Februar-Forderungen von 1865, von Dr. Conrad Bornhak 26, 415
Russische Revolution, Die baltische Frage und die —, von Dr. Max Hildebert Boehm . . 18, 129
Russischen Revolution, Die Grundlagen der — 14, 1
Rußland s.: Gegenwartsmöglichkeiten im Osten, von Georg Cleinow 18, 156
Schlagwörter als Kampfmittel, von Geh. Rat Prof. Traeger 21, 248
Sozialistische Friedensvorarbeit, von Georg Cleinow 19, 188
Wahlrecht, Das — im Lichte der Philosophie, von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten . . . 17, 97
Wahlrecht, Tüchtigkeits- —, Eigenheimerstimme, Parteiwahlsystem, von E. Prücker 19, 184
Wahlrechtsreform in Preußen, Die Pforte zur —, von Dr. Friedrich Thimme . . . 14, 11
Weltherrschaft und europäisches Gleichgewicht, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 21, 225
Wiener Kongresses, Bilder aus dem Liebesleben gekrönter Häupter während des —, von Prof. Dr. Willi Müller 18, 147

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Begabten, Der Aufstieg der — im Lichte der Bevölkerungsbiologie, von Feldarzt Dr. med. W. Unna 16, 83
England, Ist — steuermüde geworden? von Dr. Glier 26, 396
Kinder, Die Not der unehelichen —, von Dr. jur. Johann Caspari 20, 219
Konstantinopels, Die Zukunft — als Industriezentrum, von Bernhard Seiger 23, 306
Kriegsverletzter, Ansiedlung —, von Dr. Curt Thomalla 22, 265
Soziale Umwertung, Die —, von E. Hampe 23, 311
Verwaltung, Zur Vereinfachung der preußischen —, von Dr. Ernst Devrient . . . 19, 177
Welthandelsförderung, von Fritz Röll . . . 16, 65

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Deutschkunde oder Germanistik?, von Prof. Dr. Wilh. Martin Becker 18, 137
Evangelischen Kirche, Die Zukunft der —, von Lic. M. Peters 20, 193
Gymnasium, Universität und —, von Gymnasialdirektor Dr. Grünwald 28, 405
Hilfsdienstgesetz und Verordnungsrecht der Militärbefehlshaber, von Landrichter Dr. Ernst König 19, 162

487729

Heft Seite

Kinder, Die Not der unehelichen —, von Dr. jur. Johann Caspari 20, 219
Schule der Zukunft, Der Kampf um die —, von Prof. Dr. Paul Symank 24, 340
Universität und Gymnasium, von Gymnasialdirektor Dr. Grünwald 26, 405
Verfassungsausschuß und Reichstagsabgeordnete, von Landgerichtsrat Dr. Sontag . 21, 243

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Brüsseler Boulevard, Der — während des Krieges, von Dr. R. Schacht 23, 315
Flamen, Von den guten Eigenschaften der —, von Dr. F. S. 20, 212
Guatemala, von Prof. Dr. K. Sapper . . . 25, 374
Griechenland. Eine politische Skizze auf geographischer Grundlage, von Dr. Otto Maull 14, 77
Holland, Zur Erklärung des französischen Einflusses auf —, von Käthe Miethe 17, 122
Ostlandes, Zur Psychologie des —, s. Das Land ohne Geheimnis, von Dr. Erich Klein 24, 347
Polnischen, Das deutsche Element im —, von Prof. Dr. Friedr. Oetker . . . 19, 168; 21, 233
Sprache, Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der —, von Prof. Dr. Alfred Götze . . 15, 61

Literatur, Kunst, Philosophie

Germanischen Weltanschauung, Die Eigenart der —, von Dr. Rich. Müller-Freienfels . 14, 23
Goethebuch, Gundolfs —, von Dr. Max Hildebert Boehm 26, 410
Musik, Neue Bücher über — (Ein Sammelbericht), von Dr. Richard Hohenemser . . . 22, 282
Wahlrecht, Das — im Lichte der Philosophie, von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten . . . 17, 97

Romane, Novellen, Gedichte

Frühling 1917, Gedicht von Karl Berner . . 21, 256
Golgatha, Gedicht von Karl Berner 24, 328

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Baltischen Provinzen, Die deutsch-lettischen Beziehungen in den — (Dr. M. H. Boehm) . 16, 92
Bamberger, Georg: Erbrecht des Reiches und Erbschaftssteuer (Prof. H. Herkner) . . . 23, 319
Below, G. von: Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen (M. K.) 25, 383
Benz, Richard: Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine (Prof. Dr. R. Petsch) . 14, 31
Boehm, Dr. Max Hildebert: Die Krisis des deutsch-baltischen Menschen, — Die deutschen Balten in Liv-, Est- und Kurland (Dr. M. H. Boehm) 16, 89; 16, 91
Böök, Fredrik: Deutschland und Polen (Prof. Kranz) 17, 126
Brentano, Clemens: Werke (M. K.) 24, 352
Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Kosta und Gregor Sarrazin (Dr. Hanns Martin Elster) . . 19, 185
Brödrich-Kurmahlen, Silvio: Das neue Ostland (Dr. M. H Boehm) 16, 95
Engelhardt, Frh. A. v.: Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands (Dr. M. H. Boehm) . 16, 90
Ewerth, Erich: Das innere Deutschland nach dem Kriege (Dr. Karl Hoffmann) 26, 386
Fischer W.: Die deutsche Sprache von heute (Prof. Dr. Alfred Götze) 15,
Goldschmidt, Hugo: Die Musikästhetik des 18. Jahrhunderts und ihre Beziehungen zu seinem Kunstschaffen (Dr. Rich Hohenemser) 22, 282
Gothein, Georg: Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat (Prof. Kranz) 22, 275
Goetz, Leopold Karl: Deutsch-russische Handelsverträge des Mittelalters (M. K.) 28, 320

Heft Seite

Grautoff, Dr. Otto: Die baltischen Provinzen I/VI (Dr. M. H. Boehm) 16, 93
Gundolf, Fr.: Goethe (Dr. M. H. Boehm) . 26, 410
Hofstaetter, Walther: Deutschkunde, ein Buch von deutscher Art und Kunst (Prof. Dr. Wilh. Martin Becker) 18, 140
J. G.: Wir ohne Vaterland. Beiträge zum Verständnis der baltischen Art (Dr. M. H. Boehm) 16, 91
Imperialismus s.: Literatur-Anhang zu Prof. Dr. A. Werminghoff: Der Imperialismus in Gegenwart und Vergangenheit . . 17, 118
Istel, Edgar: Das Libretto. Wesen, Aufbau und Wirkung des Opernbuchs (Dr. Richard Hohenemser) 22, 286
Janell, Prof. Dr. Walther: Kriegspädagogik (Prof. Dr. P. Symank) 24, 340
Kallenberg, Siegfried Garibaldi: Musikalische Kompositionsformen II (Dr. Richard Hohenemser) 22, 288
Keßler, Otto: Die Baltenländer und Litauen (Dr. M. H. Boehm) 16, 91
Kluge, Fr.: Unser Deutsch (Prof. Dr. Alfred Götze) 15, 63
Körners Werke (Meyers Klassiker Ausgabe) . 24, B
Kremnitz, Mite: Die Fäulnis Rumäniens im Lichte rumänischer Dichter und Schriftsteller (M. K.) . . . . . 14, B
Lenz, Max und Erich Marcks: Das Bismarckjahr 22, B
Meißner, Carl: Das schöne Kurland (Dr. M. H. Boehm) 16, 93
Norrenberg, Dr. F.: Die deutsche höhere Schule mit dem Weltkriege (Prof. Dr. P. Symank) 24, 340
Ostlee und Ostland (Dr. M. H. Boehm) . . 16, 93
Petersen, Peter: Der Aufstieg der Begabten (Prof. Dr. P. Symank) 24, 340
Pilf, Traugott: Das Kreuz der Ehre . . . 18, B
Rohrbach, Paul: Baltenbuch (Dr. M. H. Boehm) 16, 92
Sandfeld-Jensen, Prof. Kr.: Die Sprachwissenschaft (Prof. Dr. Alfred Götze) . . . 15, 62
Schäfer, Karl L.: Einführung in die Musikwissenschaft auf physikalischer, physiologischer und psychologischer Grundlage (Dr. Richard Hohenemser) 22, 288
Stegemann, Hermann: Geschichte des Krieges I (M. K.) 20, 224
Tornius, Dr. Valerian: Die baltischen Provinzen (Dr. M. H. Boehm) 16, 91
Waag: Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes (Prof. Dr. Alfred Götze) 15, 63
Wagner, Stadtschulrat: Ein verlassener Bundesstamm (Dr. M. H. Boehm) 16, 91
Wien, Alfred: Liebeszauber der Romantik (M. K.) 24, 351
Wychgram, Jakob: Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft (Prof. Dr. P. Symank) 24, 340

Mitarbeiter-Verzeichnis

Becker, Prof. Dr. Wilh. Martin: Deutschkunde oder Germanistik? 18, 137
Berner, Karl: Frühling 1917. Gedicht . . . 21, 256
—, Golgatha. Gedicht 24, 328
Boehm, Dr. Max Hildebert: Zur baltischen Frage (Ein Sammelbericht) 16, 88
—, Die baltische Frage und die russische Revolution 18, 129
—, Gundolfs Goethebuch 26, 410
Bornhak, Prof. Dr. Conrad: Weltherrschaft und europäisches Gleichgewicht 21, 225
—, Oesterreichische Kriegsziele 22, 257
—, Die preußischen Februar-Forderungen von 1865 . . . . . 26, 415
Buchheim, Dr. Karl: Das neue Flandern . . 15, 53
Caspari, Dr. jur. Johann: Die Not der unehelichen Kinder 20, 219
Clemow, Georg: Gegenwartsmöglichkeiten im Osten 18, 156
— Sozialistische Friedensvorarbeit 19, 188
Devrient, Dr. Ernst: Zur Vereinfachung der preußischen Verwaltung 19, 177
Elster, Dr. Hanns Martin: „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" 19, 185

	Heft	Seite
F. S., Dr.: Von den guten Eigenschaften der Flamen	20,	212
Glier, Dr.: Ist England steuermüde geworden?	26,	386
Goldschmidt, Regierungsrat Otto: Die Lehren des kulturpolitischen Kampfes gegen Deutschland	15,	39
Götze, Prof. Dr. Alfred: Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der Sprache	15,	61
Grünwald, Gymnasialdirektor Dr.: Universität und Gymnasium	26,	405
Hampe, E.: Die soziale Umwertung	23,	311
Hellmann, Universitätsprofessor Dr. Siegmund: Europa	19,	161
Herkner, Prof. H.: „Erbrecht des Reiches und Erbschaftssteuer" von Georg Bamberger	23,	319
Hoffmann, Dr. Karl: Deutsche Demokratie	26,	385
Hoffmann, Landgerichtsrat W.: Friede und Bündnis im Osten!	21,	253
Hohenemser, Dr. Richard: Neue Bücher über Musik (Ein Sammelbericht)	22,	282
Jacobi, Oberregierungsrat Dr. E.: Italienische Kolonialbestrebungen einst und jetzt	22,	261
Jentsch, Carl: Friede und Bündnis im Osten!	21,	254
Kaindl, Prof. Raimund Friedrich: Das alte deutsche „Reichsland" in Galizien	15,	53
Klein, Dr. Erich: Das Land ohne Geheimnis	24,	357
Knüfermann, Dr. H.: Der Bund der bewaffneten Neutralität von 1780 bis 1783	24,	329
Kranz, Prof.: „Deutschland und Polen" von Fredrik Böök	17,	126
— Ein neuer Staat	22,	275
Krönig, Landrichter Dr. Ernst: Hilfsdienstgesetz und Verordnungsrecht der Militärbefehlshaber	19,	182
Maull, Dr. Otto: Griechenland. Eine politische Skizze auf geographischer Grundlage	16,	77
Meisner, Dr. Heinrich Otto: Parlamentarismus	25,	361
Miethe, Käthe: Zur Erklärung des französischen Einflusses auf Holland	17,	122
M. K.: „Die Fäulnis Rumäniens im Lichte rumänischer Dichter und Schriftsteller" von Mite Kremnitz	14	B
— „Die Geschichte des Krieges I" von Hermann Stegemann	20,	224
— „Deutsch-Russische Handelsverträge des Mittelalters" von Leop. Karl Goetz	23,	320
— „Liebeszauber der Romantik" von Alfred Wien, „Clemens Brentanos Werke" von Max Preitz	24,	351
— „Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen" von G. v. Below	25,	383
Müller, Prof. Dr. Willi: Bilder aus dem Liebesleben gekrönter Häupter während des Wiener Kongresses	18,	147
Müller-Freienfels, Dr. Richard: Die Eigenart der germanischen Weltanschauung	14,	23
Oetker, Universitätsprofessor Dr. Friedrich: Das deutsche Element im Polnischen 19, 168;	21,	233
Peters, Lic. M.: Die Zukunft der evangelischen Kirche	20,	193
Petsch, Prof. Dr. R.: „Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine" von Richard Benz	14,	31
Pfordten, Prof. Dr. Otto von der: Das Wahlrecht im Lichte der Philosophie	17,	97
Prücker, E.: Tüchtigkeitswahlrecht, Eigenheimerstimme, Parteiwahlsystem	19,	184
Röll, Fritz: Welthandelsförderung	16,	65
Sapper, Prof. Dr. K.: Guatemala	25,	374
Schacht, Dr. R.: Der Brüsseler Boulevard während des Krieges	23,	315
Seiger, Bernhard: Die Zukunft Konstantinopels als Industriezentrum	23,	306
Slawitschek, Dr. Rudolf: Oktober-Diplom, Februar-Patent und Dezember-Verfassung	23,	298
Sontag, Landgerichtsrat Dr.: Verfassungsausschuß und Reichstagsabgeordnete	21,	243
Szymank, Prof Dr. Paul: Der Kampf um die Schule der Zukunft	24,	340
Thimme, Dr. Friedrich: Die Pforte zur Wahlrechtsreform in Preußen	14,	11
— Offener Brief an Herrn von Heydebrand und der Lase 23, 289;	24,	321; 25, 353
Thomalla, Dr. Curt: Ansiedlung Kriegsverletzter	22,	285
Traeger, Geh. Rat Prof.: Schlagwörter als Kampfmittel	21,	248
Unna, Feldarzt Dr. med. W.: Der Aufstieg der Begabten im Lichte der Bevölkerungsbiologie	16,	88
Werminghoff, Prof. Dr. Albert: Der Imperialismus in Gegenwart und Vergangenheit	17,	106

UNIV. OF

Die Grundlagen der ruſſiſchen Revolution

Nun iſt ſie da, die große ruſſiſche Revolution, von deren Ausbruch man in Deutſchland ſeit Beginn des Krieges geſprochen hat und deren Anzeichen man bei uns ſammelte, ſo lange ſammelte, bis man ſelbſt nicht mehr daran glaubte. Man fühlte es, man ſah's, man konnte es greifen, daß dieſes Land wie kein anderes von inneren Kämpfen durchzuckt war, daß es von außen her einen gewaltigen Stoß erhalten hatte, daß ſeine ökonomiſche Lage verzweifelt war. — Wenn man alle dieſe Zeichen ſammelte, ſo kam man zum Schluſſe, der Zuſammenbruch müſſe über kurz oder lang kommen. Sagte man's laut, ſo entgegnete einem jeder: „der iſt ſchon ſeit zwei Jahren da und kommt doch nimmer. Das Volk iſt müde in Rußland, bis zur Stumpfheit müde, die laſſen alles mit ſich geſchehen, laſſen Protopopow walten und ſchalten, laſſen die Reaktion teilnahmlos über ſich ergehen — wenn ſie ihnen nur ein Ende brächte.“ Der Krieg, der eine Abſperrung Rußlands mit ſich gebracht hatte, wie ſie wohl einzig daſteht in der Geſchichte, die Zenſur der Zeitungen und der Briefe, die bis zum Ausbruch der Revolution in rückſichtsloſer Strenge gehandhabt wurde, hatte zur Folge, daß ſich dieſer Eindruck noch bis kurz vor dem Ausbruch der Revolution erhalten konnte. Wir ſind alſo diesmal wirklich überraſcht worden, vor allem überraſcht von der ungeheuren Intenſität und Schnelligkeit der Ereigniſſe, die wie ein Gewitterſturm über das Land hinfegten und alles aufräumten.

In London war man über die kommenden Ereigniſſe unterrichtet. Lord Milners Entſendung war ein Zeichen dafür, daß man den Gang der Zeit verſtanden habe. Es ſollte noch einmal probiert werden, ob es mit dem Zaren weiterging oder nicht. Im erſten Falle hatte Milner die Weiſung, den Verſuch zu machen, den Zaren und die Oppoſitionsparteien zu verſöhnen, im anderen, die letzteren gegen den erſten auszuſpielen. Der zweite Fall trat ein und wie ein Motto zum Ausbruch der Unruhen mutet uns heute das Wort aus Milners Rede in Moskau an: „Mit Gottes Hilfe werdet Ihr die Früchte

der Petersburger Besprechungen bald sehen." Nicht als ob wir damit sagen wollten: die Engländer hätten diese Revolution „gemacht", dazu liegen ihre Ursachen viel zu tief, eine solche Anschauung wäre naiv. Aber bei einer reifenden Frucht bedarf es nur eines geringen Anstoßes, um sie zu Boden fallen zu lassen und daß die Engländer diesen Anstoß mit haben geben helfen, unterliegt keinem Zweifel. Die englische, französische und westschweizerische Presse zeigte es doch deutlich genug, daß man den Zaren vor die Wahl stellte: entweder du gehst jetzt mit den kadettischen Kreisen der Duma, die unter allen Umständen die ergebenen Freunde der Alliierten sind, oder dir geht es wie damals Paul dem Ersten. Der ange — assassin, der Rasputin dahingerafft hatte, wurde ganz offen wieder herbeigerufen. „Evening Standard" schrieb nach den ersten Ereignissen „die Tat mußte getan werden, wenn Rußland der Sache der Alliierten treu bleiben und seine große Bestimmung erfüllen wollte. Wir freuen uns über die offenbare Selbständigkeit des Triumphes der patriotischen Parteien." Hervés Ausspruch „man könnte vor Freude verrückt werden" ist zu spontan, um nicht wahr zu sein. Daß Buchanan zu Beginn der kritischen Tage nach Finnland fuhr, ist ebenso bezeichnend wie die Abreise des Zaren kurz vor der eigentlichen Revolution. Beide wollten ihre Verantwortung nach außen hin verschleiern. Und beide haben sich schließlich getäuscht. Jetzt ist die Zeit allerdings vorbei, wo man in England die russische Revolution als eine Niederlage für Deutschland behandelte. Die Geister, die man rief, möchte man jetzt allzu gern wieder los werden.

Taine hat ein Kapitel seines berühmten Werkes über die Grundlagen des heutigen Frankreichs der „anarchie spontanée" gewidmet, die von den Jahren 1787/88 anfing, in Frankreich zu entstehen. Im Anschluß an den berühmten Ausspruch des Herzogs von La Roche Foucauld-Liancourt, der beim Sturm der Bastille auf Ludwigs des Sechzehnten Frage: „es handelt sich also um eine Revolte", entgegnete: „Majestät, das ist eine Revolution", hat Taine dem Worte révolution das Wort dissolution gegenübergesetzt und das damalige Frankreich durch diese Bezeichnung zu charakterisieren gesucht. Es ist in der Tat manche Ähnlichkeit zwischen den damaligen französischen Zuständen und den jetzigen russischen vorhanden. Das Chaotische des damaligen Frankreich finden wir im Rußland Nikolaus des Zweiten wieder. Zunächst bildet der Hunger in Rußland mit dem Hunger zur Zeit der französischen Revolution eine gute Analogie. Ich will sie nicht näher ausführen. Es ist bekannt, daß die ersten Revolten in Petersburg und in anderen, in vielen anderen Städten Rußlands Hungerrevolten gewesen sind. Die Äußerungen der russischen Zeitungen aus dem Februar und Januar haben etwas, was einem die Kehle abschnürt. „Im Februar werden wir ohne Brot sein." „Moskau hat nur für vierzehn Tage Brot." Der Städteverband wirft Rittich, dem Landwirtschaftsminister vor, daß sein Umlegesystem mit einem „vollständigen Krach" geendet hat, daß die Gouvernements sich weigern, die Getreideumlagen

aufzubringen. Ein Bezirk wie der von Jekaterinoslaw will statt 27 Millionen Pud nur zwei Millionen Pud liefern — und so ist es überall. An vielen Stellen lehnen die Gouvernements die Lieferungen ab — andere übernehmen sie pro forma, sind aber fest entschlossen, kein einziges Pud zu liefern. Die Städte haben im Dezember, wenn es hoch kam, ein Zehntel ihres Bedarfes erhalten. Die beiden Worte „chólodno, gólodno" (hungrig und kalt) finden sich in Stimmungsbildern ständig wieder. Golitzin hatte in dem bekannten Zarenreskript die eine große Hauptaufgabe erhalten, die Ernährungsnöte des Volkes abzustellen. Das ging aber über seine Kraft. „Da wir immer landwirtschaftliche Erzeugnisse ausführten, lebten wir in der Vorstellung, daß wir an diesen Überfluß hatten. Das war ein ungeheurer Rechenfehler. Wir haben niemals große Reserven besessen. Die Bauern verkauften alles, um die Steuern zu bezahlen und Schnaps kaufen zu können. Die Dorfbevölkerung selbst hungerte." (Sawitsch in der Duma). Jetzt hungerte man zwar nicht auf dem Lande, aber man hatte keinen Überfluß, wollte wenigstens zu essen haben — wenn es schon nichts zu trinken mehr habe. In dem Moment der Einführung der Höchstpreise hatte der Bauer nicht nur aufgehört zu liefern, sondern er kaufte zurück. Arbeitskräfte gab es nicht mehr auf dem Lande, die Bestellung der Felder war in erschreckendem Maße zurückgegangen, der Viehstand dezimiert, die Rittichschen Köder für den Bauern (Einführung besonderer Zufuhrprämien), hatten wenig gefruchtet, so war der Wagen gänzlich zum Stillstand gebracht, der die Ernährung des Landes gewährleisten sollte, gerade noch, daß die Ernährung des Heeres mühsam sichergestellt war. Ein solcher Zustand ist zu allen Zeiten ein guter Nährboden für den Ausbruch einer Revolution gewesen. Wenn wir die Reden eines Schingarew, Godnew und Rodsianko lesen, die in der Ernährungsdebatte der Duma schon unter dem Zeichen der Aufstände im Lande gehalten wurden, so ahnen wir, bis zu welchem Punkte das Land von Verzweiflung ergriffen war.

„Leider können wir nicht behaupten, daß nur in unserer Hauptstadt diese Ruhestörungen stattgefunden haben. Es sind Nachrichten darüber eingetroffen, daß in einer Reihe großer Städte derselbe Lebensmittelmangel herrscht und daß auch dort eine vollständige Sorg- und Planlosigkeit in bezug auf die Verteilung von Lebensmitteln in Erscheinung getreten ist. Wir müssen von der Regierung eine sofortige Beantwortung der an sie gerichteten Anfrage verlangen: welche Maßnahmen trifft sie und gedenkt sie zu treffen, um die Bevölkerung regelmäßig mit Brot zu versorgen? Kann man es denn dulden, meine Herren, daß auf der Straße die Leute mit der Bitte ‚Brot, Brot' herumlaufen?" (Schingarew, 9. März).

„Die in Petersburg und anderen Zentren und Städten infolge der Störung der regelmäßigen Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln ausgebrochenen Unruhen haben gegenwärtig einen solchen Umfang erreicht, daß sie in einen Zustand auszuarten drohen, der während der jetzigen

schweren Zeit des Krieges höchst unerwünscht und unzulässig wäre." (Rodsianko).

Die große Rede, die der Landwirtschaftsminister in jener Sitzung der Duma hielt, entbehrt nicht des staatsmännischen Akzents. Wir haben das Gefühl, hier möchte sich noch ein Mann, der „einen Funken von Hoffnung" übrig behalten hat, dem großen Wogenmeer entgegenstemmen, zum Deichen rufen. Bewegt sucht er die ihm feindlich gegenüberstehende Duma zu überzeugen, daß die politischen Streitigkeiten jedes organisatorische Beginnen im Lande unmöglich machten, daß der Bauer von jenen Kreisen selbst zum Widerstande ermuntert wurde, die sich über den schlechten Zustand des Lebensmittelversorgungswesens beklagten. Rittich war zweifellos ein ehrlicher Mann, aber auch er hätte sich sagen müssen, daß er die Schuld einer Regierung mitzubüßen hatte, deren Mitglied er war. Deshalb hat es einen tragischen Grundton, wenn er erklärte:

„Ich muß bemerken, daß meine Schuldfrage kein Streitobjekt bilden kann. Ich fühle mich bedeutend schuldiger, als man es mir zu beweisen versucht. Tag und Nacht werde ich von dem Gedanken verfolgt, daß ich nicht den hundertsten, ja den tausendsten Teil dessen geleistet habe, was ich in dieser schrecklichen Stunde leisten müßte .... Dürfen wir im gegenwärtigen Moment uns mit Kleinigkeiten beschäftigen? Wir erleben eine feierliche, historische Stunde. Vielleicht hat die Hand des Schicksals zum letzten Male jene Wage erhoben, auf der die Zukunft Rußlands gewogen werden soll. Auf der einen Schale steht geschrieben: Siegreiche Zukunft, siegreiche Wohlfahrt Rußlands. Auf diese Wagschale sind aus einer unsichtbaren Welt die Blicke jener Millionen gerichtet, die für diese Zukunft bereits ihr Herzblut vergossen haben. Auf diese Wagschale muß beständig all das gelegt werden, was zur Lebenserhaltung der Lebenden notwendig ist, jener Lebenden, denen vielleicht auch bald der Tod bevorsteht ...."

Ist dieser Minister wirklich, wie es die Zeitungen meldeten, im Garten seines Palais von der rasenden Menge lebendig verbrannt worden, so hat er ein tragisches und unverdient hartes Schicksal erlitten.

Sein Handeln war zu spät und sein Reden war zu spät. Die Woge brauste schon bedenklich laut gegen die schwachen Dämme. In denselben Zeitungen, in denen Rittichs Rede abgedruckt war, finden wir bereits Notizen, in denen der Dank des Zaren an Protopopow zum Ausdruck gebracht wurde, daß er es verstanden habe, „die Ruhe der beiden Hauptstädte aufrecht zu erhalten". — Schon am 14./27. Februar hat es danach Unruhen gegeben.

Man hatte noch im letzten Moment versucht, durch Unterbrechung des ganzen Passagierverkehrs die Getreidezufuhr zu den großen Städten wieder zu beleben. Auch das war zu spät. Das Chaos des Transportwesens, das Gutschkow in jener denkwürdigen Reichsratssitzung geißelte, war auch durch solche Gewalteingriffe nicht mehr zu heilen. „Die allgemeine Störung im

Transportwesen, die im Verlaufe des gegenwärtiges Krieges seit langem zu beobachten war, nimmt jetzt den Charakter eines Unheils für den Staat an. Aus dem Material der Spezialkonferenz in Sachen der Lebensmittelversorgung und der vom Verweser des Landwirtschaftsministeriums während seiner Inspektionsreise einberufenen einzelnen Konferenzen ergibt sich, daß man von der gegenwärtigen Organisation der Lebensmittelversorgung für die Armee und das Land keine günstigen Resultate zu erwarten hat. Das zu den Eisenbahnstationen gebrachte Getreide wird an die Bedarfsstellen nicht weitertransportiert. Die Mühlen leiden unter Mangel des zum Vermahlen notwendigen Korns. Das in Sibirien und Zentralasien aufgestapelte Fleisch wird unbrauchbar, weil die zum Abtransport notwendigen Waggons sich an den Knotenpunkten häufen und bis zum Eintritt des Tauwetters nicht weiterbefördert werden können... Seit Ende Januar stellten die Eisenbahnen überhaupt jede Annahme von Gütern ein und befaßten sich ausschließlich mit dem Transport von Heizmaterial für ihren eigenen Bedarf... Die zurzeit mit Mehlgetreide versehenen Mühlen mußten ihren Betrieb wegen Mangel an Kohle und Naphtha einstellen." (Gutschkow).

„Nicht nur die Parteiorganisationen sind durcheinander gerüttelt, das wirtschaftliche Leben des Landes ist in ein Chaos verwandelt. Die Fundamente des ökonomischen Lebens des Staates sind zerstört. Es ist soweit gekommen, daß, als vor kurzem eines unserer Ministerien nach einer benachbarten Gouvernementshauptstadt Kohlen schickte, sie dem betreffenden Zug eine bewaffnete Wache mitgab, damit diese es nicht zulassen sollte, daß eine andere Behörde die Kohle unterwegs beschlagnahme und sich aneigne. Wir haben bereits den primitiven Zustand erreicht, wo jeder mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln jedes von ihm an sich gerissene Quantum wirtschaftlicher oder elementarer Güter verteidigt und bereit ist, deshalb mit seinem Nachbarn einen Kampf auf Leben und Tod auszufechten." (Kerenski). Wer erinnert sich dabei nicht an das Tainesche: Chacun pour soi, tant pis pour le voisin?

So sah das wirtschaftliche Bild in Rußland vor der Revolution aus. Wie war der Stand der Gemüter? Über die Intelligenz, die Gesellschaft brauchen wir nicht zu sprechen. Jeder von uns hat während des Krieges beobachtet, daß sie in immer offener Feindschaft der Regierung gegenüberstand. Sie wünschte Selbstverwaltung und parlamentarisches Regiment, sie machte Front gegen die „dunklen Kräfte im Lande". Sie hatte die Ermordung Rasputins, den sie als Symbol dieser Richtung betrachtete, mit Genugtuung begrüßt. Auf der anderen Seite wurde nichts getan, was diese Stimmung hätte mildern können. Im Gegenteil: Stürmer wurde durch Protopopow ersetzt. Fast die ganze Presse befand sich in den Händen der Opposition, bedarf es da noch eines Hinweises auf die Gemütsverfassung des Durchschnittsbürgers? Die politischen Gegensätze allein hätten natürlich niemals zur Explosion führen können, wenn sie nicht begleitet gewesen wären von jenen wirtschaftlichen Nöten, die wir oben erörtert haben, und wenn die Regierung auf militärischem Ge-

biete Erfolge gehabt hätte. Da diese nicht da waren, im Gegenteil der Feind tief im Lande stand, die Festungskette gefallen und Rußland um ein Haar vollständig zu Boden geworfen worden war, so wurde überall offen das alte Regime für den Stand der Dinge verantwortlich gemacht. Es war eine symbolische Handlung, die im Katharinensaal der Reichsduma an Suchomlinow vollzogen wurde, als er nur mit Mühe der aufgeregten Menge, die ihn lynchen wollte, entrissen werden konnte. Man zwang ihn dazu, mit eigener Hand die Achselstücke herunterzureißen, die er trug; und unter Hurrarufen wurden diese Achselstücke den versammelten Soldaten und Revolutionären herumgezeigt. Ich glaube, daß sich „der dritte Stand", d. h. die Oktobristen und Kadetten, nur widerwillig zur Revolution entschlossen haben. Sie hätten es vorgezogen, sich auf andere Weise durchzusetzen. Aber es blieb ihnen schließlich keine Wahl, denn die Gewalt befand sich in den kritischen Tagen nicht mehr in ihren Händen, sondern in den Händen der Arbeiterbataillone und der meuternden Soldaten. Wollten sie überhaupt eine Rolle spielen, so mußten sie mittun.

Die russischen Arbeiter sind während des Krieges von der Regierung selbst organisiert worden. Seitdem man sie, der Not gehorchend, zur Vertretung in den Kriegsindustriekomitees zugezogen hatte, die von Gutschkow geleitet waren, waren sie zu einer Macht geworden, die ihre Führer und ihre Bataillone hatte. Mißtrauisch stand ihnen von Anfang an die Regierung gegenüber, ebenso wie sie sich mit den Kriegskomitees selbst nicht befreunden konnte. Sie mag es wohl gewußt haben, daß hier nicht nur Arbeit für die Heereslieferungen gemacht wurde, sondern daß damit politische Gegenkräfte angesetzt wurden, die sich letzten Endes gegen das bestehende Regiment selbst kehren mußten. Die Verhaftung der elf Arbeiterführer, die kurz vor dem Ausbruch der Revolution erfolgte, schlug dem Faß den Boden aus. Sie wurden beschuldigt, für den Umsturz der Verfassung und die Einführung der Republik agitiert zu haben. Der heftige politische Kampf, den diese Verhaftungen zur Folge hatten, ist bezeichnend für die Zusammenarbeit der Männer um Gutschkow und um Kerensky. Beide Gruppen fühlten wohl instinktiv, daß dies eine außerordentlich günstige Gelegenheit sei, um gemeinsam der Regierung entgegenzutreten. So geschah es denn auch. Konowalow verteidigte in der Duma die Arbeitermassen gegen die Anschuldigungen der Regierung, zugleich die Gelegenheit benutzend, um diese selben Massen für die Kriegsziele der Intelligenz in Anspruch zu nehmen. „Ich muß hier erklären, daß die Arbeitergruppe stets auf seiten derjenigen zu finden war, die das Vaterland mit ihrem Leben dem äußeren Feinde gegenüber zu schützen bereit sind. Der Vorsitzende der Arbeitergruppe Gwosdew hat die gegen die Arbeiter gerichtete Beschuldigung, als erwarteten sie gerade von einer Niederlage günstiges für das Land, als Verleumdung gebrandmarkt . . . Der Separatfrieden ist für die Arbeitermassen vollständig unannehmbar . . ."

Im Moment haben sicher auch die Führer der Arbeiter diese Unterstützung willkommen geheißen, haben sich aber beeilt, das Verhältnis zwischen diesen Massen und den bürgerlichen Parteien von vornherein klar zu definieren. Kerensky hat selber in seiner bekannten großen Rede dem Ausdruck gegeben, daß er den Krieg und seine Ziele nach außen hin von einem anderen Gesichtspunkt aus beurteile als jene Leute, die „Sieg um jeden Preis" rufen. — Von vornherein präzisierte er aber scharf das innere Ziel der Massen als gänzlich abweichend von dem des Blockes.

„Wenn Sie, meine Herren, den Willen zur Tat nicht besitzen, so brauchen Sie auch verantwortungsvolle und zu schicksalsschwere Reden nicht zu halten. Sie stellen die Diagnose der Krankheit des Landes und glauben, daß Sie damit alles getan haben. Es existieren aber doch naive Massen, die die Worte über die Lage des Landes ernst auffassen und die auf die Handlungen der einen Partei gern mit solidarischen Handlungen der anderen Partei reagieren möchten, die in ihrer naiven Aufwallung Sie, die Mehrheit der Duma, unterstützen wollen. Und wenn diese Unterstützung die grandiose Form der Volksbewegung annehmen will, zerstören Sie sofort durch ein ‚vernünftiges' Wort diese Aufwallung, dieses Pathos der Massen, diese Festigkeit der Gesinnung. Ihre Worte darüber, daß man bis zum Ende ruhig bleiben müsse, sind entweder naive Aussprüche von Menschen, die das Problem nicht bis zu Ende durchdacht haben, oder es ist nur ein Manöver, um dem wirklichen Kampf auszuweichen und sich dadurch die Möglichkeit vorzubehalten, sein Schiff hier oder dort anzulegen, je nachdem sich die Verhältnisse entwickeln." — Aus solchen Ausführungen geht klar hervor, wo sich in den letzten Tagen vor der Revolution und in den ersten Tagen der Revolution selbst die treibenden Kräfte befunden haben. Die Auflösung der Duma mußte bei diesem Zustand der Gemüter wie ein rotes Tuch wirken.

Und nun das wichtigste, das russische Heer. Das war das große Fragezeichen, das in ganz Europa stets der Möglichkeit einer russischen Revolution gegenübergestellt wurde. Das jetzige russische Heer besteht aus stumpfen Massen, geführt von jenen selben Schichten der Intelligenz, denen die Führer der russischen Revolution entstammen. Die alte Garde und die alten Offiziere existieren längst nicht mehr, und wo sich alte Traditionen der neuen Strömung entgegensetzten, wurde ihr Widerstand bald gebrochen. Die Tätigkeit der Semstwos, die vielerlei gesellschaftlichen Organisationen, die sich mit der Behandlung der verwundeten und kranken Krieger, mit dem Liebesgabentransport an die Front befaßten, mögen viel dazu beigetragen haben, die Stimmung im Heere vorzubereiten. Jede aufrührische Rede, die in der Duma gehalten wurde, war trotz der überaus strengen Zensur, sofort an der Front, und wenn man bedenkt, daß der Tagesdurchschnitt der in Moskau ständig behandelten verwundeten und kranken Soldaten allein ungefähr 55000 betrug, so kann man sich ein Bild von der Wirksamkeit dieser Einflüsse machen. Dazu kam, daß ein Teil

der Oberbefehlshaber sicher den neuen Ideen zuneigte, gewiß Rußki, der seine Dumatriumphe nicht vergessen haben wird, gewiß auch Alexejew (die Rennenkampf, Iwanow und Ewert sind vereinzelte Erscheinungen gewesen). Die Großfürsten, namentlich der beim ganzen Heere so beliebte Nikolai Nikolajewitsch waren persönlich verärgert mit dem Zaren. Nikolais erste Befehle, in denen er Anerkennung der neuen Regierung empfahl, mögen beim gewöhnlichen Soldaten den Ausschlag gegeben haben. — Ein Hauptmoment aber war sicherlich der so fabelhaft schnelle Übergang der gesamten Petersburger Garnison in das Lager der Revolutionäre. Am 11. März hat anscheinend auf den Befehl des Generals Chabalow das Militär eingegriffen. Die Truppen erhielten Befehl, von der Waffe Gebrauch zu machen. Es ist ein kurzes Schwanken bei ihnen gewesen. Schon am nächsten Tage ging das Wolhynische, das Litauische, Kekholmsche und die Sappeurregimenter, im ganzen 25000 Mann zu der revolutionären Regierung über, und Gutschkow als Mann der Tat konnte die Straßenkämpfe leiten, und die Bahnhöfe besetzen. Von diesem Tage ab geht es wie eine Woge des Abfalls durch das Heer. An demselben 12. März wurde das Arsenal, die Hauptartillerieverwaltung und die Peter Paulfestung von den Aufständischen genommen. Die Regimenter pilgerten, zum Teil mit ihren Offizieren an der Spitze, heraus zum tauriſchen Palais, wo sie Rodsianko — als alter Soldat — mit Ansprachen willkommen hieß. Noch am 12. erschien das Leibgrenadierregiment, die Preobreschenzen, die garde à cheval, die Junker der Michael-Artillerieschule. Am nächsten Tage folgte die ganze übrige Petersburger Garnison, die Garnison von Strelna und Zarskoje. Zwei sibirische Regimenter, die auf den Bahnhöfen eintrafen, marschierten sofort nach dem tauriſchen Palais und schlossen sich den Aufständischen an. Da gab es kein Halten mehr. Am 14. März fuhr der Großfürst Kyrill nach der Duma mit seinem Adjutanten und stellte als Kommandeur der Marineinfanterie diese der Duma zur Verfügung. „Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung — wie das ganze Volk, so wünsche auch ich nur den Ruhm Rußlands." — Der Großfürst im Katharinensaal der revolutionären Duma, rings umgeben von den meuternden Truppen und den Führern der Arbeiter, im Nebenraum die verhafteten Minister, die Menge nur mühsam im Zaume gehalten von ihren Leitern, rings noch die Reste der in den Straßenkämpfen gefallenen Leichen. Ganz ein Bild aus dem Jahre 1791 — ein französischer Prinz in der Assemblée nationale.

An diesem Tage erschien in der Duma auch der Konvoi des Zaren und Eliteregimenter wie die Konnogwardeizen. Es war zu spät, als am 15. März von der Front die Gardeequipage erschien, die schon am 20. Februar nach Zarskoje beordert worden war. Die Bewegung war nicht mehr aufzuhalten. Das mögen auch die paar kaisertreuen Offiziere bald eingesehen haben. In dem offiziellen Bericht der Revolutionsregierung heißt es: „Die Soldaten beschlossen, nach Petrograd zu gehen und sich dem Volksheer anzuschließen. Mit den Soldaten kamen auch einige Offiziere der Equipage, die übrigen versteckten sich . . ."

Und so mag es in der Provinz, so mag es an der Front gegangen sein. Nirgends Gegenkräfte von Autorität, die hätten eingesetzt werden können, als die ersten Unruhen ausbrachen. Und doch kann in solchen Zeitläuften nur die unerbittliche Gewalt, die schnell angewandte und schonungslose Gewalt die rebellischen Massen zurückhalten. Jede erste Lockerung der Disziplin ist verhängnisvoll. —

Der Zar war allein geblieben. Was bedeuten drei Tage blutiger Kämpfe in Petersburg, was ein paar Blutstage in Moskau — die Hauptsache war, daß der Kaiser schon lange Zeit jeden, aber auch jeden Boden unter seinen Füßen verloren hatte. Welch ein Umschwung gegen jene ersten Monate des Krieges, wo Zar und Zarin ihren großen Triumphzug durch ganz Rußland machten, wo sie nach den ersten Waffenerfolgen in Ostpreußen von der Menge umjubelt wurden. Damals schien das Wort „Zar" von neuem Glanze umgeben. Unter den Gebildeten in Rußland wurde früher nie vom Zaren gesprochen. Man konnte jahrelang in Petersburg leben, ohne etwas vom Zaren zu sehen oder zu hören. Es war keine Verbindung mehr da zwischen Kaiser und Volk. Die paar Dworniks und Polizisten, die dem Debrowinschen Verband der echtrussischen Leute angehörten, waren bald totgeschlagen — und sonst hatten die monarchischen Organisationen keine Stütze im breiten Volk. —

Und die Geistlichkeit und die Bauern? Die hohe Geistlichkeit hat sicher das alte Regime gestützt, aber sie war in sich gespalten und durch die Einflüsse der Rasputin und Pitirim depraviert. Geistige und sittliche Potenzen wie die des Erzbischofs Wladimir waren durch solche Elemente in den Hintergrund gedrückt. Makarij in Moskau, der vergeblich durch seine wiederholten Hirtenbriefe das Kommen der Revolution angezeigt und davor gewarnt hat, war zu kraftlos, um Autorität auszuüben. Die Pfarrgeistlichkeit, auf diese Weise nicht fest in Zucht gehalten, steht in Rußland ihren Bedürfnissen und ihrer Bildung nach dem Volke näher als in jedem anderen Lande, von ihr konnte man kein aktives Eingreifen erwarten. Der Prokurator des Synods war eine Puppe der Pitirim und Genossen. Fielen sie, so fiel er mit ihnen.

Und der Bauer? Auf sein Verhalten kam es zunächst nicht an. Soweit er Arbeiter war und Soldat, hatte seine Revolutionierung keine Schwierigkeiten gemacht. Wird es anders sein auf dem platten Lande oder wird vielmehr gerade der Bauer mit dem Rufe „Freiheit und Land" sich den extremsten Richtungen des Umsturzes anschließen und die alte Losung des Agrarkommunismus auf seine Fahne schreiben? Unmöglich ist das nicht. Es kommt nur darauf an, daß die revolutionären Führer diesen Instinkten des Bauern geschickt entgegenkommen.

Dann erst, wenn dieses Stadium eintreten sollte, wird in Rußland die Revolution zur Dissolution werden.

Helft uns siegen!

zeichnet
die
Kriegsanleihe

Die Pforte zur Wahlrechtsreform in Preußen

Von Dr. Friedrich Thimme

In einem Aufsatz „Konservativismus und innerer Frieden" in Nummer 34 der „Grenzboten" vom 23. August 1916 hatte ich mich bemüht, die Möglichkeit einer Verständigung über die kommende preußische Wahlrechtsreform auf der Basis eines nach der gesamten staatlichen und sozialen Leistung und Bewährung aufzuzeigen. Meine Ausführungen, die kürzlich durch einen klassischen Aufsatz des berühmten Berliner Historikers Friedrich Meinecke: „Die Reform des preußischen Wahlrechts" in dem letzten Heft der „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung" wieder in die öffentliche Diskussion gezogen sind, hatten sich damals in erster Linie an die Adresse der rechtsstehenden Parteien richten müssen. Denn es lag vor Jahresfrist ganz offensichtlich zu Tage, daß der Hauptwiderstand gegen eine auch nur die gröbsten Schäden und Mängel des Wahlrechts beseitigende Reform von konservativer Seite zu erwarten sein werde. Es mag hier nur an einen bezeichnenden, von der Öffentlichkeit seinerzeit kaum beachteten Vorfall erinnert werden. Als der Minister des Inneren v. Loebell am 17. Januar 1916, im Zusammenhange mit den Erörterungen über die Verheißungen der Thronrede den Satz aussprach: „Die Regierung ist entschlossen, wenn die Waffen ruhen, das politische Leben Preußens und Deutschlands von der umstrittensten Frage dauernd zu entlasten, und sie erwartet alle Parteien an ihrer Seite zu finden, wenn sie die Grundlagen für die Beratungen in ihren Vorschlägen bietet", da erscholl gerade von den Bänken auf der rechten Seite des Abgeordnetenhauses ein auch im amtlichen Stenogramm festgehaltenes dröhnendes „Nein". Es war an demselben Tage, daß Herr v. Heydebrand und der Lase, der einflußreiche Führer der konservativen Partei, sehr wenig von den geringen Schönheitsfehlern, um so mehr von der Vortrefflichkeit der Grundlagen des preußischen Wahlrechts zu sagen wußte, um sich schließlich zu der Hyperbel zu versteigen, daß die Gestalt des Abgeordnetenhauses eine den Bedürfnissen des Landes fast ideal entsprechende sei.

Seither hat sich ja in weiten konservativen Kreisen die Erkenntnis durchgerungen, daß doch auch an den Grundlagen des preußischen Wahlrechts vieles fehlerhaft, vieles unhaltbar sei, und daß dementsprechend nicht bloß den Schönheitsfehlern mit einigen wenigen „Schönheitspflästerchen" nachzuhelfen, sondern daß mit scharfem Eisen tief einzuschneiden sei. Der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung", die als einziges unter den konservativen Blättern es noch

neuerdings ein sehr vernünftiges und moralisches Prinzip zu nennen wagte, daß die, die durch ihre höheren Steuerleistungen an der gesunden Entwicklung des Staatslebens stärker beteiligt seien, auch einen größeren Einfluß auf diese Entwicklung ausüben sollten — eine Forderung, die die oft von konservativer Seite ausgesprochene Behauptung, als ob gerade Demokratie und Kapitalismus immer untrennbare Begriffe gewesen seien, in ein sehr eigenes Licht rückt —, hat der „Reichsbote" mit Recht in Nummer 91 vom 19. Februar 1917 entgegengehalten, daß das eher einer mammonistischen, vom christlichen Standpunkt entschieden zu bekämpfenden als einer christlich-konservativen Auffassung würdig sei. Mit vollster Entschiedenheit hat der „Reichsbote" es ausgesprochen, die steuerliche Geldleistung allein dürfe nicht dauernd, dürfe nach diesem Kriege überhaupt nicht mehr Grundlage des Wahlrechts bleiben! Der „Reichsbote" erkennt denn auch den Grundgedanken meiner in den „Grenzboten" entwickelten Wahlrechtsvorschläge, die staatliche und soziale Leistung und Bewährung in ihren hauptsächlichen Momenten zum Grund- und Eckstein des Wahlrechts zu erheben, als unbedingt richtig an; ja, er sieht es als völlig gewiß an, daß sich dieser Gedanke bei der kommenden Reform Bahn brechen müsse und werde.

Auch andere konservative Blätter haben den Vorschlag eines nach der staatlichen und sozialen Gesamtleistung abgestuften Wahlrechts im Prinzip gutgeheißen. So hat die „Deutsche Tageszeitung" am 5. Februar 1917 erklärt: „In den Vorschlägen Thimmes findet sich so manches, so die Bevorzugung der Kriegsteilnehmer und aller, die ihrer Waffenpflicht genügt haben, der Väter kinderreicher Familien und des Grund und Bodens, was auch vom konservativen Standpunkt grundsätzlich annehmbar wäre." In den Wahlrechtsdebatten, die um die Mitte Februar im Abgeordnetenhause stattfanden, ist schließlich der Grundsatz „Wahlrecht nach Leistung" auch offiziell von der konservativen Partei akzeptiert worden. Wenn der Sprecher der konservativen Fraktion, Landrat a. D. v. d. Osten, erklärte: „Wir halten es für wünschenswert, unser Wahlrecht in der Richtung zu ändern, daß der Mittelstand, gewisse Kreise der Intelligenz und des Groß- und des Kleingewerbes mehr als bisher an den Verhandlungen des Landtages teilnehmen können," so läßt das ja die Frage offen, ob die Konservativen, was im Interesse der Gerechtigkeit und des sozialen Ausgleichs unbedingt zu fordern ist, bereit sind, den Grundsatz der Leistung bis auf den letzten und ärmsten Arbeiter auszudehnen, der vielleicht seine Haut für das Vaterland mehr zu Markte getragen und durch eine zahlreiche gesunde Nachkommenschaft Größeres für die Zukunft Deutschlands geleistet hat als der reichste Kommerzienrat und der größte Grundbesitzer. Auch das ist noch keineswegs klar, ob die Konservativen innerhalb der Abstufung nach der Leistung auf den Klassencharakter des Wahlrechts verzichten wollen, auf dem doch gerade sein schlimmstes Odium beruht, und an dem sich stets von neuem der Klassenkampf entzünden müßte. Immerhin steht soviel fest, daß die Konservativen heutigen Tages bereit sind, auch auf dem Gebiet des Wahlrechts, um ein

Wort aus der Rede des Herrn von Heydebrand vom 14. März zu zitieren, „manches Opfer zu bringen, an Auffassungen und Überzeugungen vielleicht sogar". Daß diese Bereitwilligkeit sich in den kommenden Tagen nicht wieder nach rückwärts, sondern nur nach vorwärts entwickeln kann, dafür bürgt der gewaltige Gang der Ereignisse. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat wahrlich recht, wenn er in seiner Rede vom 27. Februar so eindringlich betonte, daß es gar nicht in unserem Belieben stände, ob wir uns neu orientieren wollen oder nicht; das ungeheure Erleben reiße uns alle mit fort, kein Parteiprogramm könne noch die lebenden Kräfte aufhalten oder aus ihrer Bahn herauswerfen, die der Krieg heraufgeführt habe. „Fert unda nec regitur", das war ja auch schon der Weisheitsspruch des großen Bismarck!

Leider scheint es, als ob unsere entschiedenen Linksparteien, von der Fortschrittlichen Volkspartei bis zu der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, nicht in dem Maße wie die Rechtsparteien bereit seien, in der Frage der Wahlrechtsreform, die doch wie jedes andere politische Problem nur auf dem Wege des Kompromisses gelöst werden kann, ein Opfer an Auffassungen und Überzeugungen zu bringen. Das ist insofern begreiflich, als sie sich in einem Maße wie vielleicht noch nie von der Gunst der Zeiten getragen fühlen. Sie berufen sich auf den großen Gleichmacher Weltkrieg, auf die demokratische Welle, die sich auch nach dem Eingeständnis ihrer Gegner immer höher hebt, neuestens mit besonderem Nachdruck auf den Umsturz in Rußland, der dort die Umrisse des denkbar freiesten Wahlrechts heraufführt. Immer leidenschaftlicher und ungestümer richten die Linksparteien, gestützt auf solche Argumente, an die Regierung, die bisher auf dem Standpunkt verharrte, daß mit der planmäßigen Neuorientierung und besonders mit der Wahlrechtsreform bis nach dem Kriege zu warten sei, die Forderung, schon jetzt mit der unmittelbaren Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen, mindestens aber mit dem sofortigen Bekenntnis zu diesem Reichstagswahlrecht vorzuschreiten. Die großen inneren Schwierigkeiten, die der Wahlrechtsreform notorisch entgegenstehen, erscheinen der Linken, angesichts zumal der Ereignisse in Rußland, nur noch als Strohhalme und Zwirnsfäden. So schreibt der Reichstagsabgeordnete Philipp Scheidemann am 19. März im „Vorwärts": „Jetzt ist es Zeit zum entschlossenen Handeln. Die Schwierigkeiten, die entstehen können, wenn die Regierung jetzt das Reichstagswahlrecht für Preußen verlangt, wiegen federleicht im Vergleich mit den Schwierigkeiten, die entstehen können, wenn sie eine solche Vorlage nicht einbringt. Die Parlamentarier und die Parteien, die jetzt im Landtag Nein zu sagen wagten, wenn die Regierung das gleiche Wahlrecht energisch fordert, wären im Handumdrehen erledigt. Man muß also nur ernsthaft wollen, jetzt wollen. Im Abgeordnetenhause ist die Reform in kurzer Zeit durchzusetzen. Hat jemand Angst vor den Herrenhäuslern in einer Zeit, in der wir einen Kampf auf Leben und Tod mit nahezu der ganzen Welt entschlossen kämpfen? Die Zeiten sind ernst, und das gleiche Preußenwahlrecht

ist reif. Das preußische Volk und die anderen deutschen Bundesstaaten werden wie ein Mann an seiner Seite stehen, wenn er entschlossen handelt."

Nun unterliegt es ja nicht dem mindesten Zweifel, daß die gewaltige Umwälzung in Rußland, wenn sie sich in der Richtung einer demokratisch-sozialistischen Republik konsolidiert, auf die Dauer nicht ohne die stärkste Rückwirkung auf unsere innerpolitischen Verhältnisse bleiben kann. Wir wollen hier nur eins hervorheben. Von konservativer Seite wird mit Vorliebe der bekannte Satz des Engländers Seeley angezogen: „Das Maß von Freiheit, das in einem Staat vernünftigerweise bestehen kann, ist umgekehrt proportional dem militärisch-politischen Druck, der auf seine Grenzen ausgeübt wird"; auch Graf Yorck hat sich in seiner neulichen Herrenhausrede dieses Zitat nicht entgehen lassen. Daß aber mit einer Befestigung einer demokratisch-sozialistischen Republik der „Vereinigten Staaten von Rußland", die ihrer Natur gar nicht anders als friedliebend sein kann und sein muß, der politisch-militärische Druck, der auf unseren Grenzen liegt, in stärkstem Maße abnimmt, begreift sich von selbst!

Also würde das bei uns bestehende Maß von Freiheit stark erweitert werden können und müssen, wenn in Rußland Sozialismus und Demokratie — wir nennen den Sozialismus mit gutem Grund an erster Stelle — Sieger bleiben. Daß im übrigen wir in unserer freiheitlichen Entwicklung schon mit Rücksicht auf unsere Weltgeltung, auf die auch ein Bismarck immer das größte Gewicht gelegt hat, nicht hinter aller Welt zurückbleiben könnten, braucht nicht erst besonders betont zu werden. Das heißt ja nicht, daß wir unsere Einrichtungen nach dem Vorbild der westmächtlichen Demokratie, oder gar nach dem demnächstigen Muster der östlichen Demokratie modeln müßten. Nein, das deutsche Volk hat seinen eigenen Freiheitsbegriff, „diesen herrlichen Geist der Freiheit, den Gott in unseres tapferen Volkes Herz gepflanzt hat." Er ist wie der tiefste Kern des deutschen Wesens überhaupt, ganz auf Synthese scheinbar entgegengesetzter Begriffe gestellt: Freiheit in Gehorsam und Hingabe, selbstgewollte Unterordnung unter die großen Zwecke des Volksganzen. Auf eine solche Synthese muß und wird auch das neue Staatsideal hinauslaufen, mit dem wir unsererseits der Welt ein neues und höheres Beispiel geben wollen und geben werden. Krone und Parlament, Kaisertum und Demokratie, beide nicht gegen einander, sondern mit einander wirkend, beide wetteifernd bestrebt, dem deutschen Volk das größte Maß von Freiheit, Wohlfahrt und Glück im Staatsleben — und wo fände das Volk der Arbeit solches Glück, wenn nicht im Mitbestimmungs- und Mitwirkungsrecht am Staate? — zu verschaffen.

Noch freilich läßt sich keineswegs übersehen, welchen weiteren Verlauf die Dinge in Rußland nehmen werden. Es ist daher vollkommen begreiflich, daß unsere rechtsstehenden Parteien sich noch hartnäckig sträuben, den sich überstürzenden russischen Ereignissen schon eine Rückwirkung auf unsere innerpolitischen Verhältnisse zu gestatten, begreiflich auch, daß die Staatsregierung Anstand nimmt, dem Drängen unserer Linksparteien auf die sofortige Einleitung großer

Reformen im freiheitlichen Sinne Folge zu leisten. Und selbst, wenn der preußische Ministerpräsident unter dem Eindruck der Geschehnisse in Rußland zu der Folgerung gekommen sein sollte oder noch kommen sollte, daß die Neuordnung unserer inneren Verhältnisse nicht mehr bis zum Frieden aufgeschoben bleiben könne, sondern schon jetzt festere Gestalt gewinnen müsse, und wenn er dieser seiner Auffassung innerhalb des Staatsministeriums, in dem er im Grunde genommen doch nur primus inter pares ist, unbedingt Geltung verschaffen könnte, so ist und bleibt es doch vollkommen ausgeschlossen — jeder Kenner der Verhältnisse wird mir das zugeben — daß eine auf die sofortige Durchführung des Reichstagswahlrechts in Preußen gerichtete Vorlage eine Majorität innerhalb des Abgeordnetenhauses, so wie es jetzt zusammengesetzt ist, finden würde. Die Linksparteien würden in hoffnungsloser Isolierung bleiben. Neuwahlen aber während des Krieges, ohne daß unsere Feldgrauen das Gewicht ihrer Stimme in die Wagschale fallen lassen könnten, möchte selbst den Sozialdemokraten als ein Unding erscheinen; sie wären obendrein, da sich die Steuerleistungen während des Krieges von Grund aus verschoben haben und eine völlige Neuanfertigung der Wahllisten zur Folge haben müßten, nicht einmal „im Handumdrehen" zu erledigen. Ob endlich Neuwahlen auf Grund der Parole der Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen eine so durchgreifende Verschiebung in dem Besitzstande der Parteien herbeiführen würden, daß die Linksparteien mit einem Schlage die Majorität gewännen, steht doch sehr dahin. Gewiß hat auch Bismarck es als feststehend betrachtet, daß die konservative Partei im Abgeordnetenhause, wenn die Regierung die Hand von ihr abziehe, mit Hilfe von ein bis zwei Auflösungen zu Paaren getrieben werden könne. Wie sich aber die Dinge gestalten würden, wenn die Wahlparole der Regierung sich nicht allein gegen die Konservativen, sondern ebensowohl gegen alle übrigen Parteien bis auf die entschiedene Linke richten müßte, das ist doch eine andere Frage.

Im Grunde genommen wissen das auch unsere Linksparteien ganz gut. Keiner hat es klarer auseinandergesetzt als der volksparteiliche Reichstagsabgeordnete G. Gothein in einem im „Berliner Tageblatt" vom 4. März veröffentlichten Aufsatz: „Der Weg, dem Volk sein Recht zu geben." Nach Gothein bestände für eine Regierung, die ein wirklich freiheitliches Wahlrecht durchführen wollte, immer noch eher Aussicht, mit dem Herrenhause, wo die Krone jederzeit einen starken Pairsschub vornehmen kann, fertig zu werden, als mit dem Abgeordnetenhause. Gothein zitiert in diesem Zusammenhange das Wort eines hohen Reichsbeamten: „Wir befinden uns in einem eisernen Netz konservativer Verwaltung und Selbstverwaltung, und es bedürfte einer ganz ungewöhnlichen staatsmännischen Kraft, um es zu zerreißen," und er sagt ganz offen, daß er Herrn von Bethmann Hollweg eine solche Kraft nicht zutraue.

Nun hat sich ja das Vertrauen der Linken auf Herrn von Bethmann Hollwegs Kraft durch seine Rede vom 14. März ganz wesentlich verstärkt.

An seinem festen Willen, eine freiheitliche Entwicklung unserer Verhältnisse und nicht zuletzt unseres Wahlrechts durchzuführen, zweifelt heute wohl niemand mehr. Aber vermag die Linke dem Kanzler auch einen gangbaren Weg zu weisen, um zu dem von ihr gewünschten Ziele zu gelangen?

Gothein weiß in der Tat nicht nur einen, sondern gleich zwei neue Wege zu zeigen, auf denen dem Volke sein Recht verschafft werden könne. In erster Linie verlangt er die Abschaffung der Wahlordnung vom 30. Mai 1849 durch einen Akt der Staatsregierung, mit anderen Worten, durch einen Staatsstreich. Gothein geht dabei von der Voraussetzung aus, daß diese Wahlordnung ihre Geltung keinem verfassungsmäßigen Akt, sondern einem Staatsstreich verdanke. Das preußische Dreiklassenwahlrecht bestehe also nicht zu recht, sondern zu unrecht; es sei auch nicht dadurch zu recht geworden, daß die auf seiner Grundlage erwählten Kammern es als Recht anerkannt hätten. Das Volk könne verlangen, daß das, was ihm 1849 zu unrecht genommen sei, nämlich das gleiche, allgemeine, geheime, wenn auch nur mittelbare Wahlrecht, wie es auf Grund der Verfassung vom 8. April 1848 bestand, ihm wiedergegeben werde; es sei geradezu heilige Pflicht, dieses Recht wiederherzustellen. Ganz ähnlich der Reichstagsabgeordnete Dr. David in der Reichstagssitzung vom 30. März: „Die Reichsleitung möge sich entschließen, das Dreiklassenwahlsystem und das Herrenhaus auf demselben Wege zu beseitigen, auf dem es seinerzeit geschaffen ist", nämlich durch Oktroyierung.

Dazu wäre zunächst zu bemerken, daß das Recht des Königs Friedrich Wilhelm IV., auf Grund des Artikels 105 der Verfassungsurkunde vom 6. Dezember 1848, wonach in dringenden Fällen auch ohne Zuziehung der Kammern Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen, mithin oktroyiert werden durften, heutigen Tages kaum noch von einem Staatsrechtslehrer bestritten wird. Weder Rönne, noch Arndt, noch der weit nach links gravitierende Anschütz bezweifeln im geringsten die Gültigkeit der so zustande gekommenen Wahlordnung von 1849. Und selbst, wenn diese mit einem juristischen oder moralischen Defekt behaftet wäre, so ist sie doch durch ihre bald siebzigjährige Wirksamkeit über jeden Zweifel erhoben worden. Schon nach den Grundgesetzen des deutschen Bundes, die doch über dem Landesrecht standen, galt jede in anerkannter Wirksamkeit befindliche Verfassung als sakrosankt. Wenn also nicht durch die nachträgliche Genehmigung der Kammern von 1849, so wäre die Wahlordnung vom 30. Mai 1849 doch schon durch ihren langen Bestand gegen jede Anfechtung geschützt. Es kommt hinzu, daß die Verfassung vom 31. Januar 1850 durch die Vereidigung des Königs, des Staatsministeriums, des gesamten Beamtentums, ja sämtlicher Abgeordneten selbst, vieltausendfältig geschützt und verankert ist. Auch Herr von Bethmann Hollweg ist auf die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung eidlich verpflichtet; auch für ihn gilt Artikel 115 der Verfassung, wonach bis zum Erlasse des in Artikel 72 vorgesehenen, bis heute nicht zustande gekommenen Wahlgesetzes, mit anderen

Worten, bis zu einer Verständigung zwischen den legislativen Gewalten über ein neues Wahlgesetz die Verordnung vom 30. Mai 1849 in Kraft bleibe. Der Reichskanzler hat ja in seiner jüngsten Rede vom 29. März den Gedanken einer Oktroyierung nicht a limine abgewiesen, vielmehr nur bezweifelt, ob ein Zeitpunkt, wo ein Volk um seine Existenz ringe, der richtige für eine solche Oktroyierung sein könne. Nichtsdestoweniger scheint es uns ausgeschlossen, daß dieser Weg ernstlich in Frage gezogen werden könne. Ein Staatsstreich, der nach zwei vollen Menschenaltern den Staatsstreich von 1849 aufhöbe, das ist doch eine fast groteske Vorstellung, das hieße in Wahrheit den Teufel durch Beelzebub austreiben. Unseres Erachtens muß dieser Weg vollkommen ausgeschlossen bleiben.

Aber Gothein hat ja noch einen anderen Weg bereit, um zu dem von ihm gewünschten Ziele zu kommen: den Umweg über die Reichsverfassung. „Nach Artikel 76, Absatz 2", so schreibt er, „hat der Bundesrat Verfassungsstreitigkeiten in solchen Bundesstaaten, in deren Verfassung nicht eine Behörde zur Entscheidung solcher Streitigkeiten bestimmt ist, auf Anrufen eines Teiles gütlich auszugleichen, oder wenn das nicht gelingt, im Wege der Reichsgesetzgebung zur Erledigung zu bringen. Es würde dem Bundesrat nicht schwer werden, im Reichstag einen Gesetzentwurf zur Annahme zu bringen, der bestimmt: ‚In jedem Bundesstaat muß eine aus allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlen hervorgehende Volksvertretung bestehen.' Und da nach Artikel 2 der Reichsverfassung die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen, da nach Artikel 19 Bundesmitglieder, die ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, dazu im Wege der Exekution angehalten werden können, so ist der Weg gegeben, von Reichs wegen Preußen zu nötigen, seinem Volke das Wahlrecht zu geben, das man ihm genommen hat, und das unerläßlich ist, sollen gesunde Zustände im Reiche wie in Preußen geschaffen werden."

Auf denselben Weg weist auch die eben im Reichstage eingebrachte Resolution Bernstein und Genossen hin, nach der der Reichskanzler aufgefordert werden soll, dem Reichstag schleunigst ein Gesetz vorzulegen, wodurch Artikel 3 der Reichsverfassung einen Zusatz folgenden Inhalts enthält: „In jedem Bundesstaat muß eine auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts nach dem Verhältniswahlsystem gewählte Vertretung bestehen."

Leider aber ist auch der zweite Weg des Herrn Gothein ein Irrweg, der nicht zum Ziele hin, sondern vom Ziele ab führt. Artikel 76 der Reichsverfassung ist ja auf das preußische Wahlrecht gar nicht anwendbar, da in Preußen gar keine derartige Verfassungsstreitigkeiten existieren, die der Bundesrat zunächst gütlich auszugleichen berufen sein würde. Solche Verfassungsstreitigkeiten müßten vielmehr erst künstlich, etwa durch einen Staatsstreich, der den Landtag zwänge, den Bundesrat anzurufen, herbeigeführt werden. Die Regierung selbst kann ihrerseits den Bundesrat überhaupt nicht anrufen, solange der Landtag sich innerhalb seiner gesetzlichen Kompetenzen hält. Da-

gegen ließe sich der Umweg über die Reichsverfassung, der auf Grund des Paragraphen 76 nicht möglich ist, allerdings auf Paragraph 78 der Reichsverfassung stützen, wonach Veränderungen der Verfassung im Wege der Gesetzgebung erfolgen. Nach einmütiger Auffassung aller staatsrechtlichen Autoritäten gibt diese Bestimmung dem Reich ideell eine unbegrenzte Kompetenz; nach ihr könnte das Reich, um ein Wort Labands zu zitieren, die verfassungsmäßig festgestellte Grenze zwischen seiner Machtsphäre und der der Einzelstaaten in der Form der Verfassungsänderung einseitig d. h. ohne Zustimmung der einzelnen Gliedstaaten verändern. Es ist das die berühmte Lehre von der „Kompetenz-Kompetenz" des Reiches. Aber freilich ist jede Verfassungsänderung und damit auch jede Kompetenzerweiterung des Reiches an die Bestimmung geknüpft, daß sie als abgelehnt zu gelten habe, wenn sie im Bundesrate vierzehn Stimmen gegen sich habe. Also könnten z. B. die drei Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen, die zusammen genau vierzehn Stimmen im Bundesrat haben, durch entsprechende Instruierung ihrer Bundesratsstimmen jede Kompetenzerweiterung des Reiches und damit auch jede Verfassungsänderung der Einzelstaaten auf dem Umweg über das Reich unmöglich machen. Wenn also Gothein meint, es werde dem Bundesrat ein Leichtes sein, einen dahingehenden Gesetzentwurf im Reichstag zur Annahme zu bringen, so fragt es sich vielmehr: würde der Bundesrat denn das auch wollen? Die Antwort aber könnte nicht einen Augenblick zweifelhaft sein: nein, der Bundesrat würde nicht wollen, er würde niemals eine Kompetenzerweiterung des Reiches zulassen, die diesem die Möglichkeit gewähren würde, in die Verfassungsverhältnisse eines jeden Bundesstaats einzugreifen. Ob es übrigens dem Bundesrat leicht fallen würde, im Reichstag eine solche Kompetenzerweiterung des Reiches durchzusetzen, erscheint auch noch fraglich genug. Ein Blick auf die leidige mecklenburgische Verfassungsfrage, die in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum im Reichstage feiern könnte, spricht nicht dafür.

Bekanntlich ist schon bei der Beratung der Verfassung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 und bei der Neuredaktion derselben als deutsche Reichsverfassung von dem mecklenburgischen Abgeordneten Wiggers mit Rücksicht auf die langjährigen Verfassungswirren seiner engeren Heimat der Antrag gestellt worden, in jedem Bundesstaat müsse eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetz und bei Feststellung des Staatshaushalts erforderlich sei. Damals wurde der Antrag vom Reichstage abgelehnt, weil die Annahme einer solchen Bestimmung das Zustandekommen der ganzen Verfassung hätte in Frage stellen können. Nach erfolgter Reichsgründung ist ein gleicher Antrag wiederholt vom Reichstage angenommen, so 1871, 1873 und 1874. Der Bundesrat aber beschloß in seiner Sitzung vom 26. Oktober 1875, dem Gesetzentwurf seine Zustimmung nicht zu erteilen; dagegen sprach er die Erwartung aus, es werde den Großherzoglich Mecklenburgischen Regierungen gelingen, eine Änderung

der bestehenden mecklenburgischen Verfassung mit dem Landtage zu vereinbaren; eine Erwartung, die sich bekanntlich bis zum heutigen Tage nicht erfüllt hat. Später ist derselbe Antrag, der gleich dem Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes zum eisernen Inventar des Reichstags gehörte, noch wiederholt eingebracht worden, so 1895, 1909 und 1912. Im Jahre 1895 vom Reichstage gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, der Freisinnigen und eines Teils der Nationalliberalen und Antisemiten abgelehnt, konnte der Antrag in den letzten Legislaturperioden überhaupt nicht zur Verhandlung gebracht werden!

Auch der mehrere Male von mecklenburgischen Reichstagsabgeordneten unternommene Versuch, auf dem Wege einer Interpellation ein Eingreifen des Reiches in die mecklenburgische Verfassungsfrage herbeizuführen, ist stets vollkommen gescheitert. Am 15. Juni 1909 erklärte der damalige Staatssekretär des Innern, heutige Reichskanzler von Bethmann Hollweg auf die Interpellation der Abgeordneten Pachnicke, Linck und Reichsgraf Bothmer: es liege nicht in der Absicht der Verbündeten Regierungen, eine grundlegende Veränderung des Verfassungsrechts in der Richtung vorzunehmen, die Machtsphäre des Reiches gegenüber dem inneren Verfassungsrecht der Einzelstaaten anders abzugrenzen. Eine neue Interpellation derselben Abgeordneten wurde von dem Staatssekretär Delbrück am 11. Januar 1910 dahin beantwortet: „Es bleibt nur die Frage übrig, ob etwa in Anbetracht der hohen Bedeutung, welche der endlich zufriedenstellenden Lösung der Frage beizumessen ist, durch Erweiterung der verfassungsmäßigen Zuständigkeit gemäß Artikel 78 der Reichsverfassung die Grundlage für ein Eingreifen des Reiches geschaffen werden könnte. Im Namen der Verbündeten Regierungen habe ich die Erklärung abzugeben, daß sie es nicht für angängig erachten, diesen Weg zu beschreiten, da dies mit den föderativen Grundsätzen, auf denen die Reichsregierung ruht, unvereinbar sein würde."

Schließlich hat der Staatssekretär Delbrück noch am 6. Dezember 1912 auf eine Anfrage des Abgeordneten Herzfeld von neuem festgestellt: auch jetzt sei es noch die Auffassung der Verbündeten Regierungen und des Reichskanzlers, daß sie im Hinblick auf die föderativen Grundsätze, auf denen die Reichsverfassung ruhe, sich nicht dazu verstehen könnten, eine Grundlage für ein Eingreifen des Reiches zu schaffen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sowohl 1910 wie 1912 die Erklärungen Delbrücks auf Grund einstimmig gefaßter Beschlüsse der Verbündeten Regierungen erfolgt sind. Es fand sich mithin unter den Verbündeten Regierungen noch 1912 auch nicht eine einzige, die für eine Kompetenzerweiterung des Reiches zum Zweck des Eingreifens in die Verfassungsverhältnisse eines Einzelstaates zu haben gewesen wäre.

Und wie steht es in dieser Hinsicht mit der Mehrheit des Reichstages? Daß alle diejenigen Parteien, die für eine Aufrechterhaltung der föderativen Grundlagen des Reiches eintreten, also Konservative, Reichspartei, Zentrum und mindestens der größte Teil der Nationalliberalen, ein Eingreifen des Reiches

in die Verfassungsverhältnisse der Einzelstaaten ablehnten und ablehnen, braucht kaum erst gesagt zu werden. Bemerkenswert ist die ganz entschiedene Haltung, die das Zentrum in dieser Frage einnimmt. Namens des Zentrums führte der Abgeordnete Gröber am 11. Januar 1910 aus: „Wir im Zentrum sind nicht die einzigen, die die allerschwersten Bedenken gegen eine solche Erweiterung der Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung haben. Wenn der Weg einmal beschritten wird, dann gibt es keine Verfassungsfrage irgendwelcher Art mehr, die nicht auf dem gleichen Wege auch in der Reichsgesetzgebung erledigt werden könnte, und nicht etwa nur die Frage der Einführung einer Volksvertretung, die auf allgemeinen Wahlen beruhen sollte, sondern es könnte sich auch recht wohl um das Thronfolgerecht in verschiedenen Staaten handeln, wo Zweifel und Schwierigkeiten bestehen. Und nicht bloß um die Rechte der Fürstenhäuser, sondern auch um die Rechte der Abgeordnetenhäuser, der Volksvertretungen, könnte es sich handeln, wenn einmal eine Reaktionsperiode kommt, und vor der sind wir auch nicht sicher .... Wenn wir im Zentrum also noch so sehr den Wunsch haben, es möge Mecklenburg auch allmählich hinterdrein kommen mit seiner Verfassungsgestaltung, so wollen wir doch nicht einen reichsgesetzlichen Zwang ausüben und in die Verfassung von Mecklenburg hineinregieren, weil die Konsequenzen eines solchen Schrittes ganz unübersehbar sind"!

Wie in einer Vorahnung kommender Ereignisse wies Gröber in gleichem Zusammenhang auch schon auf Preußen hin. „In Preußen wäre sicherlich der Widerstand am allerschlimmsten, wenn wir je den Versuch überhaupt machen könnten, in die preußische Verfassung Eingriffe zu unternehmen. Aber wir können es ja nicht"!

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war es denn auch den Sozialdemokraten klar, daß auf ein Eingreifen des Reiches in die Verfassungsverhältnisse, sei es auch nur Mecklenburgs, geschweige denn Preußens, nicht zu rechnen sei. Der Abgeordnete Ledebour gestand in der Reichstagssitzung vom 22. Mai 1912 zu: „Daß heute bei der jetzigen Zusammensetzung des Reichstags auf so etwas nicht zu rechnen ist, das wissen wir auch; aber solche wichtige Neuerungen, solche wichtige politische Schritte brauchen eine Reihe von Jahren, um auszureifen und durchzudringen. Wir Sozialdemokraten werden jedenfalls dafür sorgen, daß dieser Gedanke nicht einschläft, daß er immer mehr Anhänger im Volke gewinnt, bis schließlich die Volksstimmung in Deutschland so stark geworden ist, daß es möglich ist, im Reiche diese Maßregeln durchzusetzen."

Ob heute, unter der Einwirkung des Weltkrieges die Stimmung des Volkes, des Reichstages und, was doch nicht minder in die Wagschale fällt, auch der Verbündeten Regierungen bereits so von Grund aus verwandelt ist, daß ein Eingreifen des Reiches in die preußischen Verfassungsverhältnisse durchführbar erscheint? Ich fürchte, es wird kaum jemand geben, der ehrlich daran glaubt. Erst vor wenigen Tagen wiederholte der „Vorwärts" noch seine Klagen über den Reichstag: „Die größte Schwierigkeit liegt in der Scheu des Reichstages

selbst vor den ungewohnten und gefährlichen Problemen, in die ihn das neue System zu verwickeln droht." Wenn aber das von dem grünen Holze des Reichstags gilt, was soll man dann erst von dem dürren Holze des Bundesrats, in dem die föderativen Grundlagen des Reiches ihren festesten Halt haben, erwarten! Ach nein, es ist auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden, daß die Resolution der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft ein praktisches Resultat zeitige.

Können also beide Wege, die unsere Linksparteien bisher für eine radikale Lösung der Wahlrechtsfrage in Vorschlag gebracht haben, sowohl der Saltomortale eines Staatsstreichs wie der Umweg über die Reichsverfassung, auf keine Weise zum Ziele führen, so scheint freilich kein anderer Weg übrig zu bleiben als der, der auch von vornherein am nächsten liegt, der einer Verständigung zwischen Staatsregierung und Landtag. In der Tat, es gilt auch hier das Wort der Bibel: die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt. Uns würde es verhängnisvoll erscheinen, wenn die Linksparteien sich weigern sollten, mit auf diesen schmalen Pfad zu treten, der allerdings, wie die Mehrheitsverhältnisse im Landtage nun einmal liegen, für die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen vorerst keinen Raum gewährt. Mögen unsere Linksparteien es sich ernstlich überlegen, ob sie nicht lediglich die Geschäfte ihrer Gegner besorgen, wenn sie sich auch fernerhin einseitig auf die Einführung des Reichstagswahlrechts festlegen und darüber versäumen würden, sich an den Vorarbeiten über ein etwa nach der staatlichen Leistung abgestuftes Wahlrecht zu beteiligen. Ich darf daran erinnern, daß in den Vorschlägen, wie ich sie in den „Grenzboten" entwickelt habe, auch linksliberale Blätter wie das „Berliner Tageblatt" einen demokratischen Grundzug entdecken wollten. Mir scheint in Wahrheit, daß ein abgestuftes Wahlrecht, das dem wirklichen Verdienst seine Krone gibt, und das weiter das Hauptgewicht des Verdienstes auf den Begriff der Arbeit legt, in höherem Maße sozial und arbeiterfreundlich wirken müsse als selbst das gleiche Wahlrecht. Ist es unsozial, ist es undemokratisch gedacht, wenn die fleißige und fruchtbare Arbeitsbiene mehr gelten soll wie die faule Drohne? Selbstverständlich bin ich weit davon entfernt, in den Vorschlägen, wie ich sie seinerzeit hier niedergelegt habe, etwas Vollkommenes zu sehen, vielmehr bedürfen sie sicherlich auch nach demokratischer Richtung hin noch weiterer Durchbildung. Im übrigen ist es auch noch keineswegs gewiß, daß die Vorschläge der Regierung sich gerade in der Richtung eines nach der Leistung abgestuften Wahlrechts bewegen werden; es ließe sich ja auch sehr wohl denken, daß eine Anlehnung an süddeutsche Vorbilder gesucht wird. Nur das steht fest, daß auf dem Wege der Wahlreform den breiten Massen ein größeres Maß des Mitbestimmungsrechts an dem Staate eingeräumt werden soll. Damit ist eine freiheitliche Entwicklung des preußischen Wahlrechts gewährleistet, und unseren Linksparteien fällt die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß dem neuen Wahlrecht dieser Grundcharakter recht vollkommen

aufgeprägt werde, auch wenn nicht die Bahn des Reichstagswahlrechts eingeschlagen wird.

Ob andererseits unsere Linksparteien richtig im wohlverstandenen eigenen Interesse handeln, wenn sie die Regierung so unablässig und leidenschaftlich zu einer Beschleunigung der Wahlrechtsreform drängen, erscheint mindestens fraglich. Die Regierung hat sich nun einmal dahin engagiert, während des Krieges mit der Reform nicht hervorzutreten; kann sie hiervon so ohne weiteres abgehen? Dem unbefangenen Beobachter will es außerdem scheinen, als ob mit einer Verschiebung der Wahlrechtsreform bis nach dem Frieden den Linksparteien weit mehr gedient sei als ihren Gegnern. Einmal liegt es auf der Hand, wie schon gesagt, daß die unausbleibliche Rückwirkung der gewaltigen Ereignisse in Rußland auf unsere eigenen Verhältnisse sich um so stärker geltend machen wird, je mehr sich die Zustände in Rußland im Sinne einer sozialistisch-demokratischen Republik befestigen. Sodann aber könnte es unseren Linksparteien nur willkommen sein, wenn an der Entscheidung über die Wahlrechtsreform auch unsere Feldgrauen, deren Stimme sich dann ohne allen Zweifel besonders stark geltend machen wird, beteiligt werden. Freilich wird auch von konservativer Seite häufig die Mitwirkung der Feldgrauen als ein Argument für die Verschiebung der Reform angeführt. Doch scheint das sehr kurzsichtig gedacht. Kluge Politiker wie der Freiherr Oktavio von Zedlitz und Neukirch, die sehr wohl wissen, daß die demokratische Welle erst mit und nach dem Frieden ihren höchsten Stand erreichen wird, treten denn auch mit großem Eifer immer wieder von neuem dafür ein, daß die Wahlrechtsreform jedenfalls vor den nächsten allgemeinen Wahlen zum Abgeordnetenhause und möglichst bereits im ersten Anlauf unter Dach und Fach gebracht werden müsse.

Eine Möglichkeit gäbe es freilich, die Wahlrechtsreform sofort in Fluß zu bringen: wenn auch die Linke keinen Zweifel daran ließe, daß sie gleich der Rechten bereit sei, Opfer an ihren Auffassungen und Ueberzeugungen zu bringen. Wenn die Regierung sich überzeugt halten dürfte, daß die Linke in dem Moment, wo ein Antrag derselben auf Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen im Abgeordnetenhaus nicht die Majoriät findet, nicht darauf ausgehen würde, die Angelegenheit zu einem Spielball der Volksleidenschaften zu machen, sondern sich bereit finden lassen würde, von dem Boden einer Regierungsvorlage aus, die nach der Zusage des Reichskanzlers in jedem Fall „den breiten Massen des Volkes vollberechtigte und freudige Mitwirkung an der staatlichen Arbeit" ermöglicht, mag dies nun auf dem Wege eines nach der staatlichen Gesamtleistung abgestuften Wahlrechts oder auf einem anderen Wege versucht werden, dann entfällt für Herrn von Bethmann Hollweg jeder Grund, mit der Wahlrechtsreform auch nur einen Augenblick zu zögern. Es ist ja auch in der letzten Reichstagsdebatte wieder mit voller Deutlichkeit hervorgetreten: er möchte mit der großen Reform lieber heute als morgen hervortreten; was ihn hindert, ist

einzig und allein die Befürchtung, daß die Linke die Gelegenheit benutzen würde, um alle Volksleidenschaften in einem Moment aufzuwühlen, wo es mehr wie je gilt, in der Endphase des Krieges die seelischen Kräfte des Volkes zu höchster Einheit und Geschlossenheit zusammenzuhalten und immer noch mehr zusammenzufassen. Die Linke hat es in der Hand, dem Kanzler diese Furcht zu nehmen. Großes könnte die Linke erreichen, wenn sie heute und morgen — es braucht ja nicht für immer zu sein — in dem einen Punkte des Reichstagswahlrechts Selbstbescheidung übte: ein Wahlrecht, das mit dem unglückseligen Klassenstandpunkte, dem Fluch des preußischen Wahlrechts, und mit seinem Mammonismus aufräumte, das wirklich das individuelle Gewicht einer jeden Stimme, auch der des ärmsten Arbeiters nach sozialen und humanen Gesichtspunkten zu erfassen sucht, und das demnach turmhoch über dem bisherigen Wahlrecht steht. Es scheint mir auch kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß die Regierung sich bereit finden lassen würde, eine solche Reform mit einer Neueinteilung der Wahlkreise zu verbinden, die dem Elend der großen Riesenwahlkreise nach den Vorschlägen des Abgeordneten David abhilfe. Wäre das alles nicht die Zurückstellung eines Dogmas wert, das heute sich überhaupt nicht, und wenn dennoch, auf jeden Fall nur unter den schwersten Erschütterungen unseres staatlichen und Verfassungslebens durchführen läßt?

Mir scheint, die Linke steht heute vor einem Scheidewege. Nicht der Grundsatz: „Alles oder nichts" kann ihr und unserem Vaterlande Heil bringen, sondern nur die ruhige Abschätzung der vorhandenen Möglichkeiten und entsprechendes Handeln. Möge sie den Weg durch die enge Pforte finden; es wird auch hier sich bewahrheiten, daß er zum Leben führt!

Die Eigenart der germanischen Weltanschauung

Von Dr. Richard Müller-Freienfels

Seine philosophische Frage hat die Denker fast aller Kulturländer im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts so lebhaft erregt, wie die von Amerika aus als erkenntnistheoretisches Streitobjekt zwischen sie geschleuderte Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Eine Unzahl von Federn geriet in Bewegung, auf Kongressen und in Vereinen entbrannte der Redekampf, akademische Preise wurden ausgesetzt, um sie zu lösen. Was erreicht wurde, war — wie so oft in philosophischen Diskussionen — nicht eine Lösung, aber eine ganze Reihe von solchen, deren jede eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich gewann. Vielleicht dünkt dem naiven Betrachter,

das sei recht wenig, ja der Beweis für die Unmöglichkeit einer wirklichen Lösung. Indessen, wer so spricht, verkennt das Wesen der Philosophie. Dies nämlich und ihr letzter Wert liegen gar nicht in der Lösung, sondern in der Stellung der Probleme und deren Klärung. Philosophische Fragen werden überhaupt nicht beantwortet wie die Rätsel in einer Zeitungsecke, deren Lösung in der nächsten Nummer klipp und klar erscheint. Philosophische Fragen gleichen alle ein wenig dem Schicksal der Helden in großen Tragödien, wo auch nicht im Sieg, sondern im heroischen Kampf und der durch diesen Kampf entfesselten Erhebung der Wert und die Würde liegt. So steht es auch im Streit um das Wesen der Wahrheit. Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, stellt sich die Sache so dar, daß eine absolute, für alle gültige Wahrheit bisher den letzten Fragen des Seins gegenüber nicht im Bereiche menschlicher Macht liegt. Gewiß, die Wahrheit, daß $a^2 + b^2 = c^2$ ist, oder die, daß die Katze lebendige Junge zur Welt bringt, können leicht entschieden werden. Richten wir den Blick höher, fragen wir nach dem Wesen der Welt oder dem höchsten Gut oder dem Sinn des Lebens oder sonst einer der großen Probleme der Weltanschauung, so ergibt sich, daß hier kein objektives Entscheidungsmittel besteht. Weder die Evidenz, noch der pragmatische Beweis, noch sonst ein Schibboleth reicht aus. Die Geschichte des menschlichen Denkens beweist, daß die entgegengesetztesten Gedanken für wahr gegolten haben. Die Gründe dafür sind äußerst mannigfaltig und verschieden. Ein Nachspüren enthüllt als Gemeinsames immer nur, daß der Entscheid über Wahr und Nichtwahr von einer Instanz gefällt wird, die jenseits des reinen Verstandes steht, einer Instanz, die im letzten Grunde identisch ist mit der tiefsten Eigenart und der spezifischen Lebenspotenz der einzelnen Persönlichkeit. Sage mir, was für ein Mensch du bist, und ich will dir sagen, was du für Wahrheit im höchsten Sinne hältst und was nicht. Das ist nicht Skeptizismus, denn dieser hält alle Wahrheit für Täuschung. Die hier entwickelte Anschauung dagegen erkennt jeder Weltanschauung ein relatives Recht zu. Wir meinen nicht, daß es eine Weltanschauung gibt, die für alle gleich gut wäre; wir meinen aber, daß es viele Weltanschauungen gibt, deren jede von ihrem Standpunkt aus recht habe, ein zwar nicht absolutes, aber immerhin ein relatives Recht, das das einzige ist, das dem Menschen gewährt ist. Denn noch hat niemand bewiesen, daß unser kleines Gehirn befähigt sei, das innerste Wesen der Welt restlos zu erfassen. Nur eine Stellung zur Welt gewinnen, seine Stellung zur Welt gewinnen kann der Mensch*).

* * *

Immerhin bedeutet eine solche Mannigfaltigkeit von Weltanschauungen keineswegs ein Chaos, sowenig als die Mehrheit von Persönlichkeiten die Anarchie bedeuten muß: im Gegenteil, gerade aus der Verschiedenheit und gegenseitigen

*) Nähere Begründung dieser allgemeinen Voraussetzungen findet man in meinen Büchern: „Persönlichkeit und Weltanschauung", Leipzig 1917 (B. G. Teubner), ferner in „Das Denken und die Phantasie" (J. Ambr. Barth 1916).

Ergänzung ergibt sich eine höhere Einheit. Und wie sich die menschlichen Charakterverschiedenheiten in gewisse Typen übersichtlich ordnen lassen, so lassen sich auch die Gegensätze der Weltanschauungen in gewisse Typen zusammenbringen, die man wiederum bestimmten menschlichen Veranlagungen als zugehörig zuschreiben kann.

In der Tat versuchen wir es, zwei der aller allgemeinsten Typen der Weltanschauung in ihrer Eigenheit zu beschreiben und sie zwei verschiedenen Typen der Menschheit zuzuordnen, denen sie mit Notwendigkeit zugehören. Wir bezeichnen diese beiden Typen der Menschheit als den „klassischen Typus" und den „germanischen" oder „gotischen" Typus. Wir entnehmen also die beiden Begriffe der historisch-ethnographischen Begriffsbildung, meinen aber damit einen psychologischen, an sich zeitlosen Gegensatz, der sich nicht vollkommen mit jenen historischen Begriffen deckt, für den nur eine treffende rein-psychologische Bezeichnung fehlt und auch schwer zu schaffen ist. In der Tat nämlich kommt der „klassische" Typus vor allem im alten Griechenland, im Italien der Renaissancezeit und im neuen Frankreich am reinsten vor. Damit ist aber weder gesagt, daß er dort sich bei jedem Menschen fände, noch daß er sonst nirgends in Erscheinung träte. Ebenso kommt der „gotische" Typus vor allem in Deutschland und andern nordischen Ländern vor, ohne indessen auf diese Gebiete allein beschränkt zu sein. Wir gehen jedoch diesem historisch-ethnographischen Problem nicht weiter nach; wir suchen nur die beiden Typen — einerlei wo sie sich finden — in möglichster Reinheit herauszuarbeiten und ihre Weltanschauung zu kennzeichnen.

* * *

Zunächst der klassische Mensch! Er ist von ungeheurer Wichtigkeit für die Welt- und Kulturgeschichte geworden und nicht für die klassischen Völker allein; auch die andern fast alle haben seinen Einfluß verspürt, wo immer sie mit ihm in Beziehung traten.

Was der klassische Mensch vor allem erstrebt, ist Klarheit. Aus der unendlichen Fülle des Seienden löst sein Blick das Zusammengehörige heraus, sieht das Einheitliche in der Mannigfaltigkeit und ordnet es in klare, typische Begriffe. So entsteht der Schönheitsbegriff der klassischen Geistigkeit: in wundervoller Harmonie richtet er die Maße gegeneinander; in vollendeter Symmetrie gliedert er die Massen; indem er das Typische, Ewiggleiche, Dauernde in der Flucht der Erscheinungen festhält, „idealisiert" er die Welt. So entsteht der griechische Tempel, so entsteht die ideale, d. h. Typen gestaltende Kunst des Phidias oder die Tragödie des Sophokles. — Und dieselben Eigenheiten kehren wieder bei den Malern der Renaissance oder der Tragödie Racines. Nicht allein darum, weil diese letzteren Künstler die antiken Werke nachgeahmt hätten! Nein, nur darum, weil sie des gleichen Geistes Kinder waren, kamen sie darauf, von jenen zu lernen, konnten sie nur jene Tradition lebenskräftig weiter führen.

Die gleiche Geistesart nun spiegelt sich in der klassischen Weltanschauung. Was der klassische Mensch von einem Weltbild heischt, das ihm genugtun soll,

ist Klarheit, Harmonie, Festhalten des Einheitlichen in der Mannigfaltigkeit des Seins. Dem entspricht das Ziel des griechischen Philosophierens von Anfang an: Den einen Grundstoff der Welt suchen Thales, Anaximenes, Anaximander und die anderen frühen Denker. In der Zahl glaubten die Pythagoreer das Weltprinzip gefunden zu haben, dem sich die von ihnen angenommene Weltharmonie erschlösse. Ja, so harmonisch erschien ihnen die Welt, daß sie zur Annahme geführt wurden, die Gestirne in ihrer geordneten Bahn müßten eine wundersame Musik erzeugen, die Harmonie der Sphären! Bis ins Absurde konsequent dachten die Eleaten die Einheit des Seins zu Ende. Für Parmenides und seine Anhänger ist die Welt im tiefsten Innern Einheit: alle Vielheit, aller Wechsel ist Sinnestrug, ist Nichtsein. Vergebens protestiert der letzten Endes ungriechische Kleinasiate Heraklit. In Plato leben, wenn auch mannigfach gefärbt durch orientalische Einflüsse, die Gedanken der Eleaten wieder auf und werden ausgebaut zu einem System, das seit alters als vollendetste Verkörperung des klassischen Geistes gegolten hat. Wahrhaftes Sein haben nur die „Ideen", das heißt der zu transzendenter Wesenheit erhobene Begriff, der Typus, und in harmonischer Einheit gipfeln diese Ideen in der sie alle umfassenden Idee des Guten. Man sieht: die gleichen Eigenschaften, die das Wesen der klassischen Kunst ausmachen, kehren wieder in dieser Philosophie: Klarheit, Einheitlichkeit, Harmonie.

Wir können an dieser Stelle nicht dem vielverzweigten Gang der klassischen Gedankenbildung nachgehen. Sie ist von ungeheurem Einfluß gewesen und lebt noch jetzt weiter. Besonders in den romanischen Ländern ist sie noch heute allein gültig. Was das Verführerische und Werbende des französischen Geistes ausmacht, sind die gleichen klassischen Werte: Klarheit, Einheitlichkeit, Sinn für Harmonie. Wir finden sie wieder in der Philosophie des Descartes, wir finden sie — mag auch sonst ihr Philosophieren ganz andere Wege gehen — in den Schriften aller Denker, die als echt französisch zu gelten haben, mögen sie Voltaire, Diderot, Taine oder sonstwie heißen. Jenseits aller Verschiedenheiten ihrer Lehren im einzelnen kehrt immer die klassische Geistesart wieder, die die unendliche Fülle der Welt ordnet, vereinheitlicht, in leuchtende Klarheit rückt, mag das zuweilen auch nur mit Gewalt, nur mit Nichtachtung eines guten Teils des Gegebenen möglich sein.

* * *

Neben diese Weltanschauung tritt nun mit dem Aufkommen der nordischen Völker ein neuer Menschheitstypus, der eine andere Art hat, Welt und Wahrheit zu erleben. Er hat kein leichtes Spiel, sich durchzusetzen; denn als er auftritt, ist die klassische Weltanschauung bereits zu festen Systemen kristallisiert, hat neben der eigenen Überzeugungskraft die Wucht jahrhundertelanger Autorität in die Wagschale zu werfen, während die nordische Menschheit noch auf fast kindlich-unbewußter Stufe steht.

Kein Wunder also, daß sie einen schweren Kampf kämpfen muß, um sich durchzusetzen, einen Kampf, der sie immer aufs neue zu unterdrücken strebt.

Und doch, gerade die Zähigkeit und die trotz allem und allem immer wiederkehrende Lebenstendenz beweist, wie groß die Kraft und die Notwendigkeit dieser Art der Geistigkeit sein muß. Ja, bis auf den heutigen Tag hin dauert der Kampf; nur selten ist sich die spezifisch germanische Geistigkeit ihrer selbst bewußt geworden, und es ist der Gipfel der Tragik, daß gerade ihre gewaltigsten Kämpen oft sich in klassisches Kostüm hüllten und für klassische Gedanken zu fechten glaubten, wo sie in Wahrheit als Träger einer anderen Geistigkeit vor der Weltgeschichte dastehen. So kam in Albrecht Dürers Entwicklung ein großer Bruch durch den Einfluß der Renaissance, so wird Goethes ursprüngliche Art auf Jahrzehnte lahmgelegt und geschwächt durch sein Liebäugeln mit der Klassik. Wir sollten endlich aufhören, das als größte Größe zu bewundern, daß diese deutschesten Geister sich in fremde Masken steckten! Wir sollten uns klar sein, daß das Tiefste und Beste in „Herrmann und Dorothea", in „Iphigenie", im „Faust" nicht das „Klassische", sondern das „Deutsche" ist!

Denn trotz aller erdrückenden klassischen Tradition bricht die germanische Eigenart überall durch: in der gewaltigen Architektur des Mittelalters, in der deutschen Musik uud auch in der germanischen Dichtung: im alten Heldengesang, im Theater Shakespeares, in der neueren deutschen Dichtung überall. Und was ist das Wesen dieser germanischen Art, wenn wir ihren innersten Lebensnerv bloßlegen? Nun, es ist in allem der Gegensatz zur Klassik: statt der reinen Klarheit der Antike herrscht hier die Freude an der verwirrenden Fülle, die berauscht und hinreißt; statt der Einheitlichkeit liebt man die Mannigfaltigkeit, den bewegten Wechsel, die lebendige Entwicklung; statt dem Typischen strebt man dem bis ans absonderliche Charakteristischen nach und scheut selbst vor Verzerrungen nicht zurück! Nirgends aber begnügt man sich wie der Klassiker mit künstlicher Abrundung, sondern immer steht jenseits des Endlichen noch ein Irrationales, Unendliches, Transzendentes!

So etwa stellt sich nach ihren Äußerungen in der Kunst (und auch auf andern Lebensgebieten) die germanisch-gothische Art dar*). Manches wurde verstärkt in ihr (allerdings auch vielfach verwirrt) durch orientalische Einflüsse, die besonders durch das Christentum hinein kamen. Alles in allem jedoch ist es wunderbar, wie kraftvoll sich trotz der überstarken klassischen Tradition die spezifisch nordische Geistigkeit behauptet hat. Ich werde nun an dieser Stelle versuchen, darzutun, wie sie im philosophischen Denken sich durchgerungen und sich selbstständige Geltung verschafft hat.

* * *

Allerdings sind wir auf dem Gebiet der reinen Gedankenarbeit weniger gut daran als auf dem Gebiet der Künste. Denn hier haben wir, wenn auch spärlich, Reste eines Schaffens, das nicht überpfropft ist mit klassischen Trieb-

*) Man vergleiche zur genaueren Ausführung dieser Gedanken vor allem die Schriften die R. Benz in der Sammlung „Von deutscher Art und Kunst" veröffentlicht. Desgleichen W. Worringers „Formprobleme der Gothik".

reifern. Ein philosophisches Denken aber hat es im Norden in der Zeit vor der klassischen Invasion noch gar nicht gegeben. Was wir aus dem Mythus herauslesen könnten, bleibt unsicher. Und wo sich ein abstraktes Denken regte, da warf es sich, wenn es abseits von der Schule christlicher Überlieferung ging, dem Klassizismus, vor allem dem des Aristoteles in die Arme.

Man hat zwar in der Scholastik eine Parallelerscheinung zu der gotischen Architektur oder der kontrapunktischen Musik sehen wollen: indessen darf man nicht vergessen, daß gerade hier die klassische Tradition ungeheuer stark war, und daß sich der gotische Geist nur sehr gebunden bewegen konnte. Immerhin ist auch bei vielen Scholastikern die nordische Eigenart stark zum Durchbruch gelangt, mag man sie in der freispielenden Gedankenarchitektur, die sich von dem im klassischen Sinne „Natürlichen" und „Wirklichen" so weit entfernt, erblicken, mag man im Aufbäumen der Nominalisten gegen das klassische Begriffssystem ein Ankämpfen gegen die traditionelle Verherrlichung des Typischen als des allein Wesenhaften sehen — als reine Neuerung nordischen Geistes ist die Scholastik nicht anzusprechen.

Viel eher könnte man in der deutschen Mystik der Eckhard, Tauler, Seuse und anderer eine Auswirkung des gotischen Geistes sehen. Hier haben wir die gotische Verzücktheit und Ekstase, die Verneinung des Natürlichen und Klaren zugunsten eines transzendenten Schauens, den Triumph des Irrationalen über die logische Klarheit der Antike. Aber immerhin ist die Mystik ihrer ganzen Art nach noch nicht reine Philosophie; ihre Sprache ist zu ungelenk, ihre Beweglichkeit zu gering, als daß sie als gleichwertiger Gegner gegen die klassische Philosophie in die Schranken treten könnte.

Dasselbe gilt von den Denkern der Reformationszeit, einerlei ob sie aus römischem oder lutherischem Lager kamen. Gewiß bei Nicolaus von Cues, bei Paracelsus, bei Böhme, bei Luther selber finden wir unverkennbare Aeußerungen des gotischen antiklassischen Geistes! Überall der gleiche Schwung ins Transzendente, die Betonung eines irrationalen Faktors neben, ja über der Logik; aber auch bei ihnen ist der Geist noch nicht frei und selbstherrlich genug, um eigne Systeme zu schaffen.

Das gelingt als erstem Deutschen Leibniz. Indessen möchten wir auch ihn nur mit Vorsicht heranziehen. Denn dieser ungeheuer vielseitige, aus tausend Quellen gespeiste Geist ist doch von Natur allzusehr Intellektualist, um als reiner Vertreter deutschen Denkens gelten zu können. Obwohl sich vieles in seinem gewaltigen Werke in unserm Sinne deuten ließe, verzichten wir darauf, weil wir an andern Männern viel reinere Typen haben als an ihm.

Gehen wir gleich zu den Vertretern jener Zeit über, in der sich das deutsche Denken, trotz wieder auflebender klassischer Einflüsse, am reinsten geltend gemacht hat, der Zeit, die man so recht falsch und äußerlich die Zeit des „deutschen Klassizismus" nennt (der Name erinnert bedenklich an Spreeathen und Elbflorenz!)

In lebhaftem Kampfe sehen wir die beiden Richtungen des germanischen und des klassischen Geistes in Goethes Weltanschauung. Aber jener ist der stärkere! Mochte sich Goethe unfreiwillig oder freiwillig selber darüber täuschen, das ändert nichts an der Wahrheit. Gar oft haben Fremde, Spätere, Entferntere das richtigere Bild von einer Sache als diejenigen, die mitten darin stehen! Und was unserer Zeit als das Innerste und Tiefste in Goethe erscheint, ist nicht das Klassische! Wohl aber finden wir, wenn wir versuchen, uns Goethes Weltanschauung (was er selbst nie unternommen hat) in systematischer Form vor Augen zu führen, daß gerade alle die Kennzeichen, die wir für den nordischen Geist fanden, in reinster Ausprägung uns hier begegnen! Da ist nichts zu finden von der künstlichen Vereinheitlichung der Klassiker: im Gegenteil, Goethe hat der Vielheit und Buntheit des Seins ein mindestens ebenso großes Gewicht geliehen als der Einheit! Niemals würde ein Klassiker einen Satz wie den doch so echt Goethischen unterschrieben haben: „Was ist das Allgemeine? — Der einzelne Fall! Was ist das Besondere? Tausend Fälle!“ — Man lasse sich nicht täuschen dadurch, daß Goethe selber so oft von Klarheit, Harmonie, Einheitlichkeit redet! Man redet immer am meisten von dem, was man nicht hat! Sie waren sein Ziel und seine Sehnsucht, aber nicht seine innerste Natur! Diese kommt zu Tage in seinem religiösen Fühlen, jenem gefühlsgetragenen Pantheismus, dem alles Lebendige nur ein Gleichnis ist! Wie echt gotisch! Wie unklassisch! — Man braucht nur den Pantheismus Goethes mit dem Spinozas zu vergleichen. Gewiß, dieser abstrakte Zuendedenker der Descartesschen Philosophie hat Goethe „angeregt“, aber nur so, daß Goethe daher den Anstoß empfing, sein eignes Denken zu entwickeln! Und es ist etwas Eignes geworden: statt des nur rationalen Spinozismus der gefühlsgetragene Pantheismus, der als Seligstes das Genießen dessen preist:

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht gedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Auch Kant ist in seinem ganzen Denken unklassisch. So sehr seine tiefintellektualistische Veranlagung ihn auf eine Logisierung des ganzen Seins hätte hinweisen können, er verwendet sie doch, um die Grenzen des Verstandes festzulegen, das Primat der praktischen Vernunft festzustellen und damit die reine Vernunft einem irrationalen Faktor unterzuordnen. Nirgends findet man bei ihm das Bedürfnis, nach klassischer Weise alles zu vereinheitlichen. Eine nebeneinander bestehende Vielheit von Kategorien oder die Dreigespaltenheit der Seele in reine Vernunft, praktische Vernunft und Urteilskraft beunruhigen ihn gar nicht. Gewiß, er legt die Grenzen unsers Erkennens fest, aber immerhin doch auch in der Hoffnung, damit sich einen gewissen Ausblick zu schaffen auf das, was jenseits dieser Grenze liegt.

Und vielleicht hat seine tiefste Neigung eben dem gegolten! Was er über das Wesen der Schönheit zu sagen hat, kommt an Wert nicht dem gleich, was er über das Erhabene gedacht hat. Wir spüren wenig in seinem Leben von Liebe zur reinen Schönheit; aber beim Erhabenen, beim Anblick des Sternenhimmels schlägt sein Herz am höchsten. Kant ist aufgewachsen als Kind der Aufklärungszeit; aber er ist hinausgewachsen über sie. Die deutsche „Vernunft" triumphiert in seinem Werke über den „bon sens" der Aufklärungsepoche.

Diese von ihm angebahnte Richtung tritt noch stärker heraus bei seinen Nachfolgern. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, das im einzelnen für Fichte, Schelling, Schleiermacher nachzuweisen. Nur über Hegel sei ein Wort gesagt, weil in diesem grandiosen Denker vielleicht germanisch-gotische Geistigkeit eine ihrer tiefsten und reinsten Ausprägungen gefunden hat. Freilich, auf den ersten Blick scheint er in klassischen Bahnen zu wandeln! Wird nicht auch ihm die Welt zu einem System von Begriffen? Geht er nicht noch weiter in der Rationalisierung alles Seins als Plato, wenn er die ganze Welt in eine begriffliche Dialektik auflöst? Dies bejahen hieße die Schale für den Kern nehmen; Hegel ist im tiefsten Grunde ein mystischer Pantheist! Ja, er redet von Begriffen; aber diese Begriffe sind nicht die festen, ewig gleichen „Ideen" Platos, diese Begriffe bewegen sich, sie spalten sich, sie entwickeln aus sich heraus ihren Gegensatz und schließen sich mit diesem Gegensatz zusammen zu Neuem! Nichts hat Hegel so gehaßt wie die oberflächliche Klarheit der Aufklärung. Alles Endliche ist ihm eingetaucht in eine Atmosphäre des Unendlichen! Im einzelnen schaut sein gewaltiger Geist stets die transzendente Gesamtheit mit. Nicht die klare, harmonische, vereinheitlichende Ratio der Klassiker hat sein System geschaffen, sondern die Vernunft, die alle Erdenschranken überfliegt.

Die meisten großen Denker Deutschlands in der Folgezeit haben sich nicht mit einer Logisierung der Welt im klassischen Sinne begnügt, sondern einem irrationalen Faktor sein Recht gegeben. Mag er, wie bei Schopenhauer „Wille" heißen, bei E. v. Hartmann als „Unbewußtes" erscheinen, bei Nietzsche als „Wille zur Macht" sich geltend machen: daß die Welt nicht im Sinne der Klassiker rationalisierbar ist, sondern jenseits der Vernunft von anderen Wesenheiten getrieben oder getragen wird, das steht allen deutschen Denkern der Gegenwart, soweit sie eine wirkliche Weltanschauung, nicht bloß eine rein intellektualistische Logik anstreben, unbezweifelbar fest. Das aber ist durchaus der klassischen Klarheit, Harmonie, Einheit entgegen, ist unklassisch, deutsch, gotisch.

* * *

So stehen die beiden großen Typen der Weltanschauung nebeneinander, und kein Richterspruch wird es vermögen, die eine oder die andere in den Orkus zu versenken. Denn sie entsprechen ewig sich erneuernden Menschheitstypen, und nur mit deren Verschwinden wird auch ihre Weise, die Welt zu erleben, erlöschen können.

Ginge es nach der Majorität der Stimmen, so würde die klassische, rationalisierende Weise den Vorrang haben. Es sind viele Gründe praktischer und ästhetischer Art, die verlocken, die Welt als ein einheitliches, harmonisches Gebäude zu denken. Und dennoch stößt sich der tiefer bohrende Geist an dieser Klarheit, die eben doch nur eine künstliche ist, die nur eine Auswahl aus der Gesamtheit des Seins gibt und den Rest verschweigt. So mußte neben der klassischen jene andere Weltanschauung aufkommen, die auch den irrationalen Hintergrund hinter der schönen Ordnung des klassischen Geistes hereinbezieht, und mit Recht gelten darum diese Denker als die tieferen. Wir haben hier jene Reihe aufgezeigt, die wir zusammenordneten als die gotische Reihe und die bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch durchgehende Gemeinsamkeiten aufweist (der orientalisch-asiatische Irrationalismus, ein Typus für sich, ist völlig anderer Natur). — Es liegt im Wesen dieser Geistesart, daß sie nicht so leicht verständlich, nicht so ästhetisch verlockend sein kann wie die klassische. Die Werke der von uns als gotisch gekennzeichneten Denker sind schwerer zu lesen, weniger gerundet und im einzelnen geklärt als die der anderen. Aber es sind die tiefsten Brunnen nicht, auf deren Grund man in voller Klarheit jedes Steinchen erkennen kann. Es mag sein, daß die geringere Klarheit dieses Denkens zuweilen auch von schriftstellerischer Nachlässigkeit herrührt: bei den besten Köpfen tut sie das nicht. Aber es ist keine kleine Aufgabe, mit den rationalen Begriffen der Sprache dem Irrationalen nahe zu kommen. Daß dieses Bestreben nur ein Nahekommen, nie ein volles Erreichen ist, kann nicht wunder nehmen. Es war von jeher der Stolz des Gotikers, lieber ein Unendliches zu versuchen als in der bequemen Endlichkeit sich zufrieden zu geben.

Neue Bücher

Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Deutsch von Richard Benz. 1. Band. Kartonniert M. 25.—. Jena, Eugen Diederichs.

Wer hätte sich vor zwanzig Jahren noch träumen lassen, daß unter uns die Heiligenlegende des Mittelalters zu neuem Leben erweckt werden sollte? Lange genug war sie frommen Herzen ein Ärgernis und weisen Forschern eine Torheit gewesen, bis eine vorurteilsfreie Geschichtswissenschaft in ihnen eine kulturgeschichtliche Quelle vornehmster Ordnung erkennen lernte! Hier fühlen wir den Menschen des Mittelalters gleichsam den Puls und tun einen tiefen Trunk aus dem Born der Vorzeit mit ihrem Glauben und Streben, ihrem Hoffen und Bangen. Aber der Faden der Überlieferung ist seit langem abgerissen; und die vornehmste, reichste, einheitlichste, für die Dichtung und bildende Kunst des Mittelalters ergiebigste Sammlung von Heiligenleben, die der Erzbischof von Genua, Jacobus de Voragine (1230—98), verfaßt hatte, war niemals vollständig und treu ins Deutsche übersetzt worden und hat bis heute keine recht befriedigende Ausgabe des lateinischen Textes erlebt. Der Forscher selbst konnte den letzten Abdruck von Gräße nur sehr schwer auftreiben und auch dann den eigenen Gefühlswerten dieses Mittellateins, seiner Wortwahl und seinem Satzbau vom Boden der klassischen Sprache aus nicht gerecht werden. Dem Laien vollends blieb diese „Goldne Legende", wie das

fromme Mittelalter sie getauft hatte, ein Buch mit sieben Siegeln. Und doch war hier eine Märchenwelt von ganz unberührter Schönheit verborgen. „Die Gestalten dieses Märchens aber leben nicht in einem Wunderland jenseits aller Zeit, sondern sie stehen fest in der mittelalterlichen Landschaft; die Stadt, mit Mauern und Türmen umfriedet; das Kloster, die Kirche, die Burg; wilde Wälder mit Fabeltieren und Einsiedlerhöhlen; die Wüste; das begrenzte Meer mit Handel und Schiffen; Handwerk, Lärm des Volks auf den Gassen; Ritterfahrten und Pilgerzüge durch die Lande — die ganze Nähe, Bewegtheit, Handlung, Rede einer Welt, die wir bisher nur durch den Maler kannten, und die doch vor dem Maler da ist und ihn erst inspiriert hat: die Bilder- und Gestaltenwelt des christlichen Epos. „Was aber der Erzählung des Jakobus die Unmittelbarkeit und Lebendigkeit verleiht, die noch nach 600 Jahren zu uns spricht, das ist nicht nur die Gestaltung im Großen" (die vereinheitlichende Einspannung eines ungeheuren Stoffes in den Rahmen des christlichen Kirchenjahres), „sondern der Ausdruck im einzelnen: er sieht nicht nur episch — er kann es umsetzen in Sprache". So umschreibt die künstlerischen Werte, die stofflichen wie die Formwerte, der kampffrohe Neuerwecker alter deutscher Erzählungskunst, dem wir jetzt eine stilvolle Verdeutschung des lateinischen Legendenwerkes zu verdanken haben. Richard Benz sieht in der epischen Kunst und in der Formensprache des Jakobus Ausstrahlungen germanischen Geistes, wie er sich im Mittelalter nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Italien und Spanien betätig habe. Wir vermögen seine Anschauungen über die „germanisch-internationale" Kultur des Mittelalters so wenig zu teilen, wie K. Burdach in seiner wohltuend unparteiischen und gut begründeten Schrift über „Deutsche Renaissance" (Berlin, Mittler 1916). Aber wir zögern nicht, dankbar anzuerkennen, daß Benz mit Folgerichtigkeit auf seinem Wege fortschreitet und sich durch immer wachsendes Feingefühl, stete Ausdehnung seines Gesichtskreises und fortschreitende Befestigung der wissenschaftlichen Grundlagen seiner Arbeiten hohe Verdienste um unsere ältere Dichtung und vor allem um die künstlerische Prosa der Übergangszeit aus dem Mittelalter erworben hat. So führt er uns knapp, aber doch in höchst zweckentsprechender Weise in die „Goldene Legende" ein, deren Stimmungsgehalt er uns durch Belehrung und Neuformung lebendig zu machen weiß. Denn auf dieser Übersetzung beruht doch der Hauptwert seiner Gabe. Gut, daß sie nicht früher, in handwerksmäßiger Weise erfolgte, sondern unserer Zeit mit ihren überraschend reich und fein durchgebildeten Ausdrucksmitteln vorbehalten blieb. Ohne Künstelei und ohne Gewaltsamkeit hat Benz seiner Sprache die Kraft und Schönheit, die Biegsamkeit und die starke Gefühlswirkung des Lutherdeutsch gegeben und sich doch einen eigenen Ton bewahrt. So ist ein Werk aus einem Gusse entstanden, wie ja denn auch die Vorlage ein solches ist — ganz anders, als z. B. das durch so manche Hände gegangene Faustbuch u. a. unter den „Volksbüchern". Die Ausstattung des wohlgelungenen Werkes ist vortrefflich, wie es sich bei dem Zusammenwirken des Herausgebers und des Verlegers mit der Drugulinschen Druckerei von selbst versteht. Der Text (leider nicht die Einleitung) ist zweispaltig gedruckt, den alten Passionalen entsprechend, und sehr bequem zu lesen. Die gotische Type, die handgemalten Initialen, der vorläufige und doch schon sorgsam überlegte Einband, das Papier und sein Format ... alles wirkt zusammen, um ein Werk von einheitlicher, starker, künstlerischer Wirkung hervorzubringen. Leider konnte während des Krieges nur der erste Band erscheinen. Der Herausgeber ist zum Heeresdienst einberufen worden und konnte das Register zum zweiten Bande nicht vollenden. Hoffentlich ist bis zu seiner Heimkehr dem Werk schon in seiner jetzigen Gestalt jene Aufnahme gesichert, die wir ihm von Herzen wünschen. Professor Dr. R. Petsch

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6516.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 23a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29.

Das neue Flandern

Von Dr. Karl Buchheim

Der Weltkrieg läßt uns in ſeiner Länge Zeit, uns über unſere Kriegsziele gründlich klar zu werden. Wir Deutſchen ſind ein realpolitiſch nicht übermäßig begabtes Volk; die lange Bedenkzeit iſt deshalb vielleicht nicht ohne erzieheriſchen Wert. Man wird indeſſen feſtſtellen, daß gewiſſe Gebiete immer beſtimmter in den Mittelpunkt der Erörterungen treten: wie etwa — um in Europa zu bleiben — Kurland, Litauen, Stücke des franzöſiſchen Lothringen, Belgien. Wir fangen allmählich an, zu wiſſen, was wir wollen, und das iſt für den kommenden Diplomatenkrieg ſchon ein unſchätzbarer Gewinn.

Was ſpeziell die Frage der belgiſchen Zukunft angeht, ſo haben ihr die „Grenzboten“ im Dezember 1916 zwei Aufſätze gewidmet: einen von Profeſſor Bornhak (Nr. 49) und einen von mir (Nr. 51). Seitdem haben ſich die Dinge in einer Richtung entwickelt, die den dort geforderten Grundſätzen vielleicht gerecht zu werden verſpricht. Es gilt, das Eiſen zu ſchmieden, ſolange es glüht. Die deutſche politiſche Öffentlichkeit hat weder das Recht, lediglich von allgemeinen patriotiſchen Hochzielen zu träumen, noch ſich allzu gründlich in wirtſchaftliche oder techniſche Einzelſchwierigkeiten der politiſchen Zukunft zu vertiefen, ſondern es gilt, ſolche Realitäten klar zu fordern, die man grundſätzlich haben will, und den Kopf vor dem nicht in den Sand zu ſtecken, was die Folgen ſolchen Wollens ſein müſſen.

Wir wiſſen heute noch beſſer als im Dezember, als das deutſche Friedensangebot vielleicht noch einmal manchen Illuſionen freie Bahn zu geben ſchien, daß das alte Belgien von 1914 nicht wieder auferſtehen darf. Zwar hat Belgien bis heute den Londoner Vertrag nicht unterzeichnet, gibt ſich alſo noch immer den Anſchein, als kämpfe es nicht für die Intereſſen des Vierverbandes, ſondern nur für ſeine mißachtete Neutralität. Aber wir wiſſen natürlich, was von ſolchem Vorgeben zu halten iſt. Die belgiſche Neutralität war ſchon vor

dem Kriege eine Lüge, sie wäre nachher ein überhaupt undenkbarer Zustand. Belgien selber gibt sich im heutigen Stadium des Krieges nicht einmal mehr Mühe, seine Rolle ordentlich zu spielen. Die ehemals Antwerpener „Metropole", ein Blatt, das jetzt in London erscheint und der gleichfalls verbannten belgischen Regierung in Le Havre gewiß nahesteht, schreibt am 21. Februar: Deutschland sei zum Todfeind und die Interessen Englands und Frankreichs seien auch die Belgiens geworden. Es gelte, den Traum von Frieden und Neutralität endlich auszuträumen und bis zum äußersten die teutonische Hegemonie zu bekämpfen. Unter keinen Umständen dürfe sich Belgien isolieren, weder im militärischen noch im wirtschaftlichen Kampf, der nach jenem kommen werde. Belgien müsse für das verbündete Westeuropa den Wachtposten am Rhein übernehmen. „Unser Charakter, unsere Beziehungen, unsere Interessen, unsere Zukunftshoffnungen und die Sorge um unsere nationale Würde verlangen gebieterisch die Aufgabe der Neutralität. An den Verbandsmächten ist es, in dem Friedensvertrag diesen Emanzipationsakt Belgiens zu unterzeichnen!"

Es ist also klar, wessen wir uns von Belgien zu versehen hätten, wenn dieser Staat nach dem Kriege wieder erstände. Einen Wachtposten würden wir gegen uns selbst an unseren Rheinstrom stellen. Darum weg mit Belgien, diesem Ableger der ewig deutschfeindlichen Revolutionskultur an der Seine! Weg mit Belgien, diesem Brückenkopf Englands auf dem europäischen Kontinent! Die deutsche Öffentlichkeit muß begreifen, daß dieser Staat eine dauernde Lebensgefahr für unser Reich bedeuten müßte, wenn wir ihn noch einmal herstellten. Lassen wir vielmehr statt Belgiens, dem Kunstprodukt einer berechnenden rationalistischen Diplomatie, das alte historische Flandern zu neuem Leben erwachen!

Von Anfang an hat die deutsche Kriegsverwaltung in Belgien eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin erblickt, dem von seiner Brüsseler Fransquillonsregierung vorher niedergehaltenen Flamentum zu seinem Rechte zu verhelfen. Schritte, wie die Gründung der flamischen Universität in Gent, sind unwiderruflich. In diesem Jahre hat man nun den Entschluß gefunden, endlich zum Todesstoße gegen die künstliche belgische Staatseinheit auszuholen. Man hat begonnen, für die flamischen und wallonischen Gebiete eine völlig getrennte Verwaltung einzurichten. Schon im Oktober 1916 hatte man mit dem Schulwesen den Anfang gemacht. Nunmehr aber ist man darüber hinausgegangen und hat den gesamten Verwaltungsbereich des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, das unseren Kultusministerien entspricht, national in eine flamische und eine wallonische Abteilung getrennt. Weiter hat man Anfang Februar dem flamischen Stamme im sogenannten „Rat für Flandern" eine besondere Vertretung geschaffen. Eine Abordnung dieses Rates ist am 3. März vom Reichskanzler empfangen worden. Bei dieser Gelegenheit hat der verantwortliche Leiter unseres Reiches bekanntgegeben, daß vorbereitende Maßnahmen erwogen und eingeleitet worden seien, dem flamischen Volke zu neuer Selb-

ständigkeit und freier wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung zu verhelfen. Diese Maßnahmen würden fortgesetzt werden bis zum Ziele völliger Verwaltungstrennung der flamischen von den wallonischen Landesteilen. Die Grenze beider soll mit der in Belgien glücklicherweise ziemlich eindeutigen Sprachgrenze zusammenfallen. Wir dürfen also hoffen, daß das neue Flandern noch während der jetzigen deutschen Verwaltung geographisch und administrativ eine Wirklichkeit werden wird, die niemand so leicht wieder über den Haufen werfen dürfte.

Nun fragt sich aber, was nach dem Kriege werden soll. Die jetzige militärische Verwaltung des eroberten belgischen Gebietes kann natürlich im Frieden nicht bestehen bleiben. Gegen eine Annexion Belgiens hat sich der Reichskanzler ziemlich deutlich verwahrt. In der Tat ist es aus vielen Gründen vielleicht nicht wünschenswert, den wohl ausbalancierten inneren Bau des Reiches durch Aufnahme neuer Bundesstaaten oder Reichsländer, die doch früher oder später nach dem Vorgange Elsaß-Lothringens Bundesstaaten werden müßten, aus dem Gleichgewicht zu bringen. Anderseits hängt die Zukunft unserer Weltpolitik von einer genügenden Erweiterung vor allem unserer europäischen Basis ab. Auf belgischem Boden zumal dürfen weder die Maaslinie noch die flandrische Küste wieder in feindliche Hände fallen, wenn wir ein sicheres Haus und ein Fenster nach dem Ozean haben wollen. Hier muß auch das neue Flandern durch reale Garantien an das Reich gefesselt bleiben. Um das Dilemma: Nicht annektieren und doch beherrschen! zu lösen, schlägt nun in einem der jüngsten Hefte der „Grenzboten" (1917, Nr. 10) Professor Bornhak vor, allem Gebietszuwachs, den dieser Krieg uns hoffentlich in Europa bringen wird, die Stellung von Schutzgebieten zu geben. Wir würden dabei nur dem gewiß bewährten Vorgange Englands folgen (vgl. Gibraltar, Malta u. a.). Ich halte diesen Gedanken für sehr fruchtbar. Also würde auch das neue Flandern ein staatsrechtlich vom Reiche getrenntes, aber völkerrechtlich von der deutschen Machtsphäre umfaßtes Schutzgebiet werden können. Wir müssen nun in diesem Sinne gleich ein wenig weiter denken. Das erste Ziel unserer belgischen Politik wäre demnach die völlige Durchführung der schon angebahnten Trennung Flanderns von den wallonischen Gebietsteilen. Dies wäre noch Aufgabe des militärischen Generalgouvernements während des Krieges. Dann aber müßte man den Flamen sofort nach Friedensschluß die Zivilverwaltung eines Schutzgebiets zuteil werden lassen. In diesem Rahmen stehen für die innere Selbständigkeit des Landes alle Grade größerer oder geringerer Freiheit zur Verfügung. Und da bin ich nun der Meinung, daß Flandern von vornherein einen hohen Grad von Autonomie vertragen kann. Es handelt sich um ein hochkultiviertes stammverwandtes Volk, und wieviel man einem solchen gegenüber mit sofortigem Vertrauen erreichen kann, beweist das klassische Beispiel der Einordnung der Buren in das britische Weltreich. Denken wir immer an die Erfolge Englands in Südafrika und dem gegenüber an unsere eigenen

dem Kriege eine Lüge, sie wäre nachher ein überhaupt undenkbarer Zustand. Belgien selber gibt sich im heutigen Stadium des Krieges nicht einmal mehr Mühe, seine Rolle ordentlich zu spielen. Die ehemals Antwerpener „Metropole", ein Blatt, das jetzt in London erscheint und der gleichfalls verbannten belgischen Regierung in Le Havre gewiß nahesteht, schreibt am 21. Februar: Deutschland sei zum Todfeind und die Interessen Englands und Frankreichs seien auch die Belgiens geworden. Es gelte, den Traum von Frieden und Neutralität endlich auszuträumen und bis zum äußersten die teutonische Hegemonie zu bekämpfen. Unter keinen Umständen dürfe sich Belgien isolieren, weder im militärischen noch im wirtschaftlichen Kampf, der nach jenem kommen werde. Belgien müsse für das verbündete Westeuropa den Wachtposten am Rhein übernehmen. „Unser Charakter, unsere Beziehungen, unsere Interessen, unsere Zukunftshoffnungen und die Sorge um unsere nationale Würde verlangen gebieterisch die Aufgabe der Neutralität. An den Verbandsmächten ist es, in dem Friedensvertrag diesen Emanzipationsakt Belgiens zu unterzeichnen!"

Es ist also klar, wessen wir uns von Belgien zu versehen hätten, wenn dieser Staat nach dem Kriege wieder erstände. Einen Wachtposten würden wir gegen uns selbst an unseren Rheinstrom stellen. Darum weg mit Belgien, diesem Ableger der ewig deutschfeindlichen Revolutionskultur an der Seine! Weg mit Belgien, diesem Brückenkopf Englands auf dem europäischen Kontinent! Die deutsche Öffentlichkeit muß begreifen, daß dieser Staat eine dauernde Lebensgefahr für unser Reich bedeuten müßte, wenn wir ihn noch einmal herstellten. Lassen wir vielmehr statt Belgiens, dem Kunstprodukt einer berechnenden rationalistischen Diplomatie, das alte historische Flandern zu neuem Leben erwachen!

Von Anfang an hat die deutsche Kriegsverwaltung in Belgien eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin erblickt, dem von seiner Brüsseler Fransquillonsregierung vorher niedergehaltenen Flamentum zu seinem Rechte zu verhelfen. Schritte, wie die Gründung der flamischen Universität in Gent, sind unwiderruflich. In diesem Jahre hat man nun den Entschluß gefunden, endlich zum Todesstoße gegen die künstliche belgische Staatseinheit auszuholen. Man hat begonnen, für die flamischen und wallonischen Gebiete eine völlig getrennte Verwaltung einzurichten. Schon im Oktober 1916 hatte man mit dem Schulwesen den Anfang gemacht. Nunmehr aber ist man darüber hinausgegangen und hat den gesamten Verwaltungsbereich des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, das unseren Kultusministerien entspricht, national in eine flamische und eine wallonische Abteilung getrennt. Weiter hat man Anfang Februar dem flamischen Stamme im sogenannten „Rat für Flandern" eine besondere Vertretung geschaffen. Eine Abordnung dieses Rates ist am 3. März vom Reichskanzler empfangen worden. Bei dieser Gelegenheit hat der verantwortliche Leiter unseres Reiches bekanntgegeben, daß vorbereitende Maßnahmen erwogen und eingeleitet worden seien, dem flamischen Volke zu neuer Selb-

ständigkeit und freier wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung zu verhelfen. Diese Maßnahmen würden fortgesetzt werden bis zum Ziele völliger Verwaltungstrennung der flamischen von den wallonischen Landesteilen. Die Grenze beider soll mit der in Belgien glücklicherweise ziemlich eindeutigen Sprachgrenze zusammenfallen. Wir dürfen also hoffen, daß das neue Flandern noch während der jetzigen deutschen Verwaltung geographisch und administrativ eine Wirklichkeit werden wird, die niemand so leicht wieder über den Haufen werfen dürfte.

Nun fragt sich aber, was nach dem Kriege werden soll. Die jetzige militärische Verwaltung des eroberten belgischen Gebietes kann natürlich im Frieden nicht bestehen bleiben. Gegen eine Annexion Belgiens hat sich der Reichskanzler ziemlich deutlich verwahrt. In der Tat ist es aus vielen Gründen vielleicht nicht wünschenswert, den wohl ausbalancierten inneren Bau des Reiches durch Aufnahme neuer Bundesstaaten oder Reichsländer, die doch früher oder später nach dem Vorgange Elsaß-Lothringens Bundesstaaten werden müßten, aus dem Gleichgewicht zu bringen. Anderseits hängt die Zukunft unserer Weltpolitik von einer genügenden Erweiterung vor allem unserer europäischen Basis ab. Auf belgischem Boden zumal dürfen weder die Maaslinie noch die flandrische Küste wieder in feindliche Hände fallen, wenn wir ein sicheres Haus und ein Fenster nach dem Ozean haben wollen. Hier muß auch das neue Flandern durch reale Garantien an das Reich gefesselt bleiben. Um das Dilemma: Nicht annektieren und doch beherrschen! zu lösen, schlägt nun in einem der jüngsten Hefte der „Grenzboten" (1917, Nr. 10) Professor Bornhak vor, allem Gebietszuwachs, den dieser Krieg uns hoffentlich in Europa bringen wird, die Stellung von Schutzgebieten zu geben. Wir würden dabei nur dem gewiß bewährten Vorgange Englands folgen (vgl. Gibraltar, Malta u. a.). Ich halte diesen Gedanken für sehr fruchtbar. Also würde auch das neue Flandern ein staatsrechtlich vom Reiche getrenntes, aber völkerrechtlich von der deutschen Machtsphäre umfaßtes Schutzgebiet werden können. Wir müssen nun in diesem Sinne gleich ein wenig weiter denken. Das erste Ziel unserer belgischen Politik wäre demnach die völlige Durchführung der schon angebahnten Trennung Flanderns von den wallonischen Gebietsteilen. Dies wäre noch Aufgabe des militärischen Generalgouvernements während des Krieges. Dann aber müßte man den Flamen sofort nach Friedensschluß die Selbstverwaltung eines Schutzgebiets zuteil werden lassen. In diesem Rahmen stehen für die innere Selbständigkeit des Landes alle Grade größerer oder geringerer Freiheit zur Verfügung. Und da bin ich nun der Meinung, daß Flandern von vornherein einen hohen Grad von Autonomie vertragen kann. Es handelt sich um ein hochkultiviertes stammverwandtes Volk, und wieviel man einem solchen gegenüber mit sofortigem Vertrauen erreichen kann, beweist das klassische Beispiel der Einordnung der Buren in das britische Weltreich. Denken wir nur an die Erfolge Englands in Südafrika und dem gegenüber an unsere

nicht immer erhebenden Eindeutschungsversuche in Elsaß-Lothringen! Die Flamen sind ein mündiges Volk, und wenn sie nicht in den Reichsverband treten, haben wir gar keinen Grund, in ihre inneren Angelegenheiten hineinzureden.

Was militärisch zur Sicherung des flandrischen Besitzes dereinst notwendig sein wird, das mag der Generalstab entscheiden. Auch über die Stellung der Flamen zur deutschen Heeresverfassung vermag ich keinen Vorschlag zu machen. Es würde vielleicht kein übles Erziehungsmittel sein, wenn auch der junge Brüsseler oder Antwerpener künftig ein oder zwei Jahre im deutschen Heere dienen müßte. Die auswärtige Vertretung Flanderns wäre natürlich vom Reiche mit zu übernehmen. Wirtschaftspolitisch ist ein enges Zollbündnis zwischen Deutschland und Flandern mit gegenseitig zugeschnittenen Tarifen sicherlich empfehlenswerter als etwa die sofortige Aufnahme des Schutzgebietes in den Reichszollverband. Den beiderseitigen speziellen Wirtschaftsinteressen kann so besser Rechnung getragen werden, und auch hier wird eine gewisse Autonomie die Stimmung der Flamen günstig beeinflussen. Es ist unbedingt notwendig, daß Flandern mit dem wirtschaftlichen Anschluß an das Deutsche Reich ein gutes Geschäft macht. Je weniger engherzig man hier mit Zugeständnissen ist, desto schneller wird Flandern selber im eigenen Interesse auf Erhaltung und vielleicht sogar Vermehrung des wirtschaftlichen Zusammenhangs hinwirken. Dagegen müssen wir in einem Punkte rücksichtslos und radikal sein: alles französische oder englische Kapital und nicht minder alles belgische Kapital, das etwa nach Frankreich oder England auswandern sollte, ist ohne Gnade gleich bei Friedensschluß zu enteignen, ganz gleich, ob es in der Industrie, im Handel oder in Grund und Boden angelegt ist. Wenn wir den feindlichen Staaten die Entschädigungspflicht auferlegen, so erlangen wir auf diese Weise einen Beitrag zu unsern Kriegskosten. Kein etwaiges belgisches Optantentum darf irgendwelche ökonomische Macht in Flandern behalten, wie wir es zu unserem Schaden an den französischen Optanten in Elsaß-Lothringen erfahren haben. Sollten die Flamen etwa über Vergewaltigung schreien, so darf uns das absolut nicht rühren. Ein jäher Verdruß ist besser als einer, der dann schleichend Jahrzehnte lang die Zusammenarbeit vergiftet. Die Flamen werden sich beruhigen, wenn sie nachher mit Deutschland gute Geschäfte machen. Wo man feindlichen Einfluß zertreten kann, muß man ihn ganz und von vornherein zertreten, um im übrigen dafür alle unnötige Gewalt desto weniger anzuwenden. So allein kann eine gute Politik zustande kommen, daß man irgendetwas, das man wollen kann, ganz und mit aller Klarheit will, im übrigen aber die Zugeständnisse, die man machen darf, und sehr häufig auch bei schlechtem Willen schließlich doch machen muß, ohne besondere Überwindung bewilligt.

Dieser Gedankengang führt mich wieder auf das, was ich schon in meinem erwähnten Aufsatze im Dezember über die innere Annäherung des flamischen Volkes an die deutsche Politik sagte. Was das germanische Flandern heute

kulturell an Frankreich und England bindet, das sind die von dort importierten Staatsideen: der englische Parlamentarismus und die Pariser Jakobinertradition. Das ist der Geist, der Deutschland ewig als Domäne politischer Barbarei verleumdet, weil unser Volk sich ihm nicht unterwarf, sondern den Stolz und die Kraft besaß, selbständige Gedanken über Staatsverfassung zu verwirklichen. Dieser Geist tritt immer mit den Gebärden tyrannischer Unfehlbarkeit auf. Vor seinen Augen werden wir niemals Gnade finden. Der belgische Staat vor 1914 war nichts als ein künstliches Zuchtbeet dieser westeuropäischen politischen Kultur. Die Ideen von 1789 haben ihn aus der Taufe gehoben und jederzeit beherrscht. Darum eben soll dieser Staat verschwinden, und das unfranzösische antijakobinische Flandern neu errichtet werden. Auch hier darf man nicht schwachmütig sein und muß gleich fest zugreifen. Weg mit der französischen Tünche in Brüssel, denn diese Stadt ist ebenso gut flamisch wie Antwerpen oder Gent! Weg mit der französischen Presse, so weit die flamische Zunge klingt. Weg auch mit der Brüsseler liberalen Parteiuniversität, dieser überflüssigen Pflanzstätte französisch frisierter politischer Weisheit! Auch hier ist der erste rasche Verdruß besser als eine dauernd vergiftete Stimmung.

Wann wir dies aber tun wollen, so dürfen wir umsoweniger die Stellung der katholischen Kirche angreifen, die allein noch in Flandern die den Ideen von 1789 widerstrebende geistige Macht war und künftig unsere natürliche Verbündete sein muß. Auch die deutschen Protestanten und Liberalen müssen einsehen, daß Protestantismus und Liberalismus da nicht Ausfuhrartikel sein dürfen, wo sie nicht hinpassen. Der alte Irrtum von einem speziellen protestantischen Berufe des deutschen Geistes sitzt immer noch in manchen Köpfen fest. Er muß heraus! Denn das deutsche Volk ist ebensogut, und wenn man Österreich einschließt, wohl fast zu gleichem Teile katholisch wie protestantisch, und die deutschen Katholiken haben ebensoviel und ebenso edles Blut für unser Reich dahingegeben wie wir Protestanten. Der Katholizismus ist nicht minder unseres Volkes Religion wie der Glaube Luthers. Es ist eine nationale Pflicht der Evangelischen gerade in diesem Gedenkjahre der Reformation, diese Tatsache rückhaltlos zuzugestehen und in der nationalen Politik immer an sie zu denken. Wir schützen also nur unsere eigene nationale Religion, wenn wir im germanischen Flandern den Katholizismus schützen. Die Hauptsache aber ist, daß wir endlich in der politischen Propaganda der von Frankreich geistig beherrschten westeuropäischen Demokratie den unversönlichen Gegner im Kampfe um die Seelen des flamischen Volkes erkennen, gegen den uns jeder Verbündete recht sein muß. Wir würden einen fundamentalen politischen Fehler begehen, wenn wir die einzige Geistesmacht, die das breite Volk Flanderns stärker noch als dieser deutschfeindliche Radikalismus beherrscht, gleichgültig oder gar unfreundlich beiseite lassen wollten. Es wäre Torheit, wenn man ein innerlich dem Deutschtum geneigtes Flandern schaffen will, die Mittel nicht zu wollen, die diesem Ziele dienen können. Es wäre Schwäche, einen starken Trumpf nicht auszu-

spielen, den man in den Händen hält. Und der flamische Katholizismus kann trotz Kardinal Mercier bündnisfähig werden, wenn man zu aufrichtigem Bündnis entschlossen ist. Ich will nicht wiederholen, was ich schon im Dezember den „Grenzboten"-Lesern gesagt habe. Es kommt alles darauf an, daß die protestantische Öffentlichkeit begreift, daß unsere zukünftige europäische Politik in der Möglichkeit, durch unsere katholischen Volksgenossen auf außerdeutsche Katholiken einzuwirken, einen starken Aktivposten zur Verfügung hat. Dieser Posten muß ganz anders ausgenutzt werden, als vor dem Kriege. Es wäre eine unerhörte Beleidigung, wenn jemand etwa jetzt noch der nationalen Zuverlässigkeit unserer Katholiken mißtrauen wollte. Kein Protestant wird nach den Erfahrungen dieses Krieges an solches Mißtrauen auch nur entfernt noch denken wollen. Es wird also zweifellos zweckmäßig sein, die künftige Zivilverwaltung des Schutzgebiets Flandern, soweit sie noch nicht Einheimischen anvertraut werden kann, in die Hände von Beamten zu legen, die vor allem die Kirche zu gewinnen verstehen. Man sollte meinen, daß insbesondere aus unserem den Flamen so eng sprach- und glaubensverwandten niederrheinischen Volkstum die geeigneten Kräfte zur Verfügung stehen würden. Hier mögen die deutschen Volksvertreter beizeiten dafür sorgen, daß das Richtige geschieht! Wenn Flandern nicht in den Reichsverband eintritt, sondern als Schutzgebiet im Innern selbständig nach seiner Eigenart leben darf, so hindert uns nichts daran, auch kein deutsches Staatsrecht, die flandrische Kirchenfreiheit einschließlich der katholischen Universität in Löwen unangetastet zu lassen und mit der Kirche ohne weiteres auch den größten Teil des flamischen Volkes mit der Neuordnung der Dinge auszusöhnen.

Unser deutscher Protestantismus setzt eine Ehre darein, eine nichtpolitische Konfession zu sein. Ob wir damit recht haben oder nicht, ist unsere interne Angelegenheit. Jedenfalls muß aber auch der Protestant begreifen, daß andere Konfessionen eben politische Größen sind und als solche berücksichtigt sein wollen. Wie sollte es Deutschland sonst unternehmen, etwa im balkanischen oder türkischen Orient Politik zu treiben, wo die Konfessionen oft festere politische Größen sind als die Nationen! Wer nicht einsehen will, daß der konfessionelle Gedanke in der Politik sein Recht fordert, so gut wie der nationale, der wird unserem Vaterlande, dessen Schicksal die konfessionelle Spaltung ist, wenig Ersprießliches raten können. Ich appelliere an die patriotische Einsicht der deutschen Protestanten!

Und ich appelliere an die patriotische Einsicht der deutschen Katholiken! Wird der Krieg von uns siegreich bestanden, und gehen unsere Hoffnungen in Flandern und anderwärts in Erfüllung, dann ist der Augenblick gekommen, wo die deutschen Katholiken, wie auf dem Schlachtfelde, auch im Dienste der friedlichen Politik des Reiches ihre nationale Leistungsfähigkeit zu bewähren haben werden. Insbesondere müssen wir von der deutschen Zentrumspartei, durch die der politische Katholizismus sich ja bei uns am liebsten vertreten

läßt, erwarten, daß sie auf dem Posten ist. Mein Dezemberaufsatz in den „Grenzboten" hat am 1. März d. J. in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 167 „Bundesgenossenschaft mit der Kirche in Belgien") eine sehr freundliche Würdigung gefunden, und am 18. Februar hat die Berliner „Germania" einen früheren Artikel von mir, der ähnliche Gedanken verfocht, nicht minder beifällig besprochen. Aus dieser Zustimmung der führenden Zentrumspresse darf ich wohl mit Recht schließen, daß die deutschen Katholiken bereit wären, im Sinne meiner Gedanken zur inneren politischen Aussöhnung Flanderns mit Deutschland das ihre zu tun. Das deutsche Zentrum, nicht minder aber alle anderen national bewußten politischen Parteien, haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß Flandern nicht nur militärisch in unserer Gewalt bleibt, sondern daß auch dem deutschen Gedanken eine breite Gasse in die Gesinnungen des stammverwandten Flamenvolkes eröffnet wird!

Die Lehren des kulturpolitischen Kampfes gegen Deutschland

Von Regierungsrat Otto Goldschmidt, zur Zeit im Felde

I.

Der Weltkrieg hat uns wie unseren Feinden die überraschende Stärke des Staatsgedankens geoffenbart. Niemand ahnte, weder bei uns noch bei jenen, wie tief das Staatsbewußtsein die Völker durchdrungen hat, bis zu welchem Grade deren organische Verbindung zum Staate bereits vorgeschritten war. Künftige Geschichtsschreiber werden in der Kraft des Staatswillens, der alle Einzelwillen der Nation im Dienste der gemeinsamen Sache zu einen wußte, „das Wunder" des Weltkrieges erkennen. Sie werden aber nicht vorübergehen können an der anderen überraschenden, negativen Erscheinung, daß die sieghafte Kraft des Staatsgedankens mit einem scharfen Hieb alle ihm hinderlichen Fäden, Ketten und Netze zerriß, die sich bis dahin von Volk zu Volk, von Land zu Land spannten. Ein Riß ging durch die „Kulturgemeinschaft" der zivilisierten Völker. Wo man sie am meisten betont hatte, in England, erhob sich beim ersten Schuß ein mißtöniges Geschrei, das nur noch auf den unüberbrückbaren, zwischen unserer und der Kultur unserer Feinde, zwischen unseren und ihren Auffassungen von „Freiheit, Recht und Sitte" gähnenden Abgrund schaudernd

hinwies. Zu unserer Ehre sei es gesagt: nicht Deutschland hat den kulturpolitischen Kampf, der die Welt durchtobt, entfacht. Die Rollenverteilung war von Anfang an die gleiche wie in der blutigen Welttragödie: Deutschland wehrte sich gegen den erklärten Vernichtungswillen seiner Feinde. Schon die bei den Deutschen hoch entwickelte Eigenschaft der „Ehrfurcht", die nach Goethe den Menschen erst zum Menschen macht, und die gleichfalls dem Deutschen eigentümliche Bewunderung der von fremden Völkern geschaffenen Werte — eine Tugend, deren Kehrseite bekanntlich Deutschlands nationale Schwäche mit verschuldet hat — hinderte uns, den Schmähungen unserer Kultur seitens der Feinde mit Gleichem zu begegnen. Diesen Angriffen stand man bei uns zu Anfang ungewappnet, überrascht, beinahe fassungslos gegenüber. Jedermann in Deutschland wußte und weiß, daß der Weltkrieg um wirtschaftliche Interessen und weltpolitische Machtfragen geht. Mit Verwunderung erfuhr man nun, daß es England nicht so sehr um die Zerstörung des deutschen Handels, Frankreich nicht so sehr um die Rückeroberung der verlorenen Provinzen und sogar Rußland nicht so sehr um den Zugang zum Mittelmeer zu tun sei als um die Befreiung der „demokratischen" Kulturvölker von dem Druck des barbarischen preußisch-deutschen Militarismus, des Sinnbildes deutscher Unkultur. Es dauerte geraume Zeit, bis man sich in Deutschland gesammelt und sich auf die kulturpolitische Kriegführung der Gegner eingestellt hatte. Denn das Echo, das die Flut der Schmäh- und Anklageschriften unserer Feinde gegen das kulturfeindliche Deutschtum bei den Neutralen nahezu der ganzen Welt, und zwar auch bei den uns stammverwandten, hervorrief, war in seiner tausendfachen Stärke für uns — weshalb sollte man es leugnen? — zunächst niederdrückend. Wir hatten uns daran gewöhnt, bis zum neunzehnten Jahrhundert dem Ausland das mit wohlwollendem Lächeln betrachtete, politisch nicht ganz ernst genommene, Volk der Dichter und Denker zu sein. Diese Rolle war ihm und uns bequem gewesen. Daß die Entwicklung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert zum einheitlichen Nationalstaat, sein Eintritt in die Weltpolitik um die Jahrhundertwende, und die damit eng zusammenhängende Verlegung des Schwerpunkts deutscher Betätigung aus der unsichtbaren in die sichtbare Geisteswelt, aus dem Reich der Dichtung und der Metaphysik in das der Wirtschaft und Technik, auch die Stellung des Auslands zu unserer Kultur verändert haben könnte, kam uns nicht in den Sinn. Welthegemonischer Gelüste waren wir, Volk und Regierung, uns weder im Sinne des politischen Machthungers römischer Kaiserzeit noch in demjenigen des hellenischen Bildungsdünkels bewußt. Ja, nicht einmal der nationalen Eigenart unserer deutschen Kultur waren wir uns bis zum Kriege bewußt geworden! Die Auffassung des in Deutschland heimischen Gelehrten H. St. Chamberlain in seinem weit verbreiteten Buche, in dem er ausdrücklich die Germanen — darunter will er Franzosen, Engländer, Skandinavier und Deutsche verstanden wissen — nicht aber die Deutschen, als die Schöpfer der neuen Kultur des neunzehnten Jahr-

hunderts feiert und dem Gemeinsamen im Wesen dieser Völker den entscheidenden Wert für die kulturellen Fortschritte des Jahrhunderts beilegt, entsprach durchaus dem Empfinden zahlreicher deutscher Kreise. Die nationale Tendenz, die uns zu politischer und wirtschaftlicher Machtentfaltung über die Meere drängte, war auf kulturellem Gebiet bis zum Kriege von erstaunlicher Schwäche. In einem jetzt besonders interessanten, in der „Vossischen Zeitung" am 12. Dezember 1913 veröffentlichten Brief des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg an Karl Lamprecht wird das Fehlen eines „zielsicheren Geltungswillens" mit der Eigenart unserer „doch wohl individualistischen und noch nicht ausgeglichenen Kultur" begründet und auf die Notwendigkeit „der inneren Vertiefung und Stärkung", dieser und unseres Kulturbewußtseins hingewiesen. Und J. J. Ruedorffer hat in seinem unmittelbar vor Kriegsausbruch erschienenen bedeutsamen Buche diesen Gedanken aus Herrn von Bethmanns Brief zum Leitmotiv einer geistvollen Charakterisierung des geschlossenen britischen und französischen Kulturbewußtseins genommen, das er in dem neuen deutschen Nationalstaat vermißt, und dem er doch solche Bedeutung beilegt, daß er diejenige Nation als die aussichtsreichste im weltpolitischen Wettbewerb bezeichnet, die neben der größten Tüchtigkeit des einzelnen die höchste Idee von ihrer Würde und ihrem Berufe aufweist.

II.

Das Einsetzen des kulturpolitischen, maßlos und gehässig gegen uns geführten Kampfes bedeutet hier den Wendepunkt. Wir danken ihm die Beschleunigung eines Läuterungsprozesses, der sonst bei der völligen Inanspruchnahme der Volkskräfte durch anstrengende wirtschaftliche und technische Aufgaben vielleicht noch Jahrzehnte gedauert hätte. Seit dem August 1914 hat sich in dieser Hinsicht in Deutschland viel verändert. Die englischen und französischen Ergüsse über den militärischen Despotismus der Deutschen, über ihr Marionettentum, die Unfreiheit und Unsicherheit ihrer Lebensformen und ihren Mangel an Grazie, das Pedantische und schulmeisterlich Enge des Rahmens, in dem sich ihr Arbeitsdasein abspielt, haben uns zum Nachdenken und zur Selbstbesinnung gebracht. In würdigen Kundgebungen führender Männer unseres Volkes sind die gegnerischen Anwürfe abgewiesen worden, soweit sie Falsches, und auf das richtige Maß zurückgeführt worden, sofern sie Übertreibungen enthielten. Die Erkentnis desjenigen, was der Geist der deutschen Kultur für uns bedeutet, was ihn von fremder Kultur unterscheidet, namentlich was ihn vor ihr auszeichnet, Innerlichkeit und Gemütstiefe, Pflichtgefühl, sachliche Freude an der Arbeit und Streben nach Universalität, nach gerechter Würdigung alles dessen, was in unseren Lebenskreis tritt, danken wir unseren Feinden. Sie haben Ernst Troeltsch, Rudolf Eucken, Roethe, Oncken, E. Schwarz, Schmoller, Hans Delbrück u. a. zu ihren Schriften angeregt, die uns die Binde von den Augen nahmen und den Schlüssel zum Verständnis unserer und fremder Weltanschauung in die Hand drückten. Die Tagespresse in ihren besten Vertretern

wirkte in gleicher Richtung bei den breiten Volksschichten ihrer Leserkreise, und mancher kluge Aufsatz trug einen Stein herbei zum Fundament für den werdenden Bau eines nationalen deutschen Kulturbewußtseins. Sachliche und als berechtigt empfundene Kritik stimmt uns Deutsche nachdenklich, offenkundig gehässige und ungerechte stärkt unser Selbstgefühl. Mag das englische Menschenideal mit seinen gleichförmig harten und steifen, oft langweiligen Linien und seiner naiven Überheblichkeit, der Gentleman- und Lady-Typus, der so unabhängig von staatlichem und so abhängig von sozialem Zwang ist, als Ergebnis des höheren Alters, nicht englischer, wohl aber englisch-nationaler Kultur, wenn man will, bewundert werden. Mag das gleiche von dem bei aller Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, Anmut und Leichtigkeit nicht weniger festen französischen „Format" gelten, das oft genug wie das englische geringe Bildung, beschränktes Denken und brutale Roheit verhüllt. Zugegeben, daß der junge deutsche Nationalstaat, der vor noch nicht fünfzig Jahren der politischen und wirtschaftlichen Enge der Kleinstaaterei entwachsen ist, bei seiner beispiellosen Entwicklung nach außen und innen und bei der unendlich reichen Fülle individueller Mannigfaltigkeit der deutschen Natur, noch keine Zeit gehabt hat, den deutschen Entwurf eines einheitlichen Menschenideals und einen deutschen „Stil" hervorzubringen. Deshalb dürfen wir uns doch entschieden verbitten, daß man unsere alte und fruchtbare Kultur herabzusetzen wagt. Treitschke hat das Wort gesprochen: Die Fremden ahnen nicht, wie tief die Quellen des deutschen Lebens rauschen. Und Fürst Bülow, der ihn zitiert, hat gesagt, daß die materielle, geistige und sittliche Leistung des deutschen Volkes im Weltkriege das unerreichbar Gewaltigste sei, das die Welt je gesehen habe. Weder in den Lebensformen allein (am allerwenigsten!), noch allein in den Äußerungen von Religion und Moral, Erziehung und Bildung, Wissenschaft und Kunst erkennt man, wie Engländer und Franzosen annehmen, die Kultur eines Volkes. Kultur ist der Niederschlag der einem Volke eigentümlichen und in ihm vorherrschenden Weltanschauung, wie sie in seiner Stellung zu den Wirklichkeiten und Rätseln des Lebens hervortritt. Wie ein Volk die wesentlichen Erscheinungen und Triebkräfte des Lebens, wie es den Zweck des Lebens, das Verhältnis zu Gott und der Natur, zum Recht, zum Sittengesetz, zum Staat, zu seinen Unterverbänden auffaßt, wie es über Arbeit, Beruf und Erwerb denkt, wie es seine Beziehungen zu den Künsten und ihren Äußerungen gestaltet, das alles bestimmt seine Kultur. Und nebensächlich ist dabei, von der entwicklungsgeschichtlichen, wenn auch nicht von der politischen Warte aus betrachtet, ob die Antworten, die auf die Fragen gefunden werden, so oder so ausfallen, gegenüber der Erscheinung, daß die Fragen mit sittlichem Ernst und mit dem Bewußtsein ihrer Bedeutung aufgeworfen werden. Je reicher und mannigfaltiger die Quellen des Geistes- und Gemütslebens eines Volkes fließen, je buntere Blüten es treibt, desto schwerer ist seine Kultur auf eine Formel zu bringen, desto langsamer bildet sich aber vor allem ein einheitliches nationales Menschenideal. Das ist der Fall der

Kultur des deutschen Volkes. Daß sie trotz des gewaltig gewachsenen Volkswohlstandes und der diejenigen aller anderen Länder überragenden Volksbildung solange, bis zum „Sammeln" im Weltkrieg geblasen wurde, den Klassenstaat in vielem, namentlich in den äußeren Lebensformen, noch nicht überwunden hat, auch unmöglich schon überwinden konnte, ist eine oft festgestellte Tatsache, die gleichfalls der Prägung des völlig einheitlichen Menschenideals hinderlich im Wege stand. Die deutsche Kultur liegt, wie Troeltsch sagt, in der Gesamtheit der deutschen Lebenserscheinungen, in dem „relativ einheitlichen Geiste", den diese Lebenserscheinungen, wechselseitig durcheinander bedingt, offenbaren. Daß es so etwas bei uns gibt, trotz des Hohnes und Spottes der Engländer und Franzosen, die dem deutschen Gedanken einer individuellen Selbstbildung der Völker die verwaschenen Schlagworte civilisation, progrès und humanité, unter Ablehnung eines „Volksgeistes" entgegenstellen, haben wir im Kriege bewiesen und werden es bis zu seinem Ende weiter beweisen: die reibungslos vollzogene Unterordnung jedes Einzelwillens unter den Gesamtwillen, nicht durch äußeren Zwang, sondern durch das Pflichtgefühl und das Verständnis der Volksgenossen, das dem Staate die militärischen, wirtschaftlichen und geistigen Waffen zu seiner und damit gleichzeitig zu ihrer Verteidigung schmiedete, das rückhaltlose Bekenntnis zum Staatsgedanken, der alles einschließt, was der einzelne, die Familie, die anderen kleinen und großen Gemeinschaften, was die Gesellschaft als Gesamtheit der einzelnen und ihrer Verbände an stofflichem und geistigem Besitz geschützt sehen will, und die freudige Darbringung aller Opfer für die Verwirklichung des staatlichen Schutzes, aus freier, sittlicher Überzeugung, so sieht in Wahrheit deutsche Kultur, so sieht der „Militarismus" aus, gegen den die „demokratischen" Westmächte die ganze Welt mobil zu machen versuchten. Nicht Deutsche, sondern zwei ausländische weiße Raben, der Schwede Kjellèn und der Amerikaner Burgeß haben Deutschland in höherem Sinne deshalb den demokratischsten unter den Großstaaten genannt, weil dort die Verteilung der materiellen und geistigen Früchte der Kultur auf sämtliche Volksgenossen gleichmäßiger sei als irgendwo sonst. Das aber sei der beste Gradmesser für die Freiheit! Kjellèn geht so weit, in Deutschland wegen seiner Harmonie zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Interessen, seiner tiefen und breiten Volksbildung und seiner „rein konstitutionellen Zusammensetzung von Staats- und Volkswillen" nicht nur ein Zwischenglied zwischen den französisch-englischen Demokratien und dem autokratischen Rußland zu sehen, sondern ein Oberglied, die „Synthese", das höhere Entwicklungsstadium, das durch jene beide Formen erst vorbereitet werde .... Das gibt jedenfalls jenen zu denken, die — es sind nicht nur Ausländer — immer wieder, auch im Kriege, es für richtig halten, dem deutschen Obrigkeitsstaat den demokratischen Volksstaat der Westländer rühmend entgegenzuhalten. Dabei kann, auch wer eine Verbesserung unserer inneren Verhältnisse in einer gesteigerten Beteiligung aller Volkskreise an Gesetzgebung und Verwaltung

erblickt und sie wünscht, doch die parlamentarische Regierungsform und die durch sie erzeugte „Denkart" in den demokratischen Westländern kaum ernstlich für gleichbedeutend mit „Volksfreiheit" erachten. Mag man aber trotz der dort gemachten Erfahrungen in der Parlamentsherrschaft ehrgeiziger Advokaten und mächtiger Finanzgruppen, die wir in Frankreich und anderen romanischen Ländern seit Jahrzehnten, neuerdings auch in England, am Ruder sehen, das Ideal einer Regierungsform auch für Deutschland erblicken, oder will man sich mit der weiteren „Durchorganisierung" unserer bereits jetzt, wegen ihrer am meisten vorgeschrittenen Organisation, nach Paul Lensch „demokratischsten" Gesellschaft begnügen, so wird doch wenigstens kein Deutscher leugnen, daß auch unsere Monarchie und unser Beamtentum der persönlichen Freiheit und der Menschenwürde im Deutschen Reiche stets und überall die schuldige Achtung entgegenbringen. Daß unsere Regierungsform die für das so verschiedenartig und individualistisch zusammengesetzte junge Deutsche Reich notwendige Geschlossenheit der militärischen und politischen Führung gerade in der kritischen Zeit in besonders hohem Maße sichert, hat der Krieg gezeigt. Ernst Troeltsch hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Deutschen, die kein Rentnervolk sind wie die Franzosen, keine bäuerlich-militärisch-bureaukratische Eroberungsmacht wie die Russen, kein reines Industrie- und Handelsvolk wie die Engländer, sondern ein noch immer streng angespanntes Arbeitsvolk, dieser geschlossenen politischen Führung vorläufig bedürfen.

Wir sind ein Volk von Arbeitern und zwar von Facharbeitern. Darauf beruht unsere Stärke. Wir sind es im Erwerbsleben, als Beamte und Offiziere, teilweise auch als Künstler. Nur in Verbindung mit unserer Berufsarbeit, in bezug auf sie streben wir auch nach Universalität. Der Nichtfachmann flößt uns Mißtrauen ein; der Mann ohne Beruf, die Drohne, gar der jugendliche „Sechsdreierrentier" der romanischen Länder, ist uns verächtlich. Nur das Aufgehen im Beruf macht in unseren Augen den Fachmann. In dem Außenminister, der über das „Angeln mit der Fliege", dem Marineminister, der über die „Grundlagen des Glaubens" Bücher schreibt, dem Börsenmakler als Kriegsminister würden wir gemeingefährliche Dilettanten fürchten. Zum Teil erklärt sich dadurch die deutsche Gleichgültigkeit gegen den Parlamentarismus, in dessen Wesen es liegt, Laien an führende Stellen zu setzen, für die wir in langer Lebensarbeit erworbene Fachkenntnisse als Voraussetzung anzusehen gewohnt sind. Die deutsche Qualitätsarbeit wäre ohne unser fachliches Spezialistentum, ohne die strenge Durchführung der Arbeitsteilung nicht denkbar. Aber daß wir Facharbeiter und überhaupt Arbeiter sind, ist auch unsere Schwäche im weltpolitischen Verkehr und im Wettbewerb mit Engländern und Franzosen. Wir tragen, wenn auch nicht sichtbar, Arbeitsschwielen an den rauhen Händen. Die Arbeit beherrscht unser Denken auch im gesellschaftlichen Verkehr mit dem Auslande. Und unsere Formen haben oft genug die Unsicherheit des bald zu schüchtern, bald zu brutal auftretenden „Mannes aus dem Volke" gegenüber dem „Vor-

nehmen". Das ist häufig auch von wohlwollend neutraler Seite betont worden. Daß der Deutsche noch nicht die Gabe hat, fremde Völker, zivilisierte oder Naturvölker, richtig zu behandeln, ist nicht nur von Feinden stets hervorgehoben worden. Auch Fürst Bülow und andere Vaterlandsfreunde sprechen uns das Verständnis für die „Mentalität" der Fremden ab. Die Tatsache, daß der Deutsche geneigt ist, den Maßstab seines Gefühls und seiner Gemüts- und Geistesbildung auch bei Völkern anderer Zivilisation und niederer Kultur anzulegen, spricht zwar für seinen Idealismus, nicht aber für sein Geschick. Im wesentlichen handelt es sich um eine Frage der formellen Behandlungskunst, in der uns die alten reichen Herrenvölker überlegen sind. Ein kluger Türke mit langjährigen Erfahrungen faßte den Unterschied in der Behandlung des Orientalen durch Engländer, Franzosen und Deutsche so zusammen: der Engländer und Franzose verlangt vom orientalischen Angestellten oder Arbeiter wenig, und läßt ihn arbeiten, wie er es gewohnt ist. Er ist stets freundlich, nie schroff und lohnt reichlich und freigiebig nach Landessitte. Nach und außerhalb der Arbeit hat der Engländer und Franzose nichts mit den Orientalen zu tun. Er zieht sich unter seinesgleichen zurück. Der Deutsche fordert viel Arbeit, Pünktlichkeit und Sorgfalt, wie von sich selbst. Er ist streng, nicht selten grob, wenn die Leistungen nicht befriedigen. Er bezahlt nur den vereinbarten Lohn und ist sparsam mit Trinkgeldern. Nach getaner Arbeit gibt er sich als Mensch, fragt nach persönlichen Verhältnissen, nimmt Teil, erzählt von sich und verkehrt mit den Orientalen auf gleich und gleich. Und der Erfolg? Der Engländer und Franzose sind „höhere Wesen", der Deutsche ist ein „Mensch wie andere" und ein im Grunde gutmütiger aber unbequemer und unbeliebter Fremdling . . . Ähnlich lauten Urteile über die Behandlung anderer Völker. Und, mag man sich mit Recht ausländische Kritik unserer Kultur in Deutschland verbitten, über die Beurteilung unserer kulturellen Betätigung im Auslande ist das Ausland der sachverständigste Richter.

Die Erfolge unserer Kultur in Deutschland sind derart, daß England und Frankreich, während ihre Federn dem Weltkreis kund tun, wie barbarisch und subaltern der Geist des deutschen Militarismus sei, alle seine Errungenschaften auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiete nachahmen, wie sie das auf sozialpolitischem bereits früher getan haben. Nur daß bei den Volksgenossen in den Demokratien die Maßnahmen, die doch dort angeblich dem Volkswillen entspringen, während sie ihm in Deutschland aufgezwungen sein sollen, schwerer und unvollkommener durchgeführt werden als im deutschen „Obrigkeitsstaat"! Die Tatsache, daß unsere Feinde wider Willen dem Erfolg unserer organisatorischen Leistungen, die auf Ordnungssinn, Disziplin und Pflichtgefühl beruhen, durch Nachahmung Anerkennung zollen, bedeutet einen gewaltigen Sieg deutscher Kultur, über den kein Geschwätz hinwegtäuscht. Aber diese Anerkennung muß unsere innere kulturelle Weiterentwicklung unberührt lassen. Ebenso kalt muß uns auch die Kritik lassen, die das Ausland an der Unkultur unserer inner-

politischen Zustände übt, weil sie ihm, lediglich an dem äußerlichen Maßstabe des Parlamentarismus gemessen, unsympathisch und unverständlich sind. Kundgebungen des ausländischen Beifalls oder Mißfallens zum inneren Ausbau unseres nationalen Hauses müßten künftig von jedem Deutschen als Verletzung des Hausrechtes, als Angriff auf die nationale Würde empfunden und abgelehnt werden. So meint es auch offenbar Fürst Bülow, wenn er tadelt, daß die Deutschen öfter als nötig die Gründe unserer Unbeliebtheit im Auslande erörtert haben.

III.

Der kulturpolitische Kampf ist in ein neues interessantes Stadium getreten. Die Neutralen beteiligen sich, im Gegensatz zu ihrem früheren Verhalten, kaum noch oder überhaupt nicht mehr daran. Als unsere Feinde, namentlich England, bei Kriegsbeginn den Kampf um die „Seelen" der Neutralen mit dem Ziele ihres moralischen, wirtschaftlichen, wenn möglich auch militärischen Beistandes gegen Deutschland aufnahmen, spielte die kulturpolitische Frage die gewaltigste Rolle. Wir wissen aus zahllosen an uns gelangten Schriften und Presseäußerungen des Auslandes und Inlandes, wie die Herrschaft unserer Feinde über das Weltkabelnetz und über nahezu den ganzen Weltnachrichtenhandel (Reuter, Havas und die vielen davon abhängigen, fremdstaatlichen Agenturen) es ihnen erleichterte, kulturpolitische Erregung bei den Neutralen wegen unserer Schuld am Kriege, unserer barbarischen Kriegführung, belgischer Greueltaten, Beschießung von Kunstdenkmälern, Zeppelin- und U-Bootangriffe, künstlich hervorzurufen. Zahllose Verurteilungen mußte die deutsche Barbarei vor dem Richterstuhl der ausschließlich von unseren Feinden unterrichteten öffentlichen Meinung über sich ergehen lassen. Es ist auffallend, wie seit dem Beginn der Tragödie in Griechenland, mehr noch seit der Niederwerfung Rumäniens, insbesondere aber seit der Ablehnung des deutschen Friedensangebotes und dem Notenwechsel mit Wilson, in den neutralen Ländern nüchterne, macht- und wirtschaftspolitische Betrachtungen an die Stelle sittlich-philosophischer über Deutschland getreten sind. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist besonders charakteristisch: die europäischen Neutralen verzichten gegenüber Wilsons Einladung zum Bruch mit Deutschland auf jedes Kulturgerede. So offen wie nie zuvor heben in ihren Erklärungen die Schweiz, die Skandinavischen Reiche, Holland und Spanien die Interessen der Grenzsicherung und vor allem der Wirtschaftsführung hervor und erörtern rein sachlich die daraus hergeleiteten Gründe, aus denen sie sich unseren Feinden nicht anschließen. Von Protesten gegen eine etwaige Beeinträchtigung ihrer Rechte ist wohl die Rede. Von salbungsvoll-sittlicher Verdammung Deutschlands im Namen der „civilisation" oder „humanité" ist nichts zu spüren. Einzig die Presse der Vereinigten Staaten und von den anderen amerikanischen Republiken diejenige Brasiliens, verzichtet nicht auf die Menschheitsphrase aus dem ersten Zeitabschnitt des Weltkrieges, wie denn überhaupt britische Verständnislosigkeit für den Geist deutscher Kultur durch die

drollige, in allen Washingtoner Kundgebungen zum Ausdruck gelangende Vorstellung von der Unübertrefflichkeit anglo-amerikanischen Wesens ergänzt wird.

Zweifellos hat die unermüdliche Aufklärungsarbeit der deutschen Presse und ihrer Organisationen, hat die fruchtbare Tätigkeit der amtlichen und privaten Pressepropaganda im neutralen Ausland das Abflauen der kulturpolitischen Kampflust gefördert. Der Respekt vor den deutschen Waffen und nicht minder vor den deutschen Wirtschaftserfolgen im Kampf gegen die feindliche Aushungerungstaktik hat ferner in reichem Maße dazu beigetragen, auch die Achtung vor der deutschen Kultur, die solche Leistungen ermöglichte, wieder herzustellen. Urteilsfähige Neutrale hatten wohl vereinzelt schon früher den Kopf geschüttelt über die Beschimpfung einer Kultur als barbarisch, die der Welt Goethe und Kant geschenkt hat. Der entscheidende Grund für das Fiasko unserer Feinde im kulturpolitischen Endkampf ist aber doch allein das Durchdringen der Erkenntnis bei den Neutralen, daß die kulturpolitische Erregung unserer Feinde nur eine lose sitzende Maske war, mit der ihre durchaus realpolitischen Kriegsziele verhüllt wurden, solange es irgend anging. Das Wort Sombarts, daß alle großen Kriege Glaubenskämpfe seien, paßt auf diesen gewaltigsten aller Kriege nicht. Auch wenn sie nie oder selten ausgesprochen wurde, trat doch immer deutlicher aus dem Nebel der Phrasen von „Freiheit, Recht und Fortschritt der Völker" als einzige „Idee" Englands im Weltkriege der überlieferte Wunsch nach Vernichtung jeder aufstrebenden festländischen See- und Handelsmacht, sowie nach dem Erwerb Mesopotamiens, als „Idee" Frankreichs das Verlangen nach den verlorenen Provinzen, wenn möglich nach dem Erwerb des reichen Saar- und Ruhrgebietes, als „Idee" Rußlands das Begehren nach Konstantinopel und Armenien hervor. So weit kann man aber den Begriff des Glaubenskampfes unmöglich auslegen, daß jede Regung des im Wesen der großen Nationalstaaten begründeten Ausdehnungsdranges und Machthungers darunter fiele. Allenfalls kann dem französischen Revanchekrieg zu Anfang dieser Charakter zuerkannt werden, wenn auch eine solche Erklärung allein für die französische Politik im Weltkriege nicht ausreicht. Und die ideale Maske fiel, selbst nach Ansicht der verbandsfreundlichsten Neutralen, endgültig mit der Ablehnung unseres Friedensangebots und deren Begründung. Einzelne neutrale Mächte, namentlich die Schweiz und Spanien, hatten schon früher bewiesen, daß sie die wahre Natur der kulturpolitischen Hetze gegen Deutschland als einer vergifteten Waffe, der gegenüber Vorsicht geboten sei, erkannt hatten: sie untersagten entschieden innerhalb ihrer Grenzen die mit Vorträgen, Theater- und Filmvorstellungen arbeitende französische sogenannte Kulturpropaganda im Kriege, die mit dem Gastrecht neutraler Staaten nicht vereinbar sei.

IV.

Die Lehren, die uns der gesamte Verlauf des von England und Frankreich gegen Deutschland entfachten kulturpolitischen Kampfes in seinen verschiedenen Phasen gibt, dürfen nicht unterschätzt und nicht vergessen werden. Daß Deutsch-

land nach dem Weltkriege seinen Anteil an dem Weltkabelnetz sicher stellen und das englisch-französische Monopol für den Nachrichtenhandel soweit als möglich brechen wird, damit die Welt, mit der Handelsbeziehungen bestehen, nicht einseitig über die wichtigsten Vorgänge und Erscheinungen bei uns unterrichtet werde und umgekehrt, liegt mehr in unserem unmittelbaren politischen, namentlich wirtschaftspolitischen als in unserem kulturellen Interesse. Denn auf den Gedanken, Kulturpolitik im Auslande in dem Sinne zu treiben, daß wir Geld und Mühen aufwenden, um fremden Völkern Verständnis für deutsche Weltanschauung, für deutsche Kunst und Wissenschaft beizubringen, Geist von unserem Geiste zu ihnen zu verpflanzen, in der Absicht, damit unserer Außenpolitik vorzuarbeiten, müssen wir künftig verzichten. Der Krieg hat uns gelehrt, Wesen und Wert unserer deutschen Kultur für uns klarer als vorher zu erkennen. Ihrer Innerlichkeit wegen eignet sie sich an und für sich zur Verbreitung im Auslande ebensowenig wie ihres oft betonten individuellen Charakters wegen. Als nationale Kultur ist sie aber auch für die Übertragung ins Ausland noch nicht reif. Sie ist ein junger Baum, dessen Wurzeln noch viel tiefer im Erdreich Fuß fassen müssen, bevor er seine Wipfel, Schatten spendend, nach allen Seiten breiten kann. Jetzt deutsche Kulturpolitik im Auslande treiben zu wollen, wäre ein Versuch mit untauglichen Mitteln, wäre verfrüht und würde der Machtentfaltung Deutschlands in der Welt eher schädlich als nützlich sein. Wir müssen uns mit dieser Tatsache abfinden. Die suggestive Anziehungskraft des fertigen, festen und leicht übertragbaren englischen Menschentyps, dieses gleichförmigen, sicheren Durchschnittideals auf alle Völker, die England politisch oder wirtschaftlich in sein Machtbereich ziehen will, und den, auf den Eigenschaften dieses Menschenideals beruhenden, bei scheinbarer Freiheit so überaus festen kulturellen Zusammenhang Englands mit seinen Kron- und Schutzländern hat Ruedorffer in seinem geistvollen Buche fein gezeichnet. Nicht weniger treffend hat er die französische „Kulturpropaganda" skizziert, die in nahezu allen romanischen Ländern der Welt, aber auch in Skandinavien, Holland, in der Schweiz und im Orient im politischen Dienste Frankreichs mit größtem Erfolge gewirkt hat. Kulturpropaganda ist im Grunde ein Widerspruch in sich. Mit Recht hat Chamberlain die Annahme, daß man sich Kultur äußerlich aneignen könne, barbarisch genannt. Dem Begriff liegt eine Verwechslung der äußeren Lebensformen mit der Geisteswelt zugrunde, der sie entstammen. Tatsächlich hat denn auch die französische Kulturpropaganda im Ausland ihre Bedeutung nicht so sehr erlangt durch die Erziehung zu französischem Geist und französischer Bildung in den massenhaft von der alliance française geschaffenen französischen Auslandsschulen als vielmehr durch die Ausbreitung der „vornehmen" Umgangssprache und der Moden unter den Oberklassen der Bevölkerung. Sie wendet sich aber mit besonderem Erfolg an die niederen Instinkte der Genußsucht und Sinnlichkeit in der breiten wohlhabenden Ober- und Mittelschicht, namentlich da, wo diese von überlieferter, bodenständiger Geisteskultur nahezu unberührt ist. Und sie feiert

geradezu Orgien des Erfolges besonders in jungen Emporkömmlingsländern, in denen die schnell reich gewordenen oberen Zehntausend ohne Bindeglied dem niederen Volk gegenüberstehen, oder bei alten, aber verkümmerten, früherer Geistesblüte nicht mehr eingedenken Völkern.

In dem oben angeführten Briefe Bethmanns wird der „Nutzen, den Frankreichs Politik und Wirtschaft aus dieser Kulturpropaganda zieht" und „die Rolle, die die britische Kulturpolitik für den Zusammenhalt des britischen Weltreichs spielt" gewürdigt. Aber eines schickt sich nicht für alle. Der Zauber, den das Auftreten des Engländers, den französische Umgangsformen, Moden, Redensarten, Vorträge, Film- und Theatervorstellungen auf junge oder zurückgebliebene Fremdvölker und zwar nicht nur in den beiderseitigen Sprachgebieten ausübt, und der in kritischen Zeiten schwer in die Wagschale englischer oder französischer Realpolitik fällt, können wir nicht nachmachen. Wir können Theatertruppen, Scharen von Lehrern und Vortragskünstlern ins Ausland schicken, ohne unserer Außenpolitik das mindeste zu nützen. Herbert Spencer hat nachgewiesen, wie bei allen Urvölkern das, was das Leben schmückt, höher geschätzt wird als was ihm nützt. Der Neger behängt sich mit bunten Lappen, die er teurer bezahlt als Kleider. Gewisse Indianer arbeiten angestrengt, um ihren Lohn in Farbe zum Tätowieren anlegen zu können. Aehnlich verfährt aber auch der moderne Durchschnittsmensch in vielen, namentlich romanischen Ländern der alten und neuen Welt. Aus der instinktiven Überschätzung des Schmückenden zuungunsten des Nützlichen erklärt sich zwanglos die politische Wirkung französischer „Kulturpropaganda". Rumänien ist ein besonders drastischer Fall. Französische Mode, die Farben- und Formenfreudigkeit, die Anmut und Feinheit der Sprache hat dort spielend von dem Geist der führenden Gesellschaftsschicht Besitz ergriffen. Und der französische Schneider und Handschuhmacher, der Haar- und Schminkkünstler, Theater und Kabaret haben als „Kulturträger" und als Agenten französischer Politik im kritischen Augenblick einen leichten Sieg davon getragen über die ernste deutsche Kulturarbeit, durch die eine deutsch geleitete weise Politik in Jahrzehnten das Land zu Wohlstand und Ansehen geführt hatte. Allerdings spielte der Zug zum französischen Wesen nur die Rolle des Züngleins an der Wage, die sich deshalb auf die Verbandseite neigte, weil machtpolitische Interessen, wenigstens vermeintliche, Rumänien auf diese Seite trieben.

V.

Denn das ist eine weitere Lehre, die uns die Betrachtung des kulturpolitischen Kampfes im Weltkriege für die Bewertung kulturpolitischer Zusammenhänge und für ihre Einstellung in die außenpolitische Zukunftsrechnung Deutschlands erteilt: nur da, wo ohnehin die politischen oder weltwirtschaftlichen Interessen eines neutralen Staates sich mit denen des uns feindlichen Verbandes eng berührten oder deckten, erleichterte das vorhandene kulturelle Band, fester geknüpft durch Propaganda für gemeinsame Kulturwerte und ge-

meinsamen Kampf gegen „deutsche Unkultur", das Bündnis. In diesen Fällen wirkte die Kulturidee kumulierend. Wo es jedoch an realen (mindestens vermeintlichen) gemeinsamen Interessen des Verbandes mit dem neutralen Lande fehlte, oder wo sie im Laufe des Krieges fortfielen, beschränkte sich die Wirkung des kulturellen Zusammenhanges auf Sympathiekundgebungen in der Presse und gelegentliches Entgegenkommen, reichte aber nicht aus, um Bündnisse zu begründen. Dagegen hat Deutschlands Stammes- und Sprachverwandtschaft und vermeintliche dadurch begründete Kulturgemeinschaft mit neutralen Mächten auch nicht in einem einzigen Falle mehr als korrekte Beziehungen zur Folge gehabt, sofern nicht schwerwiegende politische und wirtschaftliche Interessen den neutralen Staat ohnehin zu einer Annäherung drängten. Der bloße kulturelle Zusammenhang Deutschlands mit neutralen Mächten hat sich, so vorsichtig man auch sich vor der Unterschätzung von Imponderabilien nach Bismarcks und Bülows Aussprüchen in der Außenpolik hüten soll, nirgends als ein Band, vielmehr als eine nahezu völlig wertlose „Unwägbarkeit" für uns, zu unserer großen Überraschung, im Weltkriege herausgestellt.

Wer in der Schweiz, in Holland, Skandinavien oder Amerika auf Sympathien greifbaren Inhalts mit Deutschlands Ringen um sein Dasein deshalb gerechnet hatte, weil gemeinsame oder verwandte Sprache, Erinnerungen an politische oder militärische Bündnisse uns verknüpften, Tausende von Söhnen dieser Länder in Deutschland gelernt und studiert haben, und weil überlieferter Austausch geistiger und künstlerischer Werte eine um so festere Brücke zu uns schlagen müsse, als es an macht- und wirtschaftspolitischen Reibungsflächen zwischen uns in der Gegenwart völlig fehlte, sah sich grimmig enttäuscht. Für diese gefühlsmäßige ungeschichtliche Verkennung der politischen Konstellationen und der treibenden politischen Kräfte fand man bei diesen längst zu selbstbewußten Nationalstaaten, mit oder ohne deutsche Hilfe oder gegen deutsche Interessen, erwachsenen Völkern kaum genug Worte der ostentativsten Ablehnung! Die deutsche Kulturpolitik hatte als Hilfsmittel der Außenpolitik hier völlig versagt. Nun fanden sich sogleich Quacksalber, die — eins, zwei, drei — den Schaden kurieren wollten und zeigten, wie man es künftig machen müsse. Sie vergaßen, daß, wer seine gesellschaftliche Stellung auf das Studium von Knigges Schrift bauen will, wenig Glück haben wird. Genau so verfehlt ist es, das „Rezept" zur Behandlung anderer zivilisierter oder Naturvölker von Engländern oder Franzosen entlehnen zu wollen. Die Entwicklung des jugendlichsten unter den großen europäischen Nationalstaaten zum weltpolitischen kann nicht von heute auf morgen abgeschlossen sein. Welch kurze Spanne ist ein Jahrhundert im Leben der Völker! Und so lange hat es gedauert, bis der deutsche Nationalstaat nach außen und noch nicht einmal ganz nach innen fertig war. Dabei kann man noch täglich, selbst in großen, gut geleiteten Blättern lesen, daß ernstlich Deutsche von der weltpolitischen Wirkung einer verstärkten deutschen Bildungsreklame im Ausland überzeugt sind und deshalb, weil bisweilen

deutsche Künstler im Auslande Beifall finden, von „Völkerverständigung" durch deutsche Wanderbühnen und Ähnlichem träumen.

Zur kulturellen Weltbeherrschung sind wir nicht reif. Mit Recht warnt Fürst Bülow uns, „eine Kulturhegemonie anzukündigen, die alle Welt mehr fürchtet als die politische Suprematie". Überhaupt sollten wir den anderen „nicht zu oft und in nicht zu hohen Tönen unsere Kultur anempfehlen." Nein, Kulturpropaganda im französischen Sinne paßt nicht für uns, und für die Erfolge britischer Kulturherrschaft fehlen uns, wie wir sahen, die Voraussetzungen, darunter die wichtige Fähigkeit, fremde Völker richtig zu behandeln. Kulturpolitik im Auslande hat außenpolitisch nur insofern praktischen Wert für uns und nur insofern Berechtigung, als es gilt, die Fäden zu stärken, welche die Auslandsdeutschen als Pioniere deutscher Weltpolitik mit dem Stammlande verknüpfen.

Wer im Auslande, im welchem Erdteil es immer sei, als Deutscher still und ehrlich seinen Geschäften nachgeht und es zu Wohlstand und Ansehen bringt, dient, ob er nun nach Deutschland zurückkehrt oder draußen bleibt, ob er seine Staatsangehörigkeit behält oder sie aufgibt, dem Vaterlande und dessen weltpolitischen Interessen. Als geräuschvoller Herold deutscher Weltanschauung, als „Wahrheitskünder", der ausländische Irrtümer über deutsche Kultur aufklären will, kann er nur Schaden anrichten. Wir haben im Auslande nur die eine Aufgabe, unserm Außenhandel die Wege zu öffnen, zu ebnen und ihn zu schützen und zu unterstützen. Eisen, Kohle und Kali, Chemikalien und die Millionen von Halb- und Fertigfabrikaten, die wir als anerkannte Meister der Qualitätsarbeit herstellen, unsere starke Wehrmacht zu Lande und zu Wasser und eine starke nationale Kultur in der Heimat, das sind bis auf weiteres Deutschlands beste „kulturpolitische" Waffen im Ringen um Weltgeltung. Das oft zitierte Wort Napoleons von der impuissance de la force, von der Überschätzung des Machtfaktors in der Politik, hat erst dann Geltung für Deutschland, wenn seine weltpolitische Machtstellung geschaffen und gesichert sein wird. Des Reichskanzlers Brief und Ruedorffers Buch, die andeuten, wir müßten schon jetzt den naiven Glauben junger Völker an die Macht abzustreifen suchen, sind vor den Erfahrungen des Weltkrieges geschrieben! Nur der Stärke unserer Kanonen und U-Boote, nur unserem Reichtum an Eisen und Kohle und den geistigen und sittlichen Eigenschaften, die alle diese realen Machtmittel richtig zu gebrauchen wissen, um Furcht und Achtung zu erzwingen, nicht aber ausländischer Liebe zu diesen Eigenschaften wird Deutschland seine Stellung in der Welt noch auf lange hinaus zu verdanken haben.

Abgesehen von den Maßnahmen, die die Stärkung des Auslandsdeutschtums zum Ziel haben, müssen wir uns darauf beschränken, im Vaterland kulturpolitisch zu arbeiten. Den Wert unserer Kultur für uns haben wir im Weltkriege erprobt. Den Glauben an ihre Zukunft sollen wir uns erhalten und befestigen. Wir müssen auch künftig unsere Jugend vor romanischer Genuß-

sucht und englischem Krämergeist bewahren, sie zu deutscher Einfachheit, Wahrhaftigkeit und „Ehrfurcht" anhalten. Wir müssen zu den ästhetisch-literarischen Grundlagen unseres Wissens geschichtliche, geographische und wirtschaftliche hinzufügen, wie das die jüngste Denkschrift des preußischen Kultusministeriums anregt*). Alle öffentlichen und privaten Bildungsstätten, die Vereins- und Kunstanstalten, müssen die Reinhaltung und Vertiefung unserer Kultur anstreben. Dann wird einst „in Aonen" die Zeit kommen, da deutsche Kultur sich von selbst in der Welt durchsetzt. Und es bedarf weder einer besonderen Sehergabe noch eines übertriebenen geschichtsphilosophischen Optimismus, um das vorauszusagen. Dann wird es erst Zeit sein, das von Herrn von Bethmann zitierte feine Wort E. Rostands auch auf unsere kulturelle Außenpolitik anzuwenden: „c'est au moment qu'on veut redoubler de force qu'il faut redoubler de grâce." Heute paßt es für uns noch nicht, und es würde sich bitter rächen, wollte man versuchen, dem Naturgesetz organischen Wachstums vorzugreifen.

Das große deutsche Volk, das in schweren Kämpfen seine politische und nun im Weltkriege auch den Rahmen seiner kulturellen Einheit gefunden hat, kann ruhig warten, bis es so weit ist, bis etwa nach mehreren Menschenaltern, Geibels Wort, — das wir jetzt nicht zu oft fremden Ohren zurufen sollten — Erfüllung findet: „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen." Vorläufig heißt es, sich bescheiden: „Such' er den redlichen Gewinn! Sei er kein schellenlauter Tor!"

Der von Frankreich her die Welt überflutenden Freiheitswelle, die auch in Deutschland viel Morsches fortriß, setzte der Weise von Königsberg den Damm der Pflicht entgegen. Das Samenkorn, das er damit in die deutsche Seele senkte, hat in diesem Kriege tausendfältig Frucht getragen: das erhabene Beispiel, das unser Volksheer draußen, Führer und Mannschaften, in Opfermut und freier Disziplin verbunden, täglich gibt, das Heimatheer hat es befolgt. Die Pflichttreue, die zähe Arbeitsfreudigkeit, das strenge Verantwortlichkeitsgefühl, die sachliche Freude an selbst kümmerlich gelohnter, freiwilliger Arbeit im Dienste der Gesamtheit — „deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun!" — wir finden sie auch bei dem Landwirt, der dem kargen Boden trotz der Ungunst der Erzeugungs- und Absatzverhältnisse abringt, was Volk und Heer zum Durchhalten brauchen. Wir finden sie bei den Hunderttausenden unserer deutschen Beamten und Lehrer, bei den Millionen von Frauen und Mädchen, die jetzt die deutsche Wirtschaft stützen. Die Tatkraft und der Unternehmungsgeist, die Erfindungsgabe und die technische Meisterschaft, die Gründlichkeit, die im Frieden den Ruf und die Erfolge von Deutschlands Handel und Industrie schufen, sie haben sich auch jetzt im Dienst der gemeinsamen Sache vorbehaltlos bewährt. Der verständnisvolle Opfermut der deutschen Arbeiterschaft aber, der wiederum nur denkbar ist bei dem ungewöhnlich hohen

*) Vgl. „Die Grenzboten" Heft 12 des Jahres 1917.

Durchschnittsmaß der deutschen allgemeinen Volksbildung und bei deutschem Idealismus, vervollständigt erst das Bild. Angesichts der Kameradschaft von Klassen und Berufen, Fürsten und Völkern, von Führern und Truppen, dieses beispiellosen Zusammenhaltens in gemeinsamer Not, verhallt die hämische Maulwurfsstimme, die uns auf Einzelerscheinungen von selbstsüchtigen Ausbeutern und feigen Wichten, wie sie in jedem Millionenvolk vorkommen müssen, verallgemeinernd hinweist.

Man hat die deutsche Denkart unlängst als den Geist von Potsdam und Weimar gekennzeichnet und damit Disziplin und freies Streben nach Universalität als die deutschesten Eigenschaften betonen wollen. Der Gedanke ist wohl richtig. Aber wir dürfen nicht, wenn wir deutsche Denkart bis zu ihren Quellen verfolgen, den alten Hansageist übersehen, der noch heute in allen deutschen Küstenländern, an Strömen und Flüssen lebendig ist. Und die echt deutsche, im Feld wie in der Heimat, bei allem Ernst und bei tiefstem Erfassen der Aufgabe unserer Zeit, immer wieder hervorbrechende Freude an künstlerischer Gestaltung des Lebens, an Gemütlichkeit und reinlichen Genüssen, an dem Heim, dem Garten, an Dichtung und Musik, an Bildern und Büchern, sie ist das überkommene reiche Erbe des frohen und tiefen Gemüts- und des mannigfaltigen Geisteslebens, das schon vor fünfhundert Jahren in Süd- und Westdeutschland, am Rhein wie in Thüringen, Sachsen und Franken, Hessen und Schwaben und in allen anderen Gauen in üppiger Blüte stand. In alledem spiegelt sich der Geist nationaler deutscher Kultur. Den wollen wir für uns festhalten, in Staat und Gesellschaft, in Schule und Haus, vertiefen, hegen und pflegen. Das ist der Geist, der uns nach erkämpftem Siege über den äußeren Feind, durch gemeinsame Arbeit aller zum inneren Frieden und zur inneren Einheit führen, und der einst, wenn erst jeder Deutsche in der Fremde das Deutschtum und die Würde seines Deutschen Reiches unbewußt und selbstverständlich verkörpert, seinen Siegeszug durch die Welt antreten wird.

Auf Dich kommt es an!

Sage nicht: Andere haben mehr Geld und verdienen mehr als ich; die ſollen Kriegsanleihe zeichnen!

Sage auch nicht: Was machen meine paar hundert oder paar tauſend Mark aus, da doch Milliarden gebraucht werden!

Und ſage noch weniger: Ich habe ſchon bei früheren Anleihen gezeichnet und damit meine Pflicht getan!

Auf jede Mark kommt es an!

Es iſt wie bei der Nagelung unſerer Kriegswahrzeichen; jeder einzelne der vielen tauſend eiſernen Nägel iſt winzig. Aber in ihrer Geſamtheit umfangen ſie das Gebilde mit einem ehernen Panzer. So muß auch unſer deutſches Vaterland geſchützt und geſichert werden durch das freudige Geldopfer der großen und der kleinen Sparer. Jetzt, in der Stunde der Entſcheidung, darf **keiner** zögern und **keiner** fehlen!

Das alte deutſche „Reichsland“ in Galizien

Von Profeſſor Raimund Friedrich Kaindl

Die heutigen weſtgaliziſchen Bezirkshauptmannſchaften Biala, Wadowice und Saybuſch, die ſich an Schleſien anlehnen, bilden das Gebiet der einſtigen Herzogtümer Auſchwitz und Zator*). Dieſe galten noch vor einigen Jahrzehnten an maßgebender Stelle als deutſches Reichsland.

Bekanntlich hat die deutſche Bundesakte vom 8. Juni 1815 den Eintritt des Kaiſers von Öſterreich mit ſeinen geſamten vormals zum Deutſchen Reiche gehörigen Beſitzungen in den Deutſchen Bund feſtgeſtellt. Als drei Jahre ſpäter ein Verzeichnis der zum Bunde gehörigen Länder angelegt wurde, führte die öſterreichiſche Regierung unter den in ihrem Beſitz befindlichen Reichslanden „den öſterreichiſchen Anteil an dem Herzogtum Schleſien mit Inbegriff der böhmiſch-ſchleſiſchen Herzogtümer Auſchwitz und Zator“ an.

Das war damals und noch bis 1866 geltende Anſchauung. Die Herzogtümer wurden als böhmiſch-ſchleſiſche Gebiete angeſehen und waren mit Galizien nur zu Verwaltungszwecken verbunden. Ebenſo wie die Bukowina 1786 bis 1849 zur Vereinfachung der Geſchäfte mit Galizien vereinigt war.

Wie 1818 ſo hat man ſchon früher die Zugehörigkeit von Auſchwitz und Zator zu den böhmiſch-deutſchen Landen betont. Bei der erſten Teilung Polens (1772) wurde das Recht Öſterreichs auf dieſe Gebiete auf die alte Zugehörigkeit der Herzogtümer zu Schleſien und Böhmen geſtützt, und noch früher hat Ferdinand der Erſte dieſe Gebiete als Zubehör der böhmiſchen Länder in Anſpruch genommen.

Die Verbindung der Herzogtümer mit Polen wurde alſo ſtets als ſtaatsrechtlich anfechtbar angeſehen. Dies entſpricht auch vollſtändig den Tatſachen, wie aus dem Folgenden hervorgeht.

Ganz Schleſien, zu dem auch Auſchwitz und Zator gehörten, waren urſprünglich polniſches Gebiet. Infolge der ſeit dem zwölften Jahrhundert

*) Die urkundlichen Belege zum folgenden in der trefflichen Arbeit Profeſſor G. Seeliger, Die Deutſchen in den Weſtbeskiden und die Herzogtümer Auſchwitz und Zator (Petermanns Mitteilungen 1916, November), und in meinen „Beiträgen zur Geſchichte des deutſchen Rechts in Galizien, VII. Deutſches Recht und deutſche Anſiedlung in den einſtigen Herzogtümern Anſchwitz und Zator“ (Archiv für öſterreichiſche Geſchichte, 96. Bd. [1907], S. 351ff.). Ferner: „Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern“, I und III (Gotha); „Die Deutſchen in Galizien und der Bukowina“. Frankfurt 1916.

hier einsetzenden steten Germanisation*) lösten sich aber die schlesischen Fürsten allmählich von Polen los und schlossen sich immer inniger an die böhmischen Länder und somit ans Deutsche Reich an. König Johann von Böhmen erscheint 1327 schon als Lehensherr über die schlesischen Gebiete mit Auschwitz und Zator. Sein Nachfolger Karl der Vierte hat 1348 und später auch als deutscher Kaiser 1355 die Angliederung Schlesiens an Böhmen ausgesprochen; die deutschen Kurfürsten billigten diesen Schritt. Anderseits haben die polnischen Könige mehrmals ihr ausdrückliches Einverständnis zu dieser Einverleibung gegeben. So Kasimir der Große schon 1335 und 1339, ebenso Ludwig der Große 1372. Schlesien und damit Auschwitz und Zator waren also staatsrechtlich gültig mit Böhmen und dem Deutschen Reiche vereint. Dagegen erfolgte die Lostrennung und Wiedervereinigung mit Polen in ganz anderer Weise. Während der Wirren, die in Böhmen zur Zeit des ränkesüchtigen Georg Podiebrad und des schwachen Wladislaus herrschten, erwarb Polen durch Kauf von den schlesischen Fürsten Auschwitz (1457) und Zator (1494). Ein staatsrechtlich gültiger dauernder Verzicht Böhmens auf diese Gebiete zugunsten Polens ist aber niemals erfolgt. Daher hat auch — wie schon erwähnt — nach der Besitzergreifung Böhmens (1526) durch die Habsburger Ferdinand der Erste sofort die Ansprüche auf Auschwitz-Zator erhoben und diese Ansprüche sind auch niemals aufgegeben worden.

Ebenso bemerkenswert ist, daß das Gebiet dieser Fürstentümer auch nach seiner Verbindung mit Polen stets seine Sonderstellung bewahrt hat, die besonders in dem Auschwitzer Sonderlandtag zum Ausdruck kam.

Der einstigen Zugehörigkeit der Herzogtümer zu Schlesien ist es auch zuzuschreiben, daß deutsches Recht und deutsche Besiedlung hier eine so weite Verbreitung gefunden hatten, wie sie nur noch in wenigen Teilen Galiziens anzutreffen war. Als Beweis dafür soll hier wenigstens ein Teil der urkundlichen Nachrichten über dieses reiche deutsche Leben gebracht werden.

Der älteste Ort, der in diesem Gebiete mit deutschem Rechte bestiftet erscheint, ist Kenty im gleichnamigen Bezirke. Nach einer Urkunde von 1277 hatte Kenty damals bereits Löwenberger Recht, das auf galizischem Boden überhaupt nur im Herzogtum Auschwitz-Zator erscheint und den schlesischen Einfluß dartut. Als Vögte (Stadtrichter) des Ortes erscheinen drei Brüder: Arnold, Rüdiger und Peter, die zu den rührigsten „Lokatoren" (Gründern von Orten mit deutschem Recht) in dieser Gegend zählen; wir werden ihnen später auch in Zator begegnen. Sehr interessante Nachrichten über Kenty bringt auch eine Urkunde vom 25. Mai 1391. In derselben erscheint nämlich der Ort unter dem Namen „Libenwerde." Offenbar deutet Libenwerde auf Löwenberg in Schlesien. Der Name Libenwerde erscheint auch noch in späteren Urkunden von 1445, 1454 und 1519. Schon aus diesem Festhalten an dem deutschen

*) Vgl. auch Kaindl, Polen und die polnisch-ruthenische Frage. Leipzig.

Namen geht hervor, daß der Ort deutsche Bevölkerung hatte. Dies wird auch durch andere Nachrichten bestätigt.

Auschwitz gehört gewiß zu den ältesten Orten mit deutschen Bewohnern und deutschem Rechte. Nach einer freilich verdächtigen Urkunde von 1163 soll schon damals ein Winfried, Enkel des Lamfried aus dem Kölngau, unter anderen die Burg von Auschwitz besessen haben. Bekanntlich fanden aus dem mittelfränkischen Gebiete, in dem Köln liegt, gerade damals Einwanderungen bis nach Ungarn in reicher Zahl statt. Ein Kastellan Werner de Osvechin erscheint schon 1232 in einer Urkunde des Herzogs Heinrich von Schlesien und Krakau. Wann die erste Verleihung des deutschen Rechtes erfolgte, wissen wir nicht. Am 3. September 1291 bestätigt Mieszko, Herzog von Oppeln und Teschen, die deutschen Rechtseinrichtungen. Ebenso nennen verschiedene Urkunden Deutsche dieses Ortes.

Zator erhielt im Jahre 1292 deutsches Recht. Am 10. November dieses Jahres verkauft Mieszko, Herzog von Teschen, in Anerkennung der treuen Dienste des Kapellans Arnold, dessen Brüdern Rüdiger und Peter das Recht, das herzogliche Gut Zator nach dem Rechte der Stadt Teschen auszusetzen, die selbst jure Lemboriensi (Löwenberg) lociert war. Die Brüder Arnold, Rüdiger und Peter sind uns schon in Kenty begegnet. Auch sonst ist der deutsche Charakter des Ortes vielfach bezeugt. Im Jahre 1397 kommt für diesen Ort der Name Newenstat (Neustadt) vor. Deutsche werden in der Folge hier oft genannt. Schließlich sei nur noch erwähnt, daß Zator sein Löwenberger Recht bis 1596 behielt, in diesem Jahre aber statt dieses „alten herzoglichen oder schlesischen Rechtes deutsches Magdeburger Recht" erhielt.

Bis ins dreizehnte oder doch bis in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gehen die Anfänge von Lipnik-Kunzendorf zurück. Die Bezeichnung Kunzendorf rührt selbstverständlich von dem ersten Eigentümer oder Gründer her; denn es ist eine häufig durch Urkunden erwiesene Tatsache, daß bei Gründung von Dörfern mit deutschem Rechte in Galizien diese Orte nach den ersten Lokatoren ihre Namen erhielten.

Mit einer Urkunde von 1302 übertrug Mieszko von Teschen und Auschwitz dem Kloster Mogila einen Wald zwischen den Dörfern Laczany, Bachowice und Spytkowice, sämtlich im Bezirke Wadowice, zur Gründung von Dörfern mit deutschem Recht. Im Jahre 1314 gestattete Mieszko von Teschen der Familie Stoß oder Stwoß die Errichtung der Schulzei in Babica bei Auschwitz; später wurde die Bestiftung dieser Schulzei vom polnischen König Sigmund August (1548—1572) bestätigt. Vor 1326 ist schon Wilhelmsau (Wilamowice) entstanden; daneben werden damals „Mosgront", „Gigersdorf", Bertholdsdorf, Schreibersdorf, Siegfriedsdorf u. a. genannt*). Auch Alzen muß schon damals

*) Vgl. A. Theiner, Vetera Monumenta Poloniae et Lithvaniae, I, S. 250f.

entstanden sein*). Eine Schulzei bestand ferner im Jahre 1361 in Barwald; sie gehörte einem Hanstl, Sohn des Werner. Erwähnt wird „Berwald" später zum Jahre 1445 und 1474; sehr oft wird die Burg Berwald oder Barwald genannt, so 1440, 1441, 1442 und 1465. Nebenbei sei bemerkt, daß es in dieser Gegend (Bezirk Andrychów) auch ein Inwald gibt, über dessen Entstehen aber nichts bekannt ist. Jedenfalls verrät der Name eine alte, mitten im Walde entstandene deutsche Gründung. Die Burg Landiskron (Bezirk Kalwarya) wird schon 1359 erwähnt. Im Jahre 1361 errichtete König Kasimir die Stadt und stattete die Vogtei derselben aus. Mit seinem Namen verweist dieser Ort auf Landskron in Schlesien. Um 1360 hatte auch schon Izdebnik (Bezirk Kalwarya) deutsches Recht. Wie viele deutsche Siedelungen diese Gegend um 1400 aufweist, geht aus der Urkunde über das Leibgedinge der Herzogin Hedwig vom 13. Mai 1400 hervor. In derselben werden in dieser Gegend genannt: Newenstat (d. i. Zator), Frawenstat (= Wadowice), Geraltsdorff (Gieraltowice), Peterswald (Piotrowice), ferner die heute nicht festzustellenden Orte: Bratmansdorff, Keymandorff, Hartmansdorff, und Beigelsdorff. Von den Namen interessieren uns vor allem jene, welche auf ihre deutschen Begründer oder Besitzer hinweisen.

Von diesen schon 1400 genannten Orten hat Wadowice im Jahre 1430, nachdem es durch Feuersbrunst gelitten hatte, das Recht von Kulm (in Preußen) erhalten; doch muß der Ort gewiß schon auch vordem deutsches Recht besessen haben, da er nach Ausweis seines deutschen Namens (Frauenstadt) von Deutschen bewohnt war. Im Jahre 1441 besteht bereits der Ort Frydrychowice (Bezirk Andrychów), jedenfalls die Gründung eines Deutschen Friedrich. 1445 ist die Rede von „Niclasdorf" bei „Lipnik" (heute Mikluszowice). Um diese Zeit besaß schon auch Saybusch deutsches Recht. Da die Originalurkunde den Bürgern geraubt worden war, wurde sie ihnen am 13. September 1448 erneuert. Die Freiheiten entsprachen jenen von Auschwitz und Kenty. Hingewiesen sei auch auf das 1454 genannte Nidek.

Von den später genannten Orten ist vor allem noch Biala zu erwähnen. Da die Schwesterstadt Bielitz schon 1312 nachweisbar ist, so dürften die ersten Deutschen sich auch jenseits des Flusses auf dem Boden des heutigen Biala schon wenig später angesiedelt haben. 1584 kommt ein „Hansel Schuster, Scholz von der Bila" vor. Darnach muß der Ort schon damals deutsches Recht gehabt haben. Urkundlich erhielt Biala erst am 9. Januar 1723 von August dem Zweiten deutsches Recht und zugleich wurde es aus einem Dorfe (villa) in einen Marktflecken (oppidum) umgewandelt. Bei dieser Gelegenheit erhielt Biala „ius civile Culmense", also das in diesen Teilen Polens selten verwendete Kulmische Recht; wahrscheinlich fiel die Wahl auf dieses Recht, weil

*) Der Name deutet auf den alten mitteldeutschen Ansiedlerstrom. Vgl. Olzheim in der Rheinprovinz, Alzenau in der Zips und Alzen in Siebenbürgen (Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, II, S. 200).

der damalige Grundbesitzer des Ortes Rybiński Wojwode von Kulm war und dieses Recht kannte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mehrzahl der gewerbe- und handeltreibenden Bevölkerung dieses Ortes Deutsche waren. Als im Jahre 1766 zur Hebung der „commercia" eine „Kongregation" der Kaufleute errichtet wurde, erscheinen als ihre Ältesten Simon Mertl und Balthasar Schindler.

Ebenso wie Biala dürfte Andrichau (Andrychów) eine ältere deutsche Siedlung sein, obwohl es erst 1767 unter Verleihung des Magdeburger Rechtes in eine Stadt umgestaltet wurde. Aber auch andere Orte wie Mückendorf (Komarowice) und Drosseldorf (Straconka) haben damals oder doch bald darauf Deutsche aufgenommen. Der eine oder andere dieser Orte hat sicher kleine Nachschübe erhalten, als die deutsche Ansiedlung unter Maria Theresia und Josef den Zweiten wieder aufgenommen wurde. Zu diesen Orten gehört auch Brzezinka.

Wie aus dem Vorstehenden zu ersehen ist, war das Gebiet der Herzogtümer gegen das Ende des Mittelalters überaus dicht mit Deutschen besiedelt*). Durch den Anfall von Polen war seine vollständige Eindeutschung behindert, weil seit dem sechzehnten Jahrhundert das Deutschtum in Polen überhaupt in Rückgang begriffen war. Aber auch bei der Erwerbung Galiziens durch Österreich war dieser Teil des Landes noch durch seine Deutschen und die von ihnen betriebene Tuchmacherei eine Oase in dem sonst überaus herabgekommenen Lande. Nach den Berichten der österreichischen Behörden waren die deutschen Bewohner dieser Gegend arbeitsam; die Weiber beschäftigten sich meistens mit Wollspinnen und Krempeln, die Männer mit Tuch- und Leinwandfabrikation. „Diese nützlichen Untertanen sind meistens des Lesens und Schreibens kundig, meist nüchtern, reinlich in der Kleidung und erziehen ihre Kinder anständig auf ihre Art". König Friedrich der Zweite suchte sie in seine Länder zu ziehen; daher kam die österreichische Regierung ihnen entgegen, um sie festzuhalten. So lange Galizien von Wien aus zentralistisch regiert wurde, stärkte sich auch in diesem Teile Galiziens das Deutschtum. Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, besonders seitdem nach der Niederlage von 1866 Galizien den Polen überlassen wurde, begann der Niedergang. So kämpft die Stadt Biala seit Jahren einen schweren Kampf gegen die Polen, die alle Mittel anwenden, um in dieser Stadt zur Herrschaft zu gelangen und den durch seine jetzt modern entwickelte Tuch- und Maschinenfabrikation bedeutenden Ort zu polonisieren. Doch hat sich bisher Biala erfolgreich verteidigt. Das konnte man bei der vierten Tagung der Karpathendeutschen kurz vor dem

*) Über Abstammung und Mundart der Ansiedler vgl. die Literaturangaben in „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", III, S. 487. Dazu auch Latosinski, Monografia miastecka Wilamowic, Krakau 1910. Schilderungen des Lebens in den westgalizischen deutschen Orten am Ende des Mittelalters bietet mein Roman aus Krakaus deutscher Zeit „Die Tochter des Erbvogts." Stuttgart.

Kriege erkennen. Wie Bielitz prangte auch Biala im Schmuck der deutschen Farben. Kaum ein bedeutendes Haus trug nicht schwarz-rot-goldene Fahnen. Nach Tausenden zählten die Teilnehmer, die sich hier auf gut deutschem Boden zusammenfanden. Freilich versuchten sich die Polen drohend zu sammeln; doch hielten sie es schließlich für besser, den Angriff zu unterlassen. Biala zählt unter 8000 Einwohnern noch immerhin 6500 Deutsche. Vorwiegend deutsch ist ferner auch das enganschließende Kunzendorf (Lipnik), das ungefähr ebenso viel Bewohner wie Biala zählt, darunter über 5000 Deutsche. Ein prächtiger deutscher Volksschlag bewohnt auch das nahe gelegene Alzen mit etwa 2000 Bewohnern, die anläßlich der oben genannten Tagung ihr Deutschtum herrlich bekundeten. Die Stunden in Alzen werden stets allen Teilnehmern in lieber Erinnerung bleiben*). Deutsch ist auch Wilhelmsau, denn von den etwa 1800 Bewohnern sind sicher achtzig Prozent Deutsche! Aber seit 1880 hat diese Gemeinde keine deutsche Schule und keinen deutschen Gottesdienst. Der Ort soll eben wie alle anderen Gemeinden dieses Gebietes verpolt werden. Außer in den genannten Orten wohnen Deutsche nur noch in Brzezinka und Komorowice in bemerkbarer Zahl.

Soll auch dieser Rest deutschen Lebens auf altem deutschen Reichsboden dahinsinken? Deutsche Begehrschriften fordern daher, daß Biala mit den benachbarten deutschen Ortschaften Österreichisch-Schlesien angegliedert werde. Wie die Bukowina schon 1849 zu ihrem Heile von Galizien losgetrennt wurde, so könnte es mit den Gebieten der Herzogtümer Auschwitz und Zator geschehen. Den Herzogtitel von Auschwitz und Zator führen die österreichischen Kaiser ohnehin noch in ihrem Titel. Wie die Ruthenen die Lostrennung von Ostgalizien fordern, so darf mit vollem Recht auch die deutsche Forderung als ein kleiner Entgelt für die Befreiung Polens geltend gemacht werden. Darüber darf aber auch die Sicherstellung aller Deutschen im Osten nicht vergessen werden.

*) Die Berichte über die Tagungen sind von der Hauptleitung (Dr. Kaindl in Waltendorf bei Graz) zu beziehen. Jeder kostet 1 Krone. Alle Beträge fließen in den Tagungsschatz.

Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der Sprache

Von Professor Dr. Alfred Götze

prachwissenschaft im modernen Sinn gibt es erst, seit sich der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in seiner grundlegenden Bedeutung durchgesetzt hat. Das gilt für alle Gebiete sprachlicher Forschung, wird aber nirgends so deutlich, wie in der deutschen Sprachwissenschaft, von der der entscheidende Anstoß für die älteren Philologien ausgegangen ist. An der deutschen Sprache hat Jacob Grimm die geschichtliche Betrachtung ein erstes Mal und zugleich vorbildlich durchgeführt, zwischen Gottsched, Adelung und ihm liegt der Schritt zu moderner Sprachwissenschaft. Damit ist zugleich auch schon ausgesprochen, daß eine verständige Beurteilung sprachlicher Fragen auch durch Ungelehrte nur möglich ist, wenn sie den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken klar erfaßt und unverrückt im Auge haben. Der gebildete Deutsche wird gegen diesen Grundsatz nicht so leicht verstoßen, wenn er französische Worte und Formen von seiner Kenntnis des Lateins her beurteilt oder wenn er, etwa vom Niederdeutschen einerseits, vom Französischen anderseits ausgehend, die germanischen und romanischen Bestandteile im Englischen betrachtet — der Muttersprache gegenüber ist ihm der entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkt nicht so notwendig gegenwärtig. Hier überwiegt ihm die Vorstellung gleichmäßiger Korrektheit, die, zumal auf dem Papier, den deutschen Ausdruck bindet und beherrscht. Die Schule muß dogmatisch verfahren, und wer in jungen Tagen mit Schmerzen gelernt hat, daß jede der Norm widersprechende Bildung und Wortform „falsch" sei, dem wird der Gedanke, daß auch diese Norm gewachsen und geworden ist, daß sie sich weiter wandeln wird und auch jetzt jeden Augenblick in leiser Umbildung begriffen ist, nicht so leicht in den Sinn kommen. Und wenn schon, so bedeutet ein solcher Wandel der Gesichtspunkte eine Emanzipation von ins Blut gejagten Vorstellungen, die nicht jeder vollzieht. Propädeutisch richtig und unvermeidlich, bedeutet die schulmäßige Denkweise eine Gefährdung der späteren reifen Betrachtung, wenn sie nicht nochmals ebenso autoritativ umgebildet wird, wie sie ursprünglich eingelernt war. Daran aber scheint es zu fehlen. So kommt es, daß sich die Erwägungen über die Muttersprache, zu denen der Gebildete gemeinhin neigt, mehr um Sprachrichtigkeit drehen als um Sprachentwicklung. Hier kann zunächst nur durch gemeinverständliche Belehrung der Erwachsenen Wandel geschaffen werden, und dazu sind vier Bücher vor allem geeignet, die, zufällig zur gleichen Zeit erschienen, in ihrer Gesamtheit die

deutsche Sprache nach jeder Richtung entwicklungsgeschichtlich vorführen und durchleuchten. In den weitesten Rahmen spannt Kr. Sandfeld-Jensen, Professor an der Universität Kopenhagen, den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken. Sein gedankenreiches Büchlein: „Die Sprachwissenschaft" (Aus Natur und Geisteswelt, Teubner, Leipzig 1915, 1,25 M.) handelt im Grundsatz von jeglichem sprachlichen Geschehen in jeder Betrachtungsweise, die die Wissenschaft kennt, in Laut-, Wort- und Satzlehre, Formen- und Bedeutungslehre. Es führt deren Wege und Ergebnisse in schneidender Klarheit und Kürze vor. Überall zeigen sich dabei die Dinge in Fluß. Sprachliches Wissen wird nur ausnahmsweise so überliefert, daß ein Lehrmeister dem Lernenden die Sachen zeigt, ihm dazu deren Namen unmißverständlich vorsagt und bis zu voller Sicherheit einübt, sondern im raschen, bunten, zufälligen Leben des Tags muß der Neuankömmling die Wörter und Fügungen erhaschen, durch Mißverständnis oder Spott oder Rückfrage wird sein eigener Sprachgebrauch mehr gelegentlich als planmäßig zurechtgerückt. Durch fehlerhaftes Hören, mangelhaftes Nachbilden, durch Eigenmächtigkeit und Mißverständnis entstehen Abweichungen vom Vorbild schon da, wo unter den günstigsten Bedingungen das Kind die Muttersprache erlernt — wie viel mehr, wo Laute einer fremden Sprache übernommen werden sollen, deren Bildung und Gefüge ungewohnt sind, von deren Form keine Brücke hinüber zu ihrer Bedeutung führt. Ein Beispiel mag das zeigen. Zwei Damen stehen vor einer weiblichen Figur, die auf einer Tiergestalt ruht. Die eine erklärt, daß dies „Ariadne auf Naxos" sei und fragt: „Wie gefällt sie dir?", worauf die andere antwortet: „Recht gut, namentlich die Ariadne; der Naxos will mir weniger gefallen." Solche Fälle, die in ein Gelächter enden, bleiben ohne Entwicklungsfolgen, aber die leiseren, unbemerkten, die das Verständnis nicht merkbar beeinträchtigen, sie häufen sich in größeren Gebieten und Zeiträumen zu dem, was dann in seiner Gesamtheit „Sprachgeschichte" heißt und all die ungeheure Mannigfaltigkeit der 1500 Sprachen der Erde umschließt, die nur mit den Methoden der Sprachvergleichung bewältigt werden kann. Diese aber stellen wieder nur eine besondere Anwendung des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens dar.

Wie groß die Mannigfaltigkeit schon auf dem begrenzten Gebiet einer einzigen Sprache und in einem kurzen Zeitraum sein kann, stellt klug und überzeugend W. Fischer an der deutschen Sprache der Gegenwart vor Augen. Sein Trank ist nicht so stark eingebraut wie der Sandfeld-Jensens, sein Buch: „Die deutsche Sprache von heute" (Aus Natur und Geisteswelt, Teubner, Leipzig 1914, M. 1,25) liest sich bequemer als das vorige, weil es nicht die Fülle der Probleme auf knappstem Raum zusammendrängt, sondern lieber bei ausgewählten Kernfragen von typischer Bedeutung verweilt. Als guter Lehrer versteht Fischer zu fragen. Den, der unserer Kasusendungen oder der festen Grenze zwischen starker und schwacher Flexion gewiß zu sein meint, fragt er: Wie heißt es — auf dem Turme oder auf dem Turm? Wie heißt die Ver-

gangenheit von backen? Wie das Partizip von weben: gewoben oder gewebt? Vielbeseufzte Schwierigkeiten unserer Muttersprache löst er lehrreich auf in ein Weitergehen der Entwicklung, z. B. den Gebrauch von als und wie bei Vergleichen: mhd. wird mit wie nur gefragt, verglichen mit als, beim Komparativ stand denn. Nhd. ist bei Ungleichheit als an die Stelle des alten denn getreten, bei Übereinstimmung hat wie das ältere als verdrängt, doch ist diese Entwicklung noch nicht völlig abgeschlossen. Anderseits wird wie seit mehr als hundert Jahren auch noch komparativ gebraucht und ist im gesprochenen Deutsch auch da weit vorgedrungen. Eine innere sprachliche Notwendigkeit läßt sich für keinen dieser Zustände konstruieren: es war früher anders, wird künftig anders sein und in keinem Augenblick hat die herrschende Schulregel unbedingt gegolten. Die Unhaltbarkeit einer Kritik springt in die Augen, die alles billigt, was durch Veränderung in früherer Zeit entstanden ist, und alles ablehnt, was in der Gegenwart anders werden will, die aber weder den Gang der Entwicklung in alter Zeit zureichend kennt noch auch Folgerichtigkeit, Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit heutiger Neuerungen würdigen will. Entwicklung ist nicht nur gestern möglich, sondern auch heute und morgen. Unduldsamkeit ist notwendige Durchgangsform der Schule, die Wissenschaft macht die Tore weit und lehrt duldsam sein. Sie stellt fest und ist sparsam mit Werturteilen. In das Reich der deutschen Sprachgeschichte mit weltweitem Hintergrund und höchsten Gesichtspunkten führt Fr. Kluges meisterhaftes Büchlein: „Unser Deutsch“ (Wissenschaft und Bildung, Quelle und Meyer, Leipzig, 3. Aufl., M. 1,25) sympathisch und anregend ein. Die Kulturwerte der deutschen Sprache werden temperamentvoll entwickelt; den Germanen wird ihre sprachliche Stellung nahe bei den Kelten, aber noch näher bei den Lateinern angewiesen; im Christentum die erste Kulturwelle geschildert, die stark und reich auf die germanische Sprachwelt wirkt; die Entstehung unserer Schriftsprache umsichtig und lehrreich erörtert. Nach diesem allgemeinen Teil des Buches aber geht der besondere auf die deutschen Standessprachen ein, das eigenste Arbeitsgebiet des Verfassers: Rotwelsch, Studenten-, Seemanns- und Weidmannssprache erscheinen in runden Bildern mit satten Farben, in frischer Forscherlust und mit sichtbarer Freude an der Darstellung festgehalten. Ein maßvoll vorurteilsfreies Wort über Sprachreinheit und Sprachreinigung schließt das Büchlein, in dem der entwicklungsgeschichtliche Gedanke geradezu Prinzip der Darstellung geworden ist. Nie werden die Dinge dogmatisch hingestellt, sondern stets entwickelt, und dabei entstehen vielfach wahre Kabinettstücke sprachlicher Analyse, wie S. 91 die Deutung von piekfein: „Es kann nur ein scherzhafter Trugschluß sein, wenn neben dem kreuzbrav und herzlieb unserer Volkssprache die Studenten ein piekfein geschaffen haben, als ob die Kreuzfidel, Kreuzliederlich, Kreuzphilister und das Herzbruder der Burschenschaft eigentlich im Kartenspiel ihren Ausgangspunkt hätten.“ In der Lehre vom Bedeutungswandel stellt Waag den Teil des deutschen Sprachlebens dar, der dem gebildeten Laien am anziehendsten zu sein pflegt: die „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes“ (Verlag von Moritz Schauenburg,

Lahr 1915, 3. Aufl., M. 3). Das Bedürfnis, über die eigene Sprache nachzudenken, findet hier seine nächste und natürlichste Befriedigung. Dabei darf nicht verkannt werden, daß wir gerade hier von der genetischen Erkenntnis der Erscheinungen noch weit entfernt sind. Man ordnet den bunten Befund herkömmlich nach logischen Gesichtspunkten und läßt den psychologischen Werdegang des Bedeutungswandels unerforscht. Ein befriedigendes System des Bedeutungswandels ist noch nicht aufgestellt, der entwicklungsgeschichtliche Gedanke auf diesem Gebiet mehr Forderung als durchgeführte Lehre. Und damit stoßen wir hier auf die Grenzen unseres Prinzips.

Man hat die Gesamtheit der Sprachveränderungen das Leben der Sprache genannt, zutreffend insofern alles Leben Entwicklung ist. Der Ausdruck ist ein Bild, das man ruhig beibehalten mag, so gut wie wir trotz besserer Kenntnis von Sonnenaufgang und -untergang sprechen, dessen Charakter man sich aber gegenwärtig halten muß, um nicht zu schiefen Folgerungen zu gelangen. Mit anderen Bildern steht es nicht besser. Man nennt das Latein Muttersprache im Verhältnis zu Spanisch usw. als Tochtersprachen, und muß sich doch hüten, das Verhältnis der beiden genealogisch zu fassen. Die Tochtersprache ist vielmehr die Muttersprache selbst, nur in einer jüngeren Gestalt, auf einer späteren Stufe der Entwicklung. Die Entwicklung aber leitet ohne Sprung von der einen zur andern. So hat auch die Einteilung der Sprachen der Welt in Sprachfamilien mit Familientypus, näherer und entfernterer Verwandtschaft nur den Wert eines handlichen Bildes, darf aber nicht dazu verleiten, die Dinge genealogisch zu mißdeuten. Streng genommen gibt es keine Sprache, sondern immer nur ein Sprechen als Wirksamkeit, als Lebensäußerung des sprechenden Menschen, ohne selbständiges Dasein. Sprachveränderungen sind Änderungen am sprechenden Menschen, von ihm aus, psychologisch, muß man zur Lösung der Rätsel vorzudringen suchen, die der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der Sprache noch aufgibt. Denn gerade die wichtigste Frage bleibt vorerst ungelöst: warum ändert sich die Sprache jeden Tag und in jeder Hinsicht? Ihrem Zweck, der Verständigung, ist das vollkommen zuwider.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber **Georg Cleinow** in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Welthandelsförderung

Von Fritz Röll

„Wie das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert mit religiöſen Kämpfen ausgefüllt waren, im achtzehnten Jahrhundert die idealen Ideen zum Durchbruch kamen, wie das neunzehnte Jahrhundert durch die Nationalitätenfrage charakteriſiert erſcheint, ſo ſagt ſich das zwanzigſte Jahrhundert für Europa als ein Jahrhundert des Ringens um das Daſein auf handelspolitiſchem Gebiet an.“ Mit dieſen Worten des öſterreichiſchen Miniſters des Äußeren, Graf v. Goluchowski, iſt nicht nur der nationalen Arbeit der europäiſchen Staaten, ſondern auch dem öffentlichen Intereſſe für die nächſte Zukunft die Richtung gegeben, der mit Umſicht und Tatkraft nachgegangen werden muß, da andernfalls ein Verharren oder Zurückſinken in weltpolitiſche Bedeutungsloſigkeit die unabwendbare Folge ſein würde. Das gilt vor allem für Deutſchland, dem nach dem Kriege auf weltwirtſchaftlichem Gebiete ungleich größere Schwierigkeiten entgegengeſtellt werden als irgendeinem andern der kriegführenden Ländern. Das deutſche Volk wird auch hier, wie in vielen andern Dingen, umlernen müſſen, d. h. es wird in ſeiner ganzen Breite mit einem höheren Intereſſe, als dies vor dem Kriege geſchah, an dem wirtſchaftlichen und handelspolitiſchen Leben nicht nur unſerer Nation, ſondern aller Wirtſchaftsvölker der Welt teilzunehmen haben. Es wird in der Förderung des einheimiſchen Handels und der heimiſchen Induſtrie, vor allem in den Beſtrebungen, die unſeren Welthandel ausdehnen, ſtützen und kräftigen ſollen, die Förderung ſeiner eigenſten Angelegenheit erkennen müſſen.

Es iſt ein prinzipieller Fehler weiter deutſcher Volkskreiſe geweſen, in jeder geplanten oder angeregten amtlichen Förderung des deutſchen Außenhandels nichts anderes erkennen zu wollen, als eine einſeitige Unterſtützung gewiſſer Intereſſen einer engumgrenzten Gruppe von Induſtrie und Handelsunternehmungen, die, auf Koſten der Allgemeinheit betrieben, ſchließlich doch ledig-

lich diesen Unternehmungen zugute kommen. Wie innig das Allgemeinwohl unseres Volkes mit einem blühenden und gewinnbringenden Außenhandel verbunden ist, lehrten die Jahre vor Ausbruch des Krieges, in denen sich nicht nur Handel und Industrie zu unerwarteter Blüte entfalteten, sondern in denen sich auch die Lebensführung nahezu aller Volksangehörigen stetig hob, die Arbeitslosigkeit trotz ständig abnehmender Auswanderung in engen Schranken gehalten werden konnte, und ein soziales Fürsorgesystem durchgeführt wurde, wie es alle andern großen Handels- und Industrievölker nicht zu schaffen vermochten. Ohne unseren ausgedehnten Welthandel, der nicht nur Geld, sondern auch gewinnbringende Arbeit für weite Volksschichten ins Land brachte, wäre diese Entwicklung undenkbar gewesen.

Diese unbedingte Abhängigkeit der nationalen Wohlfahrt von dem Gedeihen und der Entfaltung des Außenhandels ist von allen Handelsvölkern erkannt und zum Gegenstand sorgfältigsten Studiums gemacht worden. Das Ergebnis der Untersuchuugen war die Erkenntnis, daß der Außenhandel eines Landes nur durch eine tatkräftige, seiner Förderung dienende Organisation aller beteiligten wirtschaftlichen und nationalen Kräfte in der Lage ist, sich dauernd des immer stärker werdenden Wettbewerbes am Weltmarkt erwehren und in seinen errungenen Positionen halten zu können.

An die Aufgabe dieser als notwendig erkannten Förderung kann in der verschiedensten Weise herangetreten werden. Sie kann von privater Seite betrieben werden, indem die beteiligten Interessenkreise sich zusammenschließen und Außenhandelsförderungsstellen gründen; diese können durch staatliche Zuschüsse gestützt werden, und die Förderungsstelle arbeitet als halbstaatliche Einrichtung, in welcher der Staat, der Höhe seiner Unterstützung entsprechend, stimmberechtigt vertreten ist, oder die Initiative zur Gründung einer Förderungsstelle geht von amtlicher Seite aus und führt zur Errichtung einer rein staatlichen Welthandelsförderungsstelle. Halten wir in den mit uns im Wettbewerbe stehenden Handelsländern Umschau, so sehen wir, daß man sich dort dieser drei Arten von Förderungsstellen mit stetig wachsendem Erfolge bedient, wobei indessen nicht zu verkennen ist, daß die staatlichen und halbstaatlichen Förderungsstellen sich des größten Ansehens und der stärksten Wirkung erfreuen.

So mannigfaltig nun auch die Mittel sein mögen, mit denen die Förderung des Außenhandels erstrebt wird, so wird doch eine Reihe von Aufgaben im Vordergrund stehen und ihre Bearbeitung in erster Linie erfordern. Zunächst gilt es, für die heimische Industrie günstige Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zu jenen Staaten zu schaffen, die für den Außenhandel in Frage kommen, wobei man sich der auswärtigen Politik als des bestgeeigneten Instruments bedienen wird. Hierzu ist die Organisation eines sicher und schnell arbeitenden Wirtschaftsnachrichtendienstes die unerläßlichste und zugleich wichtigste Grundlage. Ihm fällt die Aufgabe zu, in den für die Ausfuhr in Frage kommenden Ländern alle Entwicklungen, Einrichtungen und Maßnahmen ständig zu beob-

achten und zu studieren, die auf die heimische Ausfuhr irgendwie von Einfluß sein können. Hierher gehören vor allem die Beobachtung der wirtschaftlichen Entwicklung, der Markt-, Geld- und Verkehrsverhältnisse und das Studium der wirtschaftlichen Notwendigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten jener Länder, nach denen eine verstärkte Ausfuhr erstrebenswert erscheint. Mit ebenso großem Eifer ist die Ausdehnung des stattfindenden Wettbewerbes anderer Handelsvölker zu verfolgen und die Vorbedingungen seiner Ausbreitung und seines Wachstums zu studieren. Wenn Lord Cecil, der englische Blockademinister, vor kurzem im englischen Unterhaus in seinem Bericht über die Tätigkeit der Abteilung für Außenhandel im Auswärtigen Amte die Aufstellung der Schwarzen Listen als eine Untersuchung bezeichnen konnte, welche den gewaltigen Umfang der Organisation des deutschen Handels in der gründlichsten Weise dartut, so ist damit nichts anderes gesagt, als daß England nunmehr über eine scharfe Waffe verfügt, die, rücksichtslos gebraucht, in dem Wirtschaftskrieg, der die Jahre nach dem Kriege ausfüllen wird, dem englischen Außenhandel unübersehbare Vorteile bieten muß.

Des weiteren obliegt dem Nachrichtendienst die Durchsicht und Prüfung der ausländischen Presse nach Nachrichten und Informationen, deren Kenntnis dem heimischen Handel und der heimischen Industrie von Interesse sein können. Darüber hinaus aber soll sich dieser Dienst auch eines gewissen Einflusses auf diese Presse versichert halten, um rechtzeitig und entscheidend irgendwelchen feindseligen Treibereien entgegentreten zu können. Die in diesem Dienst gesammelten Nachrichten gelangen möglichst schnell und ausführlich an eine Zentralstelle, welche sie nach sachgemäßer Prüfung dem heimischen Wirtschaftsleben zwecks Anbahnung oder Auswertung bereits vorhandener Handelsbeziehungen zur Verfügung stellt. Im Laufe der Zeit wird diese Sammelstelle sich zu einem Weltwirtschaftsarchiv entwickeln, dessen Material in umfassendster Weise alle für den Außenhandel wichtigen Daten zusammenstellt, und dem Kaufmann und Fabrikanten, der mit dem Ausland in Handelsverbindung zu treten sucht, als zuverlässiger Führer in das Wirtschaftsleben des gewählten Absatzgebietes dienen kann. Die Aufgabe des Nachrichtendienstes ist indessen hiermit nicht erfüllt. Ebenso wie er bemüht sein muß, allen wichtigen Handelsnachrichten und Informationen den Weg von außen nach innen offen zu halten, hat er sich aller vorhandenen Einrichtungen, wie Presse, Telegraphenbureau, Zeitungsnachrichtenzentralen usw. zu bedienen, um dem Auslande Auskunft und Aufschlüsse über die Leistungsfähigkeit der nationalen Industrie, über Preise und Bezugsmöglichkeiten zukommen zu lassen und für deren Verbreitung zwecks Anknüpfung von Handelsbeziehungen Sorge zu tragen.

Für jede Welthandelsförderung erscheint die Schaffung einer wohlorganisierten, schnell und zuverlässig arbeitenden Nachrichtenzentralstelle als die wichtigste Grundlage. In ihr laufen die Fäden zusammen, die das Wirtschaftsleben ausländischer Völker an das heimische Wirtschaftsleben knüpfen, hier erfahren

sie Ordnung und sachgemäße Verteilung und durch gründliche und zuverlässige Auskunftserteilung Stärkung und Förderung. In ihr tritt das Inland in innigste Berührung mit dem Weltmarkt.

Die Herbeischaffung wichtiger Handelsnachrichten wurde in fast allen exporttreibenden Ländern zunächst von den interessierten Privatkreisen selbständig unternommen. Das heimische Handelsstammhaus sandte seine tüchtigsten Angestellten in die von ihm bearbeiteten Absatzgebiete, und diese versuchten in das sich ihnen darbietende Wirtschaftsleben der fremden Völker einzudringen, die herrschenden Bedürfnisse und Gepflogenheiten kennen zu lernen und mit einflußreichen Stellen und maßgebenden Persönlichkeiten in Fühlung zu treten. Die Heimberichte dieser Vertreter gaben die Grundlage zu eigenen Wirtschaftsarchiven, die sich zu wichtigen Instrumenten für die weitere Bearbeitung der interessierenden Absatzgebiete ausbauten. Indessen genügten diese Einrichtungen den Ansprüchen und Bedürfnissen des Außenhandels nicht mehr, als er jenes Tempo anschlug, das zu seiner heutigen Ausdehnung führte. Hinzu kam, daß es früher der Exportkaufmann allein war, der die Geschäfte der heimischen Industrie mit dem Auslande vermittelte. Mit der Vervollkommnung der Gütererzeugung stellte sich beim Erzeuger das Bedürfnis ein, mit seinem ausländischen Abnehmer in direkte Fühlung zu kommen. Er sandte seine eigenen Vertreter aus und knüpfte unter Umgehung des Exportkaufmannes eigene Beziehungen an und baute sie zu seinem Nutzen aus. Während sich nun die Erzeuger genötigt sahen, sich zu Interessengruppen zusammenzuschließen, um ihren Außenhandel gemeinsam und wirkungsvoll zu betreiben und diese Bestrebungen durch einen dahinzielenden gemeinsamen Nachrichtendienst zu fördern, sah sich der Exportkaufmann in seinen Interessen bedroht, und es erwuchs jene Rivalität zwischen beiden Gruppen, die gerade für Deutschland verhängnisvoll und eine der Ursachen wurde, daß bei uns eine großzügige, nationale Welthandelsförderung, wie wir sie in allen anderen mit uns im Wettbewerb stehenden Ländern in Tätigkeit sehen, noch zu Anfang des Weltkrieges nicht erschaffen werden konnte. Dieser Widerspruch einerseits, andererseits das jeder Einheitlichkeit in Zielen und Bestrebungen ermangelnde und in viele Sondergruppen aufgelöste deutsche Wirtschaftsleben, dem es in Ermangelung einer willensstarken Geschlossenheit versagt war, beeinflussend auf die in Frage kommenden staatlichen Stellen einzuwirken, rechtfertigen einigermaßen das geringe Entgegenkommen, welches die Regierung für eine amtliche Welthandelsförderung zeigte. Noch im Jahre 1908, als sich infolge des immer mächtiger entfaltenden deutschen Außenhandels in weiten Kreisen die Erkenntnis Bahn brach, daß die wirkungsvolle Förderung und Unterstützung des Welthandels eine der vornehmsten Aufgaben des modernen Staates sei, erhielt der Zentralverband deutscher Industrieller auf eine dahinzielende Eingabe an den Staatssekretär des Innern den Bescheid: „Eine zentrale Außenhandelsstelle wird nur dann den ihr zuzuweisenden Aufgaben gerecht werden und den erstrebten und ge-

wünschten Erfolg haben, wenn sie von der Gesamtheit der am Außenhandel beteiligten Kreise oder der diese Kreise repräsentierenden Körperschaften getragen und unterstützt wird. Nur in diesem Falle möchte es angängig sein, der Stelle eine Beihilfe aus Reichsmitteln zuzuwenden und sie mit der Übermittelung des auf den Außenhandel bezüglichen Nachrichtenstoffes an die Beteiligten zu betrauen. Meine weitere Stellungnahme zu den Anträgen wird deshalb zunächst davon abhängen, ob eine Verständigung mit dem Deutschen Handelstage, dem Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands und anderen Organisationen, welche die Förderung des Außenhandels zu ihrer besonderen Aufgabe gemacht haben, erzielt werden kann."

Damit hatte diese Angelegenheit ihre Erledigung gefunden, und erst im Jahre 1914 tauchte der Gedanke wieder auf, die deutschen Welthandelsinteressen in einer umfassenden Organisation zu zentralisieren. Wenn es dem deutschen Außenhandel inzwischen gelungen war, sich trotz einer nahezu wirkungslosen amtlichen Förderung einen hervorragenden Anteil am Weltgeschäft zu sichern, derart, daß er nach England und den Vereinigten Staaten, mit denen er vor Ausbruch des Krieges in hartem Wettbewerb stand, den dritten Platz behauptete und Frankreich schon längst überholt hatte, so ist das einzig und allein der Rührigkeit und der vor keinem Hindernis zurückschreckenden Tatkraft des deutschen Kaufmannes und der deutschen Industrie zu danken.

In einer ungleich energischen und auf eine starke Wirkung zielenden Weise schritt man in den mit uns im Wettbewerb stehenden Ländern an den Ausbau der Außenhandelsförderung, und wir sehen dort, ganz im Gegensatz zu den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen, die amtlichen Stellen die Initiative zur Gründung von Welthandelsstellen ergreifen und sie durch reichliche Zuwendungen und durch Schaffung wirkungsvoller Organisationen und neuen, nur dem Außenhandel dienenden Amtsstellen wirkungsvoll fördern.

Bereits im Jahre 1898 erschuf sich Frankreich auf Grund eines besonderen Gesetzes vom 4. März 1898 sein „Office Nationale du Commerce Extérieur", ein rein staatliches Institut, das dem Ministerium für Handel und Industrie angegliedert ist, und dessen wichtigste Aufgabe in dem angeführten Gesetz folgendermaßen umschrieben ist: „den französischen Fabrikanten und Exporteuren wirtschaftliche Nachrichten aller Art zu liefern, die geignet sind, zur Entwicklung des Außenhandels und zur Schaffung größerer Märkte für französische Waren in den überseeischen Gebieten wie in den französischen Kolonien und Protektoraten beizutragen." Die ihm gestellte Aufgabe löst es, indem es sich des nationalen Konsulardienstes bedient, um das nötige Nachrichtenmaterial zu sammeln und durch häufige, in Paris stattfindende Konsularkonferenzen, in denen den französischen Exporteuren und Industriellen Gelegenheit gegeben wird, mit den auf Urlaub oder Durchreise in Paris befindlichen Konsuln und den ausländischen Handelsattachés und Handelsbeiräten in persönlicher Beziehung zu treten. Zur Beschaffung wirtschaftlicher Informationen stehen dem Institut die französischen

diplomatischen und Konsularbeamten zur Verfügung; es bedient sich weiterhin der Auslandshandelskammern, die auf privater Grundlage errichtet, sich um die Förderung der nationalen Handelsbeziehungen zu bestimmten wichtigen Handelsplätzen bemühen, und von denen zurzeit fünfunddreißig an das Bureau berichten. Beiläufig sei hier bemerkt, daß dieser Zahl gegenüber die Anzahl der englischen Handelskammern, die sich 1905 auf fünf belief, sehr klein erscheint, während die von deutscher Seite in Brüssel und Bukarest und später in Gent errichteten Handelskammern aus Mangel an Geldmitteln und Entgegenkommen von seiten der Reichsregierung eingegangen sind. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verfügen zurzeit über etwa zehn Auslandshandelskammern, von denen ein Teil erst während des Krieges in den wichtigsten Handelsstädten Rußlands ins Leben gerufen worden ist. Die Gesamteinnahmen, über welche das Office Nationale du Commerce Extérieur verfügt, belief sich im Jahre 1912 auf zirka 200 000 M. 60 000 M. flossen ihm von seiten der Regierung zu, 70 000 M. von seiten der Pariser Handelskammer, während die übrige Summe von Personen und Körperschaften aufgebracht wurde, die an dem Unternehmen interessiert sind. Wenngleich sich das Bureau in erster Linie der ehrenamtlichen Mitarbeit von zurzeit dreihundertsechsundachtzig im Auslande ansässiger Handelsbeiräten bedient, die — auf fünf Jahre ernannt — mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln im Sinne einer tatkräftigen Förderung eines nationalen Außenhandels wirken, so belaufen sich dennoch die Personalkosten auf 100 000 M., ein Umstand, der den nationalen Wert des Institutes in das rechte Licht rückt. Besonders rege ist die Tätigkeit des Bureaus auf dem Gebiete der Publikation und Verbreitung des gewonnenen Nachrichtenmaterials. Die Handelsberichte der französischen Gesandtschafts- und Konsularbeamten, Ratschläge über Bezug von Rohwaren, Mitteilungen über ausländische Verkehrs- und Marktverhältnisse, Handels- und Zollgesetzwesen, Beschickung von Ausstellungen, sowie überhaupt alle für die Information der am Außenhandel beteiligten Kreise wissenswerten Nachrichten werden. in einer Reihe von Zeitungen veröffentlicht, die in kurzen Zwischenräumen erscheinen und für deren weiteste Verbreitung Sorge getragen wird. Das Feuille d'Informations gelangt sogar an allen öffentlichen Orten, an Börsen, Märkten, in den Bahnhöfen und den Postanstalten zum Anschlag. Im Jahre 1913 wurde es an 1400 französischen Eisenbahn- und Poststationen ausgehängt. Indessen ist hiermit der Aufgabenkreis, den sich die französische Außenhandelsförderstelle umschrieben hat, noch nicht geschlossen. Sie befaßt sich des weiteren mit dem Stellennachweis für französische Kaufleute im Auslande, mit Erteilung von Kreditauskünften, mit dem Nachweis zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen, und hat durch Herausgabe eines Exporthandels- und Adressenbuches belebend auf den französischen Außenhandel gewirkt. Mit Kriegsbeginn richtete das Bureau seine Wirksamkeit vor allem gegen den deutschen Außenhandel, indem es die von Deutschland auf den Markt gebrachten Gegenstände in Listen zusammenstellen ließ und diese, ebenso wie das Ergebnis einer

Umfrage über die Methode des deutschen Handels und die Ursachen seines Erfolges in den sogenannten Dossiers commerciaux veröffentlichte.

Außer dieser öffentlichten Stelle dient der Förderung des französischen Außenhandels die im Jahre 1915 auf Initiative der Pariser Handelskammer geschaffene „Association Nationale d'expansion industrielle et commerciale", welche alle großen wirtschaftlichen und industriellen Verbände Frankreichs zusammenschließt und der Eroberung neuer Plätze am Weltmarkt dient.

Ähnliche Bestrebungen, wie die für Frankreich geschilderten haben sich auch in England bemerkbar gemacht. Im Jahre 1885 wurde im Anschluß an die „Indische und Kolonialausstellung" des „Imperial Institute for the United Kingdom and India" ins Leben gerufen. Dadurch, daß es die damals zur Ausstellung gelangten Sammlungen von Rohmaterialien und Erzeugnissen aus den Kolonien erwarb und ständig erweiterte, war das Institut bestrebt das Interesse aller beteiligten Kreise auf den Außenhandel mit diesen Ländern zu lenken, den Export nach diesen Ländern zu beleben und seine Entwicklung zu fördern. Das Institut schien indessen der wirksamen Bekämpfung des immer stärker in Erscheinung tretenden deutschen Wettbewerbes allein nicht gewachsen zu sein, und so entstand am 1. Januar 1900 „The Commercial Intelligence Branch of the Board of Trade", die aus öffentlichen Mitteln geschaffene Exportauskunftsstelle am englischen Handelsministerium. Im Jahre 1903 erfolgte die Vereinigung beider Zentralstellen, um gemeinsam unter einheitlicher Leitung der Förderung des englischen Welthandels dienstbar zu sein. Vor allem aber ist es England, das sich, wie kein anderes Handelsvolk, der Presse bedient, um mit ihrer Hilfe seine Interessen am Weltmarkt zu fördern. Die großen englischen Zeitungen, in erster Linie „Daily Expreß" und „Times", ebenso wie das Nachrichtenbureau von Reuter lassen es sich angelegen sein, durch Studienreisen ihrer Korrespondenten, durch regelmäßige sachgemäß gesichtete Berichte wirtschaftlicher Natur und durch gediegene Auskünfte in Exportfragen sich in den Dienst des nationalen Außenhandels zu stellen und durch eine überaus geschickte Propaganda, die sich, wie wir wissen, nicht immer einwandfreier Mittel bedient, für die Ausdehnung des englischen Welthandels wirksam zu sein. Der Name Reuter, ebenso wie der Name des französischen Telegraphenbureaus Havas, ist es, der uns stets an schwere Unterlassungen gemahnen sollte. Der Krieg hat uns mit unerbittlicher Härte die beschämende Abhängigkeit und die schwere Schädigungen unseres nationalen Ansehens gezeigt, die für uns infolge des Fehlens eines unabhängigen Weltnachrichtendienstes entstehen mußten, und es ist zu erwarten, daß durch Tatkraft und reichliche staatliche Beihilfe beschleunigt nachgeholt wird, was bisher aus Mangel an Einsicht unterblieben ist.

Ebenso wie in England das Bestreben, den nationalen Außenhandel zu fördern, durch eine große Ausstellung angeregt wurde, sehen wir in den Vereinigten Staaten von Amerika den Gedanken der Welthandelsförderung im Anschluß an die Weltausstellung in Chicago entstehen. Durch die Rührigkeit

der Philadelphiaer Universitätsprofessoren Peyer und Wilson entstand aus den geeigneten Abteilungen der Weltausstellung im Jahre 1895/96 das Philadelphiaer Handelsmuseum, das sich im Laufe der Zeit und unter zielbewußter Leitung zu einer geradezu mustergültigen Welthandelsförderungsstelle entwickelt hat. Durch Musterausstellungen, deren Gegenstände von den Agenten des Bureaus an der Stelle ihres Ursprunges beschafft und mit aller Auskunft über Art der Herstellung, Verkaufspreis und Entstehungspreis, Verpackung und Absatzgebiete versehen, sowie in übersichtlicher Weise geordnet werden, und deren Anzahl schon im Jahre 1900 sich auf 450 000 belief, weiterhin durch Informationen und Laboratorien, deren Ergebnisse durch eine eigene Druckerei, verbunden mit einer photographischen Anstalt, für billiges Geld schnell in die Hände der Abonnenten gelangen, bleibt das Museum bemüht, vor allem den kleinen amerikanischen Fabrikanten nahezu kostenlos den Weg zum Weltmarkt zu ebnen. Die verfügbaren Mittel beliefen sich im genannten Jahre auf 250 000 Dollar, und die Anzahl der im Dienste des Museums tätigen Personen betrug nahezu 65 000. Außer diesem Museum betreiben noch in äußerst wirkungsvoller Weise die durch private Initiative entstandenen „Chamber of Commerce of U. S.“, „Asiatic Association“ und das „Bureau der Panamerikanischen Union“ und vor allem das 1903 gegründete Regierungsorgan „Office of Manufactures“ in Washington die Förderung des amerikanischen Außenhandels. Allen diesen Organisationen ist eigentümlich, daß sie vor allem Wert auf einen schnell und zuverlässig wirkenden Nachrichtendienst als die Grundlage jeglicher Außenhandelsförderung legen, ganz gleichgültig, ob sie den gesamten Weltmarkt oder nur einzelne Teile desselben bearbeiten. Neben den angeführten Organisationen verdient noch die 1907 gegründete „America Exporters and Importers Association“ genannt zu werden, deren Mitgliederzahl während des Krieges eine bedeutende Zunahme zu verzeichnen hat. Ihr Bestreben ist, alle Firmen, die sich am Import- und Exportgeschäft beteiligen, zu vereinigen, um die Interessen des amerikanischen Außenhandels den Schiffahrts- und Versicherungsgesellschaften, den Banken und allen Einrichtungen gegenüber, deren sich der Außenhandel zu bedienen hat, wirkungsvoll zu vertreten und durch ein Schiedsgericht allen Beteiligten den kostspieligen und umständlichen Weg über die ordentlichen Gerichte zu ersparen, sobald eingetretene Differenzen auszugleichen sind.

Ganz besonders bedient sich das amerikanische Wirtschaftsleben der Mithilfe der amerikanischen Konsuln als eines geeigneten Instrumentes seiner Welthandelsförderung. Es erkennt in den Konsuln die Schrittmacher und Pioniere seines Außenhandels, die dann auch in täglich gedruckt herausgegebenen Konsulatsberichten auf das eingehendste über die Absatzverhältnisse in allen Weltteilen, über die Tätigkeit der ausländischen Konkurrenz, über Preise, Abgaben und günstige Transportwege sowie über Kredit- und Bankverhältnisse Aufschluß geben.

Während der amerikanische Konsul einen großen Teil seiner Kraft in den Dienst des nationalen Wirtschaftslebens stellt, sieht der deutsche Konsul seine in dieser Richtung zielende Aufgabe bereits erfüllt, wenn er in seinen Wirtschaftsberichten ein allgemeines Bild des Wirtschaftslebens und der Entwicklungstendenzen des Landes, nach dem er gesandt ist, liefert. Der deutsche Konsul, dem in erster Linie die Bearbeitung zivilrechtlicher, straf- und völkerrechtlicher Fragen obliegt, ist durch diese Aufgaben tatsächlich derart überlastet, daß ihm eine eingehende Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete unmöglich gemacht ist. Da begreiflicherweise die Klagen aus den Kreisen des deutschen Handels und der deutschen Industrie über mangelndes wirtschaftliches Interesse der deutschen Konsuln nicht verstummen wollten, entschloß sich die Regierung, den Bedürfnissen der heimischen Geschäftswelt durch die Anstellung von Handelssachverständigen, die den Generalkonsulaten ebenso wie den Gesandtschaften zur Seite gegeben wurden, genüge zu tun. Stellt man aber die geringe Zahl der Handelssachverständigen — es sind zurzeit dreizehn — einem Außenhandel im Wert von 20 Milliarden im Jahr und den siebenhundertfünfundachtzig deutschen Konsulaten gegenüber, so ist leicht einzusehen, daß die Wirkung dieser Einrichtung im Hinblick auf die Förderung des deutschen Außenhandels kaum wahrnehmbar sein konnte.

Es ist in groben Umrissen gezeigt worden, mit welcher Tatkraft die hervorragendsten der mit uns im Wettbewerb stehenden Handelsvölker sich der Förderung ihres Welthandels hingeben, und daß bis zum Ausbruch des Kriegs das deutsche Wirtschaftsleben nichts aufzuweisen hatte, was irgendwie den dort in Tätigkeit befindlichen Organisationen zur Seite gestellt werden könnte. Daß es dennoch dem deutschen Außenhandel gelungen war, sich eine einflußreiche und für das nationale Wirtschaftsleben segensreiche Stellung am Weltmarkt zu erringen, darf indessen nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß nach dem Kriege, ebensowenig wie in der Politik und dem territorialen Besitz der kriegführenden Staaten, auf dem Gebiete der Weltwirtschaft ein status quo ante anzutreffen sein wird. Es wäre eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, wenn man glauben würde, daß der deutsche Außenhandel nach dem Kriege seine Tätigkeit ohne weiteres an jener Stelle wieder aufnehmen könnte, wo sie durch den Krieg unterbrochen wurde. Wenn nach Friedensschluß der deutsche Kaufmann und Industrievertreter jene Länder wieder betritt, in denen er sich früher seine Stellung gesichert und sein Einflußgebiet ausgebaut hatte, wird er vor allem den amerikanischen und japanischen Konkurrenten bei der Arbeit finden, sich des deutschen Erbes zu seinem Nutzen in rücksichtslosester Weise zu versichern. Handel und Industrie werden sich hier zu um so größeren Anstrengungen veranlaßt sehen, als es ja auch gilt, sich im Inlande der eindringenden ausländischen Konkurrenz zu erwehren. Aus diesem Grunde ist es unerläßliche Pflicht, noch im Laufe des Krieges den wirtschaftlichen Feldzug zu organisieren, der dem deutschen Außenhandel sein ehemaliges Besitztum erobern

und neue Wirkungskreise erschließen soll. Dazu ist nötig, daß Staats- und Wirtschaftsleben gemeinsam und sich gegenseitig stützend, an die vorliegenden Aufgaben treten; denn ohne die Stärkung, die das durch die Regierung repräsentierte nationale Ansehen des Staates den Bestrebungen unseres Welthandels zu bieten vermag, würden alle der Außenhandelsförderung dienenden Anstrengungen zu der ehemaligen Fruchtlosigkeit verurteilt sein.

Wenn nun auch bis heute ein sichergestellter, einheitlicher Plan und die mit seiner Durchführung bevollmächtigte Organisation noch nicht geschaffen worden ist, so haben doch die Erfahrungen des Krieges zu einer regen Tätigkeit, die der Verwirklichung dieses Zieles dient, Veranlassung gegeben. Es haben sich Bestrebungen geltend gemacht, die die Errichtung eines Weltwirtschaftsamtes fordern in Form eines Staatsministeriums für Handel, Industrie und Schiffahrt, einer Zentralstelle, die dem Reichskanzler unmittelbar verantwortlich sein soll. Kaufleuten und Technikern, die mit einem reichen Fachwissen ausgerüstet und in allen Fragen der Weltwirtschaft heimisch sind, sollen die leitenden Stellen übertragen werden, um auf diese Weise das Umsichgreifen einer bureaukratisch betriebenen Verwaltung zu verhindern. Die Kosten sollen Reichsregierung und die beteiligten Wirtschaftskreise gemeinsam tragen. Aufgabe des Amtes würde es sein, im Auslande Handelssachverständige und Berichterstatter anzustellen, die für die Heranschaffung des nötigen Berichtmaterials Sorge zu tragen hätten. Diese Berichte einerseits, andererseits Sammlungen von Katalogen, Preislisten und Marktberichte, die von den am Export interessierten inländischen Häusern zu stellen wären, sollen die Grundlage eines großzügig organisierten, weltwirtschaftlichen Archivs bilden, das dem ausländischen Importeur jede gewünschte Information zu erteilen vermag. Das Zentralamt soll durch Erteilung zuverlässiger Auskünfte über Zoll- und Transportwesen, über Markt- und Absatzverhältnisse den Kaufmann in seinen wirtschaftlichen Bestrebungen unterstützen und anregend auf die Erschaffung neuer Industrien wirken, für die ein gewinnbringender Absatz am Weltmarkt zu erwarten ist.

Von anderer Seite wird gegen ein rein staatliches Weltwirtschaftsamt die Einwendung erhoben, daß es schwerlich jene Elastizität besitzen könne, die erforderlich ist, sich schnell den jeweiligen am Weltmarkt herrschenden und oft sehr wechselnden Verhältnissen anzupassen. Es wird vielmehr eine Stelle gefordert, die unabhängig von der Reichsregierung durch den Zusammenschluß aller beteiligten Kreise zu schaffen ist, welcher der bisher von amtlicher Seite geführte Nachrichtendienst zu übertragen wäre, und die durch öffentliche Mittel unterstützt werden soll, da die in ihr vertretenen Kreise bereits durch anderweitige finanzielle Ansprüche überlastet und nicht in der Lage sind, allein aus eigenen Mitteln die Ausgaben für die Welthandelsstelle zu erbringen. Daß die geschilderte Stellungnahme, die eine Zentralstelle unter Ausschluß der Regierungsorgane fordert, hervorragende Beachtung verdient, geht unter anderem aus der Antwort des Staatssekretärs des Innern, Dr. Graf von Posadowsky-

Wehner hervor, die er auf eine am 22. Januar 1901 im Reichstag eingebrachte Resolution erteilte, welche eine Subventionierung einer Zentralauskunftsstelle für die Fragen der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und des Gewerbes erstrebte. Er äußerte sich damals folgendermaßen:

„Ich möchte aber allen, die sich für eine solche Einrichtung interessieren, dringend empfehlen, sie so zu gestalten, daß sie möglichst wenig ein bureaukratisches Gesicht bekommt. Eine solche Einrichtung wird derartig frei in ihren Bewegungen sein müssen, Auskünfte von so delikater Natur geben müssen, daß dafür die Reichsregierung auf diplomatischem oder internationalem Gebiet nirgends irgendwie haftbar gemacht werden kann. Wirken Sie also zunächst dahin, daß diese Einrichtung, wenn auch eventuell mit Unterstützung des Reiches, so doch überwiegend aus der eigenen Kraft von Industrie und Handel hervorgeht und so frei und unabhängig wie nur irgend möglich gegenüber den amtlichen Stellen organisiert wird."

Wir haben gesehen, daß es infolge der Widersprüche, die zwischen den in Frage kommenden Kreisen bestehen, nicht gelang, den unerläßlichen Zusammenschluß zu erreichen, und daß alle Bestrebungen, die der Gründung einer deutschen Welthandelsstelle galten, ohne Erfolg blieben.

Erst nach Kriegsbeginn wurde von privater Seite der Lösung der immer noch schwebenden Frage erneut nahe getreten. Die „Deutsche Gesellschaft für Welthandel" hatte sich unter dem Vorsitz des Generaldirektors Ballin-Hamburg gegründet, eine industriell-kaufmännische Organisation, die sich zur Aufgabe stellte, den internationalen Nachrichtendienst im deutschen Sinne zu beeinflussen, und die, gestützt auf einen sorgfältig ausgebauten Auslandswirtschafts-Nachrichtendienst, als ein privates, nationales Zentral-Handelsförderungsbureau wirken sollte. Aber auch dieses Unternehmen scheiterte letzten Endes an der Rivalität zwischen Fabrikanten und Kaufmann, denn es war aufgebaut auf den großen Organisationen der deutschen Industriellen: dem „Zentralverband deutscher Industrieller" und dem „Bund der Industriellen", umfaßte aber nicht die im „Deutschen Handelstage" vereinigten Organisationen.

Inzwischen sind von privater Seite eine Reihe zwischen- oder doppelstaatlicher Verbände gegründet worden, alle mit der Aufgabe, mit einzelnen Ländern oder Erdteilen wirtschaftliche und kulturpolitische Beziehungen anzubahnen und zu pflegen und auf diese Weise dem nationalen Außenhandel Förderung angedeihen zu lassen. Diese Verbände, deren Zahl zurzeit über zwanzig ist, haben sich in dem „Verband deutsch-ausländischer Wirtschaftsvereine" zusammengeschlossen, von dessen Erfolgen und Wirksamkeit indessen noch wenig bekannt geworden ist. Um die Zentralisierung des privaten deutschen Wirtschaftsnachrichtendienstes bemüht sich der „Deutsche Überseedienst G. m. b. H.", der von einem größeren Kreise der deutschen Handels-, Industrie- und Bankwelt mit beträchtlichen Mitteln ausgestattet ist, und der angesehen werden möchte als der organische Anknüpfungspunkt für alle Auskunftserteilung und Nach-

richtenlieferung, soweit sie das Wirtschaftsleben berühren. Vor allem aber sind zu erwähnen das von Professor Harms begründete Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel, das Kolonialinstitut in Hamburg und die Vorderasien-Gesellschaft in Leipzig. Diese Institute beschäftigen sich hauptsächlich mit der Sammlung und wissenschaftlichen Verarbeitung von Nachrichtenmaterial weltwirtschaftlicher Art, das zu Archiven zusammengestellt und durch Veröffentlichungen oder auf dem Wege des Lehrbetriebes ausgewertet wird. So ist es in erster Linie den von Professor Harms herausgegebenen kriegswirtschaftlichen Nachrichten zu danken, wenn wir heute über die Wirtschaftsbestrebungen unserer Feinde überhaupt aufgeklärt sind.

Es ist auf alle Fälle zu erkennen, daß während des Krieges ein tatkräftiges Streben eingesetzt hat, in dieser oder jener Form den Mangel einer Zentralorganisation für die Förderung des deutschen Welthandels auszugleichen. Wenn indessen eine gemeinsame, großzügig organisierte Zentralstelle noch nicht gegründet worden ist, so werden sich die Verhältnisse sofort zum günstigen wenden, sobald die Reichsregierung die Initiative ergreifen und die Interessenkreise aufrufen wird, mit ihr gemeinsam an die Ausarbeitung der Hauptrichtungslinien und an ihre Durchführung zu gehen. Die Aussichten hierfür sind günstig, nachdem der Staatssekretär des Reichsamts des Innern in seinen Reden über Handelspolitik die Bedeutung des auswärtigen Handels in so hervorragender Weise einschätzt, daß nach seiner Überzeugung die Handelspolitik die ganze Tätigkeit des Staates zur Förderung seiner volkswirtschaftlichen Interessen im Verkehr mit dem Auslande zu umfassen hat. Wie der Gedanke, daß es unerläßliche Pflicht des Staates ist, mit allem ihm zu Gebote stehenden Mitteln den nationalen Welthandel zu fördern, immer tiefer in die amtlichen Kreise Deutschlands eindringt, lehrt eine Denkschrift, die der preußische Minister der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten kürzlich dem Abgeordnetenhause überreichte, in der er sich mit der Förderung des Auslandsstudiums befaßt. Alle bestehenden Universitäten und Hochschulen sollen hinzugezogen werden, um dem nach Bildung strebenden jungen Deutschen ein gediegenes Wissen über das Ausland zu vermitteln und sein Interesse und Verständnis für außenpolitische Vorgänge zu erwecken. Es wird weiter ausgeführt, daß es für jeden gebildeten Deutschen Ehrenpflicht sein muß, sich staatswissenschaftlich belehren zu lassen, um Stellung zu den Fragen der Weltwirtschaft und Weltpolitik nehmen zu können.*)

Nicht nur der endliche Zusammenschluß aller am Außenhandel interessierten Kreise und nicht nur reichliche Beihilfen aus Staatsmitteln sind nötig, um dem deutschen Welthandel die Förderung angedeihen zu lassen, die ihm nach dem Kriege not tun wird, sondern das Interesse der ganzen Nation muß im Rücken der am Weltmarkte kämpfenden Pioniere unseres Wirtschaftslebens stehen. Die

*) Vgl. „Die Grenzboten" Heft 12 dieses Jahres.

Zeiten Fichtes, in welchen die Forderung nach einem geschlossenen Handelsstaat erhoben werden konnte, sind für Deutschland vorbei. Wenn auch in letzter Zeit unter dem Schlagwort „Mitteleuropa" Gedanken neu zu erstehen scheinen, die einem geschlossenen, alle verbündeten mitteleuropäischen Staaten umfassenden Wirtschaftsbund entgegenstreben, so darf dies nicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben; nicht: „Mitteleuropa oder Welthandelsstaat" lautet die Forderung der nächsten Zukunft, sondern: „das wirtschaftlich zusammengeschlossene Mitteleuropa als weitgegründeter, starker und sicherer Untergrund eines sich mächtig entfaltenden Welthandels aller beteiligten Handelsstaaten."

Griechenland

Eine politische Skizze auf geographischer Grundlage

Von Dr. Otto Maull

Lange Zeit berichtete fast jede Kunde aus Griechenland von einer neuen schamlosen Vergewaltigung des griechischen Staates durch die Ententemächte. Anscheinend haben die Bemühungen unserer Feinde ihr Ziel erreicht und die nahezu völlige Nachgiebigkeit dieses unselbständigsten, doch auch zugleich bedauernswertesten aller politischen Organismen, die der Weltkrieg nicht unmittelbar ergriffen hat, erzwungen. Hat damit aber die Kriegsgeschichte einen eindeutigen politischen Sieg der Entente zu verzeichnen oder erheischen die Verhältnisse doch noch eine andere Erklärung? Konnte denn Griechenland überhaupt anders handeln? Die geringe Weltgeltung des griechischen Staatswesens, die sich in diesem kraftlosen Verhalten ausdrückt, ist zum guten Teil in den geographischen Grundlagen zu suchen; mit dieser Erkenntnis rückt die politische Haltung Griechenlands in ein völlig anderes, aber auch weit helleres Licht, als sie sich ohne eine solche Betrachtung erfreute.

Die Weltgeltung eines Landes hängt in allererster Linie von seiner Lage ab; und gerade Griechenlands Lage am äußersten Rande Südosteuropas, an der Schwelle des Orients hat stets die Geschichte seiner Bewohner aufs einschneidendste beeinflußt, hat Griechenland nie eigentlich als Faktor der rein europäischen Politik in Betracht kommen lassen, sondern ihm immer nur eine Rolle auf der orientalischen Schaubühne zuerteilt. Dafür hat auch der gegen-

wärtige Weltbrand wieder ein lehrreiches Beispiel geliefert. Erst als seine Flammen die europäisch-vorderasiatischen Übergangsländer ergriffen hatten und der Ansturm der Entente auf die eigentliche Brückenstellung, Bosporus und Dardanellen, abgeschlagen war, ward auch Griechenland in den Strudel der Ereignisse gezogen, und suchten die Westmächte, ohne jeden Zweifel unter dem tonangebenden Einfluß Englands, durch jene allbekannte Reihe von Maßnahmen, die die Souveränität Griechenlands nahezu aufhoben, die zweite europäisch-asiatische Brücke in ihren Besitz zu bringen. Aber weder den einzelnen, oft von vornherein keinerlei militärischen Erfolg versprechenden Unternehmungen, noch der gesamten Bemühung um Griechenland kann irgendwelche Wichtigkeit für den Verlauf des Krieges beigemessen werden; kann doch Griechenland vermöge seiner geringen Volkszahl und Wirtschaftskraft als kein wertvoller Verbündeter im gegenwärtigen Ringen gelten. Vom deutschen Standpunkt wäre daher eine offene Erklärung Griechenlands für die Sache des Vierbundes vorerst in keiner Weise wünschenswert, weil die dann notwendigen kriegerischen Entwicklungen auf der griechischen Halbinsel nur eine überflüssige militärische Belastung für uns bedeuteten und sich genau so wie die Unternehmungen der Entente im Orient den Vorwurf unzweckmäßiger Machtzersplitterung gefallen lassen müßten. In größerem Zusammenhang jedoch gilt das letzte Urteil nicht mehr, sondern Griechenlands rein raumpolitische Bedeutung namentlich für England erscheint völlig klar: bildet doch Griechenland den günstigsten europäischen Landesteg nach Ägypten. Ein antienglisches, mit Mitteleuropa verbündetes Griechenland müßte in empfindlichster Weise diesen Schlußstein des britischen Weltreiches bedrohen. Was ist daher natürlicher als Englands Bestrebungen, den gewaltigen Querriegel, den es zur Sicherung seiner Herrschaft in Indien durch den Zusammenschluß des Nordgestades am Indischen Ozean in Persien, Mesopotamien, Arabien, Ägypten gebildet hat, quer über das östliche Mittelmeer bis nach Griechenland vorzuschieben? Nur so läßt sich das zähe Werben Englands um Griechenland erklären. Und sonderbarerweise wendet sich die Defensivtendenz dieses britischen Schutzgürtels, der dazu bestimmt ist, die Herrschaft Englands im Indischen Ozean und in dem mediterranen Zufahrtsmeer zu sichern, nicht allein gegen den Vierbund der erstarkenden Mittelmächte, sondern vielleicht noch mehr gegen den augenblicklichen Verbündeten Englands, gegen — Rußland!

Die Insularität und Peninsularität Griechenlands kommt gemeinsam mit der vielgebuchteten, durch reiche geologische Bewegungen hervorgebrachten Küstengestalt diesen Bemühungen Englands weit entgegen. Bei der geringen griechischen Wehrkraft, namentlich bei dem Mangel jeder bedeutenden Flotte war die griechische Inselwelt von Anfang an der britischen Seemacht ausgeliefert. Einige der mit herrlichen Hafenbuchten ausgestatteten Eilande — wie Lemnos und Mytilene — mußten zur Errichtung von Flottenstationen geradezu herausfordern. Aber auch wichtige Teile des Halbinsellandes sind infolge der tiefeingreifenden Buchten

nicht weniger gefährdet, namentlich liegt der zur Faſtinſel abgeſchnürte Peloponnes im Bereich der engliſchen Seegewalt. In weit bedrohlicherer Weiſe treten die Buchten des Saroniſchen Golfs, des Golfs von Volo und des von Saloniki, an den Hauptverkehrs- und Lebensſtrang des griechiſchen Staates heran, der, an eine fortlaufende Reihe einzelner Becken gebunden, ganz Oſtgriechenland durchzieht und die wichtigſten Stützpunkte ſtaatlicher Macht, Athen und Saloniki, verbindet. Außer der geſamten Inſelwelt und allen Küſtenlandſchaften liegt alſo Oſtgriechenland, der Kernteil des Staates, im Bereiche britiſcher Schiffskanonen. Lediglich die Binnenlandſchaften ſind der unmittelbaren Beherrſchung von der See aus entrückt. Allerdings birgt die Auflöſung des Landes in die der griechiſchen Halbinſel vorgelagerten Inſelguirlanden zugleich auch die Möglichkeit einer zukünftigen wirkungsvollen Küſtenverteidigung aller empfindlichen Stellen des räumlichen Staatsorganismus in ſich; durch weittragende Geſchütze läßt ſich eine Sperrung der Golfe von Korinth, Ägina und Saloniki und eine völlige Sicherung der Hauptverkehrsader Griechenlands erzielen. Doch gehört ein militäriſch ſo erſtarktes Griechenland noch völlig der Zukunft an. Heute bedeutet die für das griechiſche Handelsleben wertvolle Küſtengeſtaltung ohne genügende Küſtenverteidigung im Kriegsfalle eine unheimliche Gefahr.

In der für die politiſche Geſtaltung des Landes äußerſt ungünſtigen Ausbildung einer einzigen Hauptverkehrslinie, die ſich nur im Peloponnes verzweigt, drückt ſich die große Verkehrsungunſt der übrigen Teile, namentlich des ganzen Nordweſtens aus, die das heutige Entwicklungsſtadium des Staates noch nicht zu überwinden vermocht hat. Auf einer Karte, auf der um Athen die Linien gleicher Reiſedauer eingezeichnet ſind, ergibt ſich, daß große Teile des kleinen Landes erſt nach einer Reiſe von 20 bis 25 Stunden erreicht werden können. Dabei ſind der Berechnung die Zeiten, die die ſchnellſten verfügbaren Beförderungsmittel beanſpruchen, namentlich die des Schiffsverkehrs, wo ein ſolcher möglich, zugrunde gelegt. Ungleich ungünſtiger müſſen ſich dagegen die Verhältniſſe bei der Mobiliſierung gegen einen von der See aus angreifenden Feind geſtalten. Da die Benützung des Seeweges dann kaum möglich ſein wird, werden die Truppen aus dem großen Nordweſtteil des Landes mehrere Wochen brauchen, bis ſie Athen und überhaupt den ſchon im erſten Augenblick gefährdeten oſtgriechiſchen Kernteil des Staates erreichen. Ein militäriſcher Widerſtand Griechenlands gegen die Forderungen Englands und ſeiner Verbündeten verſpricht daher auch aus dieſem Grunde keinen Erfolg. So bilden die maritime Endlage, die Oberflächenverhältniſſe und die von beiden abhängigen Verkehrsverhältniſſe des Landes eine erſte Urſachenreihe für die politiſche Stellung des Griechenſtaates.

Dieſe Abhängigkeit, von der ſich bisher nur die randlichen Zonen unmittelbar betroffen zeigten, ergreift aber tatſächlich das ganze Land, weil es ſich wirtſchaftlich längſt nicht ſelbſt genügt und der Strom des Wirtſchaftslebens nur in den geſchilderten Verkehrsbahnen zu pulſieren vermag: Griechen-

land ist wirtschaftsgeographisch ungemein stark auf die Umwelt angewiesen, und aller Frachtverkehr mußte bis vor kurzer Zeit fast ausschließlich über See gehen. Bei kaum einem Gebiet, das noch zu einer größeren Festlandsmasse gehört, kann daher eine Blockade furchtbarer und zerrüttender auf die Wirtschaft wirken als bei Griechenland. Die Gründe für diese Zustände wurzeln in den physisch-geographischen Verhältnissen. Trotz seiner weit vorgeschobenen Lage im Mittelmeer erfreuen sich doch nur schmale randliche Gürtel der unmittelbaren Einwirkung des Meeres auf das Klima und geben Anbauflächen für Südfrüchte, den Ölbaum und vor allem für die Korinthenzucht ab, in der Griechenland eine Monopolstellung einnimmt, und von deren Gedeihen aber auch recht wesentlich die jährliche Wirtschaftsbilanz abhängt. Die gebirgigen Teile des Innern scheiden dagegen für diese echt mediterrane Landwirtschaft aus. Nur der Weinstock erreicht noch bedeutende Meereshöhen. Aber im allgemeinen tragen die meisten dem Einfluß des Meeres entzogenen Landschaften mehr mitteleuropäischen Charakter. Doch auch hier hindern ausgedehnte, von jeglicher Bodenkrume entblößte Gebiete, in denen der zu bizarren Kleinformen herauspräparierte Kalkstein (Karst) weite, völlig unfruchtbare und wasserlose Oberflächen bildet, jeglichen Anbau. So reichen die vorhandenen Anbauflächen, die nur in Böotien, Thessalien und den mazedonischen Becken und Niederlanden einen erheblichen Umfang annehmen, nicht zur Produktion des nötigen Brotgetreides aus. Da der Getreidebau durch verfügbare größere Flächen und reichliche sommerliche Niederschläge in den nördlichen Randgebieten eine auffällige Begünstigung erfährt, erhellt daraus der große Wert des allerdings augenblicklich völlig illusorischen Besitzes von Südmazedonien und einer künftigen Erwerbung Südalbaniens. Auch der Wald vermag vor allem wegen der immer noch andauernden Waldverwüstung durch den Menschen das Land nicht zur Genüge mit Holz zu versorgen. Die Viehzucht, die infolge des Mangels an Weiden nur als Kleinviehzucht entwickelt ist, reicht im großen und ganzen aus. Als weiterer Wirtschaftsquelle erfreut sich Griechenland wohl reicher Bodenschätze, doch läßt der Mangel an Kohlen und Wasserkräften den Gedanken an eine bedeutendere industrielle Entwicklung für ganz Altgriechenland nicht aufkommen. Dagegen blickt Mazedonien im Besitz reicher Erzvorkommen und ansehnlicher Wasserkräfte einer industriellen Zukunft entgegen und kennzeichnet auch darin wiederum seinen großen Wert für das Gesamtgebiet. Aus dieser durch die natürlichen Verhältnisse bedingten Wirtschaftsstruktur ergeben sich notwendigerweise die Verkettungen mit den übrigen Wirtschaftsgebieten der Welt. Griechenland ist einmal auf Länder angewiesen, die ihm Getreide und Holz (Rußland, im Krieg bis zur Seesperre Nordamerika) und dann Kohle (England bzw. Nordamerika) liefern. In gleichem Maße ist es von den west- und mitteleuropäischen Industriestaaten abhängig; seine Ausfuhr geht ebenfalls dorthin. Daß bei der fast ausschließlichen Geltung des Seeverkehrs im griechischen Handel England unter den griechischen Verkehrsländern an erster Stelle stand,

wahrscheinlich bis vor kurzem von den Vereinigten Staaten verdrängt worden ist, kann nicht Wunder nehmen. Deutschland und Österreich-Ungarn folgen dann in Ein- und Ausfuhr. Immerhin war Griechenland vor dem Krieg auf uns und unsern Verbündeten nahezu ebenso stark angewiesen wie auf unsere Feinde. Aber solche wirtschaftlichen Beziehungen der Friedenszeit bedeuten für politische Erwägungen wenig, wenn sie, wie im Kriege, nur noch einseitig (zu unsern Feinden und den Neutralen) entfaltet werden können. Viel ausschlaggebender ist dagegen die Erkenntnis, daß der Bestand dieser Beziehungen durch die britisch französische Vorherrschaft im Mittelmeer jederzeit bedroht und die griechische Bevölkerung somit dem Hungertod preisgegeben werden kann. Darin ist die Möglichkeit eines ungeheuren politischen Zwangs zu sehen, der bei jeder Wendung Griechenlands auf unsere Seite von den uns feindlichen Seemächten mit durchschlagendem Erfolg angewandt werden konnte.

Auch auf die kulturellen Beziehungen ist die Verkehrslage Griechenlands nicht ohne Einfluß geblieben. Zweifellos besitzt die Vorrangstellung der französischen Kultur im östlichen Mittelmeer noch heute tiefgreifenden Einfluß auf den griechischen Gebildeten und Halbgebildeten. In diesen oberen Schichten hat nur die französische Sprache neben der griechischen Geltung. Auf dieser Grundlage wirken Presse und Schule im Sinne der Entente. Naturgemäß ist auf dem Gebiet von Kunst und Wissenschaft die Verknüpfung mit Frankreich eine ungleich festere als mit Deutschland, wenn auch bedeutende Beziehungen auf wissenschaftlichem Gebiet zu Deutschland nicht geleugnet werden dürfen. Aber ohne Zweifel darf Deutschland in bezug auf die Lösung kulturpolitischer Aufgaben in Griechenland wie im Orient überhaupt bisher starke Versäumnisse buchen und darf sich beeilen, das Versäumte nachzuholen. Im Volk weiß man von Deutschland wenig. Der starke Auswandererstrom nach Amerika hat ihm das englische Wesen näher gebracht als das deutsche. Es darf daher niemand Wunder nehmen, wenn weite Kreise in Griechenland antideutsch gesinnt waren und eigentlich nur der König, gestützt auf sein Heer, dem er als siegreicher Führer in den Balkankriegen gilt, und ein Teil der Geschäfts- und Gelehrtenwelt mit Vertrauen auf Mitteleuropa hinblickte. Diese Grundzüge kennzeichnen den Zustand vor dem Kriege und beim Beginn des Krieges; die Niederlagen Frankreichs haben darum aufrichtigste Teilnahme für die bewunderte französische Nation, die bisher auch stets mit vollster Sympathie für das Hellenenvolk eingetreten ist, und Erbitterung gegenüber Deutschland bei den Griechen hervorgerufen. Doch hat sich Frankreich diese Stimmung seitdem völlig verscherzt. Der empfindliche Druck der Ententemaßregeln haben die Liebe zu der einst vergötterten Nation nahezu völlig erstickt; wahrscheinlich wird auch unser siegreiches Au harren gegenüber einer Welt von Feinden nicht wenig zur Bewunderung für uns beigetragen haben. So kann man sicher sagen, daß trotz der eifrigen Bemühungen und Verleumdungen der gegnerischen Presse heute in Griechenland ein großer, vielleicht sogar der größte Teil des Volkes auf unserer Seite steht.

Aber ein schwieriger Punkt bleibt auch fürderhin. Die geographische Verbreitung der Griechen an allen Küsten des Ägäischen Meeres und die politischen Hoffnungen, die sich an diese Tatsache knüpfen, verhindern sicherlich bei manchen freilich politisch kurzsichtigen Griechen eine glatte Stellungnahme für uns. Denn unser Bündnis mit Türken und Bulgaren muß die ersehnte Bildung eines Großgriechenlands, das sich über sämtliche ägäischen Randländer erstreckt und Konstantinopel als Hauptstadt wünscht, illusorisch machen. Der typische Vertreter dieser volkstümlichen maritim-orientalischen Entwicklungsrichtung des Griechenstaates ist Venizelos. Man kann dem Schöpfer des heutigen Griechenlands, wie es aus den Balkankriegen hervorgegangen ist, nicht grimmiger unrecht tun, als wenn man ihn nur als Puppe der Entente betrachtet. Man kann aber auch nicht schlimmer die Gefahr, die mit Venizelos emporstieg, verkennen. Die Idee des Venizelos ist volkstümlich; wie wäre sonst sein immerhin großer Anhang zu erklären? Weil ein Teil des griechischen Volkes nur in der maritim-orientalischen Richtung ein Größerwerden des griechischen Staates für wünschenswert erachtet, konnte Venizelos zum Träger der Ententepolitik und zum Verräter an der Politik seines großen Königs werden. Nur die Entente konnte solchen Wünschen, die mit der Befreiung der griechischen Unerlösten in Kleinasien auf die Zertrümmerung der Türkei abzielen, Gehör schenken. Doch scheinen in Griechenland selbst die Träume von einem hellenischen Großreich mit der Hauptstadt Konstantinopel der harten Wirklichkeit gewichen zu sein. Und wiederum hat gerade die Entente durch ihre Maßnahmen dieser Idee die Spitze abgebrochen und dadurch einen Eintritt in den Zehnverband als wenig verlockend erscheinen lassen; denn wer die Souveränität eines Staates antastet, wird sehr schwer den Glauben erwecken, daß er auf die gedeihliche Entwicklung des gleichen Staats bedacht sei.

Aber auch nur wer im Nationalitätsprinzip den obersten Grundsatz der staatlichen Entwicklung sieht, kann sich von dem Gedanken an ein maritim-orientalisches Großgriechenland, das alle Volksgenossen umfaßt, so blenden lassen, daß er die politische Schwäche, die ein solches Gebiet befallen muß, völlig übersieht. Weder die thrakischen noch die kleinasiatischen Küsten sind ohne die Erwerbung des Hinterlandes, zu dessen Besiedlung jedoch dem heutigen Griechenland die völkische Kraft mangelt, militärisch haltbar. Und auch Konstantinopel in Griechenlands schwacher Hand müßte dem ersten russischen Ansturm erliegen. Eine großgriechische Expansion muß sich, wenn sie die größere Selbständigkeit des Staates im Auge hat, nach Norden, nach Südmazedonien und Südalbanien, wenden. Nur durch den Anschluß dieser beiden Landschaften kann der Staat eine wesentlichere wirtschaftliche Autarkie erlangen, die seine politische Stellung stärkt. Allem Anschein nach sieht auch die monarchische Richtung darin den einzigen gedeihlichen Ausweg aus der bisherigen unglücklichen Lage Griechenlands. Ein solches Einwachsen des Griechenstaates in den Rumpf der Südosteuropäischen Halbinsel bringt Griechenland den Mittelmächten näher und

eröffnet die Möglichkeit, es mit der einzigen Mächtegruppe zu verbinden, an deren Seite es einer glücklichen, selbständigen Entwicklung entgegengehen kann. Seit der Erstarkung des politischen Einflusses der Mittelmächte auf der Südosthalbinsel und in Vorderasien bedeutet der Anschluß Griechenlands als eines südosteuropäischen Endlandes die einzig natürliche Konstellation.

Der endgültige Sieg der Mittelmächte wird ohne Zweifel eine solche Konstellation herbeiführen, obwohl Griechenland heute völlig von der Entente überwunden scheint. Aber Griechenland befindet sich gegenwärtig in schlimmster Zwangslage, die sich, wie zu zeigen versucht wurde, aus der heutigen Anpassung des Staates an die geographischen Verhältnisse erklärt. Die Aussicht auf eine durchaus andere Auswertung dieser Verhältnisse in einem durch Anschluß der mazedonisch-albanischen Gebietsteile erweiterten, zu größerer wirtschaftlicher Selbständigkeit erhobenen und mit umfangreicher Küstenverteidigung ausgerüsteten Griechenland ist voll begründet. Doch nur eine längere Friedensperiode und nicht ein neuer Krieg kann das Land, das noch schwer an den Verlusten wiederholter Kriege an Gut und Blut zu tragen hat, in diesen Zustand bringen. Darum bleibt die Neutralität, selbst in unwürdigen Formen, die einzig richtige Maßnahme für die Gegenwart. Ein solches Griechenland wird dann auch ein wertvolles Glied in dem Bund der Mittelmächte und zugleich ein wirkungsvolles Vorwerk zur Brechung der britischen Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer sein.

Der Aufstieg der Begabten im Lichte der Bevölkerungsbiologie

Von Dr. med. W. Unna, zurzeit Feldarzt

Die furchtbare Ernte, die nun seit vielen Monaten schon der Tod unter der Blüte der Nation hält, und die gewaltigen Aufgaben, die nach diesem Kriege der schnellsten und gründlichsten Inangriffnahme harren, wenn die katastrophalen Ereignisse unserer Tage in ausdenkbarer Zeit überwunden werden sollen, haben dem Plane eines Aufstiegs der Begabten, der zuvor ein nur bescheidenes Dasein in den Lieblingsträumereien weniger Sozialpädagogen hatte führen dürfen, recht plötzlich zur Aktualität und allgemeinen Anerkennung verholfen. Alle politischen Parteien sind sich heute im Prinzip ja darin einig, daß der Aufstieg der Begabten als eines der Mittel anzusehen und zu betreiben ist, die die unserm Gemeinschaftsleben

geschlagenen Wunden zu heilen berufen sein dürften; und in der vom Reichskanzler ausgegebenen Parole „Freie Bahn jedem Tüchtigen" hat dieses Programm auch die öffentliche Billigung unserer Reichsleitung erfahren. Es ist also wohl die Hoffnung berechtigt, daß das wichtige Werk, das hier und da auch bereits in Angriff genommen worden ist, mit einer Einträchtigkeit und Energie durchgeführt werden wird, die wir nicht immer bei sozialen Reformen haben erleben können.

Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb muß es gestattet sein, von Anfang an darauf aufmerksam zu machen, daß unser hochstrebendes Vorhaben in einem sehr wesentlichen Punkte durchaus der Ergänzung bedarf, wenn der über die Gegenwart hinaus von ihm erwartete Segen nicht gefährdet werden und vielleicht gar ins Gegenteil umschlagen soll!

Die Absicht ist, dem Gesetz der natürlichen Auslese, das als eines der wichtigsten Triebkräfte in der Aufwärtsentwicklung unserer Welt gelten darf, zu beschleunigter und umfassenderer Wirksamkeit zu verhelfen, indem ihm, wie das ja auch in manch anderer Beziehung geschieht, eine bewußte, künstliche Selektion zur Seite gestellt wird. Es liegt ja nun einmal im Wesen der Kultur, daß mit ihrem Fortschreiten, ihrer Entwickelung die Lebensbedingungen der Menschen von ihrer ursprünglichen Verwurzelung in den Urzuständen der Natur immer weiter sich entfernen und daß so auch die Gaben, die uns Mutter Natur mit auf den Lebensweg gibt, diesen längst nicht mehr so wie einst ausschlaggebend zu beeinflussen vermögen. Im Zeitalter des Kapitalismus läßt sich natürlich auch noch mit andern Pfunden wuchern als nur mit angeborener Tüchtigkeit; und wo Protektion und erkünstelte Klassenunterschiede den Boden düngen, können auch Minderbegabte günstige Aufwuchsbedingungen finden und aufstrebenden Talenten den Platz an der Sonne bestreiten. Aus der Einsicht in diese Kehrseite unserer gesellschaftlichen Entwicklung mußte sich gesunden Sinnen die Notwendigkeit aufdrängen, nach einem planmäßigen Ausgleich solcher Mängel zu suchen. Das war ja auch fast immer so, wenn in ähnlichen Phasen der Menschheitsgeschichte derartige Mißstände sich eindringlichst offenbarten; wo man sie jedoch in sozialer Verblendung unberücksichtigt ließ, da wurden sie mit Schicksalsnotwendigkeit zum Krebsschaden am Körper der Gemeinschaft.

Die künstliche Selektion ist mithin im Laufe der Zeit zu einer immer wichtigeren Ergänzung der natürlichen Auslese geworden und kann in unseren Tagen, in Anbetracht der besonderen Umstände, vollends auf Unentbehrlichkeit Anspruch machen. Nur darf man nicht zu glauben sich vermessen, daß es für Menschenkräfte ein einfaches und leichtes Beginnen sei, dem Walten der Natur, von der wir auch auf der stolzen Höhe unserer Kultur immer noch weit abhängiger sind, als unsere Einbildung sich zugestehen möchte, unsere Hilfe und, wo es nötig scheint, gar eine Korrektur zuteil werden zu lassen. Das Problem vom Aufstieg der Begabten vermag uns zu lehren, wie leicht man dabei im besten Bestreben Gefahr laufen kann, der Gesamtheit mehr dauernden Schaden als vorübergehenden Nutzen zu stiften.

Man vergegenwärtige sich, daß unter den Mitteln, mit denen die Natur ihre Auslese treibt, eine großartige Verschwendung aller Lebenskeime an der Spitze steht. Nur indem überall in der organischen Welt, wo noch der Wille der Natur ungehemmt und unverdeckt zur Entfaltung gelangt, die Tendenz wie die Fähigkeit zur Vermehrung mit urwüchsigem Ungestüm sich auswirken, wird ein Spielraum von genügender Weite für den Existenzkampf geschaffen. Erst diese Lebensfülle gestattete es, ohne Rücksicht dem Untergange zu weihen, was sich den Bedingungen des Daseins nicht gewappnet, nicht genügend „angepaßt" erweist; und indem die Tüchtigkeit, die dank ihren überlegenen geistigen oder körperlichen Anlagen das Feld behauptet, es nun auch vorwiegend wieder mit ihrer Gattung bevölkern darf, bildet diese „natürliche Zuchtwahl", wie sie Darwin genannt hat, wohl den kräftigsten Hebel fortzeugender universaler Aufwärtsentwicklung. In der Welt der Pflanzen wie in der der Tiere war und ist sie das richtunggebende Gesetz; und ebenso hat sie in der Geschichte der Menschheit zum Werden und Vergehen der Nationen wie innerhalb eines jeden Volkes zur gesunden sozialen Gliederung den Grundriß geliefert. Erst unserer zunehmenden Entfremdung von aller Natur war es vorbehalten, andersartigen Gesetzmäßigkeiten ähnliche Macht über unseren Schicksalsgang einzuräumen.

War also die ursprüngliche Grundlage auch der menschlichen Höherentwicklung eben jene verschwenderische Keimaussaat, aus deren Fülle, aller störenden Zufallslaunen ungeachtet, diejenigen Individuen im allgemeinen die besten Aussichten hatten, die Geschlechtsreife zu erleben und neuen Generationen ihren erprobten Samen zu geben, die den jeweiligen Daseins- und Fortpflanzungsbedingungen am besten angepaßt waren, so weist heute bekanntlich die Kulturmenschheit gerade umgekehrt eine ausgesprochene Beschränkung der naturgewollten Fruchtbarkeit auf und entzieht damit dem Walten der natürlichen Auslese von vornherein die nützliche Weite des Spielraumes. Und von ganz besonderer Bedeutung ist es dabei, daß Fähigkeit und Wille zur Vermehrung gerade in denjenigen Bevölkerungsschichten den radikalsten Rückgang offenbaren, die — mit Ausnahmen selbstverständlich — durch ihre überdurchschnittliche Tüchtigkeit die oberen Stufen der sozialen Gliederung zu erklimmen vermochten! Es muß bei der zunehmenden Schärfe des Daseinskampfes, der die brauchbarste Rüstung verlangt, von schnellem Verhängnis für die Selbstbehauptung eines Herrenvolkes werden, wenn die Summe hochwertiger Anlagen in ihm von Generation zu Generation sich auf immer geringeren Nachwuchs beschränkt und vor der Mittelmäßigkeit Schritt um Schritt zurückweicht. Wollte man sich demgegenüber aber etwa darauf beziehen (wie manche es tun), daß die vorläufig — leider! — noch überdurchschnittliche Kindersterblichkeit in den unteren Volksklassen hierfür gewissermaßen mit naturgesetzlichem Instinkt einen Ausgleich anzubieten scheint, so würde man sich dabei nachweislich auf einen Irrtum stützen, da diese höhere Mortalität jenes Minus denn doch

keineswegs aufwiegt. Eher schon könnte man, nach gewissen statistischen Anzeichen, jener pessimistischen Prognose Folgerichtigkeit zugestehen, die für später eine automatische Wiederherstellung des gestörten Zahlenverhältnisses zwischen überlegener und gewöhnlicher Begabung davon erwarten zu dürfen meint, daß die gewohnheitsmäßige Nachahmung der in den höheren Lebenskreisen gepflogenen Sitten oder Unsitten durch die mittleren und unteren Klassen auch jenem modernen Malthusianismus mit der Zeit bei ihnen immer mehr Eingang verschaffen wird. Doch was hieße, wollte man sich mit solcher Aussicht zufriedengeben, dies ebenfalls anderes, als den Teufel durch Beelzebub austreiben zu lassen?!

Handelt es sich nun aber überhaupt bei jener auffälligen generativen Verarmung der sozial-erfolgreichen Eltern um wirklich neumalthusianische Tendenzen um gewollte Beschränkung? Schon Spencer hat in Übereinstimmung mit manchen Naturwissenschaftlern und Soziologen die Ansicht vertreten, daß höhere Ausbildung und dauernde gesteigerte Tätigkeit des Gehirns anscheinend mit biologischer Triebkraft zu einer Herabsetzung der Zeugungsfähigkeit führe; und diese Autoren sehen in solcher Wechselwirkung der Funktionen eine Erklärung dafür, daß der Stamm geistig hervorragender Männer auffälligerweise schon in der dritten Generation zu erlöschen neigt. Lorenz weist z. B. in seinem „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie" darauf hin, daß von all den führenden Geistern, die um 1800 herum in Weimar versammelt waren, hundert Jahre später schon kein einziger männlicher Nachkomme mehr vorhanden gewesen ist. Aber so sehr diese Erscheinung gewiß zu denken geben muß, so berührt sie doch mehr das Problem des Genies als das der nur höheren Tüchtigkeit. Das Genie stellt unzweifelhaft einen durchaus abnormen Menschentypus dar; und es kann uns nicht so sehr verwundern, daß in seiner Erzeugung die Quellkraft der Natur sich leichter erschöpft; eine breitere Aussaat der sogenannten Talente hingegen bleibt durchaus im Rahmen der normalen Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn aber trotzdem unverkennbar auch diese Schicht der Tüchtigen, der Besitzer kostbarster innerer Erbwerte, soweit sie zugleich die in Kunst und Wissenschaft, im Beamtentum oder in Handel und Industrie sozial Erfolgreichen sind, eine erheblich unter dem Durchschnitt der Gesamtheit liegende und immer weiter absinkende Fruchtbarkeit bekundet, dann liegt es angesichts verwandter und zur Genüge erforschter Erscheinungen doch nahe, hier weniger in einem Willen der Natur als vielmehr in eigenmächtigen Tendenzen der Menschen die treibenden Kräfte zu suchen.

Ohne daß wir den nachteiligen Einfluß dauernder angestrengtester Gehirntätigkeit auf die physische Funktionstüchtigkeit und so auch auf unser Zeugungsvermögen völlig übersehen könnten und ohne daß wir uns andrerseits hier etwa in einseitige und unfruchtbare moralische Betrachtungen über den Neumalthusianismus verlieren möchten, dürfen wir seine ausschlaggebende Bedeutung für die Gestaltung dieser Verhältnisse, die z. B. auch durch neuere soziologische

Untersuchungen des holländischen Gelehrten Steinmetz scharf beleuchtet wird, keineswegs mehr bezweifeln. Die Tatsache, daß die rückläufigen Erscheinungen in der Bevölkerungsbewegung unserer Zeit — die Zunahme der Ehelosigkeit wie die der Ehescheidungen, die für die Fruchtbarkeit der Gatten so nachteilige erhebliche Heraufsetzung des Heiratsalters; das künstliche Ein- und Zwei-Kindersystem sowie die mancherlei sonstigen Grundlagen für den Absturz der Geburtenhäufigkeit — in vorherrschendem Maße bei den sogenannten oberen Gesellschaftskreisen Boden gefunden haben, sollte hier ja auch nur in einem besonderen Zusammenhange von neuem nachdrücklichst betont werden. Sie ist im übrigen aber schon längst zur Genüge bekannt, als daß man sie immer wieder durch die vorhandenen statistischen Belege erst noch erhärten müßte. Gerade die zunehmende Kenntnis dieser, mit der modernen ökonomischen Entwicklung wie mit dem geistigen Rationalismus unserer Zeit ja so fest verknoteten Zusammenhänge; gerade die wachsende Einsicht in die Gefahr, die es für die Zukunft eines Volkes bedeuten muß, daß bei solcher ungleichmäßigen Fortpflanzung seiner verschiedenen Typen die Erben der Tüchtigkeit einen immer geringeren Einfluß auf die Geschicke der Gesamtheit werden ausüben können, haben ja schließlich das öffentliche Gewissen doch aufzurütteln verstanden. Und gerade auf diesem Grunde war ja schon vor dem blutigen Mene-Tekel unserer Tage jener Plan entstanden, der gewissermaßen durch soziale Adoption begabter Kinder aus unteren Volksschichten die Ebbe verdecken möchte, die die führenden Gesellschaftskreise durch ihre Sterilität verursacht haben.

Und nun bedenke man den Raubbau, der getrieben werden soll, indem man mit scharfem Auge jetzt die bisher übersehenen wertvollen Keime vom Mutterboden auflesen will, um sie Lebensbedingungen zuzuführen, die erfahrungsgemäß nur auf Kosten der Vermehrungsfähigkeit eine prächtigere Blüte begünstigen. Auch auf diesem Gebiete möchte man also (um einen heute naheliegenden Vergleich zu benutzen!) sich mit einem systematischeren Erfassen der vorhandenen Werte, gewissermaßen mit einer „Bestandsaufnahme" und mit einer „Rationierung" der überdurchschnittlichen Tüchtigkeit für die Bedürfnisse der Gegenwart begnügen, ohne zugleich mit weiterschauendem Blick in gleichem Maße für die so notwendige Steigerung der Produktion Sorge zu tragen. Kein Zweifel natürlich, daß die Forderungen des Tages jene Maßnahmen erheischen. Aber ebenso wenig kann übersehen werden, daß der Aufstieg der Begabten in einem ebenso planmäßig und großzügig geförderten Nachwuchs der Begabten seine Ergänzung finden muß, wenn für die Zukunft einer nicht wieder gut zu machenden Erschöpfung unserer Gemeinschaft in ihren wertvollsten Charakteranlagen vorgebeugt werden soll.

Es versteht sich, daß am allerwenigsten auf diesem Gebiete von einem „Zwang zur Produktion" die Rede sein kann. Überhaupt soll hier nicht der Ort sein, die mancherlei bevölkerungspolitischen Maßnahmen zu erörtern, die vorgeschlagen sind und mehr oder weniger Aussicht darauf bieten, die wünschens-

werte Ehe- und Zeugungsfreudigkeit wieder erwecken zu können. Nur auf die Herausarbeitung des eigentlichen Problems kam es hier an. „Eine wirkliche und gründliche Veredelung des Menschengeschlechtes möchte nicht sowohl . . . durch Lehre und Bildung, als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein", hat ja schon Schopenhauer betont. („Die Welt als Wille und Vorstellung". Bd. II.)

Zur baltischen Frage

(Ein Sammelbericht)

Von Dr. Max Hildebert Boehm

Das Deutschtum der baltischen Provinzen Rußlands war in Deutschland, wie der Krieg es vorfand, nahezu vergessen. Gründe von mancherlei Art sind es, die diese in völkischem Betracht so bedauerliche Tatsache erklären. Es ist heute nicht der Zeitpunkt, Anklagen zu erheben. Auch der gutbaltische Sonderfinn wäre da nicht freizusprechen. Auf reichsdeutscher Seite war dafür der deutsche Erbfehler nationaler Würdelosigkeit auch hier im Spiel. Und doch läßt sich die Haltung des Deutschen Reiches zur baltischen Frage recht wohl verstehen. Eingeschränkt auf die oft so kleinlichen Fragen der innerpolitischen Parteiung, das weltpolitische Interesse durch überseeische Gründungen gefesselt: so brachte der moderne Deutsche keinen wirklichen Anteil für die harten Kämpfe auf, die das eigene Volkstum außerhalb der Reichsgrenze zu seiner Selbstbehauptung durchzufechten hatte. Aber was so in erster Linie aus einem Negativen, aus lauer Gleichgültigkeit gegenüber den Lebensaufgaben des eigenen Volkstumes zu erwachen scheint, das ist doch andererseits mit den positiven Leistungen der ersten Reichsjahrzehnte eng verknüpft. Nichts entkräftet wirksamer die Formel unserer Feinde, Deutschland habe versteckte europäische Expansionspolitik getrieben, als gerade unsere Haltung zum baltischen Deutschtum. Mit vollem Bewußtsein faßte die russische Regierung seit den Zeiten Alexanders des Dritten ihre Russifizierungspolitik in den baltischen Provinzen als eine Antwort auf die deutsche Reichsgründung auf. Denn was dem Russentum von staatlicher Gesundheit unabtrennbar ist: der schrankenlose Ausdehnungstrieb, das traute es unbedenklich auch diesem jungen politischen Gebilde zu. Zugleich konnte Rußland nicht umhin, ein wohlbegründetes geschichtliches Recht Deutschlands

auf seine älteste festländische Kolonie an der Ostsee anzuerkennen. So suchte es dieses Recht, so wenig es historisch anfechtbar ist, wenigstens politisch und kulturell durch die Tat zu entkräften, indem es die deutschen Überlieferungen des Landes niedertrampelte, die verbrieften Eide der eigenen Fürsten brach und dem baltischen Lande die russische „Kultur" aufzuzwingen unternahm.

All das bedeutete aber — ob nun eine Unter- oder Überschätzung — jedenfalls eine falsche Einschätzung der bewußten reichsdeutschen Machtbestrebungen. Denn im allgemeinen deutschen Bewußtsein fehlte es an jeder Voraussetzung für eine derartige Irredentistenpolitik. In der Bismarckschen Epoche ist freilich die Unterdrückung des baltischen Deutschtums noch in gewissen, besonders akademischen Kreisen als völkische Schmach empfunden worden. Und es war die staatsmännische Besonnenheit des eisernen Kanzlers, die diesen Gefühlen die Einwirkung auf die Außenpolitik des Reiches versagte: unmöglich konnte er dem jungen Reich einen Machtkonflikt mit dem mächtigen Nachbarn im Osten um dieses Gegenstandes willen zumuten. Seither aber ist nicht nur dieses Gefühl so gut wie ganz erloschen, sondern es ist in den breiten Schichten der deutschen Intelligenz kaum noch das Wissen von dem nationalen Existenzkampf der Balten anzutreffen. So sehr einige nationale Zeitungen und Zeitschriften diesem Zustande zu steuern suchten: das Deutschbaltentum geriet allmählich in völlige Vergessenheit.

Der Krieg, den die Weltkoalition unserer Feinde uns aufgedrungen hat, hat eine völlig neue Lage geschaffen. Pazifistisch-politische Gegengründe gegen eine Erwärmung des deutschen Gefühls für das baltische Schicksal sind in sich zusammengesunken. Es handelt sich nicht mehr darum, einen Konflikt mit dem russischen Nachbar zu verhüten, sondern vielmehr aus dem Sieg über ihn diejenigen Folgerungen zu ziehen, die das deutsche und zugleich das mitteleuropäische Interesse erfordert. Große weltpolitische Probleme, die dem alten Deutschen Reich entsanken, als seine Politik im fünfzehnten Jahrhundert in habsburgische Hauspolitik hinüberglitt, sind durch die große Drehung der europäischen Geschicke dem jungen Reiche aufs neue gestellt. Und wenn der mitteleuropäische Gedanke — freilich nur mit den notwendigen Einschränkungen — als eine Wiederanknüpfung alter Reichstraditionen verstanden werden kann, so bewährt sich das nicht zum mindesten in der neuen Bedeutung, die die baltische Frage für uns gewonnen hat. Die nationale Lage im baltischen Land steht in völlig neuer Beleuchtung vor dem deutschen Blick, seit das europäische Gleichgewicht erschüttert, alle bisherige Machtbalance in Frage gestellt ist.

Als ich vor bald zwei Jahren den Lesern der „Grenzboten" meine (nachher auch gesondert erschienene) „Krisis des deutschbaltischen Menschen" vorlegte, waren die Dinge bereits soweit ins Rollen gekommen, daß die bisherige Gleichgültigkeit gegenüber der baltischen Frage einem naiv-erstaunten Interesse an den „Deutschrussen", wie der geschmackvolle Ausdruck lautete, gewichen war. Sie sind gewissermaßen aufs neue „entdeckt" worden, und es begann meist von

altbaltischer Seite, vielfach aber auch in reichsdeutschen Kreisen, eine tatkräftige Werbearbeit, die in Wort, Schrift und Bild unermüdlich die Grundtatsachen der baltischen Kultur und ihrer Geschichte unserem Volke einzuprägen suchte. Aus dem Zweck, an dem diese Veröffentlichungen sich ausrichten, ergibt sich auch die Einstellung für ihre sachgebotene Einteilung und Beurteilung. Eine erste Gruppe kommt in der Absicht überein, auf dem Wege des Berichts, der erzählenden Beschreibung und Erklärung ein mehr oder minder breites Publikum in die baltischen Zustände einzuführen. Eine Hauptrolle spielt dabei die Geschichte des baltischen Landes, die nicht nur in der traditionsgesättigten Gegenwart noch voll lebendig ist und deshalb den wahren Schlüssel für ihr Verständnis bedeutet, sondern die auch am handgreiflichsten den Zusammenhang des baltischen und des gemeindeutschen Geschicks vor Augen stellt. Neben diesen Längsaufriß der baltischen Entwicklung tritt der Querschnitt durch ihren gegenwärtigen Zustand. Hier werden besonders volkswirtschaftlich-statistische Angaben bedeutsam, die den agrarischen und den merkantilen Wert des Landes am klarsten erweisen.

In all diesen Fällen handelt es sich natürlich nicht darum, der streng wissenschaftlichen Forschung neuen Stoff zu liefern. Für einzelwissenschaftlichen Fortschritt auf dem Gebiet der baltischen Landeskunde ist der Zeitpunkt nicht günstig, wo die Frontlinie das Baltenland mitten durchschneidet und uns den einen Teil überhaupt unerreichbar macht, den Eintritt in den andern zum mindesten recht erschwert. Mit diesen Voraussetzungen zugleich fehlen Ruhe und Muße, um sich in rein forscherischer Absicht in die baltische Frage zu vertiefen. Vielmehr bedeuten all diese Arbeiten im wesentlichen eine neue Darstellung, Zusammenfassung und Ausbeutung bereits vorhandenen Wissensstoffes und sind als solche einzuschätzen, nicht aber auf ihre wissenschaftliche Originalität und ihren Leistungswert für die Forschung zu prüfen.

Im Rahmen dieser ersten Gruppe baltischer Landeskunden, wie sie uns der Krieg in großer Zahl geschenkt hat, verdient an erster Stelle des Freiherrn A. v. Engelhardt Buch über „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. Ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung". (Georg Müller, Verlag, München 1916) genannt zu werden. Denn es gelingt ihm am besten, die Geschichte und den gegenwärtigen Stand des baltischen Problems in einigermaßen erschöpfender Darstellung aufzurollen. Die einzelnen Kapitel, die die meisten Einzelfragen in leichtverständlicher und dabei allgemein fesselnder Weise abhandeln, sind lose aufgereiht. Auch exakte Angaben statistischen Charakters sind derart in die Darstellung hineingenommen, daß ihnen das den Leser abstoßende Gepräge nüchterner Trockenheit fehlt. So erfüllt das Werkchen wohl am glücklichsten die Aufgabe, dem gebildeten Leser eine anschauliche Vorstellung von der Lage des baltischen Deutschtums, von seiner Vergangenheit und seinen Hoffnungen zu geben.

In gedrängterer Fassung, die naturgemäß einen Verzicht auf ein Stück erzählerischer Frische bedingt, ist ein verwandtes Ziel verfolgt bei Dr. Valerian

Tornius, „Die baltischen Provinzen“ (B. G. Teubner 1915 in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ Nr. 542). Wertvolles statistisches Einzelmaterial tritt hier mehr in den Vordergrund, die Geschichte hat einen wesentlichen Platz, daneben aber ist es vor allem das Bestreben des Verfassers, den gegenwärtigen Zustand von Verfassung und Verwaltung, Wirtschaftsleben und geistiger Kultur dem Leser vor Augen zu stellen, wobei ihm auch einige Abbildungen und Kartenskizzen zu Hilfe kommen. Auch hier sind sachliche Gründlichkeit und Lebendigkeit der Darstellung trotz der naturnotwendigen Schwierigkeiten ein glückliches Bündnis eingegangen.

Wesentlich anders gerichtet ist die Aufgabe, die sich Otto Keßler in seinem wertvollen Buch stellt: „Die Baltenländer und Litauen, Beiträge zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft unter Berücksichtigung der deutschen Verwaltung“. (Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin 1916.) In unserem Zusammenhang interessiert diese Arbeit uns nur, soweit darin die baltische Frage abgehandelt wird. Sie nimmt den Hauptteil der Schrift ein. Dabei tritt das Historische gänzlich zurück, und der Schwerpunkt liegt durchaus auf einer Aufhellung der gegenwärtigen Lage des Landes, wobei wiederum das Wirtschaftliche und Politische trotz des weiter gefaßten Untertitels wesentlich im Vordergrunde steht. Der Verfasser ist nicht Balte und spricht infolgedessen nicht aus einer intimen Kenntnis der Dinge. Er hat sich aber durch umfassendes Studium gründlich in den Stoff eingearbeitet und tritt mit seiner Subjektivität überhaupt hinter dem Material zurück, das er übersichtlich zusammenfassen will. Gerade als solche Stoffsammlung ist die Arbeit sehr begrüßenswert, zumal sie auch das schwer zugängliche Material aus der gegenwärtigen Kriegszeit in weitem Umfange zu Rate zieht. Auch eine Zusammenstellung der Verordnungen der deutschen Verwaltung in Kurland und Litauen wird in weiteren Kreisen auf Interesse stoßen. Wir hoffen, daß das Buch gewissermaßen den Anfang einer neuen Art von Baltenliteratur bilden dürfte, wo uns nicht sowohl populäre Aufklärung, als nüchternes gründliches Material für positive Weiterarbeit im neuen Ostland geboten wird.

„Ein verlassener Bundesstamm“ von Stadtschulrat Wagner in Altona (Ostlandverlag, Charlottenburg 1915) ist eine warmherzige kleine Flugschrift, die durch die populäre Darstellung besonders für breitere Kreise als Aufklärungsschrift recht geeignet ist. Im selben Verlag ist auch eine andere Flugschrift aus baltischer Feder J. G. erschienen unter dem Titel „Wir ohne Vaterland. Beiträge zum Verständnis der baltischen Art“. Über das Verhältnis der Balten zur russischen Revolution und zur gegenwärtigen Lage bietet auch diese kleine Schrift wertvollen Aufschluß.*)

*) Es sei dem Berichterstatter erlaubt, hier noch eine kleine Schrift aus eigener Feder zu erwähnen. Sie ist in der Sammlung Schützengrabenbücher im Verlag Karl Siegismund, Berlin 1917, unter dem Titel „Die deutschen Balten in Liv-, Est- und Kurland“ erschienen und wendet sich in leichtfaßlicher Darstellung an die breiteste Allgemeinheit des deutschen Volkes.

Eine speziellere Frage behandelt eine anonym erschienene Schrift eines Balten „Die deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen", die nicht nur durch den Ort ihres Erscheinens (Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden" Nr. 32, S. Hirzel, Leipzig 1916), sondern auch durch ein Vorwort des kürzlich verstorbenen baltischen Psychologen Oswald Külpe in München vor dem Mißtrauen geschützt ist, das man anonymen Veröffentlichungen unwillkürlich entgegenbringt. Gerade das Verhältnis der deutschen Oberschicht des Landes zu der zahlenmäßig so weit überlegenen eingeborenen Bevölkerung ist in Deutschland wenig bekannt und in seinen letzten Motiven schwer verständlich. So steht hier auch die Darstellung vor einer schwierigen Aufgabe. Sie hat mit gewissen festen Vorurteilen zu rechnen, die dem liberalisierten Mittel- und Westeuropäer das Verständnis für die Selbstbehauptungs-Notwendigkeiten einer dünnen deutschen Oberschicht so sehr erschweren. So bekommt die Darstellung leicht einen apologetischen Charakter, dem immer der mißliche Beigeschmack des Qui s'excuse, s'accuse anhaftet. Die baltische Geschichte bietet aber seit der Bauernbefreiung auf freie Initiative des baltischen Adels Beispiele genug, die der Anklage entgegentreten, das baltische Deutschtum hätte durch brutale Unterdrückung der Unterschicht dem deutschen Namen wenig Ehre gemacht. Die Schrift sammelt weitere Belege, die in gleicher Richtung Zeugnis ablegen, und dürfte wesentlich dazu beitragen, weit verbreitete Vorurteile aus der Welt zu schaffen und die eigentlichen schwerwiegenden Fragen des baltischen Nationalitätenproblems klarzustellen.

Dieser ersten hier zusammengefaßten Gruppe von Aufklärungsschriften, die von außen her an das Baltentum herantreten, steht eine zweite gegenüber, die als Selbstdarstellungen der baltischen Kultur aufgefaßt werden können. Hier wird nicht sowohl über das Baltentum gesprochen, als seine Eigenart durch Proben seiner Kultur veranschaulicht. Dabei bringt es selbstverständlich die Eigenart der verschiedenen Kulturgebiete mit sich, daß das Literarische gewissermaßen quellenmäßig im Original geboten werden kann, während die bildenden Künste sich durch Abbildungen vertreten lassen müssen. Trotz dieser sachbedingten Unterschiede ist in all diesen Veröffentlichungen baltische Kultur selber dem Blick und dem Urteil vorgelegt.

Ein Gesamtbild des schöpferischen Baltentums sucht auf diesem Wege Paul Rohrbach in seinem „Baltenbuch" (Gelber Verlag, Dachau 1916) vor uns aufzurollen. Das Buch bietet eine in ihrer Art einzige Zusammenstellung geschickt ausgewählter Proben nicht nur aus der Dichtkunst, sondern auch aus der gelehrten und essayistischen Literatur der Balten mit einem reichen Bildermaterial, das Kultur, Landschaft und Volkstum gleichmäßig berücksichtigt. Besonders reizvoll ist, daß im literarischen Teil eine Reihe Essays über bedeutende Balten aus baltischer Feder vertreten sind, so daß sich hier baltische Art gewissermaßen in baltischer Betrachtung widerspiegelt. Zugleich äußert sich darin der Zug zum Historischen, zum Heimatkundlichen, der der gewachsenen Kultur

des Landes überhaupt eignet, und es wird die enge Bindung offenbar, die die Geister des Baltentums an die Scholle des Landes knüpft. Dies Land aber wiederum, die Menschen, die darin wohnen, die kulturelle Stätte, die diese sich in jahrhundertelanger Arbeit geschaffen haben: von alledem gibt der Bilderteil des Buches eine so vielseitige Vorstellung, daß dies ganze Werk wirklich in hervorragendem Maße geeignet ist, ein in sich rundes Bild des Baltentums in dieser seiner Selbstdarstellung zu vermitteln.

Was Rohrbach in einen Band zusammenzudrängen sucht, das ist in breiterer Anlage das Ziel der Sammlung „Ostsee und Ostland", in der als erste Serie in sechs Einzelbänden die Abteilung „Die baltischen Provinzen" herauskommt. (Verlag Felix Lehmann, G. m. b. H., Charlottenburg 1916ff.) Als Gesamtherausgeber zeichnet Dr. Otto Grautoff, bei der Redaktion der Einzelbände sind eine Reihe bekannter Balten tätig. Von den fünf bisher erschienenen Bänden bringen der erste und der dritte ein wesentlich erweitertes Bildermaterial. Dabei betont der erstere, der unter dem Titel „Stadt und Land" von Dr. Hermann von Rosen und Frh. W. v. Engelhardt herausgegeben wurde, einerseits den landschaftlichen Charakter des Baltikums, andererseits sucht er auch in den Städten mehr den landschaftlichen Gesamteindruck als die architektonische Einzelheit darzubieten. Auch die liebevolle Einleitung des Bandes betont, daß er vorzugsweise die gewachsene Natur des Landes veranschaulichen will, auch in der bodenständigen Kultur, die ihr entsprossen ist. Übrigens bringt diese Einleitung eine gründliche und vielseitige Darstellung der natürlichen Beschaffenheit des baltischen Ostlandes.

Auf die Kultur des Landes fällt der Hauptnachdruck im dritten, von Otto Grautoff herausgegebenen Bande, der sich „Bauten und Bilder" nennt. Noch nie ist wohl ein derartig umfassendes Bildermaterial aus dem Gesamtgebiet der baltischen Kultur herausgegeben worden, der — wie der vorliegende — den Einzelgebieten der Kirchen- und Profanarchitektur, Plastik, Malerei und Kleinkunst gleichmäßig gerecht wird. Besonders dankbar zu begrüßen ist, daß die Abbildungen von Bauten zahlreiche Einzelansichten bringen, und daß namentlich auch die bescheideneren Denkmäler, etwa ländliche Kirchen und Bürgerhäuser aus den kleinen Landstädten ausgiebig mitberücksichtigt sind. Was sich schon dem Betrachter aufdrängt: der enge Zusammenhang dieser Kunst mit der gesamtdeutschen Kunstentwicklung, das wird in einer lehrreichen Einleitung des Herausgebers kunstgeschichtlich vertieft und begründet. So verdient dieser Band neben dem Interesse der Liebhaber und Kenner auch noch den der wissenschaftlichen Kunsthistoriker, denen schwer zugängliches Material in glücklicher Zusammenstellung zugeführt wird.

Was die genannten Bilderwerke für das ganze Baltikum leisten, unternimmt das bei Piper in München 1916 erschienene Buch „Das schöne Kurland" von Carl Meißner unter Beschränkung auf die südlichste der Ostseeprovinzen. Auch hier wird ein vielseitiges gutgewähltes Bildermaterial von einer liebevollen, auf die kurländische Sondergeschichte gestützten Darstellung begleitet.

Neben die zwei Bände der vorerwähnten Sammlung „Ostsee und Ostland", die der bildenden Kunst der Ostseeprovinzen gewidmet sind, treten zwei weitere die einen Eindruck der baltischen Dichtkunst vermitteln. Der zweite Band „Novellen und Dramen", herausgegeben von Hellmuth Krüger, sammelt eine Reihe von Prosadichtungen, die durch zwei Dramoletts eingerahmt sind. Die Tonleiter der Stimmungen, die der Leser dabei durchläuft, wird in der liebenswürdig preziösen Einleitung bereits leicht angeschlagen, zugleich durch einen Appell vom schlecht unterrichteten Leser ad melius informandum die schiefe fable convenue vom „Deutschrussentum" zurechtgerückt. Eduard Graf Keyserlings Ruf brauchte nicht erst durch diese Proben seiner reifen Kunst begründet zu werden. Pantenius' brave Hausmannskost hat wohl den Höhepunkt ihrer Wertung außerhalb des Baltikums jedenfalls bereits überschritten, wird aber immer noch dankbare Leser finden. Zu den wertvollsten, obschon nicht gerade für das Baltentum charakteristischsten Stücken der Sammlung gehört die Novelle „Julia" des frühverstorbenen Erich v. Mendelssohn. Als Milieu- und Schicksalsschilderung aus dem alten Kurland spricht Eva v. Radeckis „Krippenreiter" besonders unmittelbar an. Die Beiträge von Gustav Specht und Herbert von Hoerner verdienen als kleine Kabinettstücke einer erlesenen anmutig zieren Prosa Erwähnung. Pandaemonium Germanicum, ein kraftgenialisches Dramolett von Goethes Jugendfreunde Lenz, fällt als einziges älteres Stück etwas aus dem Rahmen des Ganzen heraus.

Durchaus auf die Gegenwart und innerhalb ihrer auf die Jüngsten beschränkt sich der vierte Band „Die jungen Balten", der nur Lyrik bringt. Die Einleitung des Herausgebers Bruno Goetz, die oft recht ins Gekünstelte und Prätentiöse ausschlägt, befriedigt nicht durchaus. Auch an der Auswahl wäre hier mehr auszusetzen als bei den früheren Bänden. Die jungen Dichter, deren bunte Schar sich hier zusammengefunden hat, sind nur zum Teil wie der allzu jung verstorbene Kurt Bertels oder Otto Graf Taube der Öffentlichkeit bereits durch selbständige Publikationen bekannt. Neben manchem Ansprechenden und reichlichem modern-lyrischem Mittelgut findet sich in dieser Sammlung doch auch viel Verzerrtes. Eine entschiedene Gegnerschaft gegen den bürgerlich-literarischen Hausgeschmack, der innerhalb der konservativen baltischen Kultur noch eine stärkere Macht bedeutet als in den großstädtischen Literaturkreisen Deutschlands, verbindet diese zum großen Teil noch recht unausgereiften Talente, von deren vielfach verheißungsvollem Können sich nach den wenigen Proben schwer ein abgerundetes Bild geben läßt. Bemerkenswert ist, daß die erwähnte Gegnerschaft in weitem Maße einen Gegensatz gegen das heimische Milieu bedingt. Es verwundert deshalb nicht, daß eine große Zahl dieser jungen Balten in reichsdeutschen Großstädten ansässig geworden ist und damit auch äußerlich der kulturellen Heimatluft stark entwächst. Als Wurzelboden freilich schimmert auch hier die späte Reife der aristokratischen Kultur des Baltikums allenthalben hindurch.

Gerade deren volkstümliche Grundlagen nun bringt der fünfte Band „Märchen und Sagen", den Dr. August Löwis of Menar soeben herausgibt. Hier wird es deutlich, welch enge Beziehungen bei aller sozialen Trennung die aristokratische deutsche Oberschicht mit den eingeborenen Letten und Esten verbinden. Aus deren Sprache ist ein großer Teil dieser reizvollen Proben volkstümlicher Überlieferung übertragen, aber auch in den aus deutscher Tradition stammenden Stücken ist die innige Verwachsenheit des Siedlertums mit Landschaft und Urbewohnern vor allem in jenen Sagen bemerkbar, die sich an bestimmte Örtlichkeiten knüpfen. Die Vignetten des in München lebenden baltischen Künstlers Rolf v. Hoerschelmann sind dem Buche ein anmutiger Schmuck.

Eine dritte Gruppe von Schriften, die hier bloß durch eine Arbeit vertreten ist, ist nicht sowohl auf Vergangenheit und Gegenwart als vielmehr auf die Zukunft des baltischen Landes gerichtet. Es ist begreiflich, daß hier die Ausbeute viel spärlicher ausfällt. Denn bis vor kurzem verbot die Zensur es so gut wie ganz, solche mit den Kriegszielen sich eng berührende Fragen überhaupt in der Öffentlichkeit zu erörtern. Auch die Flugschrift „Das neue Ostland" des kurischen Gutsbesitzers und derzeitigen deutschen Kreishauptmannes Silvio Brödrich-Kurmahlen ist zunächst als private Denkschrift herausgegeben worden, ehe sie im Ostlandverlag sich 1916 an die Öffentlichkeit wandte und dort rasch eine erfreuliche Auflagenhöhe erreichte. Silvio und sein Bruder Robert Brödrich sind es, an deren Namen sich ein ungemein großzügiger Plan der letzten Jahre knüpft. In der richtigen Erkenntnis, daß das Deutschbaltentum ohne Mittel- und Unterschicht im Lande auf die Dauer zur Verkümmerung verurteilt sei, suchten diese und einige andere weitblickende Gutsbesitzer einen deutschen Bauernstand ins Land zu ziehen, indem sie deutsche Kolonisten aus dem inneren Rußland in Kurland ansiedelten. Zugleich bedeutete dies eine Gegenmaßnahme gegen die im Zusammenhang der russischen Agrarreform geplante Ansiedlung großrussischer Bauern in den baltischen Provinzen, durch die die Russifizierung aufs neue einen gewaltigen Schritt vorwärts geführt werden sollte. Aus seiner eigenen Ansiedlerpraxis heraus entwirft Brödrich hier den Plan einer Besiedelung des eroberten Ostlandes durch deutsche Bauern, namentlich auch durch Krieger. Es ist überaus dankenswert, daß hier von so kundiger Seite auf die gewaltige Gefahr hingezeigt wird, die Europa durch diese Annäherung der slawischen Welle droht. Zugleich sind wenige wie er in der Lage, die künftige Bedeutung von Litauen und den baltischen Provinzen für deutsche Siedlungen abzuschätzen und auch nach der wirtschaftlichen Seite zu veranschaulichen. Deswegen sei der ganz billigen, aber ungemein gehaltvollen und wichtigen Schrift eine recht weite Verbreitung gewünscht.

Mit ihr sei dieser Bericht geschlossen, der nicht alle, immerhin aber die meisten bedeutenderen Veröffentlichungen des letzten Jahres zur baltischen Frage aufführt. Die Kritik darf sich dabei einigermaßen bescheiden. Zumeist sind es Kinder des Landes selber, die sich aus persönlichem Vertrautsein mit den

Zuständen des Landes äußern, und wo ein Reichsdeutscher, der durch Besuche oder sonstige Beziehungen zu einem Freunde des Landes geworden ist, heute im Wort für das bedrohte Baltenland eintritt, da wird man ihm nicht peinlich nachrechnen, wenn im einzelnen die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge dem guten Willen zu ihrem Verständnis nicht ganz nachkam. Ein solches ist auch in den allermeisten dieser reichsdeutschen Aufklärungsschriften spürbar, nur das häßliche Dukmeyersche Pamphlet macht eine betrübliche Ausnahme. Daß vollends all diese Baltenliteratur sich oft wiederholt, liegt in der Natur der Aufgabe und darf ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden. Bei der nationalen Schwerhörigkeit, über die der Deutsche leider zumal dem Auslanddeutschtum gegenüber verfügt, ist betrüblicherweise erforderlich, nicht nur recht laut zu reden, sondern dasselbe drei- und viermal zu sagen. Davon wissen die Balten ein Lied zu singen, die vor dem Krieg und noch während desselben in Deutschland für ihre alte Heimat eingetreten sind. Aber es ist ihnen um ihre Mühe nicht leid, wenn Anteilnahme und Verständnis wenigstens noch in zwölfter Stunde im deutschen Volk erweckt werden.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse.
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6513.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Das Wahlrecht im Lichte der Philoſophie

Von Profeſſor Dr. Otto von der Pfordten

Die folgende Studie war vollendet, ehe der Verfaſſer von dem Erlaß des Kaiſers an den Reichskanzler vom 8. April irgendetwas gehört hatte.

Aktive Politiker pflegen zu behaupten, ſie handelten fern von aller grauen Theorie lediglich nach den Erforderniſſen der Stunde, und nun gar Wahlrechtsfragen vertrügen keine philoſophiſche Behandlung. Nun gibt es niemals vernünftige Praxis ohne zugrunde liegende Theorie; nur ein Handeln aufs Geratewohl ohne Überlegung wäre rein praktiſch, denn das Leben antwortet überhaupt nur, wenn man es auf Grund von Gedanken nach ſeinem Sinn befragt. Die Praxis, genauer der Erfolg, iſt der große Schulmeiſter, durch den das Leben die Fehler der Theorie mit roter Tinte anſtreicht und verbeſſert; aber ein voller „Utilitarismus“ iſt unmöglich, höchſtens ein teilweiſer. Eine politiſche Partei ruht gewiß nicht allein auf ihrem gedruckten Programm; zahlreiche Ideen, Schlagworte, Phraſen, endlich die Macht perſönlichen Einfluſſes halten ſie zuſammen, und ſicher gehören ſehr viele dazu, die ſich über das Programm nicht klar, noch mit den Führern einig ſind. Dennoch iſt es Theorie und nichts anderes, was eine Partei als ſolche beſtimmt und von anderen unterſcheidet, da man doch weder in ſie hinein geboren wird, noch ſie ſich lediglich durch Praxis im politiſchen Kampf erhalten kann.

Tatſächlich kann man gerade umgekehrt bemerken, daß eifrige Parteipolitiker die größten Dogmatiker und ſchroffe Doktrinäre ſind; nur häufig unbewußt. Sie nennen einfach „Praxis“, was von ihren Überzeugungen, Anſichten oder Tagesmeinungen geleitet wird, und der Streit beſtärkt ſie nur darin. Es hat niemals z. B. ein Wahlrecht gegeben, das nicht vorher lediglich Gedanke oder Theorie war — ehe irgendjemand danach wählen konnte: ſchließlich iſt die ganze Idee, durch Wählen ſtatt durch Ernennung Menſchen zu Einfluß und

Macht zu bringen — Theorie. Nicht darin liegen die Gegensätze, sondern ob Theorien mit hinreichender Benutzung früherer Erfahrungen gebildet wurden, oder etwa wie beim reinen Idealismus und Rationalismus lediglich aus Prinzipien a priori, allgemeinsten Vorurteilen oder Glaubenssätzen ohne alle Empirie abgeleitet worden sind. Da nun heute alle sogenannte Realpolitiker sein wollen und die Gefahr völliger weltabgewandter Konstruktion nicht groß ist, so besteht darüber wohl Einigkeit, daß auch eine philosophische Wahlrechtstheorie nicht etwa alles aus dem „Begriffe" der Wahl oder einer Definition eines abstrakten Wahlrechts herauswickeln kann, sondern die psychologischen Verhältnisse der Menschennatur wie die bisher mit verschiedenen Systemen gemachten Erfahrungen mitsprechen lassen muß. Umsoweniger aber brauchten dann die Männer der Praxis gegen eine solche Erörterung die Ohren zu verschließen, da diese Theorie ja nicht grau und weltfremd ist, sondern im festen Boden der Tatsachen, des Volkes und des Lebens wurzelt.

Nun herrscht freilich bei den Wahlrechtsfragen noch eine ganz besondere Art von „Praxis": die Parteien beurteilen es und nehmen Stellung dazu, je nachdem es ihnen die Existenz garantiert, die Macht verheißt oder nicht. Deshalb wollen die Konservativen in Preußen gern das alte Dreiklassensystem beibehalten, deshalb in Bayern das Zentrum das gleiche Wahlrecht u. s. f. Geradezu erheiternd wirkte es, als kürzlich im Reichstag ein Vertreter der sozialdemokratischen Minderheit für diesen das Verhältniswahlsystem verlangte, also ganz naiv eine Änderung des bisher geradezu sakrosankten Reichstagswahlrechts, an dem zu rütteln immer als bezeichnend für den schlimmsten Geisteszustand eines Reaktionärs galt. Natürlich, weil diese äußerste Linke fürchtet, erdrückt zu werden, wenn erst die feldgrauen Arbeiter wieder mitwählen, die draußen einen politischen Kursus durchgemacht haben, wie ihn kein Parteigezänk in Jahrzehnten bieten kann. Also wenn es der eigenen Partei dienlich scheint, wird alles umgestoßen, und gegen solche Beurteilungsweise ist natürlich jede Theorie machtlos. Das Schönste aber ist, daß man sich auch bei solcher klugen Rechnung irren kann, wie denn Bismarck bekanntlich sich vom gleichen Wahlrecht ein ganz anderes Ergebnis versprach, als es tatsächlich gezeitigt hat. Derartiger Irrtum kann nun jederzeit und jedem passieren, und so spricht diese Sachlage jedenfalls bei einer Änderung oder Schaffung von Neuem doch wieder für die Theorie und die allgemeinen Gesichtspunkte, da man ja des Erfolges für die Parteien keineswegs sicher ist. Auch erfordert es unter diesen Umständen die Gerechtigkeit, bei einer Neuordnung von höheren Gesichtspunkten auszugehen und die Verhältnisse des ganzen Volkes ins Auge zu fassen.

Tun wir dies zunächst nach der subjektiven, geistigen Seite hin, so begegnet uns häufig der Gedanke der Reife unseres Volkes für ein bestimmtes Wahlrecht. So einfach das klingt, so enthält es doch eine Reihe von Voraussetzungen. Jedermann wird zustimmen, daß wir für das beste Wahlrecht reif sind; welches das ist, das aber ist ja eben noch die Frage. Ferner wird dabei

stillschweigend angenommen, wir, wie wir früher waren, oder ein anderes Volk sei noch nicht reif; es könnte ja auch ein Volk schon überreif sein und damit wären wieder andere Bedingungen gegeben. Mit anderen Worten: die Frage wird in eine Entwicklung gestellt und es wird angenommen, das Wahlrecht müsse dem jeweiligen geistigen Zustand eines Volkes angemessen sein. Dann aber ist eine endgültige Entscheidung, welches ein für allemal das beste sein soll, unmöglich, und die Sache wird relativ. Erklären wir uns endlich aus eigenem Urteil heraus nach der ungeheuren Leistung dieses Krieges für reif, für auf der Höhe stehend, für des Besten würdig, so würde es sich immer noch fragen, welche Form diesem besten Zustand entspricht.

Der Gedanke des Wählens hat eine Art von Stellvertretung zur Grundlage und eine Handlung des Wählenden, durch die er einen anderen dazu bestimmt, seine persönlichen Interessen wie die des ganzen Vaterlandes zu vertreten. Das setzt also voraus, daß der Wähler sich ein Urteil gebildet hat nicht nur über seine eigenen Wünsche, was leicht ist, sondern auch über politische Verhältnisse, wenigstens in ihren wichtigsten Umrissen. Das kommt ja auch zum Ausdruck in der Festsetzung einer Altersgrenze, unterhalb welcher eine solche Urteilsreife nicht angenommen werden kann, und die heute eher zu niedrig als zu hoch bemessen ist. Und es sollte der leitende Gesichtspunkt sein auch bei den anderen Entscheidungen; denn wenn das Ideal, das Wählen aus voller Überzeugung und politischem Urteil heraus, gänzlich ausgeschlossen erscheint, so verfällt der Vorgang notwendig sei es der Überredung und Beeinflussung, sei es der Gewinnung eines Vorteils, ja der direkten Bestechung und dem Stimmenkauf, wie er im „freien" Amerika, das in Wahrheit die denkbar schlechtesten politischen Einrichtungen hat, üblich ist. Schon die Gleichgültigkeit in politischen Dingen ist ein Hindernis eines ernsthaften Wahlvorgangs; sinnvolles Handeln ist von Motiven geleitet und solche politischer Art müssen also vorhanden sein, wenn das Wählen nicht der größte Schwindel sein soll, den unsere Kultur jemals erzeugt hat.

Das scheint mir wichtig für die Frage des Frauenwahlrechts. Tatsache ist zweifellos, daß unzählige Frauen sich ihr Lebtag nicht um Politik kümmern, nicht minder, daß für eine kleine Minorität, die allerdings durch die Verhältnisse während des Krieges sicher gewachsen ist, sowohl durch das Eintreten von Frauen im Männerberufe als auch durch reicheres Lesen, Hören und Reden über politische Fragen, das Gegenteil gilt. Dann aber kann man diese Beziehung auch in eine Forderung verwandeln: die Ehefrau, die Hausfrau, die Mutter soll sich nicht mit Politik befassen, die Hände davon nnd diese Plage dem Manne lassen; Politik verdirbt den Charakter, jedenfalls aber den der Frau; echte Weiblichkeit und Parteihader sind unvereinbar; die Frau soll versöhnend, ausgleichend, mildernd wirken u. s. f. nach Belieben. Ob man eine solche Normierung auch auf die unverheiratet bleibenden, in einem öffentlichen oder gar wissenschaftlichen Beruf dauernd tätigen Frauen ausdehnen will, ist

ein zweiter Punkt; sehr schwer ist es, sich ein Urteil zu bilden, inwieweit eine wirkliche Politisierung der Frau schon tatsächlich bei uns vorliegt und über ein bißchen Mitreden hinausgeht; mit anderen Worten, ob eine beträchtliche Zahl im vorhin erörterten Sinne schon politisch reif ist. Sehr erwägenswert erschiene mir ein Versuch, diesen Widersprüchen dadurch zu entrinnen, daß man das passive Wahlrecht den Frauen noch vorenthält, bis größere Leistungen von Frauen auf diesem Gebiet vorliegen, das aktive dagegen nur denjenigen Frauen zuspricht, die sich in männerähnlicher Weise dauernd betätigen. In die Familie trüge es nur Unfrieden und einen Keim der noch weiteren Zersetzung der Ehe; der gesteigerten Leistung von Frauen in öffentlichen Berufen aber wäre Rechnung getragen. Nicht nur das Alter, sondern irgendeine Leistung für den Staat müßte die Grundlage bilden, wie das ja eigentlich auch bei den Männern der Fall sein sollte, wo Nichtstuer und Drohnen auch ausgeschlossen werden sollten. Wäre dieses Prinzip eines teilweisen Frauenwahlrechts erst angenommen, so würde sich für eine genaue Begrenzung und Paragraphierung leicht eine Formel finden, wie das immer der Fall ist. Und sollte in Zukunft sich die tatsächliche Grundlage ändern, so könnte auch dem leicht Rechnung getragen werden.

Muß also bei dem Vorgang des Wählens der Hauptnachdruck auf die politische Urteilsfähigkeit gelegt werden, so führt die Idee der Stellvertretung auch für persönliche Wünsche auf den Gegensatz von direkter und indirekter Wahl. Es ist ganz falsch, ihn immer mit dem Dreiklassensystem zu verquicken, mit dem er äußerlich in Preußen zusammenhängt, logisch aber gar nichts zu tun hat, wie Amerika zeigt. Vielmehr entspringt der Gedanke der indirekten Wahl im Grunde echt volkstümlichen Erwägungen: der Wähler möchte und sollte eigentlich die Persönlichkeit und den Charakter des Kandidaten genau kennen, und das ist bei den vielen Wahlmännern weit eher möglich als bei den wenigen Abgeordneten. Deren Person besteht für den Wähler jetzt häufig nur aus dem Namen, der Parteizugehörigkeit und ein paar Vorurteilen oder gar Anekdoten aus seinem Leben; die Wahlversammlungen, in denen er sich vorstellt, sind nur ein ungenügender Ersatz für eine Kenntnis etwa aus langjährigem Zusammenleben in Dorf und Stadt. Doch ist leider bei uns das Vorurteil gegen die indirekte Wahl so groß, daß theoretische Erwägung dagegen aufzukommen wenig Aussicht hat.

Andere Bezüge ergeben sich, wenn man ethische Gedanken heranzieht, wie es ja teilweise schon bei der Frau geschehen ist. Zwar für direkte oder indirekte Wahl läßt sich da nichts gewinnen, wohl aber für die Begriffe allgemeines Wahlrecht und geheimer Wahlakt. Und zwar muß man von dem Grundurteil ausgehen, ob wählen ein Recht, eine Pflicht oder beides ist? Historisch erscheint es immer nur als ein Recht, weil es dem Absolutismus abgerungen sich gegen die im Besitz der Staatsgewalt Befindlichen behaupten mußte. Allein ein Menschenrecht ist es keinenfalls, das man lediglich durch

die Geburt in einem Staate erwürbe, sonst müßte es auch das Kind, der Soldat, jedes weibliche Wesen, ja der Geisteskranke oder Verbrecher besitzen. Vielmehr ist es ein Recht des Bürgers und zwar ein sogenanntes Ehrenrecht, da ja bekanntlich bei Bestrafungen „die bürgerlichen Ehrenrechte" aberkannt werden. Es wäre hier aber nur heilsam, wenn man sich heute einmal von der historischen Auffassung losmachte; in unserer Zeit wird viel gewählt, überreichlich in Gemeinde, Bundesstaat und Reich nebst allen möglichen Privatgelegenheiten, so daß dieses Recht völlig gesichert erscheint und also ruhig einmal rein theoretisch betrachtet werden könnte sine ira et studio.

Das Wort „allgemein" stimmt, wie vorhin angedeutet, nicht genau; höchstens etwa für alle erwachsenen Bürger, wobei aber noch die aktiven Soldaten aus Angst, die Disziplin könne sie zu stark beeinflussen, ausgenommen sind. So ist es mehr eine klingende Phrase, als etwas Tatsächliches, wenn das allgemeine Wahlrecht gefordert wird; macht man aber irgendwelche Ausnahmen, so kann mit diesem Schlagwort nichts bewiesen werden; jedenfalls eher eine Pflicht als ein Recht. Verlangt wird die Beteiligung an einer Handlung, die lebhaftes Interesse am Staat und seiner Regierung bekundet; reine „Ästheten", weltabgewandte Schwärmer, echte Internationalisten wollen nicht wählen, und die Gleichgültigkeit gegen den Staat stellt den größten Prozentsatz der Nichtwähler. Es wäre entschieden zu erwägen, bei einer Neuordnung den Pflichtgedanken herauszukehren, mit Geldstrafen gegen Säumige vorzugehen, was den Parteien viele Mühe und Kosten des Heranschleppens ersparen würde, und so den Wahlvorgang zu einem Erziehungsmittel zu echter Staatsgesinnung zu machen. Ein theoretisches Bedenken gegen eine solche Behandlung der Sache gibt es jedenfalls nicht, und dann bekäme das Wort „allgemein" einen tieferen Sinn; von dieser Pflicht befreit wären dann bestimmte Gruppen, während sie prinzipiell allen auferlegt wäre. Deutsche Staatsauffassung*) leitet durchgängig Rechte aus Pflichten ab und gewährt jene nur, solange diese erfüllt werden; erst aus irgendwie nützlicher Tätigkeit erwächst dem Bürger das Wahlrecht, wobei allerdings der Begriff „Leistung" nicht überspannt werden darf. Der Staat sind wir alle, und keiner sollte seine Vorteile genießen dürfen, der sich herausnimmt, ihn sonst zu ignorieren, und so sollte er sich auch entscheiden müssen, wenn die Volksvertretung gebildet wird. Gar nichts hat dagegen das Wahlrecht mit der Militärdienstpflicht zu tun, womit es Agitationsreden immer zusammenbringen, und zwar weder geschichtlich noch theoretisch; daß sich beide im Bewußtsein des Volkes sittlich ergänzten, ist eine nichtige Phrase. In vielen Ländern wird seit langer Zeit „allgemein" (im unscharfen Wortsinn) gewählt, die die Wehrpflicht nicht kannten oder aber erst eingeführt haben. Auch diese verkehrte Verquickung verschiedener Fragen wäre durch eine Betonung der Wahlpflicht abgewiesen, die völlig unabhängig davon bestände,

*) Mehr ausgeführt in meinem Buche: „Organisation". Heidelberg, Winter. 1917. S. 28f.

ob jemand dienen kann oder nicht und in welcher Art das Heer eines Staates geordnet ist.

Ganz schwierig für eine ethische Betrachtungsweise ist die Forderung des geheimen Wahlaktes, den nun tatsächlich weite Kreise als etwas Unwürdiges empfinden. Recht oder Pflicht — ein Ideal kann es nie sein, daß man diese Handlung im Verborgenen übt und nicht den Mut hat, sich zu seiner Abstimmung zu bekennen. Es ist eine bedenkliche Antinomie: der Gefahr der Beeinflussung steht die Förderung der Heuchelei und die Schädigung des Charakters gegenüber. Eine philosophische Stellungnahme läßt sich von den Standpunkten des Optimismus und Pessimismus aus gewinnen. Hat man viel Vertrauen zu einem „reifen" Volk, so sollte man ihm auch zutrauen, daß es der unerlaubten Beeinflussung trotzend sich offen zu seiner Meinung bekennt. Die jetzige Einrichtung des Wahlklosets entspringt dagegen einer pessimistischen Denkungsweise, dem Mißtrauen in die Charaktere und einer niedrigen Einschätzung des Volkes. Das ließe sich stark verallgemeinern; bei allen Einrichtungen und Neuordnungen rechnen die einen mehr auf die guten, bedenken die anderen mehr die schlechten Seiten der Menschennatur, jene sehen zwar die Mängel, hoffen aber auf Besserung, Fortschritt, Entwicklung; diese halten sich an die klaren Schwächen der Menschen und tragen nur ihnen Rechnung. Jedenfalls gehörte zum „allgemeinen" das offene Wahlsystem; denn wer der Menge politische Urteilsfähigkeit zutraut, sollte ihr auch soviel Charakter zutrauen, als zu diesem gehört.

Für die Prüfung der Probleme des gleichen oder eines abgestuften Wahlrechts endlich lassen sich andere Grundurteile benützen, die in den Gegensätzen: Fiktion — Tatsachen, künstlich — natürlich, kurz auszudrücken sind, während der Unterschied der Abstufung: Pluralstimmen oder Verhältniswahl (Proporz) sich in den Gegensätzen Volksleben — Parteileben, Entwicklung — Stabilität, darstellen läßt. Um dies zu begründen, gehen wir am besten von einer Stelle in der Rede des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg vom 27. Februar 1917 aus, in der er sagte: „Überall wo politische Rechte neu zu ordnen sein werden, da handelt es sich nicht darum, das Volk zu belohnen für das, was es getan hat, sondern allein darum, den richtigen politischen und staatlichen Ausdruck für das zu finden, was dieses Volk ist." Legt man diesen logisch klaren und unanfechtbaren Satz zugrunde, so bedarf es nur einer näheren Bestimmung dieses Seins und Wesens eines Volkes, um zu einer Entscheidung in den obigen Problemen zu gelangen. Nun ist ein Kulturstaat niemals eine Summe gleicher Einzelner, sondern die Organisation*) des Volkslebens, und das Volk ist sicher nichts einfaches und gleichmäßiges, wenn man es richtig erfaßt. Das ewig intensiv und extensiv Verschiedene ist das Charakteristikum alles Seins; nimmt man aber den hier allein richtigen Begriff des Wertes hinzu, so zeigt sich erst

*) Wie ich gleichfalls in dem genannten Buche S. 81 f., auch S. 87 ausgeführt habe.

recht eine große Mannigfaltigkeit und Abstufung des Wertes von Gruppen und Gliederungen im Staat und für ihn.

Historisch betrachtet finden wir die Blüte des Rationalismus im Verein mit dem künstlichen Gleichheitsgedanken im achtzehnten Jahrhundert, und es ist im Grunde durchaus reaktionär, wenn wir immer wieder in jene Gedankengänge zurückfallen, die von der Fiktion ausgingen, man könne Menschen, Gruppen und Werte nützlich als gleich behandeln. Selbst „vor dem Gesetz", wie man immer sagt, sind wir nur darin gleich, daß wir ihm alle untertan sind; in der Anwendung, den Strafmaßen, den Ausführungsbestimmungen usw. herrscht keine Gleichheit. Das neunzehnte Jahrhundert war dagegen im ganzen eine große Schule der Erfahrung; man hat es mit Recht teils als das naturwissenschaftliche, teils als das historische bezeichnet. Beide Fäden laufen zusammen im Begriff des Empirismus, der Erkenntnis der Tatsachen von Natur und Geschichte, die mit künstlichen Fiktionen aufräumend die Welt nimmt, wie sie ist. Und da erweist sie sich für keinen Gesichtspunkt als „gleich", d. h. als aus gleichen Menschenatomen zusammengesetzt, und der Staat immer als Organisation von verschiedenem und das Volksleben darin als etwas Kompliziertes. Nur gewaltsam kann man diese Höhenunterschiede glattbügeln und durch die Gleichheitsbrille nicht sehen, daß die körperliche und geistige Verschiedenheit gerade das von der Natur gegebene Fundament gesunder Realpolitik darstellt.

Und so sollte das zwanzigste Jahrhundert nicht wieder in die Fehler des achtzehnten zurückfallen und vor allem mit der ganzen modernen Philosophie den Wert-Gesichtspunkt berücksichtigen. Denn dieser zeigt die Komplikation nicht minder; für das Gedeihen des Staates, für seine Zwecke, seine Aufgaben sind die einzelnen Teile, aus denen er sich aufbaut (nicht zusammensetzt), in verschiedenstem Maße wichtig. Dem müßte das Wahlrecht Rechnung tragen und dem entspricht einzig und allein das System von Pluralstimmen. Die Gleichmacherei ist rationalistisch, künstlich und will sehen, was nicht ist; auch wenn der Pflichtgedanke im Vordergrunde steht, ergibt sich nicht die gleichmäßige Pflicht für alle. Wie beim Recht bestünde dann die Gleichheit nur darin, daß alle Wahlfähigen wählen; ihre verschiedene Bedeutung für das Ganze aber käme in der Abstufung der Geltung ihrer Stimme zum Ausdruck. Denn die wichtigere Gruppe hat auch stärkere Verpflichtung, aus der sich dann ungezwungen größere Rechte ergeben. Mit dem Pluralwahlrecht befinden wir uns auf dem Boden des Tatsächlichen, auf dem gesunde und fruchtbare Theorien aufbauen sollen; eine Wahl und ein Wahlrecht ist freilich an sich nie mehr „Natur", sondern eine menschliche Form und Einrichtung. Darin unterscheiden sich diese aber, daß die einen auf die empirische Wirklichkeit Rücksicht nehmen und sie zugrunde legen, die andern aber, wie der ganze reine Rationalismus, auf Begriffen aufbauen, die nicht an der Erfahrung erprobt sind. „Modern" in einem tieferen Sinne ist nicht das gleiche Wahlrecht, das auf sehr alten Fiktionen ruht, sondern das abgestufte.

Wie eine solche im einzelnen vorzunehmen wäre, läßt sich nun freilich theoretisch nicht mehr so leicht sagen, mindestens nicht in kurzer Abhandlung. Nur eines ist dabei festzuhalten, daß eben der Wert des einzelnen oder der Gruppe für das Ganze des Staates den Maßstab der Beurteilung bilden muß. Verschiedenes läßt sich damit begründen: eine Bevorzugung unserer Feldgrauen die eben für das Vaterland kämpfen, wie im Frieden jeder positiven Leistung vor einer selbstsüchtigen Existenz ohne Arbeit. Vor allem aber eine Bevorzugung der Familie, schon weil der Staat aus solchen besteht und nicht aus Menschenatomen, dann aber auch, weil, wer Kinder hat, das meiste Interesse an der Zukunft des Vaterlandes hat. Für ihn fällt egoistische Fürsorge für das Wohl seiner Nachkommen mit der Sorge um das Gedeihen des Staates zusammen und eines ist durch das andere kausal bedingt. Sein Geschlecht wird im Guten und Bösen ernten, was er für sich und andere gesät hat; sehr viele Aufgaben, die eine Volksvertretung zu lösen hat, beziehen sich auf die Zukunft. Ja, es ist eine ideale Forderung, daß sie sich nicht nur vom Interesse des Tages leiten läßt, sondern von der Hoffnung auf Verbesserung der Zustände, auch wenn die Früchte erst spät reifen und die Vorteile vieler gesetzgeberischer Maßnahmen erst dem werdenden Geschlecht zugute kommen. Daran kann auch der Junggeselle und kinderlose Vater lebhaft denken, aber die sicherere Vermutung spricht für den Familienvater. Eine Pluralstimme gebührt also jedem Vater von ehelichen Kindern; ja man könnte ihn auch bei der Wählbarkeit bevorzugen. Die weitere Erörterung aller Schemata, nach denen abgestuft werden kann, Bildung, Besitz, Stellung im Staate usw. führt hier zu weit; das läßt sich bei gutem Willen finden, wenn man nur festhält, daß eine Stimme eine Meinung, ein Urteil, bestenfalls eine feste Überzeugung bedeutet und die Urteile der verschiedenen Bürger über politische Dinge nun einmal nicht als gleich wertvoll betrachtet werden dürfen.

Verwickelter sind die theoretischen Bezüge der beiden Gegensätze: Pluralsystem und Verhältniswahl (Proporz, Listenwahl). Mit dem Prinzip der Gleichheit stehen sie beide im Widerspruch und ließen sich eventuell miteinander vereinigen, nie aber mit jenem begründen. Denn die Bildung und Bewertung der bestehenden Parteiunterschiede ist eine Bevorzugung des Parteiwesens überhaupt; der Selbständige, Unabhängige, „Wilde" ist beim Proporz benachteiligt. Eine große Schädigung und eine Erniedrigung des geistigen Niveaus des Parlaments ist untrennbar davon; gerade die Begabtesten fügen sich schwer der Parteidiktatur und so unentbehrlich für die entscheidenden Abstimmungen diese Zusammenballungen sind, so wichtig sind in der vorhergehenden Debatte oft die Reden gerade der „Wilden", zumal man die Ansichten der Parteihäupter über eine Frage meist schon vorher kennt. Der Proporz, der jene ausschließt, nimmt den Verhandlungen ein gut Teil Interesse politisch Denkender, und gerade die Belebung und Vermehrung eines solchen ist doch zu wünschen. Politisches Volksleben gegen Parteileben ist die knappste Fassung für den

Gegensatz; und wieder ist zu betonen, daß Volksleben etwas Differenziertes und Kompliziertes ist und bei unbefangener Betrachtung viel reicher, als das Schema der Parteien. Ist auch nicht zu leugnen, daß die Berücksichtigung der Minoritäten ein ethisches Moment enthält und so der Proporz ausgleichend und beruhigend wirken kann, so steht dem als Nachteil entgegen der Zwang gerade für die Ausnahmemenschen, lediglich als Parteimitglieder aufzutreten; dieser zeigt sich allerdings erst in den Verhandlungen, während die Vorteile des Proporzes beim Wahlakt liegen.

Gerade für diesen jedoch ergibt sich zum Schluß noch ein wichtiger Gesichtspunkt: was ist der Zweck der Wahl, und geht er vielleicht über den Zeitpunkt ihrer Vornahme hinaus? Und was für Tatsachen erfährt man durch sie? Die Fiktion, als ergäbe sie völlig unbeeinflußte Äußerungen der Volksseele, mag agitatorisch nützlich sein, ist aber genau ebenso eine Heuchelei, wie die Fiktion der Gleichheit der Stimmen. Vielmehr zeigt eine Wahl, inwieweit es den Parteien gelungen ist, die Stimmberechtigten zu beeinflussen; ihre ganze Tätigkeit vor der Wahl besteht aus nichts anderem, und nur gröbste Mittel sind dabei verboten. Ganz scharf gefaßt erfährt man also eigentlich nicht, wie das Volk denkt, sondern wieviel Energie, Geschicklichkeit und Skrupellosigkeit eine Partei besitzt, dem Volke seine Parteigrundsätze zu suggerieren und sie ihm als die Erfüllung seiner Wünsche erscheinen zu lassen. Dieser geistige Einfluß der Parteien wird nun in der Verhältniswahl als stabil gefaßt und verewigt, ja für den alleinigen Maßstab politischen Lebens erklärt. Kein politisches Heil, als in, für und durch die Partei; selbständigeres Denken ist ausgeschlossen. Bezweckt man nun durch die Wahl, die im Leben von Millionen ihre einzige politische Handlung, ja Betätigungsmöglichkeit darstellt, etwas Höheres als das Momentane, nämlich Anregung, Förderung und Vertiefung des Interesses für den Staat, so ist es bedenklich, die gegenwärtigen Parteien zahlenmäßig in Listen zu stabilisieren. Nur zu leicht wird dadurch Fortschritt und Veränderung innerhalb der Gruppen im Keime erstickt, und der Gedanke der Entwicklung, der unser ganzes geschichtliches und staatliches Denken durchzieht, kommt zu kurz. Ein Pluralwahlrecht ist ein bewegliches, vorwärtstreibendes Element; eine Pluralstimme kann man zu erwerben und zu erringen suchen und so durch eigene Leistung, nicht nur durch einen Wahlzettel, sich eine erhöhte Geltung im politischen Leben sichern, ohne gezwungen zu sein, auf die gegenwärtigen Parteidogmen zu schwören; schließlich kann das System der Zuteilung von solchen in größeren Zeitabschnitten abgeändert werden, wie wir ja auch dauernd neue Gesetze machen. Dieser theoretische Punkt scheint mir der wichtigste und erwägenswerteste aller vorgetragenen, wogegen eine Vollständigkeit dessen, was Philosophie zum Problem des Wahlrechts etwa zu sagen hätte, nicht von diesen knappen Ausführungen verlangt werden darf.

Der Imperialismus in Gegenwart und Vergangenheit

Von Professor Dr. Albert Werminghoff

Der große Krieg, in den unser Volk, Europa und die ganze Welt seit mehr denn zwei Jahren sich verstrickt sehen, hat mit der Ausdehnung seiner Schauplätze zu Wasser und zu Lande, mit seinen Einwirkungen auf alle Daseinsbedingungen der Menschheit den Inhalt und die Tragweite eines Wortes zum Bewußtsein gebracht, dessen Gebrauch vordem verhältnismäßig beschränkt geblieben war, Inhalt und Tragweite des Wortes „Imperialismus". Wir Deutschen haben nun einmal, Gott sei es geklagt, eine merkwürdige Vorliebe für Wortbildungen mit der schönen Endung „ismus", weil sie im Glanze solchen Schmuckes sofort als Fremdgut, als eingeführte Ware, sich zu erkennen geben, weil sie dadurch als von weither gekennzeichnet sind, wofür wir ja nach Bismarcks Bemerkung geradezu schwärmen[1]). In der Tat stammt das Wort Imperialismus aus England. Das vereinigte Königreich Großbritannien erschien zu klein und erweckte den Wunsch nach einem „Größeren Britannien", das dann in einem empire, einem Imperium zusammengefaßt werden sollte[2]). Imperialismus ist zu deutsch: Weltmachtswachstumswille, und dieser „hat zur Voraussetzung eine Weltmacht, die beseelt ist von dem Willen, sich auszuwachsen gemäß den Bedürfnissen ihres Volkstums und ihrer Volkswirtschaft[3])".

In diesem Sinne aber ist der Imperialismus des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nicht das Sondervermögen von England geblieben. Er ist die Triebkraft auch für das Deutsche Reich, für Frankreich, für Italien, für Österreich-Ungarn, für Rußland, für die Vereinigten Staaten von Amerika und für Japan. Jeder dieser Staaten hat das Bedürfnis, seinen Einflußkreis und seine wirtschaftliche Betätigung auszubreiten. Jeder von ihnen umspannt mit seinen Blicken die gesamte Welt; denn sein Bestehen als Weltreich hängt davon ab, daß es von überall her dem eigenen Zentrum neue Mittel der Ernährung und der Produktion zuführe; überall muß es Stützpunkte seiner Macht sich zu schaffen trachten, Landbesitz oder Flottenstationen, Abnahmestätten für seine Industrie oder Plätze für seinen Handel; überall sucht es zinsenzahlende Schuldner sich zu verpflichten, durch Wort, Bild und Schrift sein Ansehen zu heben und zu mehren, freilich auch oft durch Lüge und Verleumdung dem Nebenbuhler Abbruch zu tun. Schon in den Zeiten des Friedens brandete und wogte der Wettbewerb der einzelnen Imperien unter-, neben- und gegeneinander, nur daß es gelang, durch geschickt beschlagnahmte und abgesteckte

Einflußsphären die natürlichen Reibungen unter jenen Weltreichen zu mildern, die heute miteinander sich verbunden haben, um dem deutschen „Eindringling" den Garaus zu bereiten. Dem jüngsten, eifrigsten und fleißigsten Weltreich, eben dem deutschen, werden Luft, Licht und Sonne, Atemholen und Entfaltung geneidet. Wir haben keine andere Wahl, als durch den Sieg zu wachsen oder durch eine Niederlage zu verkümmern; ein drittes gibt es nicht, — diese Erkenntnis ist uns eingerammt, ist der Sporn zu Wille und Leistung jedes einzelnen in unserem Volke.

Der Begriff des gegenwärtigen Imperialismus und seine Voraussetzung, das Weltreich, deuten an, daß von ihnen zu sprechen wir in einer Zeit fähig sind, für welche die ganze Erde den geographischen Horizont abgibt, in einer Zeit, die aus allen Teilen der Erde die Bedingungen weltmachtspolitischer Tätigkeit und Bestrebung zusammenträgt. Je weiter ein Volk seinen Horizont spannt, um so ausgedehnter und eindringender zugleich wird sein imperialistisches Mühen und Ringen sein, weil es eben erkannt hat, daß seine Bedürfnisse und folglich seine Arbeit, um diese Bedürfnisse zu erfüllen, immer größeren Spielraum benötigen. Wie Brandenburg-Preußen einst dank dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen in den Kreis der europäischen Staaten eintrat, so bedeutete die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches durch Bismarck eine Erstarkung der Mitte Europas. Diese aber mußte hinausstreben auf und über das Weltmeer, in ferne Erdteile, — unsere Feinde sprechen heuchlerisch von einem Gleichgewicht auf dem Festlande Europas, das sie aufrechterhalten wollen, als wäre es für sie mehr denn eine Phrase, hinter deren Vorhang sie ein Gleichgewicht der europäischen Mächte insgesamt auf der ganzen Erde verhindern wollen, weil diese nur ihnen, wenn nicht gar England allein vorbehalten sein soll. Durch den Gang der Entwicklung darüber belehrt, daß wir in Erdteilen zu denken haben, begreifen wir, daß der Imperialismus unserer Gegenwart naturgemäß universalistische Tendenzen haben muß. Mag sein Träger im einzelnen dieses oder jenes Weltreich sein, immer umspannt und durchdringt sein Wollen zum Wachsen und Herrschen das Universum, das Ganze der Erde. Erst an ihren Grenzen findet er die eigene Beschränkung, um auf solche Weise zu bezeugen, daß nur die Periode der Gegenwart Weltgeschichte im wahrsten Sinne dieses gewaltigen Wortes mit der unendlichen Summe gegenseitiger Abstoßung und Verbindung schaffen konnte.

Selbstverliebt in unsere Zeit sind wir geneigt, den Imperialismus eine Schöpfung zu nennen, die nicht älter sein soll als die von uns durchmessenen, mitbestimmten Tage von nur kurzer Spannweite. Das ist zutreffend, versteht man ihn als gerichtet auf die gesamte Erde im Ausmaß unseres geographischen Horizonts, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung dem menschlichen Wissen, Beherrschen, Ausnutzen zugänglich gemacht hat. Imperialismus kann aber ohne Scheu auch das Streben solcher Zeiten genannt werden, deren geographischer

Horizont wesentlich enger und beschränkter als der unsere war, für die allein erst Teile der Erde, noch nicht die ganze Erde den Schauplatz der Geschichte abgaben[4]). Mit Fug und Recht lebt die Erinnerung fort an das Weltreich Alexanders des Großen, das fast ein Viertel der zu seiner Zeit bekannten Erde umfaßte, an das Weltreich der Römer, das etwas mehr denn 13 vom Hundert der damals erschlossenen Welt sich untertan gemacht hatte. Man weiß, wie im Laufe der Jahrhunderte der geographische Horizont der Menschheit an Umfang wächst. Er betrug zu Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, also zur Zeit Alexanders des Großen, etwa 22 Millionen Quadratkilometer, um die Wende der vorchristlichen und nachchristlichen Jahrhunderte, in der Periode demnach des Augustus, ungefähr 40 Millionen Quadratkilometer; heute umspannt er rund 135 Millionen Quadratkilometer, — gemessen am geographischen Horizont des Zeitalters ist das englische Weltreich der Gegenwart mit seinen 29 Millionen Quadratkilometern kleiner als das Reich des Makedoniers mit seiner Größe von etwa 5,3 Millionen Quadratkilometern. Die Engländer beherrschen $21^1/_2$ vom Hundert der heute bekannten Erde, Alexander beherrschte 24 vom Hundert der ihm bekannten Erde, nachdem vor ihm die Perser im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt rund 31 vom Hundert der ihnen bekannten Erde sich unterworfen hatten. Für statistische Angaben ist letzthin das Auge allein fähig zur Aufnahme und zur Vermittlung von Erkenntnissen; jedenfalls aber werden die beigebrachten Zahlen imstande sein, dem so oft gehörten Worte Abbruch zu tun, daß einzig die Gegenwart, nicht auch die Vergangenheit es verdiene, wirklich geschätzt zu werden. Jedes Zeitalter hat seinen Wert in sich, und weit voneinander getrennte Zeiträume sind durch die gleichen Tendenzen des Lebens und Strebens bedingt, die darum auch mit gleichem Namen bezeichnet werden dürfen, mag immerhin ihr räumliches Gesichtsfeld größer oder kleiner sein[5]). Anders ausgedrückt: auch die Vergangenheit kannte Imperialismus, Universalismus, nicht allein das Altertum, sondern auch das Mittelalter. Wir wollen deshalb nicht spöttisch lächeln, wenn wir unter den Versuchen, die Geschichte der Zeiten zu gliedern, so lange dem des Kirchenvaters Hieronymus (gest. 420 n. Chr.) begegnen, der die Abfolge aller Geschichte bestimmt sah durch die Abfolge der vier großen Weltreiche, der quattuor summa imperia, des Reiches der Meder, des Reiches der Perser, des Reiches Alexanders des Großen und des Reiches der Römer. Seine Gliederung der Weltgeschichte war durch eine Stelle im Propheten Daniel veranlaßt, wo ein böser nächtlicher Traum des Königs Nebukadnezar von vier einander sich verzehrenden Tieren als die Sinnbilder von vier einander sich ablösenden Reichen gedeutet wurde[6]). Der Prophet des Alten Testaments kannte nur vier Reiche, folglich durfte der Kirchenvater ihrer nicht mehr in Rechnung stellen. Für ihn und die Späteren war es selbstverständlich, daß dem römischen Reiche Dauer bis ans Ende aller Dinge beschieden sei, daß Gott ihm solche Lebenskraft verliehen habe, weil es durch

Gott geheiligt worden sei; Gottes Sohn sei unter einem römischen Kaiser geboren worden, habe auf solche Weise die Kaiserherrschaft gerechtfertigt und nach einem Leben für die Welt diese Kaiserherrschaft anerkannt durch den Kreuzestod auf Geheiß des Landpflegers Pilatus. Das Römerreich umfaßte den orbis terrarum, d. h. seine Grenzen erstreckten sich bis an das Ende der damals bekannten Welt. Wer es als Nachfolger eines Augustus beherrschte, war der von Gott gewollte und geheiligte Kaiser, war Gottes Werkzeug zur Erhaltung eben des Imperium Romanum, das allen Wandel der Zeiten, alle Verschiebungen der völkischen Elemente binnen seinen Schranken, alle Umlagerungen seiner Einzelbestandteile überdauern sollte. Eintönig folgen in den mittelalterlichen Kaiserverzeichnissen die Namen von Römern, Byzantinern, Franken und Deutschen, — ihre Träger galten als vollberechtigte, gleichberechtigte Herrscher nach Cäsar und Augustus. Im Spiel vom Antichrist, wie es die Handschrift des bayerischen Klosters Benediktbeuren aus dem anfangenden dreizehnten Jahrhundert überliefert[7]), beugt sich der König von Frankreich dem Kaiser, den er als Herrn der Welt anerkennt, und nicht minder der griechische König, weil dem hehren Namen Roms zu dienen Ehre bedeutet. Noch zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts schrieb Dante an Heinrich den Siebenten, daß die römische Macht nicht von den Schranken Italiens, nicht von dem Rande des dreigehörnten Europa eingeschlossen werde; kaum gestatte sie von der eitlen Welle des Ozeans umgrenzt zu werden[8]). Heimatlos und darum auf Beglückung der Welt bedacht, suchte der Dichter der Göttlichen Komödie seinen Florentinern die Lehre beizubringen: „Die hehre Vorsicht des ewigen Königs, der dem himmlischen Reiche durch seine Güte ewige Dauer verleiht, ohne von dem irdischen sein Auge abzuwenden, hat der hochheiligen Herrschaft der Römer die menschlichen Angelegenheiten zur Leitung übergeben, damit unter der Ungetrübtheit eines so mächtigen Schutzes das menschliche Geschlecht in Ruhe wohne und allenthalben gemäß der Forderung der Natur ein bürgerliches Leben führe“[9]). Genau wie der Hohenstaufe Friedrich II. am Tage seiner Kaiserkrönung, am 22. November 1220, ein Ketzergesetz verkündet und als Nachfolger der altrömischen Cäsaren es in die Handschriften des Corpus iuris civilis hatte einfügen lassen, handelte der Luxemburger Heinrich VII., als er am 29. Juni 1312 das kaiserliche Diadem empfing. Gleichzeitig erging ein Rundschreiben, das davon Kunde gab, daß die Kaiserwürde durch die Feier in der Laterankirche zu Rom wiederhergestellt sei; die schwülstige Einleitung aber enthielt das Bekenntnis zum religiösen Imperialismus, das Heinrich der Siebente mit dem Dichter sich zu eigen gemacht hatte: „Der große und preiswürdige Herr, der auf dem erhabenen Throne seiner Gottheit über alles, was er dank der unaussprechlichen Machtfülle seiner Majestät geschaffen hat, gnädig und milde waltet, hat über alle seine Geschöpfe den Menschen mit solcher Ehre und mit solcher Zier erhoben, daß er ihm, den er zum Bild seiner Göttlichkeit machte, den Vorrang über alles

verlieh. Er wollte überdies, daß eine so herrliche Kreatur nicht von der Schar der Himmlischen verschieden wäre, mit der er auf Grund der Gleichartigkeit seiner Natur übereinstimmt. Er wollte auch, daß unter dem einen Gott die himmlischen Heerscharen insgesamt dienen und daß in gleicher Weise alle Menschen, wenn schon nach Reichen und Provinzen voneinander gesondert, einem einzigen Fürsten untertan seien. Um so herrlicher ja sollte der Bau der Welt sich erheben, weil er von einem Gott als seinem Schöpfer seinen Ausgang nimmt. Er sollte die Segnungen des Friedens und der Eintracht in sich aufnehmen, weil er zum einen Gott und Herrn auf dem Wege der Liebe und des demütig festen Glaubens zurückzukehren bestimmt ist. In früheren Jahrhunderten schwankte dieser Vorrang zwischen verschiedenen Völkern, die gleichsam mit den Heiden von ihrem Schöpfer sich entfernten. Als aber die Zeit erfüllet war, als Gott unser Herr nach seinem unerforschlichen Ratschluß Mensch zu werden auf sich nahm, um den Menschen zu den wasserreichen Plätzen der Tugenden und den grünen Gefilden der ewigen Seligkeit zurückzuführen — jenen Menschen, der durch den Sündenfall verloren war und in den unwegsamen Abgründen der Laster umherirrte —, da ging nach Gottes Willen und Geheiß das Imperium auf die Römer über. Der Thron der kaiserlichen Majestät sollte dort (d. h. in Rom) erstehen, wo auch der priesterliche und apostolische Sitz sein würde. An derselben Stelle sollte das Ansehen des Papstes und des Kaisers Licht verbreiten und das Bild dessen widerspiegeln, der für uns aus dem unversehrten Mutterschoß der Jungfrau geboren ward, der als Priester das ewige Priestertum ins Leben rief, der gleichsam als König der Könige und Herr der Herren alles seinem Herrscherrecht unterwarf, um es zum Gipfel seiner Erhabenheit emporzuziehen“ [10]). Nur solange Anschauungen dieser Art verbreitet waren, konnte die Sage die Gemüter in spannender Erwartung halten, Kaiser Friedrich werde wieder kommen, um die zertrümmerte Macht der Nation wieder aufzurichten; er werde und müsse zurückkehren, auch wenn er in tausend Stücke zerschnitten und zu Asche verbrannt wäre, denn Gott selbst habe es so nach seinem unabänderlichen Willen beschlossen [11]).

Kein Zweifel, die Gesamtheit solcher Theorien und ihre Folgeerscheinungen muten eigenartig an, weil sie so ganz und gar von den Anschauungen unserer Tage abweichen. Gemeinsam ist den Tendenzen des Mittelalters und der Gegenwart die Bezeichnung Imperialismus, gemeinsam der Universalismus als die Zielsetzung des Imperialismus auf die Welt im Umkreis des geographischen Horizonts für die uns fernen und für die uns nahen Tage. Der fundamentale Unterschied zwischen dem Imperialismus von einst und von heute liegt nicht weniger zutage. Der des Mittelalters war religiös bestimmt, der unserer Gegenwart ist seiner Natur nach irdisch bedingt. Dort Transzendenz, hier Immanenz, dort Idealismus, hier Realismus, dort dogmatische Gebundenheit an das Christentum, das durch das Reich geschützt und verbreitet werden soll, hier säkularisierte Gelöstheit von jeder Glaubenslehre, damit

das Weltreich der Gegenwart nur der tatsächlich vorhandenen, wirtschaftlich und machtpolitisch wirksamen Mittel zu dauernder Herrschaft sich bemächtige und ihrer sich bediene, um zu leben und zu wachsen, folglich sich zu erhalten.

Im Wesen aber des mittelalterlichen Imperialismus[12]) sind alle geschichtlich nachweisbaren Folgewirkungen seines Seins begründet.

Zunächst: die Lehre vom Imperium Romanum als dem letztmöglichen in aller Geschichte ließ seinen Namen bestehen, obwohl tatsächlich die Welt von Grund auf sich veränderte[13]). Ein Augustus, ein Karl der Große, ein Otto der Große, ein Friedrich Barbarossa, sie alle galten als imperatores Romanorum, waren einander gleichberechtigt und gleichverpflichtet. Seit dem elften Jahrhundert wiesen die Kaisersiegel die Umschrift auf: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, während der Reichsapfel den Erdball symbolisch verkörperte, den sein Inhaber beherrschte gleich den „Regierern des Menschengeschlechts, Befreiern der Welt, Wiederherstellern des Erdkreises" seit Augustus oder Constantin. So sehr erschien das Kaiserreich als die einzig wahre Monarchie, daß gelehrt wurde, vom Kaiser hätten die Könige ihre Herrschaft gleichwie die Sterne ihr Licht von der Sonne. Man grübelte nicht darüber nach, daß dem alten Römerreich in Wahrheit durch die Stürme der Völkerwanderung ein Ende bereitet worden war, daß die politische Vorherrschaft über Westeuropa, wie sie der größte Pippinide besaß, ein anderes und kleineres Reich als das des Augustus heraufgeführt habe, daß wiederum das Reich der Ottonen, Salier und Staufer ein anderes und noch kleineres sei als das Karls des Großen. Ausgehend von dieser Fiktion, wurden die Kaiser als Beherrscher der Welt gefeiert, welche Schwierigkeiten immer zu überwinden waren, um das Deutsche Reich nördlich der Alpen, Burgund und Italien zusammenzuhalten. Sie sollten Schirmherren der Welt sein gegenüber allen Feinden des Christentums, denen jegliche Daseinsberechtigung fehlte, weil sie eben Gottes Geboten und Ordnungen widerstrebten. Man darf sagen: die Theorie sah im römischen Reiche des Mittelalters die Grundlage eines politischen Systems auf Erden, von der aus die Lehre der Kirche überall hin verbreitet, überall verteidigt werden könnte. Da das Ziel des Reiches universal gefaßt wurde, galt es selbst, das Mittel zu seiner Verwirklichung, als universal, so daß die ewigen Wahrheiten des christlichen Glaubens auch die Realität des Imperium mundi zu Händen der Kaiser zu verbürgen schienen. Nur so wird erklärbar, warum allen tatsächlichen Umwälzungen des historischen Lebens zum Trotz man am Namen des Imperium festhielt, selbst dann noch, als es zu einer Utopie geworden war, deren Untergrund die Fluten staatlicher Umwälzungen längst aufgewühlt und in Atome zerklüftet hatten. Begegnet uns seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Wendung „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation", so haben neuere Forschungen dargetan, daß sie allein auf das Deutsche Reich nördlich der Alpen sich bezieht, auf einen Teil demnach des Imperium Romanum, dessen Fortbestand ausschließlich an die fortwirkende Kraft verblaßter Überlieferungen sich zu klammern vermochte.

Ein zweites Moment wurde dem mittelalterlichen Imperialismus nicht weniger gefährlich, schließlich sogar verhängnisvoll. Sollte der einzelne Kaiser, welches Namens oder Stammes er immer war, als ein Werkzeug Gottes zur Verbreitung des christlichen Glaubens sichtbarlich in Erscheinung treten, so bedurfte er der feierlichen Einführung in sein erhabenes Amt, der Krönung zum Kaiser als einer Handlung, die ihn zur dauernden Verteidigung der supranationalen Menschengemeinschaft des Imperium Romanum berief. Im Reich der alten römischen Kaiser waren solche Krönungen noch nicht Brauch gewesen; sie bürgerten sich aber frühzeitig im byzantinischen Reiche ein, das den europäisch-asiatischen Orient zusammenhielt, nachdem die östliche Reichshälfte, wie sie in der Teilung vom Jahre 395 geschaffen war, die Stürme der Völkerwanderung und die Angriffe des Islam siegreich bestanden hatte. In Byzanz krönte der Patriarch von Byzanz den Kaiser. Für das Gebiet des weströmischen Reiches wurde die Kaiserkrönung des Jahres 800, von Papst Leo dem Dritten an Karl dem Großen vollzogen, zum maßgebenden Vorbild für alle späteren. Karl hatte sich Gallien, Deutschland und Italien untertan gemacht. Wohl war sein Reich minder umfänglich als das weströmische, weil ihm England und Spanien, Sizilien, Unteritalien und Nordafrika fehlten, sein Geschlecht aber hatte durch die Gründung des Kirchenstaates, durch die Beseitigung der Langobardenherrschaft in Oberitalien sich das Papsttum gleichwie einen Schuldner verpflichtet. Da dieses den traditionellen Forderungen des als heterodox abgelehnten byzantinischen Kaisertums auf Italien widerstrebte, suchte es Schutz bei den Karolingern. Karl empfing die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes. Er sollte als Kaiser dem von Ostrom ebenbürtig sein, Leo der Dritte hingegen als Vollstrecker des göttlichen Willens sich betätigen, auf daß gerade Karl der Nachfolger der weströmischen Kaiser und damit ihrer altrömischen Vorgänger würde. Die augenblickliche politische Gesamtlage Europas, der Gegensatz der römisch-katholischen Glaubensanschauungen gegenüber denen in Byzanz wie denen des Islam, das Vorbild des Zeremoniells in Konstantinopel, die Überlieferungen der Kirchenväter, alles zusammen schuf ein neues Reich, ein neues Kaisertum, nur daß Reich und Kaiser rechtsförmlich die Erbschaft des alten Gesamtreiches und eines Constantin des Großen antreten sollten. Die Feier aber in der Peterskirche zu Rom am Weihnachtstage 800 hatte die Kraft eines Präzedens, stand am Anfang einer von gleichen Gedanken erfüllten Geschichte eines ganzen Jahrtausends. Wenn sie Karl zum Kaiser machte, war dann in der Folge nicht auch für jeden Herrscher, der Kaiser, Nachfolger eines Karl und Augustus sein wollte, die Krönung durch den Nachfolger Petri unbedingt erforderlich? Ein Imperium Romanum ohne Kaiser war undenkbar, ebenso ein römischer Kaiser ohne päpstliche Krönung, — auf beide Voraussetzungen gründete sich die Ansicht, die schon ein Urenkel Karl sdes Großen im Jahre 871 in die Worte kleidete, daß allein die Päpste es seien, die durch die feierliche Krönung Namen, Würde, Herrscherrecht und Herrscherpflicht des Imperator Romanorum verleihen[14]).

Diese Anschauung befestigte sich im zehnten Jahrhundert. Das Reich Karls des Großen zerfiel, immerhin war seine ostfränkische Hälfte, das Deutsche Reich, früher als sein westlicher Nachbar imstande, sich innerlich zu kräftigen — Heinrich der Erste und sein Sohn besiegten in den Jahren 933 und 955 die Ungarn —, um die Hegemonie über die Mitte Europas zu erwerben. Ottos des Großen Zug nach Italien offenbarte die innere Kraft seines Staates und ihr Drängen nach Wirkung in die Weite —, wiederum nahm ein Papst die Kaiserkrönung vor, diesmal Johann der Zwölfte am deutschen König aus sächsischem Geschlecht (2. Februar 962). Das Reich Ottos war räumlich kleiner als das des Karolingers, und gleichwohl verband sich auch mit ihm die Vorstellung einer Nachfolgerschaft im Imperium Romanum eines Karl oder eines Augustus. Recht und Pflicht es zu behaupten, zu erweitern und niemals grundsätzlich zu schmälern, überkamen Ottos Nachfahren aus sächsischem, fränkischem (salischem) und schwäbischem (staufischem) Hause. Vom Todesjahr Ottos des Ersten, 973, bis zum Jahre 1250, in welchem Friedrich der Zweite starb, haben einschließlich der Gegenkönige, zwanzig deutsche Könige regiert; ihrer elf haben sich in Rom zu Kaisern krönen lassen, alle durch Päpste — nur einer von ihnen, Heinrich der Vierte, im Jahre 1084 durch einen Gegenpapst —, alle in der Peterskirche, nur Lothar von Supplinburg 1133 in der Lateranbasilika, alle Könige aus sächsischem Geschlecht seit Otto dem Großem (967, 996, 1014) und in ununterbrochener Folge der Salier Konrad der Zweite, sein Sohn, Enkel und Urenkel (1027, 1046, 1084, 1111). Eins leuchtet ein: die dauernde, die entscheidende Mitwirkung des Papstes an der Kaiserkrönung mußte allmählich seine Bedeutung heben. Mehr und mehr erschien er als der unentbehrliche Vermittler der göttlichen Gnade, die in der Berufung des einzelnen Monarchen zum kaiserlichen Amte beschlossen war. Übergab nicht der Nachfolger Petri dem vor ihm knienden Herrscher die Insignien seines Amtes, mahnte er ihn nicht in ernster Ansprache zum Schutz der Kirche, zur Wahrung des rechten Glaubens, zur Bekehrung oder Vertilgung der Heiden, zur Ausrottung der Ketzer? Die Krönung zu vollziehen mußte bald nicht so sehr als päpstliche Pflicht des Gehorsams gegen Gottes Willen denn als Wahrnehmung eines päpstlichen, von Gott geschenkten Rechtes aufgefaßt werden. Die Kaiserkrone ward zur Gabe, die der deutsche König für sich zu erbitten hätte, zur Wohltat, die das Oberhaupt der Kirche wohl auch verweigern könnte. Nur folgerichtig war die Forderung Roms, daß der Papst den gewählten deutschen König daraufhin zu prüfen befugt sei, ob er die Kaiserkrone wirklich verdiene. Der Papst sollte entscheiden, wem er das Symbol der Weltherrschaft zu verleihen gerube, sobald zwei deutsche Wahlkönige um das Regiment im Deutschen Reiche diesseits der Alpen, im Römischen Reiche diesseits und jenseits der Alpen miteinander stritten. Die Lehre kam auf, das Papsttum habe durch Leo den Dritten das Imperium mundi von den Griechen auf die Franken, durch Johann den Zwölften von den Franken auf die Deutschen

übertragen; sollte es nicht imstande sein, das Imperium auch einem anderen, ihm dienstgefälligeren Volke zu verleihen?

Man erkennt leicht: diese Entwicklung, unvermeidbar dank der Befreiung des Papsttums von der Unterordnung unter das Kaisertum und dank dem Fehlen einer Erbfolgeordnung im deutschen Königtum, beeinflußte den mittelalterlichen Imperialismus insofern, als sie dem Kaiser einen Vorgesetzten gab, eben den Papst. Sie hob die unmittelbare und ausschließliche Abhängigkeit des Kaisers von Gott auf, zerstörte also seine Souveränität im Sinne des Mittelalters und gewährte dem Papst eine Machtfülle, in der das Recht zur Herrschaft über die Kirche mit dem zur Leitung des Kaisertums sich aufs engste verband. Der Kaiser war ein Laie, der Papst der Geistliche. Jener repräsentierte das Imperium, dieser das Sacerdotium, jener den Staat mit seinen irdischen Aufgaben, dieser die Kirche mit ihrem das Diesseits und das Jenseits erfassenden Daseinszweck. Indem die Kirche durch den Papst die Kaiserwürde verlieh, jene Befugnis und jene Obliegenheit, mit den Mitteln des weltlichen Schwerts den Glauben des Christentums zu beschirmen und allenthalben zum Siege zu bringen, wurde der Kaiser zum Beamten der Kirche, zu ihrem Vogte herabgedrückt; denn „wie die Rinde den Baum äußerlich deckt und schützt und mit ihm einen Leib bildet, so muß der Kaiser, mit dem zeitlichen Schwert an die Außenseite der Kirche gestellt, diese wenn nötig mit dem eigenen Blute verteidigen.“ [14a]) Der Imperialismus des Mittelalters, von Haus aus religiös gefärbt und universalistisch aufgefaßt gleich dem Christentum, hatte fortan seine grundsätzliche Billigung von der Kirche als der Hüterin der rechtmäßigen Lehre zu erborgen. Wohl blieb er sich in seiner transzendentalen Zielsetzung durch die Jahrhunderte hindurch gleich, wohl verlangte er nach wie vor die Weltherrschaft für sich, sein Reich aber war nicht mehr das unmittelbar von Gott dem einzelnen Kaiser anvertraute Erbe, sondern war zum köstlichen Besitz der Kirche geworden, die darüber durch die Hand des Papstes verfügte. Das Reich Karls und das Reich Ottos des Großen waren Machtgebilde augenblicklicher politischer Gesamtkonstellationen gewesen. Die Vorstellung seines Zusammenhangs, seines Einsseins mit dem altrömischen Reiche forderte von ihm ewige Dauer, aller politischen Verschiebungen ungeachtet. Was Ausdruck eines in dieser Art nie wiederkehrenden Moments gewesen war, die Kaiserkrönung vom Jahre 800 wie nicht weniger die von 962, sollte bei jeder folgenden Kaiserkrönung in Erscheinung treten und die höchste Machtfülle des Monarchen wie auch Gottes Ratschluß an den Tag stellen. Die Kaiserkrönungen durch die Päpste und durch sie allein verschoben die Wertung des Kaisertums: es wurde aus dem gottgewollten Herrschertum über die Welt papstgewollte Beamtung der römischen, die Welt umfassenden Kirche. Noch zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts lehrte der wackere Eike von Repgow im Anfang seines „Sachsenspiegels“: „Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit; dem Papst ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche“, — noch standen

Kaisertum und Papsttum für ihn gleichberechtigt nebeneinander. Kaum anderthalb Menschenalter später aber hieß es im kaiserlichen Land- und Lehnrechtsbuch, im sogenannten „Schwabenspiegel": „Da Gott des Friedens Fürst heißt, so ließ er zwei Schwerter hier auf Erden, als er gen Himmel fuhr, zum Schirm der Christenheit; beide Schwerter lieh unser Herr dem heiligen Petrus, eins vom geistlichen Gericht und das andere vom weltlichen Gericht. Das weltliche Schwert des Gerichts leiht der Papst dem Kaiser, das geistliche Schwert ist dem Papst gesetzt, auf daß er damit richte"[15]). Im Jahre 1302 sodann bekundete Papst Bonifaz der Achte in der Bulle Unam sanctam: „Beide Schwerter, das geistliche und das weltliche, sind im Besitz der Kirche. Das geistliche wird von der Kirche geführt, das weltliche aber zum Nutzen der Kirche durch die Hand von Königen, auf Wink und nach Befinden des Papstes"[16]). Die Zeit war nicht fern, wo der Satz ausgesprochen werden konnte: „Die heilige Kirche ist Gott wohlgefälliger als selbst der Himmel; die Kirche ist nicht da um des Himmels, sondern der Himmel um der Kirche willen"[17]).

Es wäre einseitig, diese Umbildungen allein darauf zurückzuführen, daß die Päpste die Kaiserkrönungen vollzogen. Nicht weniger wirkte der bewunderungswerte Aufbau der römisch-katholischen Kirche in Verfassung und Verwaltung ein, die bei der inneren Ungleichartigkeit des Reiches mit seinen Teilen Deutschland, Burgund und Italien mit sicheren Schritten den Vorrang erringen mußte, dazu das rasche Aussterben der Kaiserdynastien und das Fehlen einer zweifelsfreien Erbfolge, an deren Stelle immer ausschließlicher die Wahl des deutschen Königs durch die deutschen Fürsten, endlich die sieben Kurfürsten trat. Auch die Papstkirche wurde durch eine Wahlmonarchie geleitet, im Kardinalkollegium aber lebten römische Überlieferung und Zähigkeit und Zielbewußtheit fort. Das Gebiet der Kirche war von vorneherein größer als das des Reiches: es umspannte auch den skandinavischen Norden, England, Frankreich, Spanien; es erweiterte sich dank den Kreuzzügen über das Gebiet selbst des östlichen Mittelmeers. Es hatte in Rom eine Hauptstadt, das Ziel gläubiger Sehnsucht von Pilgern und profitgieriger Machenschaften von Bittstellern, Pfründenjägern und Prozeßparteien. Es war einheitlich organisiert in Kirchenprovinzen und Diözesen, deren Vorsteher auf den Papst und seine Behörden angewiesen waren. Ihm eignete in Welt- und Klosterklerus beiderlei Geschlechts gleichsam ein stehendes Heer. Es stützte sich auf immer reichlicher fließende Geldmittel, die von allen Seiten her an den Sitz der Kurie gebracht wurden. Alle seine Angehörigen erfaßte das gewaltige Corpus iuris canonici, aus einem einheitlichen Geiste heraus geboren, der seine Bestandteile insgesamt, auch die zeitlich jüngsten, erfüllte und wirksam machte[18]). Alle derartigen Grundlagen fehlten dem deutschen Königtum und seiner Anwartschaft auf das Imperium Romanum —, noch immer jedoch glaubten die Könige des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Nachfolger der einstigen großen Kaiser in Ansprüchen und Rechten, im Weltreich zu sein. Wie dürftig war im Laufe der Zeit die Basis ihrer Macht geworden!

Wie kümmerlich oft die Rolle dieser Hausmachtskönige im Vergleich selbst nur mit den geistlichen und weltlichen Fürsten im Deutschen Reiche nördlich der Alpen! Es war unmöglich, die oberste Lehnsherrlichkeit über die Territorien auf deutschem Boden mit der kaiserlichen Vollgewalt über das ganze Reich wie zu vereinen so dauernd zu behaupten. Jene sah sich immer an Zahl noch zunehmenden, nach Ungebundenheit drängenden Splittern des deutschen Bodens gegenüber, diese verlangte nach äußerster lokaler Konzentration politischer und rechtlicher Macht innerhalb des Reichsgebietes. Die Schwäche des deutschen Königtums mußte sich dem römischen Kaisertum mitteilen, das nur solange Gehorsam finden konnte, als es von einem starken deutschen Königtum getragen und zur Geltung gebracht wurde. Auch hier sprechen Zahlen eine beredte Sprache. Vom Jahre 973 bis zum Jahre 1250 wurden, wie erwähnt, unter zwanzig deutschen Königen und Gegenkönigen im ganzen elf zu Kaisern gekrönt. Vom Jahre 1250, dem des Todes Friedrichs des Zweiten, bis zum Jahre 1519, in welchem Maximilian der Erste starb, empfingen von neunzehn deutschen Königen und Gegenkönigen nur fünf die Kaiserkrone, ein sechster nannte sich seit 1508 erwählter römischer Kaiser. An Zahl der Jahre sind die Zeiträume von 973 bis 1250 und von 1250 bis 1519 einander fast gleich, der Abstand aber von elf römisch-deutschen Kaisern des früheren Mittelalters zu nur sechs des späteren Mittelalters ist recht erklecklich, ganz abgesehen hier von den zeitlichen Entfernungen je zweier sich folgender Kaiserkrönungen (1220, 1312, 1328, 1355, 1433, 1452, [1508]). Man würde dem Streben dieser Luxemburger, Wittelsbacher und Habsburger nach Erwerb der Kaiserkrone, nach Wahrung des Anspruchs auf das Imperium mundi die Anerkennung nicht versagen, wäre die Feier in Rom nicht machtpolitisch zur leeren Handlung herabgesunken, der keinerlei tatsächliche Bedeutung mehr innewohnte. Kardinäle als Beauftragte des in Avignon verbleibenden Papstes krönten Heinrich den Siebenten (1312) und seinen Enkel Karl den Vierten (1355), Ludwig der Bayer ließ sich von Vertretern des römischen Volkes die Krone aufs Haupt setzen (1328). Sorgfältigst ausgeklügelte Eide und Urkunden verpflichteten den Luxemburger Karl den Vierten, die ewige Stadt noch am Tage seiner Krönung zu verlassen (1355) —, der römische Kaiser durfte kein Hoheitsrecht an der Stätte ausüben, nach deren Namen er sich nannte, weil eben der Papst der Herr Roms und des neuen Imperium Romanum geworden war. Als endlich im Jahre 1530 Karl der Fünfte in Bologna von dem Mediceerpapste Clemens dem Siebenten zum Kaiser gekrönt wurde, bezeugte das Zeremoniell dieser letzten Kaiserkrönung auf italienischem Boden, daß der Imperialismus des Mittelalters, der einst den weltlichen Herrscher getragen, gehoben, angespornt hatte, einer Vergangenheit an gehörte, die keine Gunst des Schicksals zu erneuern fähig oder willens war.

Noch heute halten die katholische Kirche und ihr Papsttum an dem mittelalterlichen, religiös bestimmten Imperialismus fest, wie er ihnen im Laufe weniger Jahrhunderte zugewachsen war. Ihre Vormachtstellung gegenüber den Staaten

liegt zu Boden, da sie in die nüchterne, irdischen Dingen zugekehrte Gegenwart nicht mehr paßt. Sie wurde zerstört durch das Aufkommen der nationalen Staaten, an erster Stelle Frankreichs, durch die Entdeckung der neuen Welt, durch die deutsche Reformation, durch das neuartige Geistesleben der Renaissance und der Aufklärungsperiode. Indem sie aber die Suprematie über die Staaten einbüßte, wußte sie die Herrschaft über die Geister und Gemüter zu ordnen und zu kräftigen; die Kirchenversammlungen zu Trient (1545 bis 1563) und im Vatikan (1869 bis 1870) waren Etappen auf dem Wege zur Spiritualisierung des Kirchenrechts, zur Machterhöhung des Papsttums als einer Gewalt, die seit dem Verlust des Kirchenstaates, unbeschwert durch die Sorgen um weltlich-staatlichen Besitz, die römisch-katholische Christenheit auf der gesamten Erde zu leiten sich fähig erweist[19]).

Nicht erneut in Erscheinung getreten ist jener mittelalterliche Imperialismus, der einem einzigen Staate zur Präponderanz verhalf. Auf der einen Seite wurde er abgelöst durch den papstkirchlichen Imperialismus, auf der anderen Seite wurde das Bild der Staatenwelt vielgestaltiger, derart daß es nur kurze Zeit die Vormacht eines Ludwig XIV., die kurzlebige Wiederherstellung eines europäischen Machtkomplexes zu Händen Napoleons I. ertrug. Das Trachten und Sinnen der Völker, in jeweils national abgeschlossenen Staaten ihre Kräfte zusammenzuballen, gehört heute bereits der freilich jungen Vergangenheit an; wie lange doch war es der Stolz unseres Volkes, daß seine Einigung zu gleicher Zeit dem italienischen den Staat zu gründen ermöglichte, der freilich die Probe seiner Bündnistreue so schlecht bestand. Die wirklich zukunftsreichen Staaten drängen über sich selbst hinaus, auf daß ein jeder von ihnen gleichsam der Kern werde eines Weltreiches neuer Art. Die ganze Erde soll von einer Aristokratie weniger Weltreiche beherrscht sein, unter denen das Übergewicht eines einzigen als unleidlicher Druck empfunden wird, weil es künstlich das Alte zu verewigen strebt, ohne die erforderliche Sicherheit freier Völkerentfaltung verbürgen zu können oder zu wollen.

Unserem Volke hatte der frühmittelalterliche Imperialismus eine Zeit der Vorherrschaft in Europa beschieden. Als sein Reich darniederlag, als es unter den Nachwirkungen der alten Kaiserherrlichkeit in sich selbst zerklüftet war, versperrte seine staatliche Ohnmacht ihm den Weg auf Übersee, zum Dominium maris Baltici und zum Weltmeer des Atlantischen Ozeans. Politisch ohnmächtig kämpfte es in der Reformation Martin Luthers für die Befreiung der Geister, aus der die Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges entkeimte. Treu am Rest mittelalterlicher Erinnerungen festhaltend, feierte man im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation noch immer die Kaiserkrönungen, schwang ein Herold wie früher das Reichsschwert nach allen vier Himmelsrichtungen, gleich als ob die Welt wie einst dem Kaiser gehorche, sobald ihm in der Stadt am Main die ehrwürdige Krone angeblich Karls des Großen aufs Haupt gedrückt worden war —, in Wahrheit erschöpfte sich die Kraft der Deutschen in engen Kreisen, wurde deutsches Land der Boden, auf dem die glücklichen

Rivalen ihre Kriege um europäische Geltung auszufechten kein Bedenken trugen. Inzwischen aber hatte Preußen den Aufstieg zur Höhe begonnen, um dann die Feuerproben des Siebenjährigen Krieges und der Befreiungskriege siegreich zu bestehen, um gleichzeitig mit dem neuen Geistesleben eines Kant und Goethe sich zu erfüllen. Mühsam genug fügten sich einem Bismarck die Steine zum Bau des neuen Deutschen Reiches, der entscheidenden Ursache und Vorstufe unseres Daseinskampfes, den wir auf uns nehmen mußten, weil die Welt uns ein Weltreich unserer Art nicht gönnen mag, das wir nicht weniger nötig haben als unsere Feinde für sich selbst. Unser Eintritt in die Oligarchie der Weltreiche vollzieht sich unter gewaltigen Widerständen: es wird und muß kommen, weil unsere Kräfte zu Wasser und zu Lande sich bewährten, weil ihre Leistungen zugleich Bürgschaften dafür sind, daß unser Volk sich zum hochgesteckten Ziel seiner Geschichte durchringen kann. „Das Reich muß uns doch bleiben", so heißt's im Liede Luthers; der Deutsche der Gegenwart weiß: „Das Weltreich muß uns werden." Dem mittelalterlichen Imperialismus deutscher Herrschergestalten war es verhängnisvoll gewesen, daß er zu wenig Widerstand zu beseitigen hatte, als er nach dem Symbol des Kaisertums griff[20]). Der Imperialismus unseres ganzen Volkes in der Gegenwart muß unter Kämpfen und Opfern sonder Maß und Ziel seine Grundlage sich schaffen und sichern. Er ist das Gemeingut einer Nation, die dank solchem Stachel in Tätigkeit bleibt, um den künftigen Geschlechtern das neue und freie Weltreich über Land und Meer als einen unantastbaren Besitz zu überweisen. Das Wort des Großen Kurfürsten: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist" gilt heute und immerdar: es mahnt an schwere, herrlich große und weltweite Pflichten, denen wir jetzt und in aller Zukunft gewachsen sein müssen, um zu leben und unser Dasein zu erhalten[21]).

[1]) Gedanken und Erinnerungen I (Stuttgart 1898), S. 121. II (1898), S. 171. Eigenartig, wenn natürlich auch zufällig, ist die Übereinstimmung des Gedankens mit einer Stelle in der simplizianischen Schrift aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts „Deß weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel" (herausg. von A. Keller, Bibliothek des Literarischen Vereins XXXIV, Stuttgart 1854, S. 1064f.): „Es ist aber schon vorlängst eine allgemeine Sucht eingerissen, der Art daß diejenige, so daran kranck liegen, weit von ihrem Vatterland gebürtig zu seyn wünschen; diese wurde so hefftig, daß auch aus selbiger ungereimten Thorheit ein Sprichwort entsprungen, welches man zu denen gesagt, die man verachten wollen, nemlich: Du bist nicht weit her." — In der heutigen Literatur mehren sich die „ismen" von Tag zu Tag; selbst Wortformen wie Bismarckismus, Europäismus, Skandinavismus werden verbreitet, ganz abgesehen von Militarismus, Panislamismus, Panmongolismus, Panslavismus usw., während Neoimperalismus zuerst in Frankreich geprägt zu sein scheint; vgl. M Üvelhör, Frankreichs finanzielle Oligarchie (a. u. d T.: Der Deutsche Krieg herausg. von E. Jäckh, Nr. 66. Stuttgart und Berlin 1915), S. 18ff.

[2]) Vgl. F. Salomon, Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart (Quellensammlung, herausg. von G. Lambeck, II 131), Leipzig und Berlin 1916 und die glänzende Untersuchung desselben Verfassers in dem Buche: Der britische Imperialismus, ein geschichtlicher Überblick. Leipzig und Berlin 1916; s. auch die Broschüre: Britisches gegen deutsches Imperium. Von einem amerikanischen Iren. Mit einem Vorwort von

Sir Roger Casement. Berlin 1915. O. Franke, Englischer Imperialismus und asiatischer Universalismus: Deutsche Politik 7. Juli 1916, Nr. 23, S. 1190 ff. J. Hashagen, Zur inneren Geschichte des englischen Imperialismus: Das neue Deutschland IV (1916), S. 316 ff. O. Spies, Englische Weltpolitik: Der Krieg 1914—1916 herausg. von O. Schäfer I (Leipzig und Wien 1916), S. 102 ff.

[3]) A. Dix, Deutscher Imperialismus (Leipzig 1912), S. 1 (hier auch die freilich etwas ungelenke Übersetzung des Wortes). — Literaturangaben über den Imperialismus der Gegenwart wird man hier nicht suchen, immerhin seien einige Schriften genannt, die der Verfasser dankbar benutzte: A. Grabowsky, Der innere Imperialismus: Das neue Deutschland I (1914), S. 117 ff.; Deutscher Glaube und deutscher Imperialismus: ebd. III (1915), S. 845 ff; Deutscher und englischer Imperialismus: ebd. IV (1916), S. 218 ff.; Die Zukunft Deutschlands als Weltmacht: ebd. V (1916), S. 29 ff.; Deutscher Imperialismus: ebd. V (1916), S 113 ff. J. G. Hagmann, Der Imperialismus der Gegenwart. St. Gallen 1915. J. Hashagen, Deutscher Imperialismus: Das größere Deutschland 1916 Nr. 22, S. 673 ff.; Weltpolitik und Weltkatastrophe; ebd. 1916 Nr. 37, S. 1154 ff.; Geschichte der Weltpolitik I, II (1871 bis 1914; a. u. d. T.: Aus Natur und Geisteswelt Nr. 553, 554). Leipzig 1916. P. Herre, Weltpolitik nnd Weltkatastrophe. 1890—1915. Berlin 1916. V. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, übers. von E. Koch. Leipzig 1914. K. Kumpmann, Imperialismus und Pazifismus in volkswirtschaftlicher Beleuchtung (a. u. d. T.: Der Deutsche Krieg herausg. von E. Jäckh, Nr. 72). Stuttgart und Berlin 1916. Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung IX (Stuttgart und Berlin 1916), S. 339 ff. E. Marcks, Die imperialistische Idee in der Gegenwart (a. u. d. T.: Neue Zeit- und Streitfragen herausg. von der Geheftstiftung zu Dresden, Nr. 1). Dresden 1908; Der Imperialismus und der Weltkrieg (a. u. d. T.: Vorträge der Geheftstiftung zu Dresden, 8. Band, 1916, 1. Heft). Leipzig und Dresden 1916 (jetzt wiederholt in der Sammlung von E. Marcks, Männer und Zeiten II, 4. Aufl., Leipzig 1916, S. 347 ff). A. Paquet, Der Kaisergedanke (Frankfurt am Main 1915), S. 31 ff. G. Steffen, Weltkrieg und Imperialismus. Jena 1915. M. Weber, Deutschland unter den europäischen Weltmächten: Die Hilfe 1916, Nr. 45, S. 785 ff.; s. auch F Lenz, Macht und Wirtschaft. Die Voraussetzungen des modernen Krieges (a. u. d. T.: Weltkultur und Weltpolitik herausg. von E. Jaeckh. Deutsche Folge Nr. 5). München 1915. E. Schulze, Deutschlands Weltmachtstellung. Der wirtschaftliche Kampf auf dem Weltmarkt als Kriegsursache (a. u. d. T.: Zeitspiegel Nr. 4 herausg. von H. Mühlbrecht). Berlin 1915. W. Seitz, Der Ernst der Stunde: Süddeutsche Monatshefte November 1916, S. 247 ff.

[4]) Zum folgenden vgl. F. Ratzel, Politische Geographie (München und Leipzig 1897), S. 322, 433 ff. E. Schöne, Politische Geographie (Leipzig 1911) S. 18, vornehmlich aber die Arbeit von G. Schneider, Die großen Reiche der Vergangenheit und Gegenwart (Leipzig 1904), bes. S. 50 mit einer übersichtlichen Tabelle, die hier z. T. wiederholt sein mag.

Name des Reiches	Größe	Geographischer Horizont	Prozente
Deutsches Reich um 1040	1 Mill. qkm	30 Mill. qkm	3 1/3
Vereinigte Staaten von Amerika . . .	9,5 „ „	135 „ „	7
China	11,1 „ „	135 „ „	8 1/4
Reich der Assyrer	0,9 „ „	10 „ „	9
Imperium Romanum	5,4 „ „	40 „ „	13 1/2
Russisches Reich	22,6 „ „	135 „ „	16 3/4
Britisches Reich	29 „ „	135 „ „	21 1/2
Reich Alexanders des Großen	5,3 „ „	22 „ „	24
Reich der Perser	5,6 „ „	18 „ „	31

[5]) Treffend ist die Bemerkung von F. Gregorovius, Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte (München 1890), S. 4: „Wir sind gewohnt, von Weltmonarchien zu reden, obwohl die so hyperbolisch bezeichneten Reiche nicht die Welt umfaßt haben. Sie haben indes die geschichtliche Welt in ihrer Zeit bedeutet, weniger durch ihre geographische Ausdehnung als weil die in ihnen zusammengefaßte Völkereinheit den höchsten Grad der Gesittung darstellt, zu dem in ihrer Epoche die Menschheit gelangt war"; s. jetzt vor allem U. Wilcken, Über Werden und Vergehen der Universalreiche (Bonn 1915), S. 8: „Die Idee der Weltherrschaft im strengen Sinne des Wortes, im Sinne einer exklusiven Herrschaft eines Staates über die ganze Erde, muß uns heute, wo wir den ganzen Planeten kennen, als eine Utopie erscheinen. Im fernen Altertum aber, als man nur einen kleinen Teil der Erde kannte, da war es praktisch möglich, die Alleinherrschaft über diesen bekannten Teil zu gewinnen, und viele Völker sind diesem Ziele nachgejagt, und viele Herrscher haben sich stolz als Weltherren bezeichnet. Freilich blieb in der Regel ein gewisser Erdenrest jenseits der erreichten Grenzen übrig, den man wohl kannte, gegen den man aber dem schönen Titel des Weltherrn zuliebe die Augen verschloß, oder den man auch mit zu beherrschen fingierte. Wir nennen die Reiche, die eine solche exklusive Weltherrschaft beanspruchten Universalreiche und trennen sie damit von denjenigen Großstaaten oder Weltmächten, die nur nach Geltung in der Welt neben anderen Weltmächten streben."

[6]) Vgl. Daniel 2 V. 37ff. und 7 V. 3ff., dazu E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie (5. und 6. Aufl., Leipzig 1908), S. 74f. H. von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung (Stuttgart 1887), S. 645f. F. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (München und Leipzig 1885), S. 211 mit Anm. 1. — Professor Dr. J. Geffcken-Rostock verwies mich gütigst auf die Studie von C. Trieber, Die Idee der vier Weltreiche: Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie herausg. von G. Kaibel und C. Robert XXVII (1892), S. 321ff. Nach ihr ist die Deutung des letzten bei Daniel erwähnten Reiches als des römischen strittig gewesen; die von Hieronymus gegebene Deutung aber ist bald Gemeingut geworden. Keinesfalls war Daniel in der Ansetzung von vier aufeinanderfolgenden Reichen originell, sie geht vielmehr auf einen Griechen und die Zeit von etwa 190 vor Christi Geburt zurück. Fraglich ist, wie bei diesem Griechen die Reihe der vier Reiche gestaltet war: entweder Assyrien, Persien, Hellas-Makedonien und Rom oder Assyrien, Medien, Persien, Hellas-Makedonien.

[7]) Der Ludus de Antichristo, herausg. von F. Wilhelm (a. u. d. T.: Münchener Texte Nr. 1, München 1912), S. 4ff.

[8]) Tutte le opere di Dante Alighieri, herausg. von E. Moore (3. Aufl. Oxford 1904), S. 410 § 3.

[9]) Ebd. S. 411 § 1; vgl. dazu F. Gregorovius, a. a. O. S. 13, der auf das altrömische Vorbild hinweist. Merkwürdig sind auch die Parallelen zum britischen Imperialismus, wie ihn F. Brie (Die imperialistischen Strömungen in der englischen Literatur. Halle an der Saale 1916), nach ihm W. Dibelius (Deutsche Politik 1916 Nr. 43, S. 1862ff) und G. Sarrazin (Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik IX, 1916, S. 1075ff.) kennen gelehrt haben; s. auch F. Loofs, William Sanday über den Krieg: Deutsch-Evangelische Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus, herausg. von W. Kahl und M. Schian VI (1915). S. 300f.

[10]) Monumenta Germaniae historica. Constitutiones IV ed. J. Schwalm (Hannover und Leipzig 1909—1911), S. 799 ff. Nr. 802.

[11]) Vgl. R. Schröder, Die deutsche Kaisersage. Heidelberg 1891. F. Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896. G. Schultheiß, Die deutsche Kaisersage vom Fortleben und von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. Berlin 1911.

[12]) Vgl. J. Bryce, Das heilige römische Reich. Übers. von A. Winckler. Leipzig 1873. H. von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung

S. 151 ff. J. Hartung, Die Lehre von der Weltherrschaft im Mittelalter. Ihr Werden und ihre Begründung. Halle a. d. S. 1909. W. Rüsen, Der Weltherrschaftsgedanke und das deutsche Kaisertum im Mittelalter von Otto d. Gr. bis auf Heinrich VI. Halle a. S. 1913. F Stieve, Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. Eine Auswahl wichtiger Äußerungen und Zeugnisse, München 1915. H. Grauert, Deutsche Weltherrschaft?: Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg, herausg. von G. Pfeilschifter (Freiburg i. Br. 1915), S. 357 ff. und vor allem den inhaltreichen Vortrag von H. Finke, Weltimperialismus und nationale Regungen im späteren Mittelalter (a. u. d. T.: Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft, Heft 4). Freiburg i. Br. und Leipzig 1916.

[13]) Vgl. K. Zeumer, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Studie über den Reichstitel. Weimar 1910.

[14]) Vgl. W. Henze, Über den Brief Kaiser Ludwigs II. an den Kaiser Basilius I. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XXXV (1910), S. 661 ff.

[14a]) Aus einem Briefe des Königs Wenzel (abgesetzt 1400, † 1419) an den König von England angeführt von J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters I (19. und 20. Aufl., Freiburg i. Br. 1913), S. 524.

[15]) K. Zeumer, Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit (2. Aufl., Tübingen 1913), S. 105.

[16]) C. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums (3. Aufl., Tübingen 1911), S. 168.

[17]) J. Bryce, Das heilige römische Reich S. 397.

[18]) Vgl. auch F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I, (5. Aufl., Stuttgart 1910), S. 17 ff.

[19]) Vgl. U. Stutz, Kirchenrecht § 42 und 43: Enzyklopädie der Rechtswissenschaft, herausg. von Holtzendorff-Kohler V (7. Aufl., Leipzig und Berlin 1914), S. 358 ff.

[20]) Vgl. zu diesem Gedanken P. Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins (a. u. d. T.: Aus Natur und Geschichte Nr. 511. Leipzig und Berlin 1916), S. 17, 26.

[21]) Zu den Schlußgedanken vgl. die eindringlichen Darlegungen von A. Hettner. Die Ziele unserer Weltpolitik (a. u. d. T.: Der deutsche Krieg, herausg. von E. Jäckh Nr. 64). Stuttgart und Berlin 1915.

Man vergleiche auch die Aufsätze über Imperialismus in den „Grenzboten" der letzten Jahrgänge.

Zur Erklärung des französischen Einflusses auf Holland

Von Käthe Miethe

Der unaufhaltsam strömende Einfluß des französischen Geisteslebens auf Holland beruht auf einem psychologischen Faktum, das der französischen Propaganda in Holland die Arbeit sehr erleichtert, ihr eigentlich direkt in die Hände spielt. Die Tragweite und die Selbstverständlichkeit dieser Erscheinung ist wohl nur einem Ausländer, der jetzt in Holland lebt, ersichtlich und ihre Erklärung kann von einem Deutschen nur dann in ihrem ganzen Umfange und ihrer Berechtigung anerkannt werden, wenn dieser den Glauben an unbedingtes Zusammengehörigkeitsgefühl und den naturgemäßen Zusammenschluß der germanischen Völker nicht vertritt. Das Ideologische dieses Wunsches hat der jetzige Krieg genügend bewiesen, und doch ist die Erkenntnis der Tatsache, daß die Sympathien der Nationen nicht von Rasseninstinkten geleitet werden, immer noch viel zu wenig durchgedrungen. Hollands tiefgehende Sympathie für Frankreich wäre eigentlich Beispiel genug. Denn trotzdem deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft in Holland einen hohen Platz einnehmen, und viele Holländer zu Studienzwecken nach Deutschland gehen, werden wir Deutschen doch für den Holländer immer der „östliche Nachbar" bleiben, mit dem gleichen Klang im Worte, den wir ihm selber verleihen, wenn wir von unseren eigenen östlichen Nachbarn, den Russen, sprechen. In den Augen des Holländers ist Deutschland immer noch in seiner Gesamtheit eine kulturlose Nation, die zwar einzelne hochstehende, künstlerisch und wissenschaftlich hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat, in ihrer Allgemeinheit aber ein Parvenüvolk mit gröberen Instinkten geblieben ist.

Die Ähnlichkeit, die die deutsche Sprache mit der holländischen verbindet, nimmt ihr für den Holländer den Reiz der Fremdheit. Wer eine der beiden Sprachen, sei es deutsch oder holländisch als seine Muttersprache kennt, und die korrespondierende Sprache dazu später hört und lernt, wird niemals das Erfrischende und Anreizende empfinden, sich in einem anderen Kulturkreis und in einer neuen Atmosphäre zu bewegen. Denn mit dem Grad der Verschiedenheit in Ausdrucksmöglichkeiten und Klang wachsen Genuß und Bereicherung, die die Beherrschung einer fremden Sprache gewähren. Diese bedeutenden Vorteile hat die französische Sprache und mit ihr das gesamte

französische Geistesleben in Holland vor dem deutschen voraus. Zudem atmet die französische Sprache eine auch in den Augen des Holländers anerkannt alte und hochgezüchtete Kultur, die der holländischen sehr wesensfremd ist. Diese Wesensfremdheit aber wirkt auf den Niederländer besonders anziehend und begehrenswert, weil Holland selbst, im gesicherten Besitze einer alten Kultur, die so lange vererbt ist, daß sie keiner mühevollen Aneignung und Arbeit des einzelnen mehr bedarf, nun geneigt und auch schon darauf angewiesen ist, sich mit der Kultur einer anderen Rasse zu verbinden und sich neuen Lebensstoff zuzuführen.

Die holländische Sprache ist schwerfällig und klanglos. Sie entbehrt für den Ausländer auch in ernsten Situationen nie einer gewissen Komik und der Verdacht eines Dialekts wird ihr immer anhaften. Welche Möglichkeiten irisierender und zarter Dichtung in dieser Sprache verborgen sind, wird nur wenigen Fremden offenbar, denn die holländische Umgangssprache verrät davon nichts. Und bis zum Verständnis der Dichtungen eines Borel und Frederik van Eeden führt ein längerer und kein müheloser Weg.

Dagegen hat die französische Sprache auch im Alltag einen unwiderstehlichen Charme und wenn man einmal unter lauter Holländern zwischen den farblosen Kehllauten ihrer Sprache eine französische Unterhaltung hört, so wirkt das Klingende und Wechselvolle im Ausdruck dieser romanischen Sprache auffallend stark faszinierend auf das Ohr. Auch auf einen Deutschen.

Der Holländer, den die geographische Lage seines Landes immer zu einer praktischen und verstandeskühlen Überlegung nötigt, dessen größte und lebensvollste Städte hauptsächlich die bedeutendsten Häfen des Landes repräsentieren, wird von dem müheloser genießenden Franzosen, dessen Lebenszentrum, Paris, eingebettet inmitten eines fruchtbaren Landes liegt, immer angezogen werden. Allein mit dem Namensklange Paris verbinden sich für den Holländer Vorstellungen von einem amüsanten vornehmen Gesellschaftsleben, von Musik, Premièren, Kunstsalons und von Genüssen in unerschöpflicher Fülle. Und der Holländer will jetzt in jeder Hinsicht genießen. Er braucht das Fremdartige und Leichte in Kunst und Lebenshaltung zum Anreiz seiner müde gewordenen und erschlafften Sinne.

Holland steht seinem direkten westlichen Nachbarstaat Belgien ganz anders gegenüber. Diese Tatsache stellt die Begründung des großen französischen Einflusses auf die Niederlande in noch schärfer umrissenes Licht. Die Sympathien für die Belgier, die jetzt in Holland naturgemäß stark in den Vordergrund treten, und an deren wirklichem Vorhandensein auch noch sehr gezweifelt werden kann, nähren sich an dem stolzen Gefühl, Heimatlose und Vertriebene beschirmen zu können, an der Sympathie für Frankreich und an der Sorge vor einem gleichen Geschick. Einen kulturellen Einfluß könnte Belgien niemals auf Holland gewinnen, denn der Holländer weiß mit seinen ererbten Instinkten für echte Kultur den französischen Abglanz, der die Belgier wie ein abgetragenes Ge-

sellschaftskleid schmückt, sehr richtig einzuschätzen. Im Grunde verachtet Holland ein Volk, daß von der großen Masse bis in die höchsten Kreise hinauf die Geistlichkeit für sich denken und handeln läßt, und sich für seine eigene Person mit einem „Klein-Paris" völlig begnügt.

Frankreich ist sich seines Einflusses auf Holland erst seit dem Kriege so ganz bewußt geworden. Aber man jammert jetzt nicht allein in Frankreich über die bisherigen Unterlassungssünden der Propaganda, sondern strebt in jeder Beziehung, seine Chance restlos auszunutzen. Der Umfang des französischen Einflusses auf Holland ist jetzt für Frankreich eine Frage von weitestgehender politischer und wirtschaftlicher Bedeutung geworden. Darum wird Holland seit den letzten Jahren von französischer Seite mit kultureller Propaganda überschwemmt und mit den geistigen Produkten seines westlichen Freundes nahezu überfüttert. Denn es handelt sich jetzt für Frankreich nicht nur um die Popularisierung seiner eigenen Kultur in Holland, sondern vor allem um die Verdrängung und Ausrottung des Ansehens und der Macht, die deutsche Kunst und Wissenschaft bisher in Holland besessen hatten.

Daß Sympathien alles überwindend sind, zeigt sich auch hier. Keine andere Nation, selbst keine, die Frankreich befreundet ist, dürfte sich soviel Gastrechte in Holland anmaßen, wie es jetzt Frankreich tut. Jeder plumpen oder auffälligen Annäherung gegenüber ist man in Holland sonst überaus empfindlich und pflegt auch aus seinen diesbezüglichen Gefühlen kein Hehl zu machen. Der französische Zustrom findet aber in Holland noch immer begeisterte Aufnahme und Interesse. Der Langmut der Holländer gegenüber der französischen Bücher- und Vortragspropaganda läßt sich nur unter dem Gesichtspunkt verstehen, daß die Eitelkeit auf holländischer Seite eine entscheidende Rolle spielt, denn man möchte immer werden, wie das ist, was man liebt.

Reichliches, wenn auch durchaus einseitiges Illustrationsmaterial zu dem bisher Gesagten findet sich in dem Dezember- und Januarheft 1916/17 einer im Haag erscheinenden Zeitschrift „Revue de Hollande", die in der Kriegszeit von der französischen Propaganda in Holland begründet wurde, um mit den feinsten Mitteln französischer Sprache, französischen Geistes und französischen Geschmacks auf die Niederlande zu wirken.

Von den Herausgebern dieses Monatsblattes war eine Rundfrage an Holländer von wissenschaftlichem und künstlerischen Ruf ergangen, die Material über den Einfluß der französischen Kultur in Holland sammeln sollte. Die aufgestellten Fragen bezogen sich besonders auf Reiseeindrücke von Holländern in Frankreich und auf Angabe des einflußreichsten Werkes aus französischer Wissenschaft und Kunst.

Da diese Rundfragen sehr geeignet waren und auch darauf hinzielten, in Holland eine Front gegen die deutsche Kultur zu errichten, sind die meisten bei der Zeitschrift eingegangenen und dort veröffentlichten Antworten durchaus polemischen Charakters und haben für eine sachliche Feststellung nur geringen Wert.

In die Meinungsäußerungen der holländischen Kapazitäten hat sich aber für unser Thema doch manches verirrt.

Wieviel eigene Werte sich Holland von der französischen Propaganda willig und geschmeichelt rauben läßt, geht aus dem Brief des holländischen Literaturhistorikers Dr. Prinsen hervor, der zu Du Bellays Versen:

„France, mère des arts, des armes et des lois
Tu m'as nourrie longtemps du lait de ta mamelle",

über französische Inspiration auf holländische Dichter schreibt:

„Holland kann diese Verse Du Bellays nur in einer Regung tiefster Dankbarkeit nachempfinden. Aber dieses Kind (Holland), dessen Ernährerin Frankreich war, hat seinen eigenen Charakter besessen, hat seine urwüchsige Lebenskraft aus seiner Heimaterde, aus seiner klaren oder nebeligen Luft empfangen und in seiner Blütezeit eine sehr spezielle und bedeutende Kunst hervorgebracht. ... In unserem ganzen Dasein besteht gewissermaßen eine geheime Anziehungskraft zwischen dem Holländer und dem Franzosen: Dieselbe Liebe für persönliche Freiheit, derselbe Sinn für freie und gesunde Ordnung, die sich niemals unter eine bleierne, militärische Zucht bückt, dasselbe Verlangen nach Klarheit und Einfachheit auf geistigem Gebiet."

Der gleiche holländische Gelehrte nennt die Sprache der „douce France" eine zweite Muttersprache für die holländischen Künstler, Staatsbeamten und Aristokraten und achtet so das Armutszeugnis seiner wahren Muttersprache für nichts.

Wie kritiklos sich die holländische Empfänglichkeit für alles, was französisch ist, gebärdet, sagt uns van Rossems Antwort an die „Revue":

„Die geheime Zauberkraft, die allein von dem Namen Frankreich ausgeht, hat in uns in letzter Zeit eine tiefe, sich auf alle Gesellschaftsklassen erstreckende Sympathie geweckt. ... Wir leben unter französischem Gesetz. Unsere Fröhlichkeit ist französisch und lebt von französischen Erinnerungen, unsere Streitigkeit mit Frankreich bildet den Hintergrund zu unserer Geschichte. Es ist kein Boden mehr bei uns, auf den nicht Frankreich seinen Stempel gedrückt hat. Unsere Klassiker sind in französischen Schulen gebildet. ... Die Zukunft gehört der französischen Musik, und wenn die französischen Verleger ihre Nachlässigkeit und liebenswürdige Indolenz abschütteln würden, um ihre Kraft der Organisation einer verständigen Propaganda zu widmen, dann bin ich überzeugt, daß man bei uns bald die lärmenden Neuerscheinungen unseres östlichen Nachbarn, die jedes guten Geschmacks bar sind, nicht mehr verkaufen würde."

Auf alle Höhepunkte der Leistungen holländischer Kunst und Wissenschaft bemühen sich so die Einsender der „Revue de Hollande" den schwächenden und zweifelhaften Glanz französischer Beeinflußung und Unterstützung zu werfen, und nicht mehr die Kultur ihres Vaterlandes, sondern der Abglanz französischer Kultur auf der eigenen hat für diese Holländer Wert.

Trotz ihrer mangelnden Sachlichkeit bedeuten diese Kundgebungen, die in Holland die enge Anlehnung an Frankreich gewissermaßen als Parole ausgeben, ein bleibendes Dokument für die aufs höchste gesteigerte Empfänglichkeit der Holländer für französisches Geistesleben.

Die vielen feinen Fäden der Sympathien, die Holland mit Frankreich verbinden, konnten hier nur aufgedeckt, aber nicht in ihrem Lauf und in ihren Konsequenzen we ter verfolgt werden. Es handelt sich aber hier um ein völkerpsychologisches Geschehen, das erkannt und verstanden werden muß, weil die Länder der Welt jetzt um die Sympathien der Völker miteinander ringen.

Neue Bücher

Fredrik Böök „Deutschland und Polen". München 1917, Verlag von F. Bruckmann. 2 M.

Von der Überfülle der den deutschen Büchermarkt überschwemmenden Kriegsliteratur hat nur die eine oder die andere Schrift bleibenden Wert; daß zu diesen wenigen die vorliegende des Schweden Böök gehört, erkennt der Leser sehr bald und wird von der deutschen sachverständigen Kritik durchweg anerkannt. Mit Recht. Denn was der Herausgeber und Übersetzer, Stieve-München, von einer früheren Veröffentlichung Böoks „Im französischen Kampfgebiet" sagt, sie gehöre zu den ganz wenigen Schriften der neutralen Welt, die nirgends das — bei unseren Feinden und auch zumeist bei den Neutralen vermißte — sachliche Werturteil vergessen, die also wirklich objektiv sind, gilt auch von der vor kurzem erschienenen, die ihre Entstehung einer Reise durch Kongreß-Polen im Frühjahr 1916 verdankt, zuerst bruchstückweise im „Swenska Dagbladet", dann als Sammelband veröffentlicht worden ist und heute an die deutsche Leserwelt in guter Aufmachung und einwandsfreier Übersetzung herantritt.

Der Verfasser, der sich durch umfangreiche und eindringende Studien auf das ihm unbekannte Thema vorbereitet hatte, hat die seltene Gabe, mit scharfem Blick das Wesentliche zu erfassen, das Richtige und Wichtige herauszufinden und alles Nebensächliche, Zufällige mit nicht irrendem Urteil auszuscheiden; er ist deshalb in der Lage, auf dem engen Raum von 132 Seiten eine erstaunliche Fülle von Gedanken und Tatsachen und zwar in einer sehr ansprechenden, anschaulichen, zu eigenem Nachdenken anregenden Darstellung zu bieten; er hat ferner die Gabe,

sich in fremdes Wesen, die Seele anderer Völker hineinzuempfinden und sie kurz, knapp, stets treffend zu charakterisieren. Dabei ist er ein Menschenfreund, aber ohne den üblichen — leider auch bei uns Deutschen nicht seltenen — Phrasen- und ideologischen Dogmenschwall; ihm ist nichts Menschliches fremd und herzliche Anteilnahme an allem Leid und Jammer, die der Menschen Erbteil sind und sie heute so furchtbar heimsuchen, eigen; er ist Idealist und wünscht der Menschheit jeden möglichen Fortschritt, aber doch so weit Realist, daß er nicht vergißt, daß der Mensch des Menschen ärgster Feind ist, und daß jeder Fortschritt Menschenwerk, d. h. Stückwerk sein wird.

Drei Fragen sind es, die er sich beantworten möchte: Was wird die Zukunft der Ostjuden sein? Wie ist das polnische Problem zu lösen? Welches ist die Eigenart des — der ganzen Welt so unsympathischen — preußischen Wesens? Um mit der letzten anzufangen; er sieht in uns, in unserem Königtum und unserer Bureaukratie die Verkörperung des kategorischen Imperativs der Pflicht; nicht ohne einen leisen Anflug von Humor und mit einem gewissen Staunen stellt er fest, daß unsere Beamten (ganz sicher unbedankt) jenseits der Prosna den Augiasstall russischer Unkultur ausmisten und Grundlagen zu einer neuen, nüchternen preußischen Kultur legen, auf denen die Polen — vielleicht — einen dauerhaften Staatsbau aufführen werden. Das Leumundszeugnis, das er uns ausstellt, verdienen wir und verpflichtet uns als etwas Ungewohntes und Unerwartetes zu Dank. Was die Polen anbetrifft, so hat Bööt ersichtlich für sie Sympathien; namentlich das Bauernvolk hat es ihm angetan, dessen Tüchtigkeit und Bildungsfähigkeit ja unverkennbar ist; er wünscht dem neuen Staate Selbständigkeit, betont aber, daß eine nach allen Seiten hin vollkommen freie und unabhängige Stellung für ihn eine politische Unmöglichkeit sei; solch „Staat zweiter Ordnung" müsse sich militärisch — übrigens auch wirtschaftspolitisch — an die Machtgruppe anschließen, die den früheren Unterdrücker in Schach halte. Wozu mancher Pole ein schief Gesicht schneiden und gar über die Meinung, Deutschland könne als Entgelt für die großen Opfer, mit denen es das polnische Königreich neu aufbaue, den Anspruch erheben, daß aller Irredentismus verschwinde und alle Gegensätze durch wechselseitiges Entgegenkommen beseitigt werden, hohnlachen wird. Ganz besonderer Anerkennung wert ist, daß unser Autor den Kern der Ostjudenfrage erfaßt und die dringende Notwendigkeit ihrer Lösung erkannt hat. Die Ostjuden schrecken prima vista ab, was der Grund so vielfach absprechender Urteile ist. Bööt ist einer der wenigen, die nicht die Mühe scheuen, durch die Schale bis zum Kern hindurchzudringen, die Seele des Ostjuden zu studieren und in ihrer Eigenart zu erfassen; nur so kann es gelingen und gelingt es ihm, die, trotz aller Not und Verelendung, alles zunächst Unerfreulichen und Abstoßenden, unverwüstliche Gesundheit, Gutartigkeit und Entwicklungsfähigkeit der Ostjudenseele wahrzunehmen, schöne, ja ergreifende Worte der Anerkennung zu finden und den empfänglichen Leser für den Wunsch zu gewinnen, auch dieses Volk möchte aus seinen Leiden erlöst und ihm eine Existenz als selbständiges Volk geschaffen werden. Seine Sympathien neigen offensichtlich den jüdischen Nationalisten zu; die dünne Oberschicht polonisierter Juden nennt er sogar mit einem starken Ausdruck Verräter; „die Ostjuden", sagt er und zwar mit Recht, „haben eine nationale Kultur, so arm und verkümmert sie sich auch ausnehmen mag,

eine Sprache und einen Glauben; und man darf nicht vergessen, daß sich in dem unglücklichen Volke tiefe, unbewußte Kräfte regen, daß etwas unbeschreiblich Ergreifendes in dem brennenden Idealismus liegt, dem man mitten in den schmutzigsten, kleinen Judennestern begegnet!" Die Konsequenz davon kann nur sein, was auch Böök schließlich wollen muß: die Wiedergeburt des jüdischen Volkes im eigenen jüdischen Gemeinwesen. In dem, was auch er als möglich erwägt ndu empfiehlt, den Ostjuden in fremder, feindlicher Umgebung, im polnischen Reiche, eine national-kulturelle Autonomie zu schaffen und für die Dauer zu gewährleisten, vermag ich nur ein Surrogat und zwar ein untaugliches zu sehen; sie brauchen ein eigenes Gemeinwesen — unter türkischer Oberhoheit — und werden dann ein Volk von unbegrenzter Dauer sein, während sie andernfalls, wie bisher, viel zu leiden und schließlich doch in den Wirtsvölkern, sich assimilierend und, wie in Westeuropa, absterbend, verschwinden werden.

Böös „Deutschland und Polen" ist ein Buch, das man wieder und wieder lesen kann. Läßt sich mehr zum Lobe eines Buches sagen?

Professor Kranz

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Steinstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Die baltiſche Frage und die ruſſiſche Revolution

Das baltiſche Land iſt einer der Punkte Europas, wo ſich die Intereſſen und Anſprüche der verſchiedenſten Nationen und Staaten kreuzen. Es iſt deshalb kein Wunder, wenn ſich durch alle die letzten Jahrhunderte hindurch dort die Machtausgleiche der mittel-, nord- und oſteuropäiſchen Staaten vollzogen haben. Und es konnte nicht ausbleiben, daß auch dieſer Krieg aufs neue die baltiſche Frage aufrührte. Wo aber die Geſichtspunkte derart durcheinander ſchießen, gilt es für jeden der Beteiligten, ſich von vornherein klar zu werden, an welchem Standpunkte ſich die eigene Stellungnahme zu orientieren hat. Eine ſolche Überlegung führt dann dazu, daß ſich gewiſſermaßen eine Stufenleiter der Intereſſen herausgeſtaltet.

Daß für uns die Intereſſen unſeres deutſchen Vaterlandes in erſter Linie maßgebend ſind, iſt eine bare Selbſtverſtändlichkeit. Trotzdem iſt es nötig, das nicht nur denen gegenüber zu betonen, die eine ſtarre Doktrin, etwa die von der Unrechtmäßigkeit aller Annexionen, über die nüchterne Erwägung der deutſchen Selbſtverwaltungsintereſſen ſtellen. Die gleiche Erwägung iſt auch denen entgegenzuſtellen, die etwa mit rein gefühlsmäßigen Beweisgründen Deutſchland irgendeine Befreierſendung gegenüber unterdrückten Völkern als vornehmſte Pflicht zumuten. Wenn aber derart der Vorrang des reichsdeutſchen Eigenintereſſes anerkannt iſt, ſo ſchließt das nicht aus, daß an zweiter Stelle die Sorge um ein bedrohtes Stück alten deutſchen Kulturbereichs, wie die baltiſchen Provinzen es darſtellen, vollberechtigte Geltung hat. Sofern die übergreifenden Geſamtintereſſen des Reiches es erlauben, beſteht zu gutem Rechte der Wunſch, die baltiſchen Brüder aus der ſlawiſchen Unterdrückung zu befreien und das ehemals deutſche Land dem neuen Reich wieder einzuverleiben. Erſt an dritter Stelle mag dann gewürdigt werden, wieweit durch die von uns vollzogene Löſung der baltiſchen Frage auch die ruſſiſchen Eigenintereſſen gefördert oder gehemmt werden. Eine innerruſſiſche Frage geht uns als ſolche überhaupt

nichts an. Nur insofern wir über den Friedensschluß hinaus irgendwelche feste Pläne über unsere Beziehungen zum russischen Reich verfolgen, muß dieser rein russische Gesichtspunkt ebenfalls in Erwägung gezogen werden.

Die Erörterung der baltischen Frage erfuhr bislang dadurch eine besondere Verwicklung, daß die Möglichkeit oder gar Nötigung uns vor Augen stand, durch Entgegenkommen gegenüber einem noch immer kräftigen russischen Reich zu einem Sonderfrieden mit ihm zu kommen, um so mit gesammelten Kräften unserem hartnäckigsten Feinde, England, entgegentreten zu können. Einem Rußland, wie es uns noch vor wenigen Wochen gegenüberstand, konnte — so schien es — das baltische Land nur mit der Kraft des Schwertes entrissen werden. Und so wurde die Erwägung, ob und wie weit über das bereits besetzte baltische Gebiet hinaus an einen Erwerb gedacht werden könnte, durch die Ungewißheit gedämpft und niedergeschlagen, ob militärisch die Möglichkeit zu weitreichenden Eroberungen noch geboten sei. Auch im Kriege lehrt die Lebensklugheit, aus der Not eine Tugend zu machen. Daß unsere Eroberung an der Düna Halt machen müsse, schien militärisches fait accompli, und schon begann die politische Überlegung sich mit dieser Tatsache abzufinden und sich in ihr, so gut es eben gehen wollte, in ihren Grenzen häuslich einzurichten. Daß durch außermilitärische Ereignisse diese scheinbar rein militärische Angelegenheit plötzlich ein neues Gesicht gewinnen könnte, das wagte man kaum mehr zu hoffen, da die lang ersehnte russische Revolution in immer weitere Ferne abrückte. Nun sich über Nacht alles geändert hat, droht umgekehrt die mühsam errungene Tugend der Selbstbeschränkung zur Not auszuschlagen. Große und auf Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte hinaus entscheidungsschwere Zeiten, wie wir sie heute durchleben, erfordern ein hohes Maß politischer Elastizität, die sich den Möglichkeiten der Stunde blitzschnell anpaßt. So haben wir uns heute zu fragen, welche Möglichkeiten die Ereignisse im Zarenreiche für die Lösung der baltischen Frage aufschließen. Und es ist eine Gefahr, die wir erkennen müssen, um ihr zu wehren, daß wir uns jetzt in unseren Entschlüssen durch die Resignation lähmen ließen, die der Dauerkrieg uns allen auferlegt hatte.

Ein Verzicht auf Gebietserweiterung im Osten ist heute nicht mehr möglich. Dem stehen nicht nur die eindeutigen Worte des Kanzlers entgegen. Die Gründung eines an Mitteleuropa angelehnten Polens macht ein Vorschieben der Reichsgrenze nach Osten zur unbedingten Notwendigkeit. Jener erste Schritt verlangt mit unerbittlicher politischer Logik diesen zweiten. Und so lassen denn auch mannigfache Verwaltungsmaßnahmen in Kurland und Litauen den festen Willen unserer Regierung erkennen, das eroberte Gebiet in irgendwelcher Form dem Reiche wieder anzugliedern. Daß aber nun strategisch, sofern überhaupt an einen Erwerb baltischen Landes gedacht wird, die Dünagrenze höchst unzulänglich, die alte Reichsgrenze der Narowa, des Peipussees und der anschließenden Sümpfe auch heute noch allein befriedigen kann, ist durch das

Zeugnis militärischer Autoritäten belegt. Im übrigen sind hier nicht nur die Kenner des Landkrieges, sondern auch die Fachleute der Marine zu hören. Und für diese ist noch klarer, daß eine deutsche Seegeltung in der Ostsee nach althanseatischer Überlieferung nicht möglich ist, wenn die Hälfte des Rigaschen Meerbusens in russischem Hoheitsbereich bleibt. Dabei ist noch gar nicht einmal mit der Tatsache gerechnet, daß es dem rücksichtslosen englischen Machtwillen bei der Schwäche des revolutionierten Rußland gelingen könnte, sich doch noch auf den Ostseeinseln und in den nördlichen baltischen Provinzen einzunisten. Welche Bedrohung allen übrigen Ostseestaaten dies englische Geschwür am Körper Europas bedeuten müßte, ist wohl selbst dem Harmlosesten offensichtlich.

Soweit der strategische Gesichtspunkt. An zweite Stelle tritt der nationalpolitische. Bekanntlich wird das baltische Land zur Hälfte von einer lettischen, zur Hälfte von einer estnischen Urbevölkerung und sozialen Unterschicht bewohnt. Die Sprachgrenze geht mitten durch Livland, würde also lediglich Kurland dem Deutschen Reich einverleibt, so wäre mit einem Male eine lettische Irredenta geschaffen, die als Ferment einer fortdauernden Gärung wirken würde. In Kurland sind gegenwärtig selbst die einheimischen deutschen Kreise erstaunt, wieviele Letten jetzt mit einem Male deutsch können, die diese Kenntnis in den letzten Jahrzehnten hartnäckig verleugnet haben. Ebenso sind unsere zum Teil feldgrauen Lehrer überrascht, mit welcher Leichtigkeit in den neueröffneten deutschen Volksschulen die Lettenkinder die deutsche Sprache erlernen. Diese Erfahrungen geben guten Grund zur Hoffnung, daß der deutschen Sprache die völlige Herrschaft im Lande schnell wiedergewonnen und ihre Geltung bald dadurch noch erweitert werden kann, daß durch deutsche Einwanderung (Kolonisten aus dem inneren Rußland und Krieger) das deutsche Element auch rein zahlenmäßig zur Übermacht erhoben wird. Als günstiger Umstand kommt dem entgegen, daß ein namhafter Prozentsatz der Letten mit den zurückflutenden russischen Truppen geflohen ist.

Alle diese Hoffnungen einer gedeihlichen Entwicklung würden durchkreuzt, wenn dicht vor den Toren der zurückgewonnenen deutschen Kolonie im lettischen Teil Livlands eine Absplitterung des lettischen Stammes sich dem deutschen Einfluß entziehen und so vom Russentum zur ständigen Beunruhigung des Deutschtums auch in Kurland benutzt werden könnte. Das muß unbedingt vermieden werden, und deshalb ist eine Angliederung des gesamten baltischen Landes vom nationalpolitischen Gesichtspunkt entschieden zu fordern. Diese Einstellung weist aber noch weiter. Auch das baltische Deutschtum selber kommt für eine solche Betrachtung in Frage. Dieses hat sich vom Ursprungsort der Kolonisation, Riga, strahlenförmig im Land ausgedehnt. Deshalb bedeutet Livland, das den Kern des Baltikums bildet, nicht nur geographisch, sondern auch kulturell und ökonomisch insofern den Mittelpunkt des Landes, als dort die bedeutendste Handels- und Industriestadt Riga und das geistige Zentrum des Baltikums, die Universitätsstadt Dorpat, gelegen sind. Überhaupt aber ist

es verfehlt, den Unterschied der drei baltischen Territorien allzu scharf zu betonen. Für Deutschland kommt dieser Unterschied gar nicht in Frage, denn es handelt sich da im Charakter wie in der Sprache um Abtönungen, für die überhaupt nur der Einheimische das Ohr besitzt. Dem Reichsdeutschen tritt nicht der Kurländer, Livländer, Estländer, sondern der Balte als einheitlicher Menschenschlag gegenüber. Und schon seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat im Lande selbst eine Entwicklung eingesetzt, die entschlossen dem gut deutschen Sonderstinn entgegenwirkt und das gemeinbaltische Einheitsgefühl gegenüber dem Territorialpatriotismus stärkt und pflegt.

Es ist bekannt, daß bisher das Deutschbaltentum zahlenmäßig eine kleine Minderheit im Lande bildete. Trotzdem hat es nicht nur geistig und ökonomisch die Führung, sondern hat auch in allen Einrichtungen, die es geschaffen und die dem Land sein soziales Gepräge geben, echt deutschen Geist zum Ausdruck gebracht. Fortdauernd gedrungen, sich gegen übermächtige Gewalten fremder Nationalität zu behaupten, haben sich Bürgertum und Adel dabei fest zusammengeschlossen und sich in Haltung und Art einander so genähert, daß auch der baltische Pastor oder Professor im modernen Deutschland als halber „Junker" empfunden wird. Es erübrigt sich hier, das Baltentum gegen die Vorwürfe zu verteidigen, die sich für manche Schichten des neuen Reiches mit dieser Bezeichnung verbinden. Wer das Baltentum auf dem Boden kennen gelernt hat, in dessen einmaliger Sonderart es wurzelt, der weiß auch, daß dort der Edelmann soviel bürgerlichen Unabhängigkeitssinn und bürgerliche Berufstüchtigkeit zeigt, wie der Bürger adligen Stolz und adliges Ehrgefühl. Der baltische Mensch ist in jener zukunftsträchtigen, aber leider in ihrer vollen geschichtlichen Auswirkung gehemmten Epoche geboren worden, die der eigentlichen Neuzeit voraufging. Die Traditionen des bürgerlichen Spätmittelalters, an die der Freiherr vom Stein, Preußens großer Erneuerer, anzuknüpfen suchte, sind dort noch unmittelbar lebendig und harren der Überleitung in die Moderne. Gleich weit von den Extremen reaktionären Starrsinns und westeuropäischen Ultrademokratismus erbten sich in den besten Vertretern des Baltentums die glücklichsten urdeutschen Überlieferungen in aufgeschlossener Empfänglichkeit und schöpferischer Kraft fort. Alle Kreise des reichsdeutschen Konservativismus und des entschieden nationalen Liberalismus in denen der gleiche Sinn für gewachsene Kultur lebt, werden an diesem Baltentum einen treuen Bundes- und Kampfgenossen gegenüber allen Formen eines geschichtsfeindlichen sozialen und kulturellen Radikalismus finden.

Dieser einheitlichen baltischen Art steht im dreigliedrigen baltischen Land — einstmals als Livland zusammengefaßt — ein sozial und kulturell gleichartig organisiertes geographisches Gebilde gegenüber. Deutsche Institutionen auf ursprünglich ständisch-patriarchalischer Grundlage, deutsche Kultursprache und evangelischer Glaube geben dem baltischen Land eine Geschlossenheit, hinter der die provinziellen Sonderbedingungen gänzlich zurücktreten. Jedenfalls ist

es durchaus irrtümlich, für irgendeines dieser Länder auf Grund seines Sondercharakters ein besonderes Anrecht auf Angliederung an das Deutsche Reich herzuleiten. Nicht zum geringsten Teil ist diese kulturelle Geschlossenheit des Deutschbaltentums auf den russischen Druck zurückzuführen, der auf allen drei Provinzen gleichmäßig lastete. Gerade hier nun erhellt das mitteleuropäische Interesse, das für eine Angliederung des ganzen baltischen Landes spricht. Die kapitalistische Liberalisierung, die sich in jüngster Zeit im russischen Agrarwesen gegen den ursprünglichen Kommunismus durchsetzte, hat bekanntlich einen Landhunger im russischen Muschik erweckt, den man mit Recht als Volksimperialismus bezeichnet hat. Es ist damit zu rechnen, daß dieser sich auch beim Wechsel der Regierungsform auf die Dauer behaupten wird, da er auf der Linie des Fortschritts über die erstarrten zaristischen Gesellschaftsformen hinaus liegt. Daher werden auch die Siedlungspläne Stolypins und Krivoscheins aller Voraussicht nach die gestürzte Selbstherrschaft überleben. Und es werden mit der Zeit auch die Pläne wiederaufleben, das baltische Land mit großrussischen Bauern zu besiedeln und damit auch ethnographisch die russische Grenze um einige hundert Kilometer voranzurücken, die Grenze Mitteleuropas damit ebensoweit zurückzudrängen. So krönt sich das nationalpolitische Interesse, das wir als Deutsche so gut wie als Mitteleuropäer an einem Erwerb des ganzen baltischen Landes haben. Nicht sowohl das Beharren des Russentums im baltischen Land gilt es zu verhindern — denn kulturell gehört das Land noch immer gar nicht zu Rußland — dagegen gilt es, dem drohenden Vorrücken der slawischen Welle nach Mitteleuropa, der radikalen Verdrängung der deutsch-protestantischen Kultur im baltischen Land in zwölfter Stunde ein festes Bollwerk entgegenzusetzen. Und das kann nur geschehen, indem das ganze Baltenland dem Deutschen Reich wieder einverleibt wird, zu dem es fast vierhundert Jahre lang gehört hat.

Soweit die baltische Frage mit ihren inneren, vom Augenblicke unabhängigen Notwendigkeiten. Und nun zum Gebot und den Erlaubnissen der Stunde. In der Tat haben wir, wie Volk und Regierung der Mittelmächte wiederholt einmütig betont haben, nicht den geringsten Anlaß, uns in die innerrussischen Verhältnisse als solche einzumischen. Und zu einer Wiederaufrichtung des Zarismus sind wir um so weniger gedrängt, als er seit den letzten Jahrzehnten keinerlei Gewähr für ein erträgliches Verhältnis zwischen uns und unserem östlichen Nachbarn geboten hat. Eine etwaige Wiederannäherung würde bei der schwankenden Machtgrundlage eines solchen Restaurationsregimes keinerlei Bürgschaft für dauernden Bestand bieten können. Daß aber im russischen Volk durch diesen Krieg eine nachhaltige Gegnerschaft gegen Mitteleuropa Fuß gefaßt hat, die selbst durch eine durchaus denkbare und wünschenswerte Wiederannäherung nach dem Krieg nicht aus der Welt geschafft wird, darüber sollten wir uns gerade in dieser entscheidenden Stunde keinerlei verhängnisvoller Täuschung hingeben. Wenn heute die Friedenssehn-

sucht in der breiten russischen Masse den Schrei der Bourgeoisie nach Konstantinopel übertönt, so ist das wohl verständlich. Es ist aber sicher, daß dieser Schrei wieder Resonanz in den Massen finden wird, sobald die Aussichten für einen Rachekrieg günstig sind. Die ungeheure zahlenmäßige Überlegenheit, auf die Rußland bei seinem Geburtenzuwachs in wenigen Jahrzehnten rechnen darf, wird in absehbarer Zeit solche Siegesaussichten schaffen. Und die Demokratisierung Rußlands, die auf die Dauer wahrscheinlich zu einer rationelleren Ausnützung der russischen Volkskräfte für den zivilisatorischen und technischen Fortschritt führen wird, wird diesen Kriegswillen auf die Dauer der kommenden Jahrzehnte nicht lähmen, sondern steigern. Es ist ein Glück, daß eben dies Anwachsen der russischen Gefahr die beste Gewähr für eine dauernde Festigung des mitteleuropäischen Bündnisses bieten wird. Und man kann hoffen, daß die unerbittliche Logik dieser Tatsachen mit der Zeit auch das schwankende Schweden in diesen Bund hineinziehen wird. Dann aber ist es von äußerstem Belang, ob Deutschland oder Rußland die Ostsee beherrscht. Schieben wir schon jetzt Mitteleuropa bis an den Finnischen Meerbusen oder gar durch Schaffung eines finnischen Pufferstaates bis zum Ozean empor, dann ist Skandinavien bereits halb für Mitteleuropa gewonnen und für den Krieg, den russische Eroberungsgier uns aller Voraussicht nach in einigen Jahrzehnten aufdrängen wird, ist das Schwergewicht Mitteleuropas und damit die Zuversicht auf dauernde Selbstbehauptung gegenüber dem unheimlich andringenden Osten bereits heute wesentlich verstärkt.

Soviel also sagt die russische Revolution gewissermaßen negativ zur baltischen Frage, daß für die gebotene Rechnung mit Jahrzehnten, statt mit Jahren kein Grund vorliegt, ein friedfertiges Rußland als Ergebnis dieser Entwicklung anzusetzen und die nötigen Sicherungsmaßnahmen irgend einzuschränken. Wenn demnach also die Loslösung des zum mitteleuropäischen Kulturbereich gehörigen Westrußlands nach wie vor geboten erscheint, so sind alle Momente zu beachten, die gerade heute dieser Lösung entgegenkommen. Daß die fortschreitende militärische Zersetzung des russischen Heeres uns einen entscheidenden Sieg erleichtern müßte, falls es im Osten überhaupt noch zu größeren Kämpfen kommen sollte, kann bereits heute als sicher angenommen werden. Noch bedeutsamer aber sind politische Nachrichten, die zu uns herüberdringen, wenn schon sie bisher noch nicht in vollem Umfange bestätigt sind. Darnach sind bereits in Livland Loslösungsbestrebungen der Letten und Esten bemerkbar, wie sie schon in der Revolution von 1905/06 zutage traten. Sollten diese Bestrebungen weiter um sich greifen und mit einer Auflösung der Disziplin in der russischen Nordarmee Hand in Hand gehen, so könnte die Möglichkeit einer militärischen Besetzung Livlands und Estlands in eine Nähe rücken, wie wir es noch vor ganz kurzem kaum zu hoffen, geschweige denn zu erwarten wagten. Ob sie freilich ausgenutzt werden solle und könne, hängt mit den allgemeinen militärischen Dispositionen zusammen, die allein Sache

der obersten Heeresleitung sind und nicht dem Vorschlagsrecht der öffentlichen Meinung unterliegen.

Aber selbst wenn wir diese militärischen Möglichkeiten außer acht lassen: auch das Programm der zu immer größerer Macht gelangenden sozialrevolutionären Kreise des russischen Volkes ist den Aussichten einer solchen Annexion nicht durchaus zuwider. Denn es scheint, als sei dort ausdrücklich die Konsolidierung des eigentlichen Rußlands unter Loslösung und etwaiger Verselbständigung oder loser Angliederung angestrebt worden. Von diesen Ideen lassen sich Brücken zu unseren Plänen schlagen. Ein solches Programm bietet Punkte genug, an denen unsere Diplomatie mit Erfolg ansetzen könnte. Denn das in erster Linie wird ihre Aufgabe jetzt sein: die durch unsere Interessen gebotenen Kriegsziele so zu formulieren und zu vertreten, daß sie den neuen Machthabern Rußlands, die die gegenwärtige Kriegskapitalistenregierung ablösen werden, so schmackhaft wie möglich erscheinen und ihren Grundsätzen nach Möglichkeit angenähert werden. Auf diese Methode sind nicht zum mindesten die Erfolge der englischen Staatskunst zurückzuführen. Und unsere Staatsmänner haben gerade hier noch viel zu lernen. Es ist in Deutschland viel zu wenig bekannt, daß das russische Volk den fremdstämmigen Westen gar nicht als zu seinem engeren Vaterland gehörig empfindet. Ein Verzicht auf dieses Land womöglich gegen wirtschaftliche und politische Kompensationen irgendwelcher Art bedeutet daher für das nationalrussische Ehrgefühl keineswegs die Demütigung, die man darin zu sehen geneigt ist. Und vollends bieten die englischen Annexionspläne Handhaben genug, um Rußland auf dem Wege der Verständigung mit dem Verzicht auszusöhnen.

So kommt also, soweit man heute die Lage überblicken kann, positiv ebensogut wie negativ die russische Revolution den Aussichten auf einen Erwerb des ganzen baltischen Landes entgegen. Und es wird immer klarer, daß die Entscheidung bei uns selbst zu suchen ist. Die Kriegszielerörterungen sind länger, als es ein großer Teil unseres Volkes verstehen konnte, durch den Willen der Regierung unterbunden worden. So mußte vieles unterbleiben, was zur Klärung der großen politischen Zukunftsfragen im Bewußtsein unseres Volkes durch zielbewußte Aufklärung hätte geschehen können. Allzu sorgsam hat man die Grenzen des Möglichen erwogen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das vergaß man allzu sehr. Nun eröffnen sich über Erwarten die Wege, und der resignierte Wille unseres Volkes ist der Lage nicht voll gewachsen. Noch vor wenigen Wochen sah es so aus, als hätten wir zwischen England und Rußland zu wählen. Durch den verschärften Tauchbootkrieg gegen England und die Westmächte schienen wir uns für Nachgiebigkeit gegenüber Rußland entschieden zu haben. Das bedeutete eine bedenkliche Verkehrung der Lage für alle die, die auf die Dauer in Rußland die gewaltigste Gefahr für Mitteleuropa sehen, so wenig sie die Zähigkeit und augenblickliche Bedrohlichkeit des englischen Kriegswillens verkennen. Das Glück der Stunde scheint

uns nun die Möglichkeit zu bescheren, mit Rußland einen Frieden zustande zu bringen, der dreierlei in sich vereinigt: die Anpassung an gegenwärtige Tendenzen in starken russischen Parteien, die Gewähr für eine dauernde Sicherung Mitteleuropas und die notwendige Ausdehnung des deutschen Machtbereichs nach Osten. Und es scheint, als wären diese Ziele erreichbar, ohne daß unserem Kriegswillen gegenüber England dadurch die Schwingen gebrochen würden. Weiter konnte uns das Schicksal nicht entgegenkommen. Bei uns liegt es nun, ob wir uns durch Augenblickserwägungen den Blick für die Gefahren und die politischen Bedingungen einer weiteren Zukunft verdunkeln und durch Schwachmütigkeit die Energie lähmen lassen, nicht nur für uns, sondern auch für unsere Kinder und Enkel den Frieden zu erringen, der unser nationales Gedeihen mindestens auf ein halbes Jahrhundert hinaus sichert. Hüten wir uns nur, die Früchte der russischen Revolution grün zu pflücken. Sie reifen für uns und fallen uns in den Schoß, wenn unsere Nerven standhalten und unser Wille sein Ziel kennt. Wehe dem Staatsmann, der hier die Zeichen der Zeit verkennt. Eine ungeheure Verantwortung, die Verantwortung für das Blut unserer Enkel und Urenkel, ist heute in seine Hand gelegt. Und wach und stark sein ist alles.

Deutſchkunde oder Germaniſtik?

Von Profeſſor Dr. Wilhelm Martin Becker

Sanctus amor patriae dat animum
Freiherr vom Stein

Es gärt in unſerem Schulweſen heute mehr als je. Der Krieg hat auch hier nichts Neues geſchaffen, aber Altes entbunden und ſich als der Treiber erwieſen, der den langſamen Trott nicht mag, der Hemmungen aus dem Wege räumt, die bisher dem Vorwärtsſtreben Widerſtand leiſteten.

Man wird dieſe Tatſache hinnehmen müſſen, auch wenn man nicht mit allem einverſtanden iſt, was von Schwarmgeiſtern gepredigt wird. Dem Geſunden zum Leben zu verhelfen, wird die Aufgabe derer ſein, die ſich den Kopf nicht umnebeln laſſen.

Zu den Dingen, an deren Fortſchreiten man ſeine helle Freude haben kann, gehört das Deutſchbewußtſein. Wir haben hinausgeſchaut über die Grenzen des Vaterlandes und haben entdeckt, daß jene Völker, vor denen wir — ſeien wir offen — bis vor kurzem noch eine Miſchung von Scheu und Bewunderung empfunden haben, ganz anders ſind, als wir uns vorſtellten; ſo ganz anders vor allem als wir ſelbſt ſind, nicht graduell uns über, ſondern andersartig, nach Denkweiſe, Idealen, ſittlichen Anſchauungen; und daß es alſo gar keinen Sinn hatte, ſie als Vorbilder für uns aufzuſtellen. Weil wir nun ſelbſt auf einmal zeigen mußten, was in und an uns iſt, ſtanden wir plötzlich vor neuen Erkenntniſſen über unſer eigenes Weſen; der Vergleich mit dem nahegerückten Gegner hob nur ſtärker den Gegenſatz hervor. So erleben wir ein neues Bewußtwerden deutſcher Art. Seine Folgen in Leben und Schaffen, in Handel und Wandel, in Politik und Wirtſchaft ſind noch nicht zu ermeſſen. Aber wir, die wir Deutſche ſind, müſſen dieſes Erwachen begrüßen, weil es uns die Augen öffnet über den einzigen Lebensweg, der uns gemäß iſt.

Der deutſche Sturmwind hat auch in die Schulräume geblaſen. Das Schlagwort von der deutſchen Schule tönt durch die Welt. Wie es bei ſolchen klingenden Worten iſt, verſteht faſt jeder anderes darunter als der Nächſte. Dem einen bedeutet es die Einheitsſchule mit ſtaatlicher Regelung jedes Bildungsganges durch den zur Schätzung der Geiſteskräfte berufenen Lehrbeamten, dem anderen dient es zum Schlachtruf gegen das humaniſtiſche

Gymnasium, der dritte möchte die Beschäftigung mit fremden Völkern aus der Schule ganz beseitigen, uns geistig zum geschlossenen Handelsstaat machen.

Will man diese und die zahlreichen minder extremen Bestrebungen, die unter dem Banner der deutschen Schule fechten, in ihrem Werte erkennen, so wird man die Frage aufwerfen müssen, welche Rolle bisher das Deutschtum in der Schule — speziell in der höheren Schule — spielte und welche Bedeutung es gewinnen sollte.

Unser Deutschunterricht leidet an einer Dreispaltigkeit, die wohl jedem Deutschlehrer schon zum Bewußtsein gekommen ist: er umfaßt eine Technik, eine Wissenschaft und eine Art Seelsorge. Er soll den Schüler im Gebrauche seiner Sprache schulen, er soll Lehrstoffe vermitteln, er soll Gesinnungen anregen. Die erste Forderung ist eine technische; durch Sprech-, Lese-, Schreibübung, grammatische, stilistische Belehrung, Dispositionsübung soll Richtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, logischer Aufbau des Vortrags, womöglich persönlicher Stil erzielt werden. Die deutsche Sprache ist hier das Werkzeug, dessen Handhabung gelernt wird. Dieser Teil des Deutschunterrichts ist ein formaler. Denn es ist durchaus einerlei, welcherlei Gedankeninhalte der sprachlich-logisch-stilistischen Übung zugrunde gelegt werden.

Daneben steht die wissenschaftliche Seite dieses Lehrfaches. Sie ist zweifacher Art, ein Wissen von der Sprache und ihrer Geschichte vermittelnd (wobei sie sich mit der grammatisch-stilistischen Belehrung berühren kann, jedoch ein anderes Ziel hat) und ein Wissen vom Schrifttum und seiner Geschichte darlegend. Das Ziel sind reale Kenntnisse, die noch von ästhetischen Betrachtungen begleitet sein und zu philosophischen Ausblicken führen können.

An dritter Stelle kommt die gefühlsmäßige Wirkung des Deutschunterrichts. Der preußische Lehrplan spricht hier von Belebung des vaterländischen Sinnes. Diese Wirkung auf die Gesinnung des Schülers wird sich je nach der Art des Unterrichts einstellen oder auch nicht einstellen können; wenn irgendwo, so ist hier nicht Methode, sondern Takt ausschlaggebend. Es ist aber klar, daß dieser wichtige Erfolg nur aus der wissenschaftlichen Seite des Unterrichts erwachsen kann, nicht aus der technischen. Hierdurch sind die wissenschaftliche und die gesinnungsmäßige Seite des Unterrichts eng verbunden. Die technische hat mit alledem nichts zu tun, so nötig sie auch ist. Wir können sie hier aus dem Spiel lassen, wenn wir betonen, daß wir in der Liebe zu deutschem Wesen, erwachsend aus seiner Kenntnis, die wertvollste Frucht des Deutschunterrichts überhaupt sehen.

Das Ziel wissenschaftlicher Erkenntnis von deutschen Dingen kann nun nicht sein das Wissen um einzelne Teile deutschen Lebenskreises, etwa um die Literatur oder um die politische Geschichte oder um das von Deutschen bewohnte Stück Erdoberfläche. Denn aus keinem dieser Teile wird die tiefe Liebe geboren, die alles, was deutsch ist, im Herzen trägt, das innige Verhältnis, das den Deutschen erst bewußt deutsch macht. Dieses Gefühl, das man nur ober-

flüchtig berührt, wenn man von vaterländischem Sinn spricht, entspringt nicht aus einem Stückwerk. Es müssen hier Instinkte wachgerufen werden, ein deutsches Gemeingefühl, das aus einem einzelnen Wissenschaftszweig schwerlich kräftig hervorbricht. Es muß alles zusammenkommen, an dem unser Sonderwesen sich ausdrückt, Sage und Geschichte, Kultur und deutsche Zivilisationsform, Sprache, Literatur und Wissenschaft, bildende Kunst und Musik, Frömmigkeit und Philosophie, ja selbst Landwirtschaft und Handwerk, Industrie und Technik, sofern sie nicht internationales Gepräge tragen, kurz alles, woran und insoweit deutsche Art erkennbar ist.

Es ist klar, daß niemand die Gesamtgebiete, die hier aufgezählt sind, Schülern völlig zu übermitteln vermag. Ist doch an vielen Punkten das spezifisch Deutsche noch gar nicht scharf erkannt und hervorgehoben worden. Und doch bleibt die ideale Forderung bestehen, daß wenigstens diejenigen Gebiete von unserer Jugend bewußt überblickt werden, an denen deutsches Wesen besonders klar und in seinem Werden und Sichentfalten unzweifelhaft erkannt zu werden vermag.

Aber haben wir denn nicht schon bisher dafür genug getan? Deutsche Literatur und Geschichte, deutsche Sprache und Geographie — haben sie nicht tausendfältig Gelegenheit geboten, dem deutschen Jungen das Andersein gegenüber fremder Wesensart bewußt zu machen, zumal wenn daneben ein fremdsprachlicher Unterricht, in entsprechender Richtung eingestellt, die Vergleiche bot?

Durch den Lehrplan der Gymnasien und Realanstalten in Deutschland geht der Deutschunterricht mit einem Ansatz von durchschnittlich drei wöchentlichen Stunden, und es wird darin tüchtig gearbeitet, zumal doch auch der ganze technische Teil (Grammatik, Orthographie, Aufsatz) in dieser knappen Zeit bewältigt werden muß; auch die Reifeprüfung enthält überall wenigstens den deutschen Aufsatz. Aber ist das, was man da als Deutschunterricht ausgibt, d. h. die Schulung im sprachlichen Ausdruck und die Kenntnis einer Anzahl literarischer Werke, unter den heutigen Voraussetzungen noch genug? Mehr: war es früher genug? Hat nicht schon bisher die geringe Pflege, die deutscher Kultur, deutscher Art gewidmet war, zu lebhafter Klage herausgefordert, z. B. daß für die deutsche Kunst nur nebenbei ein Plätzchen gewonnen werden konnte, auf Kosten des Pensums? Und gibt es ein Kulturelement, das dem Wesen eines Volkes besser Ausdruck verliehe als die Kunst?

Erträglich wäre die Lage noch gewesen, wenn wenigstens das deutsche Schrifttum in breitester Weise den Schülern bekannt geworden wäre. Aber war das in den wenigen Stunden und bei dem eifersüchtigen Wettbewerb aller Fächer um die karge Freizeit des Schülers möglich? Ein mehr oder minder flüchtiger Überblick über die Literatur bis zur Zeit Goethes, die wichtigsten Dichtungen der klassischen Zeit, das war das Durchschnittsergebnis. Hier und da beschäftigte sich ein Außenseiter mit Romantik, einzelne Werke von Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Heyse, Raabe, Storm, Keller, Meyer sind immer

einmal gelesen worden, aber ohne Fülle kann man in die Dichtung nicht einführen. Zudem ist die Dichtung — was auch die vielbesprochene Denkschrift des Germanistenverbandes nicht genug betont — nur eine, nicht die einzige schriftlich niedergelegte Auswirkung deutschen Geisteslebens. So hätten wir sogar auf dem Gebiet, das die Schule pflegt, nur Stückwerk eines Stückwerks.

Manches Element zum Aufbau des deutschen Bewußtseins bringt ja noch der Unterricht in Geschichte und Erdkunde. Und doch — wird es nicht dem Geschichtslehrer oft viel mehr auf andere Dinge ankommen als auf die Darstellung deutschen Volkstums, besonders seit die Ereignisse des Tages die politische Geschichte der Neuzeit und die Bürgerkunde immer mehr in den Vordergrund der Betrachtung rücken? Aber es muß einmal gesagt werden, daß deutsches Wesen in seiner Reinheit nicht so sehr an den Geschicken der letzten Jahrhunderte, durchtränkt von Humanismus, Renaissance, französischen und englischen Bildungseinflüssen, sondern vielmehr an den älteren Zeiten erkannt werden kann, an den Zeiten, da es noch einen deutschen Lebensstil gab. Und der Geograph? Sein Gebiet ist so umfassend, so weltweit, daß er sich nicht mit der liebenden Kleinarbeit in das deutsche Land und Volk versenken kann, wie es recht wäre. Ist er seinem Studiengebiet nach gar vorwiegend physischer Geograph, so stellen ihm die geologische Grundlage, Klima und Morphologie der Erdoberfläche von seinem Standpunkt viel lockendere Aufgaben auch in unserem Vaterlande.

Im günstigsten Falle aber entsteht im Schüler ein Nebeneinander von aufgehäuften Kenntnissen über deutsches Volk, deutsches Land, deutsche Geschichte, deutsche Literatur, wo doch ein Wissenschaftskomplex vorliegt, der eine einheitliche, über das Ganze sich ausbreitende Behandlung verlangt. Wenn ohnehin das Vielerlei in der Schule, getragen von vielen Lehrern, zersplittert in viele Lehrgänge, vom Übel ist, so sollten wir es wenigstens auf dem Boden des Haupt- und Nationalfaches nicht dulden. Mit einem Worte: wir sollten ein Fach der Deutschkunde ausbilden, in dem derselbe Lehrer dem Schüler alles das lebendig macht, was deutsches Volk und deutsches Land in Vergangenheit und Gegenwart angeht*). Nur so ist ein wirklich lebenweckender Unterricht

*) Daß dieses Bedürfnis jetzt weithin empfunden wird, dafür zeugt ein Buch, das mir nach der Niederschrift des obigen Aufsatzes zuging: Deutschkunde, ein Buch von deutscher Art und Kunst. Mit Karten und Abbildungen. Herausgegeben von Walther Hofstaetter. Leipzig und Berlin, Teubner 1917. Land, Pflanzen und Tiere, der deutsche Mensch, seine Sprache und Schrift, Sage, Religion und Sitte, Siedelung, wirtschaftliches und soziales Leben, Recht und Staat, Handel und Kolonisation, Baukunst und bildende Kunst, Theater und Musik ziehen an uns vorbei, zum Teil durch gute Abbildungen erläutert, am Schluß folgt ein Überblick über die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen. Das Werk ist nicht als Schulbuch gedacht, es will dem Gebildeten das von der Schule unbefriedigt gelassene Bedürfnis nach Zusammenhang und Ergänzung erfüllen. Die Beiträge der verschiedenen Verfasser sind von ungleichem Wert (am schwächsten der letzte Aufsatz; so skizzenmäßig läßt sich ein Gegenstand von solcher Fülle nicht abtun), und man wird manches ausführlicher

möglich, wenn der Lehrer jederzeit auf Landschaft und Stamm sich berufen kann, sobald die Leistung eines Sohnes jener Gegend zu würdigen ist (vgl. Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, besonders für die älteren Zeiträume), wenn also das an der Landschaft haftende geistige Fluidum — das sich sonst noch in Dialekt, Sitte, Tracht, den in der Volkskunde zusammengefaßten Bräuchen äußert — die Tat des einzelnen verstehen hilft, und wenn das geschichtliche Ereignis als Wirkung und als Ursache in den großen Teppich des Volkswerdens eingeflochten gezeigt wird; wenn schließlich die Richtung, in der deutscher Geist schöpferisch tätig ist, auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft, Politik, sich als eigenartig durch die Jahrtausende erweisen läßt.

Landschaft und Menschen sollten also in Deutschland zusammen betrachtet werden; in den Ebenen und Gebirgen und Städten die Menschen, die gerade so beschaffenen und gewordenen Alemannen und Thüringer und Niedersachsen in Vergangenheit und Gegenwart, in Dichtung und Wissenschaft; neben dem Stimmungsmäßigen der Landschaft (Noë, Stifter; Dürer, besonders aber Schwind, Steinhausen, Thoma) der Typus der Menschen, Tracht und Sitte (für die Vergangenheit die Weistümer heranziehen!), allerlei Volkskundliches, und vor allem die Mundart (Hebel, Reuter, Groth, Niebergall). Hiermit verbunden werde Heimatdichtung, herangezogen geschichtliche Bilder aus diesem Stamme; schließlich die Lebensmöglichkeiten, die heute dieser Boden bietet (volkswirtschaftliche Ausblicke), Aufschlüsse über technische, industrielle Werke und das Verkehrswesen schlagen die Brücke zur Gegenwart zurück und zur Zukunft hinüber.

In großem Maße denke ich mir Schulreisen in den Dienst dieser Sache gestellt, nicht die monatlichen Bewegungsausflüge, sondern freudige Studienreisen, Schülerwanderungen unter der Führung eines Deutschkundelehrers. In vielen Teilen Deutschlands sind solche Fahrten ohne viel Aufwand an Zeit und Geld möglich, in anderen müßte man sie ermöglichen. Jeder Schüler sollte einmal ein Gebirge, eine ausgedehnte Ebene, den Wogenschlag des Meeres, die Einsamkeit eines Walddorfes und das Getriebe einer großen Stadt gesehen und empfunden haben. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß an Bildern alles nur Erreichbare dem Deutschkunde-Unterricht zur Verfügung stehen muß.

Ähnlich wie hier an dem geographisch gegebenen Boden könnte auch an dem historisch gegebenen Zeitpunkt ein vielseitiger Ausblick gewonnen werden. Man zeigt z. B. bei der Geschichte des Städtewesens die Fäden auf, die der Handelsverkehr gesponnen hat, man verfolgt die merkantile Tätigkeit nicht nur

---

oder anders wünschen (was hat die Drehbühne mit deutscher Art zu schaffen?), aber es ist eben ein Versuch, dem weitere folgen werden. Wer zum Studium von Meyers deutschem Volkstum (2. Auflage 1908) nicht Muße hat, wird auch aus Hofstaetter Wertvolles genug schöpfen. So sei H. als Bundesgenosse für die hier vertretenen Ansichten freudig begrüßt.

volkswirtschaftlich, sondern auch insofern sie eine Wandlung in der Denkweise hervorgebracht hat, man sieht den Gegensatz zwischen Stadt und Land entstehen (Riehl!). Nimmt man eine oder die andere Stadt als Beispiel vor, so beginnt man mit den geographischen Grundlagen ihres Werdens, sieht sie im alten und im neuen Bilde und im Grundriß und ihren merkwürdigen Bauten, liest ihre chronikalischen Aufzeichnungen, lernt die Denkart bestimmter Epochen kennen. Auch hier klinge die Mundart der Stadt, erfahre der Schüler von den gegenwärtigen Beschäftigungen und Gewohnheiten der Bürger. Oder man verfolgt die Geschichte eines deutschen Stammes, z. B. der Schwaben oder der Niederländer, durch die Jahrhunderte, ausgehend vom Boden, von ethnographischen Verhältnissen und von der Urzeit und endend mit der heutigen politischen und wirtschaftlichen Zugehörigkeit, überall die Zeiten nicht nur reich mit historischer Charakteristik, sondern auch mit künstlerischer und literarischer Leistung ausmalend.

Auch der literaturgeschichtliche Unterricht (wenn man ihn nicht durch einen geistesgeschichtlichen umschließen läßt) kann den Ausgangspunkt solcher Betrachtungen bilden, wenn man sich grundsätzlich dazu entschließt, in Dichters Lande zu gehen, das Dichtwerk mehr als bisher in die geistige Atmosphäre der Zeit, der Landschaft und des sozialen Kreises hineinsieht, die Denkweise und Mundart in des Dichters Kinderstube und Schulstube, seine Umgebung und seinen wachsenden Gesichtskreis beobachtet. Und wenn die Kunstgeschichte in unseren höheren Schulen erst einmal Wurzel fassen wird, wieviel wird der empfängliche Schüler für das Verständnis eines Werkes gewinnen, wenn er zeitlich und örtlich orientiert ist, und anderseits wird auch die Betrachtung der Kunstwerke einer Zeit ihn lehren, wie jene Zeit die Welt sah, und wie ein Sohn jener Tage seinem inneren Erlebnis Formen gab.

Von selbst führen hier Wege hinüber zu Fragen der Weltanschauung, der Kulturphilosophie und der Ästhetik, die gewiß oft begangen werden können und sollen.

Ja selbst der stolze Lateinunterricht unserer höheren Schulen sollte von seinem Throne steigen, um sich der höheren Würde des eigenen Volkstums zu beugen. Die Zeiten der reinen ciceronischen Phrase und des alleinseligmachenden color latinus sind ohnehin vorbei. So entschließe man sich endlich, die antiken Klassiker zurücktreten zu lassen. Statt Livius könnte man Otto von Freising oder Lambert von Hersfeld lesen, statt Sallust Wipo oder Einhart, statt Ovid das Carmen de bello Saxonico oder Waltharius und Ruodlieb. Unsere Ahnen sind es, die hierdurch lebendig werden. Und neben Walthers Lyrik darf sich manches Stück aus den Carmina Burana sehen lassen. Will man diesen konsequenten Schritt nicht tun (auch Humanistenwerke, wie ausgewählte Epistolae obscurorum virorum und viele charakteristische Schriften deutschen Gefühls aus dem sechzehnten Jahrhundert kämen noch in Betracht), so denke man doch jedenfalls daran, daß wir mustergültige Übersetzungen haben.

Die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" verstauben in den Büchereien, und die Nachdichtungen von Laistner und Winterfeld sollten nicht ungenutzt bleiben.

Man sieht, ungehobene Schätze harren hier noch einer fröhlichen Urständ, und der rechte Lehrer wird lebendige Bilder hervorzaubern können, ungehemmt durch die Schranken von Raum und Zeit, Bilder, die dem Schüler mehr bedeuten als die von verschiedenen Lehrern vorgenommene methodische Aufreihung der Fakta im Geschichtsunterricht, der Landschaften im geographischen, der literarischen Werke in der Deutschkunde. Und wenn sie in der richtigen Weise dargeboten werden, so wäre hier ein Weg gefunden für eine feinere Form der Hochschätzung unseres Volkstums, für eine tiefere Liebe zu deutschem Wesen als sie edlere Naturen aus der Predigt krasser Imperialisten und einseitiger Propheten der bloß wirtschaftlichen Überlegenheit entnehmen können.

* * *

Wenn man solche Gedanken, wie sie in den vorstehenden Ausführungen enthalten sind, im Kreise von Lehrern der betroffenen Fachgebiete äußert, pflegt als einhellige Meinung entgegenzutönen: das sei alles sehr schön und sehr wünschenswert, aber es gebe keine Lehrer dafür. Aber wann hätte der Deutsche sich von solchen Unmöglichkeiten abschrecken lassen, wenn eine große Aufgabe zu lösen war?

Allerdings ist für das Ganze die Voraussetzung, daß der Lehrer ein reger Geist ist, der den Gegenstand völlig beherrscht und im Heranziehen, Vergleichen und Einprägen das richtige Maß — kein Über- und kein Untermaß — zu finden weiß. Und er muß ein warmherziger Mensch sein, dem es Ernst ist um die deutsche Sache, und es darf nicht sein, daß der wahrhaft heilige Gegenstand als Lehrstoff neben anderen im Staub der Schule schleift. Aber man darf doch darauf rechnen, daß unter den zahlreichen wertvollen Menschen, die unser höherer Lehrerstand umschließt, nicht wenige der Aufgabe gewachsen wären. Woran es einzig fehlt, das ist die auf die Sache eingestellte Vorbildung. Der Historiker beherrscht nicht eingehend genug die Literatur- und Kunstgeschichte, Geographie usw., der Deutschlehrer ist kein Geograph und der Geograph fast nie ein Kunsthistoriker; in den meisten Fällen fehlen ethnographische, volkswirtschaftliche Kenntnisse, die Beherrschung von regionaler Volkskunde und Mundart. Fast allen aber geht das ab, was durch nichts anderes ersetzt werden kann, die eigene Anschauung möglichst vieler Landschaften, Städte, Kunstwerke; ihre Behandlung kann nur dann von Leben und Wärme getragen sein, wenn sie vom Lehrer selbst erlebt worden sind.

Ergibt sich aus dieser letzten Tatsache die Forderung, dem künftigen Lehrer der Deutschkunde durch Reisebeihilfen die Möglichkeit zu solchem Erleben zu schaffen, so kommen wir im übrigen um eine Neuordnung des Studiums für den Wissenschaftskomplex, den wir als Deutschkunde bezeichnen, nicht herum. Aus beiden Forderungen würde auch für die Ergänzung der

Studien bereits im Amte stehender Germanisten, Historiker, Geographen, die sich zu Deutschkundelehrern ausbilden wollen, die Folge zu ziehen sein.

Wir haben ein Studium der Deutschkunde nicht; die Germanisten sind in Wahrheit germanische Philologen, wobei der Begriff der Philologie oft in beängstigender Enge gefaßt wird, viel enger als seit langem in der klassischen Philologie. Während dort seit Boeckh die gesamte menschliche Kultur ihrer Völker zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung gemacht wurde, hat die Germanistik zwar den Grundsatz nicht abgelehnt, aber doch in der Praxis nicht durchgeführt. Sie hat sich viel zu sehr auf die Bearbeitung der sprachlichen und der literarischen Denkmäler beschränkt, und sie hat immer den Schwerpunkt aller echten Germanistik im Alten und Mittelalten gesucht. Damit ist aber der Schule nicht gedient. Sie kann weder die Trockenheit der rein sprachlich-literarischen Arbeit brauchen, denn sie will die Menschen auch lebendig aufzeigen, noch kann sie sich der Aufgabe entziehen, auch aus den neueren Lebensäußerungen des deutschen Menschen sein deutsches Wesen erkennen zu lehren. Wenn es auch richtig ist, daß aus der älteren deutschen Kultur das Deutschtum stärker hervorleuchtet als aus der Kultur nach dem großen Bruch, den der Humanismus in unser Volkswesen gebracht hat, so ist es doch unsere Gegenwart und Zukunft, die ihr Licht empfangen soll aus der Betrachtung des Werdeganges bis auf uns herab.

So kann das Studium der Germanistik dem künftigen Deutschkundelehrer nicht genügen. Er muß sich sein Wissen suchen, wo er es findet, und wenn er in vielen Fällen im Vorlesungsverzeichnis der Universität vergeblich nach den für ihn passenden Vorlesungen suchen wird, so wird er doch durch privates Studium meist die Lücken schließen können. Auch ist zu hoffen, daß der Hochschulunterricht, sobald die Deutschkunde erst einmal anerkanntes Studiengebiet sein wird, sich ihren Forderungen schnell anpaßt.

Wenn ich es nun versuche, die Gebiete in großen Zügen zu umreißen, denen der Student der Deutschkunde seine Arbeit zu widmen hätte, so versteht es sich bei der Menge der Gegenstände von selbst, daß je nach Neigung und Gelegenheit ein Studienzweig mehr bevorzugt, der andere mehr vernachlässigt werden kann; auch wird eine genauere Prüfung der einzelnen Fächer bald eine Scheidung in wichtigere und minder wichtige ergeben. Ganz fremd aber sollte der Lehrer der Deutschkunde auf keinem der angegebenen Gebiete sein.

Als Vorkenntnisse bringe der Student auf die Hochschule mit, was die deutsche höhere Schule bietet; an Fremdsprachen sind Latein und Französisch unumgänglich, weitere Sprachkenntnisse erwünscht. Das Studium gliedert sich in einen geographisch-ethnographischen Zweig, an den die Volkswirtschaftslehre sich anschließt; in einen sprachlichen, einen historischen und einen philosophischen Zweig. Ich würde folgende Gebiete im einzelnen zum Studium vorschlagen:

I. Allgemeine physische Geographie, allgemeine politische Geographie (Ratzel!); Klimalehre; physische Geographie, Fauna und Flora Deutschlands; politische

und Wirtschaftsgeographie Deutschlands. Allgemeine Volkswirtschaftslehre mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse. Ethnographie der europäischen Völker, deutsche Ethnographie. Bodenkunde und Urgeschichte Deutschlands.

II. Indogermanische Sprachzusammenhänge; Geschichte der germanischen Sprachen; gotische, althochdeutsche, altsächsische, mittel- und neuhochdeutsche Sprachkunde; die deutschen Mundarten in Vergangenheit und Gegenwart und ihr Verhältnis zur Schriftsprache; Lehnwort und Fremdwort (im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte). — Deutsche Grammatik, Metrik, Stilistik, Dispositionslehre.

III. Vergleichende Volkskunde und Religionskunde der indogermanischen Völker; germanische Mythologie und Heldensage; deutsche Sage und deutsches Märchen; die Formen des Glaubens und Aberglaubens auf deutschem Boden (mit Vergleichen aus anderen Völkern); deutsche Volkskunde und Volkskunde einzelner Stämme und Landschaften (in Beziehung zum Stammes- und Landschaftscharakter). Deutsche Altertumskunde; Geschichte der deutschen Kultur (mit starker Berücksichtigung der aktiven und passiven Übernahmen anderer Völker); im einzelnen: Geschichte der deutschen Kunst; Geschichte der Musik in Deutschland; Geschichte der Dichtung des deutschen Volkes (auch der fremdsprachlichen); deutsche Rechtsgeschichte; deutsche Wirtschafts-, Handels- und Kolonialgeschichte; deutsche Sozialgeschichte; Geschichte der deutschen Philosophie und Pädagogik; Geschichte des religiösen Gefühls in seinen Auswirkungsformen im deutschen Volke. Politische Geschichte des deutschen Volkes, Verfassungsgeschichte Deutschlands; Geschichte der Politisierung des deutschen Volkes; Bürgerkunde.

IV. Kulturphilosophie; Geschichtsphilosophie, Ästhetik; Ethik; Politik. Experimentelle Psychologie; Logik; Methodik des Deutschkundeunterrichts.

Die Liste scheint außerordentlich reichhaltig, und man wird praktisch von den hier aufgestellten Forderungen manches ermäßigen müssen, auch der Spezialisierung, wie erwähnt, freie Bahn lassen. Aber die Gegenstände, wie sie sich hier um das Zentrum „Deutsches Volkstum" gruppieren, scheinen mir doch einer Synthese im Geiste des Studierenden fähiger zu sein als die oft nach äußerlichen Gesichtspunkten getroffene Zusammenstellung der prüfungsmäßig zu erwerbenden „Fakultäten". Denn natürlich würde der künftige Deutschkundelehrer von der Hinzunahme von Nebenfächern zu befreien sein; er würde sich ganz dem erwählten großen Fache hingeben können, und er sollte wirken als ein Priester seines Volkstums. Er wird eine dankbare und andächtige Gemeinde finden.

* * *

Frühlingsahnen zieht durch unser Land. Fremdes ist abgeschüttelt, das Bewußtsein deutscher Kraft, aber auch deutscher Innerlichkeit, deutschen Wertes ist uns aufgegangen. In dem Ringen unserer äußeren Stärke, im Siege unserer überlegenen Intelligenz wächst uns auch das Wissen um die deutsche

Seele, die nur zu Zeiten versunken war in materielle Gemächlichkeit und dumpfes Behagen. Wir finden uns heute wieder, und ein machtvoller Widerstand wird allem dem entgegengestellt werden, was deutschen Aufschwung gleichsetzen möchte mit bloß wirtschaftlichem Gedeihen. Da rufen wir die Geister der Vergangenheit zu Hilfe und die guten Geister unseres geliebten Landes. In unsere Jugend wollen wir pflanzen, was zu schauen uns vergönnt war.

Schon einmal vor hundert Jahren hat unser Volk diese unsere tiefsten Mächte gerufen, es zu erlösen von den Schrecken des Unterganges. Damals aber hat der Jammer der Politik diesen Ruf übertönt, und in den Mißklängen des Tageskampfes ist unserem Volke der Schwung verloren gegangen. Daß solches an diesem großen Entscheidungspunkte unseres nationalen Daseins nicht geschehe, darum sorgen deutsche Männer Tag und Nacht. Wir wollen froh sein unseres herrlichen Volkes und unseres mit gräßlichen Opfern neuerkauften Vaterlandes, froh und einig zu neuem Werke im alten Geiste.

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!"

Möge uns der Sänger von 1814 weisen, das neue Deutschland herauszuführen in Kraft, in Freiheit, in Selbstzucht, im Feuer jugendlicher Begeisterung! Dazu soll uns die neue deutsche Schule helfen.

Bilder aus dem Liebesleben gekrönter Häupter während des Wiener Kongresses

Von Professor Dr. Willi Müller

Diejenige Periode der europäiſchen Geſchichte, die an den Ufern der Seine durch Jakobinertum und Sansculotten eingeleitet worden war, endete nach den blutigen Wirren, in die der Held und Erbe der Revolution den Erdteil geſtürzt hatte, wenn wir von dem kurzen Epilog der „hundert Tage“ abſehen, in der Hauptſtadt der alten Donaumonarchie mit einer glänzenden Siegesfeier der Legitimität. Kaiſer und Könige mit allem Darum und Daran, die Schauſpieler des großen Dramas, das ein Vierteljahrhundert die Menſchheit in Atem gehalten, trafen Herbſt 1814 in Wien zuſammen, um die geſtörte politiſche Ordnung Europas wieder aufzurichten; Anmut, Geiſt, Witz und raffinierter Lebensgenuß, alle dieſe charakteriſtiſchen Erſcheinungen der vorrevolutionären Periode, fanden ſich aufs neue vereint: man hatte nichts gelernt und nichts vergeſſen und knüpfte völlig an die früheren Zuſtände an. So gehört der Winter 1814 auf 1815 unſtreitig zu den intereſſanteſten und denkwürdigſten Epochen der alten Kaiſerſtadt. Von dem politiſchen Hintergrunde hob ſich in mannigfachem Wechſel das geſellſchaftliche Leben mit ſeinen vielerlei Zerſtreuungen wohltuend ab; die Langeweile, ſonſt ſo gern mit der Etikette und dem Prunke die dritte im Bunde, hatte nach Wien keinen Paß bekommen; anſtatt ihrer war der Frohſinn eingezogen. In einem ununterbrochenen Rauſche, der die Teilnehmer nicht zur Ruhe kommen ließ, wechſelten Feſtlichkeiten aller Art; gerade Wien, die Stadt der Walzer und des Tokayers, mochte wohl geeignet erſcheinen, den vom napoleoniſchen Drucke befreiten Szepterträgern als Dorado zu dienen, und in der Tat gewinnt es trotz der enormen Schwierigkeiten, mit denen die Diplomaten zu kämpfen hatten, manchmal den Anſchein, als ſei die Politik Nebenzweck und ſüßes Schäferſpiel die Hauptſache geweſen. Bei dem ewigen Feiern erſchienen die Frauen tatſächlich als die Hauptperſonen und waren oft genug die treibenden Räder der gewaltigen Maſchinerie; ja man darf behaupten, die Salons glichen einem Labyrinth der Liebe, für das der Ariadnefaden allerdings manchmal nicht ganz leicht zu finden iſt. Und dieſes Liebesleben hinter den Kuliſſen der politiſchen Schaubühne, ſo ſekundär es auch der gewaltigen diplomatiſchen Tätigkeit gegen-

über erscheinen mag, vervollständigt doch das Gesamtbild; unter einem solchen Gesichtswinkel betrachtet, darf es Anspruch auf Berücksichtigung und damit auch auf Schilderung erheben.

Auch die gekrönten Häupter verlebten während des Kongresses meist goldene Stunden; der drohenden „Götterdämmerung" entronnen, gaben sie sich völlig dem Genusse des Augenblicks hin und schlürften alle erdenklichen Wonnen in vollen Zügen; die Lust am Dasein forderte ihr Recht nach der Sorge und Unruhe zweier Jahrzehnte. „Könige in Ferien" sah man hier die Bürde konventioneller Fesseln gern abwerfen, um sich als Menschen unter Menschen zu fühlen, und das Privatleben dieser sonst hoch über der profanen Menge Schwebenden, in das wir, nachdem Purpur und Hermelin ihnen von den Schultern geglitten sind, einen hoffentlich nicht allzu indiskret erscheinenden Blick zu werfen wagen, bietet des Interessanten genug; denn von Frau Venus in Bande geschlagen, sanken seit alten Zeiten auch die Olympier manchmal zu Sterblichen herab. Selbst die Tochter des Gastgebers, des Kaisers Franz, verschonte Schalk Amor nicht. Es verstand sich von selbst, daß die Erzherzogin Marie Luise, die Exkaiserin von Frankreich, obgleich sie damals erst dreiundzwanzig Jahre zählte und an Schönheit und Frische einer eben erblühten Rose glich, an den Freuden des Kongresses nicht teilnahm; die Festfanfaren, die oft so laut ertönten, waren schließlich doch nichts anderes als das „Halali", das über dem erlegten Wild geblasen wurde, und mit dem zur Strecke Gebrachten hatte sie Jahre lang Thron und Bett geteilt. Aber die zur Strohwitwenschaft verurteilte Gattin des Titanen wußte sich für das, was ihr entging, schadlos zu halten: in der idyllischen Stille des Schönbrunner Schlosses spielte sich ihr Oberstallmeister, der Graf Adam Neipperg, im Schlachtengetümmel einäugig geworden, aber ein großer Künstler auf dem Klavier, so tief in das Herz der musikliebenden Fürstin hinein, daß die staunende Welt diesen Tröster einige Jahre später an deren Seite die Rolle des auf dem fernen St. Helena verkümmernden Gemahls vollberechtigt weiterführen sah.

Doch beschäftigen wir uns zunächst mit demjenigen Manne, der zweifellos die bei weitem wichtigste Persönlichkeit des ganzen Kongresses war, mit dem Zaren Alexander. Seine ritterlich schöne, majestätische Gestalt wurde gekrönt von einem Antlitz, dem zwar alles Imposante fehlte, das aber mit seinen lebhaften Augen und dem kleinen wohlgeformten Munde, den blendend weiße Zähne schmückten, immerhin sympathisch berührte und die etwas plumpe Kalmückennase übersehen ließ. Der Charakter des damals Siebenunddreißigjährigen setzte sich aus sehr verschiedenen, doch so gut amalgamierten Elementen zusammen, daß seine Analyse den Historikern bekanntlich immer viele Schwierigkeiten bereitet hat. Zwischen den Polen eines selbstlosen Idealismus und einer überaus schlauen Berechnung rotierte das Leben des immer noch nicht völlig ausgereiften Selbstherrschers um die Achse stark hervortretender Eitelkeit; er hielt sich für eine Art Halbgott, der freilich stets von der heimlichen Sorge

gepeinigt wurde, die Menschen möchten ihn nicht als solchen anerkennen. Zeitweise noch der rêve-chevalier von früher, glaubte er sich, einerseits schon unter dem geistigen Einflusse seiner späteren Egeria, der sagenumwobenen Frau Juliane v. Krüdener stehend, der ihre Vergangenheit Grund genug zu der weltentrückten Rolle einer büßenden Magdalene gab, andrerseits infolge des siegreich gegen Napoleon geführten Krieges unternehmend geworden, zum Beglücker der Menschheit durch die „Heilige Allianz" berufen, ein Nebelgebilde, bei dessen Kondensation zu einem greifbaren politischen Ergebnis es ohne den herbsten Widerspruch mit der rauhen Wirklichkeit nicht abgehen konnte. Diesen quälenden Zwiespalt auszugleichen, versuchte er — was jedenfalls das Klügste war — einstweilen wenigstens seinen engeren Kreis, sich selbst eingeschlossen, möglichst glücklich zu machen, ein Streben, das im ganzen auch von Erfolg gekrönt wurde. Er entzückte, mehr durch persönliche Liebenswürdigkeit und die bezaubernde Art seines Umgangs als durch hervorragende Gaben wirkend, zunächst alle Welt; ja er war — in der ersten Zeit wenigstens — bei den Wienern genau so populär wie einst sein großer Ahnherr Peter, für den man sich gelegentlich seines Besuches stark begeistert hatte, solange er nüchtern war. Trotzdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Alexander hatte etwas von einem „Blender". Begleitet war der Zar von seiner sanften, liebenswürdigen Gemahlin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Baden, die für den Glanz der Krone des größten europäischen Reiches, mit dem sie ihr Haupt schmücken durfte, nur spärliche Stunden wahren ehelichen Glückes erkauft hatte. Von Alexander, der so vielen Damen huldigen mußte, kühl behandelt, hegte sie eine zärtliche, ihrem Gatten nicht unbekannte Neigung zu dessen Jugendfreunde, dem Fürsten Adam Czartoryski, eine Liebe, die in Wien neu aufflammte. Die Gefühle der Herrschaften aus dem hohen Norden entsprachen überhaupt nicht völlig der Temperatur ihres Landes: in der Umgebung der Zarin befand sich beispielsweise eine Gräfin Tolstoi, die in sehr unglücklicher Ehe lebte infolge ihres Verhältnisses zu Lord Witworth, dem englischen Gesandten in Petersburg.

Alexander selbst hatte ein reiches Liebesleben hinter sich; in den letzten Jahren war die schöne Maria Narischkin, die Gattin des russischen Hofmarschalls, seine Herzenskönigin gewesen, von der er auch eine Tochter besaß, die aber jung starb. Diese Beziehungen erscheinen allerdings zur Zeit des Kongresses bereits als der Vergangenheit angehörig; ja des Zaren Gefühle zeigten sich so völlig abgekühlt, daß er ruhigen Blutes zusah, als bald darauf sein Generaladjutant, der Graf Djarowski, der Verlassenen näher trat. In Wien entschädigte Alexander sich anderweitig, aber in den Salons des Hochadels merkwürdigerweise meist auf ziemlich harmlose Art, obgleich ihm viele Repräsentantinnen dieser Kreise recht wohl gefielen. Galant, wie er war, bezeichnete er sechs Damen als die Kongreßschönheiten; so nannte er die Gräfin Karoline Szechenyi la beauté coquette, die Gräfin Sophie Zichy la beauté triviale,

die Gräfin Esterhazy-Roisin la beauté étonnante, die Gräfin Julie Zichy la beauté céleste, die Gräfin Saurma la beauté du diable und die Fürstin Auersperg la beauté qui inspire seule du vrai sentiment, womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß nicht noch andere Huldinnen wärmere Gefühle in ihm wachgerufen hätten. Eine oder die andere von ihnen meinte wohl gar, der „Friedensengel von der Newa" sei ernstlich in sie verliebt, aber bald erkannten alle, daß er nur spiele. Der Anregung und Zerstreuung suchende Fürst flatterte eben, seiner Natur nachgebend, gern von Blume zu Blume; daher hieß es von ihm auf einer die Monarchen des Kongresses karikierenden Darstellung: „Er liebt für alle." Und, man muß es ihm lassen, er zeigte sich als guter Gesellschafter, obgleich er schwer hörte und seine Konversation keineswegs für besonders geistvoll gelten konnte. Die Damen umschwärmten ihn förmlich; solch ein halbasiatischer Purpurträger war doch ein gar zu interessantes Phänomen und immer hochwillkommen in dem Kreise der Aristokratinnen, wo er ganz westeuropäisch kultiviert um Pfänder spielte und zur Klavierbegleitung meisterhaft zu pfeifen verstand. Ja dieser gekrönte Spielmann aus der sarmatischen Welt übte schließlich eine ähnliche Anziehungskraft aus wie vor Zeiten sein vagierender Kollege, der zauberkundige Rattenfänger von Hameln. Auf tieferes musikalisches Verständnis seitens des Zaren dürfen wir freilich aus dessen labialem Virtuosentum nicht schließen; seine Lieblingspolonaise, die der Nachwelt erhalten ist, war ein außerordentlich triviales Machwerk. Aber allerhand originelle Scherze trieb er mit den Damen; so wettete er eines Tages mit der Gräfin Flora Wrbna, einer gefeierten Schönheit, wer sich schneller umkleiden könne, ein Herr oder eine Dame, harmloserweise übrigens in gesonderten Gemächern, und war höflich genug — König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen figurierte als Schiedsrichter —, seine Partnerin gewinnen zu lassen, der er dann als Siegespreis einen kostbaren Schal übersandte. Vor allem war Alexander aber ein ebenso vorzüglicher wie unermüdlicher Tänzer. Offiziell wurden bei den Kongreßfesten allerdings meist Polonaisen gegangen — auf dem Hofballe am 1. Februar 1815 wohlgezählte achtundvierzig! —, aber der Zar beteiligte sich, wenn er es haben konnte, auch mit Vorliebe am Walzer, und so leidenschaftlich, daß man wohl sagte, er leide an der „dansomanie". Er war der geborene Nachtfalter, der beispielsweise auf einem Balle bei der Fürstin Bagration erst um $^1/_2$11 Uhr auftauchte, dann aber bis 4 Uhr flott durchtanzte, bei solchen Gelegenheiten stets im einfachen Frack ohne Orden. Nicht immer freilich zeigte sich Alexander als harmloser Kavalier; ab und an liebte er es auch, den Don Juan zu spielen. Als Ende Oktober 1814 die Monarchen für ein paar Tage nach Ungarn gereist waren, verließ er einen offiziellen Ball bei der Gräfin Sandor, um auf irgendeiner Redoute die Nacht durch mit der hübschen Tochter eines Apothekers zu tanzen, und ebenfalls in Budapest war es, wo er der Gräfin Orcsy zuflüsterte, er bedaure, daß sich die Gelegenheit nicht böte, ein belastetes Gewissen davonzutragen. Und auch

sonst erschien er zuweilen unter der Maske des Schwerenöters. Einst hatte er sich bei einer der Fürstinnen Esterhazy angesagt, während deren Gatte auf einem Ausfluge begriffen war. Als ihm nun die Liste der Damen, die anwesend sein sollten, mit der Bitte überreicht wurde, die weniger angenehmen zu streichen, ließ er nur den Namen der Hausfrau stehen, worauf diese schleunigst ihren Gemahl herbeizitierte. Ja auf einem Balle beim Fürsten Franz Palffy sprach der verliebte Herrscher aller Reußen der Gräfin Szechenyi gegenüber naiv genug den Wunsch aus, provisorisch den Platz ihres abwesenden Gatten einnehmen zu dürfen, worauf er von der resoluten Dame mit bezug auf den durch die Kongreßdiplomaten eifrig betriebenen Ländertausch die Antwort erhielt: „Est-ce que V. M. me prend pour une province?"

Ganz besonders und über das sonst bei ihm übliche Maß hinaus interessierte Alexander sich aber für die Fürstin Gabriele Auersperg, die, seit 1812 Witwe, zurzeit des Kongresses kaum zwanzig Jahre zählte. Sie ist die unter den sechs oben erwähnten, durch den Zaren proklamierten Schönheiten der Wiener Gesellschaft genannte Dame, soll freilich nach einem Urteil von anderer Seite mehr tugendhaft als schön und dazu nicht gerade hervorragenden Verstandes gewesen sein. Doch gehen auch über diesen letzten Punkt die Ansichten auseinander. Sicher besaß sie leuchtenden Teint, wundervolle blonde Haare und eine sehr niedliche Figur, und ebenso fest steht, daß man über Geschmacksrichtungen nicht streiten soll. Alexander äußerte einst: „Elle s'appelle Gabriële, et elle est digne d'un Henri IV.", bezugnehmend auf die reizende Gabriele d'Estrees, die Geliebte des genannten Königs, und ein andermal meinte der in dieser Zeit für „heilige" Allianzen schwärmende Fürst: „Ich habe die Gabriele so lieb; hätte ich nicht eine Frau, ich würde sie heiraten." Bei der vom Hofe am 22. Januar 1815 arrangierten Schlittenfahrt fuhr der Zar denn auch die Fürstin Auersperg, und auf dem oben erwähnten Balle vom 1. Februar ging er mehrere Polonaisen mit ihr. Für den liebenswürdigen Charakter der Dame spricht, daß sie trotz ihrer kaiserlichen Eroberung bescheiden blieb. Auch konnte sich der Verehrer keiner stärkeren Erfolge rühmen: die belagerte Festung kapitulierte nicht. Manche Damen, vermutlich solche, die die Taktik des Widerstandes selbst nicht kannten, behaupteten freilich, Alexander habe niemals ernstlich versucht, sie zu nehmen; andere glaubten, auf sie die Worte ihres Landsmannes Bauernfeld anwenden zu dürfen:

„Sie verbrennt sich nicht, weil sie nicht brennt;
Ihre Tugend ist Mangel an Temperament."

Und doch hat die Fürstin des Zaren wegen, der ihr vielleicht keineswegs so gleichgültig war, wie es den Anschein hatte, möglicherweise schwere Seelenkämpfe durchgefochten; am Tage seiner Abreise überraschte eine Freundin sie in ihrem Toilettenzimmer, wo sie tränenüberströmt auf den Knieen lag. Die Gräfin Fifi Palffy, des zur Kongreßzeit viel genannten Fürsten v. Ligne weiterfahrene Tochter — ihm selbst freilich soll seine Vaterschaft nicht über

jeden Zweifel erhaben gewesen sein — meinte zwar, als sie davon hörte: „Hélas, ce ne sont pas toujours les remords, mais les regrets."

War es hier vielleicht die Reinheit einer edlen Frauenseele, die Alexander anzog, so zeigte er sich in anderen Fällen keineswegs abgeneigt, der Venus zu opfern, wenn sie ihm auf den Straßen der Stadt, Mammon für ihre Gaben heischend, in Gestalt eines hübschen Mädchens entgegentrat, ja er hatte sich aus Petersburg ein paar Maitressen mitgebracht, deren gut bürgerliche Namen zu den klangvollen Titeln der aristokratischen Schönheiten seines gesellschaftlichen Kreises in schreiendem Gegensatze standen; die eine hieß Frau Schwarz, die andere gar Frau Schmidt. Besonders jene war sehr stolz darauf, die Geliebte ihres Landesherrn zu sein, während ihr Gatte, der weniger Gewicht auf die Integrität seiner Ehe als auf einen wohlgefüllten Geldsack legte, die ihn kompromittierenden Beziehungen begünstigte, da sie ihm gewinnreiche Verträge mit der russischen Armeeverwaltung verschafften. Allerdings blieb der Zar in der Gunst der begehrenswerten Dame nicht ohne Konkurrenz; ein dänischer Kammerjunker v. Scholten, der eine stattliche Erscheinung und ebenfalls in der Lage war, kostbare Geschenke zu machen, trat bald als erfolgreicher Rivale auf und verstand es, sein Liebesglück gar noch politisch nutzbar zu machen, indem er manches in Erfahrung brachte, was Alexander während vertrauter Stunden mit seiner Freundin besprach.

Andersartig als die Herzensneigungen des russischen Herrn zeigten sich, dem völlig verschiedenen Naturell entsprechend, diejenigen König Friedrich Wilhelms des Dritten von Preußen, den man in Wien wegen seines engen Anschlusses an den Zaren als dessen Satelliten zu bezeichnen pflegte. Die Gegensätze zogen sich auch hier an: strahlte Alexander in Glanz und Anmut, so trat der Zoller schlicht und männlich auf. Groß, steif und kalt, wie er war, nannte ihn der geistvolle Fürst Ligne eine „figure d'arsenal." Wenn man ihn auf dem erwähnten Karikaturblatte mit den Worten charakterisierte: „Er denkt für alle", so überschätzte diese Zensur seine geistige Bedeutung zwar ganz erheblich, aber das bescheidene und dabei würdevolle, mit achtunggebietendem Ernste gepaarte Wesen des oft und schwer geprüften Monarchen gefiel den Wienern nichtsdestoweniger ungemein. Die Müßiggänger vom Graben, einer Hauptpromenade der Stadt, wollten ihn bald mit der verwitweten Prinzessin von Oldenburg, bald mit einer Erzherzogin, bald sogar mit der Kaiserin Marie Luise verheiraten — lauter Hirngespinste; aber so fern ihm selbst solche Pläne lagen, manchmal machte er doch, verstimmt durch den schlechten Gang seiner politischen Geschäfte, ganz gern die Rechte an das Leben geltend, die ihm vier Jahre der Trauer um seine heimgegangene Gemahlin vorenthalten hatten. Der vierundzwanzigjährigen schönen Gräfin Julie Zichy, einer geborenen Festetics, mit ihrer bezaubernden Anmut und ihrem Madonnengesicht, der tugendhaftesten Frau Wiens, wie die Gräfin Bernstorff sie in ihren Memoiren nennt, war sein Herz zum Opfer gefallen. Sie stellte die „beauté céleste" des Kongresses

dar, und auch Friedrich v. Gentz spricht in seinen Schriften von ihrer „beauté vraiment divine“ und an anderer Stelle von der „incomparable beauté“ der begnadeten Frau. Ihretwegen entzweiten sich eines Tages beim Blindekuhspiel die Kronprinzen von Bayern und von Württemberg so heftig, daß es fast zum Zweikampfe zwischen ihnen gekommen wäre. Welches Ansehens sich das Zichysche Haus, die „Königsherberge“, wie neidische Zungen es nannten, erfreute, kann man daraus entnehmen, daß hier am Abend des 31. Dezember 1814 alle Monarchen das neue Jahr erwarteten; die Wirtin selbst, die gut und interessant zu sprechen wußte, toastete beim Jahreswechsel auf die Erhaltung des allgemeinen Friedens und die Einigkeit aller Völker. Diese Frau also, die ihn an die Königin Luise erinnert haben soll, war der Magnet, der den sonst so zurückhaltenden Friedrich Wilhelm in dem Maße anzog, daß die Wiener Polizeiakten sagen: „Er war verliebt in sie wie ein junger Mensch von zwanzig Jahren.“ Gelegentlich der oben erwähnten Schlittenpartie fuhr er denn auch seine Herzensdame. Die Beziehungen zu ihr hielten sich allerdings durchaus in den Grenzen des Konventionellen; er erzählte seiner Auserkorenen beispielsweise, wie in Potsdam die Parade aufmarschiere, wie die Preußen früher ganz anders uniformiert gewesen seien als zur Zeit der Befreiungskriege und derartige interessante Dinge mehr — eine Art der Konversation, die den sicheren Schluß zuläßt, der Kampf der tugendhaften Julie werde kein allzu schwerer gewesen sein. Eine niedliche Geschichte darf hier vielleicht eingeflochten werden, geeignet, den Ton zu kennzeichnen, der zwischen beiden geherrscht haben soll. Der König begegnete eines Tages seiner Flamme, als sie mit einem Gebetbuche aus der Kirche kam. „Sie haben ein hübsches Gebetbuch, schöne Gräfin“, sagte er. „Es steht Ew. Majestät zu Befehlen,“ antwortete jene. Friedrich Wilhelm nahm das Buch mit nach Hause, durchblätterte es und entdeckte, daß es das Geschenk einer Freundin war, die sich eingetragen hatte mit den Worten: „Ich liebe dich ewig; liebe mich ebenso.“ Der König schrieb darunter: „Ich tue, was sie tat; ich bitte, wie sie bat,“ und gab dann das Buch zurück — eine Erzählung, deren Authentizität über jeden Zweifel erhaben sein würde, wenn der geistvolle Friedrich Wilhelm der Vierte ihr Held wäre; der ganzen Persönlichkeit des dritten Königs dieses Namens entspricht sie so wenig, daß sie leider ins Gebiet der Fabel zu verweisen sein dürfte. Man kann nicht Feigen lesen von den Disteln. Sehr schmerzlich soll der Abschied des Fürsten von der schönen Gräfin im Mai 1815 gewesen sein; er weinte wie ein Kind, lesen wir in Fourniers „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß“.

Als letzten der gekrönten Herren, die sich in der leichtlebigen Stadt am Donaustrome mit Liebesbanden umstricken ließen, betrachten wir König Friedrich den Sechsten von Dänemark. Sohn des schwachsinnigen Christians des Siebenten und der unglücklichen Karoline Mathilde, die, des Ehebruchs mit dem Premierminister Struensee angeklagt, in die Verbannung gehen mußte, stand der mit

einer Prinzessin von Hessen-Kassel vermählte Fürst zur Zeit des Kongresses in der Mitte der vierziger Jahre. Von kleiner, schmächtiger Figur, die einen Albinokopf mit blassem Gesicht, hellblondem, fast weißem Haar, sehr langer Adlernase und stark hervortretendem, spitzem Kinn trug, war er nichts weniger als ein Bild männlicher Schönheit; ja man kann, ohne ihm zu nahezutreten, behaupten, daß sein gesamtes Exterieur eine Empfindung des Komischen, wenn nicht gar des Abstoßenden wachrief. Aber der den Anforderungen der Ästhetik so wenig Rechnung tragende Körper umschloß einen ausnehmend liebenswürdigen, lebhaften, zum Frohsinn neigenden Geist; da Friedrich nie einen Spaß verdarb und ab und zu einen guten Trunk liebte, feierten ihn die Diplomaten als den „Lustic de la Brigade Souveraine", und auch die Fürsten selbst erfreute seine drollige Art sich zu geben und zu sprechen. Er ist „der beste König der Welt, edel, freigebig, wohltätig, geistreich und stets mit dem Wohlergehen seines Volkes beschäftigt", charakterisiert ihn die Gräfin Lulu Thürheim in ihren „Erinnerungen". Bei so vielen schätzenswerten Wesenseigenschaften gefiel er denn auch den Wienern, zumal er ohne jede Prätension auftrat, ganz ausnehmend; er war wohl der beliebteste unter den fremden Monarchen, was sich so recht bei einer „Pirutschade" — Lustfahrt — zeigte, wo das Volk gerade ihm ganz besonders lebhaft zujauchzte. Gugitz belehrt uns in seinem Kommentare zu des Grafen de la Garde Buche über den Wiener Kongreß, daß man ihn im Volke den „König vom Tandelmarkt" nannte mit Beziehung auf eine lustige Travestie „Hamlet, Prinz vom Tandelmarkt". Unter „Tandelmarkt" verstand man in Wien den Trödelmarkt, und „Dänemark" und „Tandelmarkt" klangen dem Wiener Ohre ähnlich.

Friedrich war nicht ohne schwere Sorgen zum Kongreß gekommen. Erst ganz vor kurzem hatte Dänemark Norwegen an Schweden verloren, wofür das kleine Lauenburg keinen Ersatz bieten konnte, und da es mit Napoleon verbündet gewesen war, bangte der König um seine weitere Existenz als Herrscher, er fühlte sich, wie er wohl zu äußern pflegte, „comme l'oiseau sur la branche" und war schließlich zufrieden, daß sein bescheidenes Land ihm überhaupt erhalten blieb. Eine gewisse Bitterkeit konnte der vom Schicksal so wenig begünstigte Fürst freilich nicht ganz unterdrücken. Als der Zar gegen Ende des Kongresses von ihm Abschied nahm und liebenswürdigerweise die Worte fallen ließ: „Sire, Sie nehmen alle Herzen mit," antwortete er, anspielend auf das in Wien üppig blühende System des politischen Menschenschachers: „Die Herzen vielleicht, aber keine Seele!"

König Friedrich liebte es, wohl um sich von seinen Sorgen abzulenken, nach Eintritt der Dunkelheit inkognito und schlecht gekleidet, nur von einem Kavalier begleitet, in den Straßen Wiens spazieren zu gehen und sich unter die Menge zu mischen, in der er bald ein Kind des Volkes fand, das zu ihm gern in nähere Beziehung trat; wo in den Konferenzen des Kongresses die Legitimität so stark betont wurde, mag er geglaubt haben, wenigstens der

Liebe auch mal in illegitimer Form huldigen zu dürfen. Seine Freundin, eine sehr niedliche Arbeiterin mit frischem, rosigem Gesicht — sie brauchte sich nicht, wie Friedrichs Landsmann, der durch Shakespeare verherrlichte Dänenprinz Ophelia gegenüber äußert, „ein anderes zu machen“ —, blauen Augen und blonden Haaren war durchaus anziehend. In der vornehmen Welt genügte es zur Zeit des Kongresses nicht, König zu sein, wenn man Eroberungen machen wollte, man mußte auch äußerlich etwas vorstellen; das begriff der verständige Monarch und tauchte deshalb ins Meer der Plebs hinab, wo er mühelos fand, was er suchte. Von einer ihn im übrigen ganz besonders wohl, wollend beurteilenden Seite wird hervorgehoben, daß er „mit einem Gesicht, wie er es hatte, die Liebe dort suchen mußte, wo er sie zu kaufen bekam“. Immerhin blieb dieser sympathische König, wenn er gleich anderen Fürsten auf Liebespfaden wandelte, eine Fleisch gewordene unbewußte Parodie. Das durch die Gunst des Herrschers ausgezeichnete Mädchen suchte nun bald eine kostbare Wohnung zu mieten und stellte sich dem Portier des in Aussicht genommenen Hauses naiverweise als „Königin von Dänemark“ vor, worauf die Besitzerin, eine Gräfin Paar, wie begreiflich, auf den Abschluß des Vertrages verzichtete. Aber der Spottname blieb der jungen Dame.

Der Fürst von Ligne wünschte der dänischen „Dubarry“ — so bezeichnete er die Geliebte des Königs nach der bekannten Maitresse Ludwigs des Fünfzehnten — einen kleinen Zeugen der Vergnügungen des Kongresses; das Glück, so meinte er, würde dann einen goldenen Nagel an ihr Rad geschlagen haben. Ein solcher Zeuge erschien nun zwar nicht, aber trotzdem setzte Friedrich seinem niedlichen Schätzchen bei der Abreise von Wien eine jährliche Pension aus. Diese Zusage wurde freilich — auch die Liebe ist ja, wie alles Irdische, wandelbar — später annulliert, aber als der Bankier, der die Zahlung bislang vermittelt hatte, sich die Mühe nahm, seiner interessanten Klientin, der „dänischen Wittib“, wie man sie nach der Trennung von dem Könige nannte, hiervon persönlich Mitteilung zu machen, ward er durch deren Schmerz so ergriffen. daß er der Verlassenen gegenüber gern die Rolle übernahm, die einst auf Naxos den tröstenden Dionysos an des treulosen Theseus Stelle führte — eine Wendung, die die pünktliche Weiterzahlung der bisherigen Bezüge zur Folge hatte. So endete dieses Intermezzo zur Zufriedenheit aller Beteiligten: der König behielt sein Geld, seine ehemalige Freundin blieb im Besitze ihrer Einkünfte, und der Bankier gewann eine hübsche Maitresse.

Es dürfte nicht schwer sein, die Sammlung dieser Skizzen zu vervollständigen, aber das Gebotene wird bei einer Analyse der Atmosphäre, in der die gekrönten Häupter des Kongresses atmeten, immerhin schon einige Dienste leisten können.

Gegenwartsmöglichkeiten im Osten

Nicht alles dienet uns auf gleiche Weise;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In seiner Art, so ist er recht bedient.

Goethe

ür einige Tage von der Westfront heimkehrend und noch voll von den schauerlichen Bildern wilden Schlachtgetümmels, finde ich den deutschen Blätterwald in merkwürdiger Erregung: man liegt sich über Kriegsziele in den Haaren und unbekümmert um die Wandlungen, die der gewaltige Krieg auf der ganzen Welt hervorbrachte, reitet jeder auf dem Steckenpferde herum, auf das ihn irgendein Zufall, manchmal auch Überlegung schon vor dem Ausbruch des Krieges gesetzt hatte. Alte Dogmen, alte Prinzipien, alte Vorurteile, alte enge Horizonte, dieselben persönlichen und politischen Freundschaften und Feindseligkeiten. Für uns draußen ist solche Erkenntnis nicht ermunternd, aber sie hat das Gute, daß wir uns über die wichtigste Frage der Gegenwart zu eigenen Urteilen durchringen, daß in der kämpfenden Armee über Partei- und Verbandssekretäre zur Tagesordnung übergegangen wird und sich die Umrisse einer neuen deutschen Partei im Schlachtendampf zeigen.

Die wichtigste Frage des Augenblicks ist für jeden Soldaten und sollte für jeden Patrioten vom Augenblick der Kriegserklärung an sein: wie kommen wir zu einem dauerhaften Frieden? Wer anders denkt, meint es nicht gut mit seinem Volke. Wer uns diese der Menschheit unwürdige Raserei, die sich Krieg nennt, aufgezwungen hat, der ist unser Feind, wer uns darin erhalten will, um Partei- und Kliquengeschäfte damit zu machen, gehört aufs Schaffot. Jeder, der ehrlich für einen den ferneren Frieden sichernden Friedensschluß eintritt, ist ein wahrer Patriot, ist unser, ist des deutschen Volkes wahrer Freund. Wir draußen haben die Grundlagen für einen Friedensschluß vorbereitet; die in der Heimat sollten Zeit genug gehabt haben, die Grundlagen allseitig zu prüfen und festzustellen, ob ein Angelpunkt vorhanden, von dem das Friedenswerk eingeleitet werden könnte. Es scheint aber, daß die Parteiverblendung die berufenen Führer hindert, kraftvoll und zuversichtlich im großen Stile der Armee an ihre Aufgabe heranzutreten. Andernfalls wäre es unverständlich, wie jede Partei und Gruppe immer nur an Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten anknüpfte, wie jede Zeitung fast von einer besonderen Einzel-

erscheinung aus an das Friedensproblem heranträte und wie die großen Linien sich verwischten, die uns den Weg sowohl des heraufgekommenen Gewitters zeigen wie auch den, auf dem es für immer abziehen muß.

Der Krieg, den wir führen, ist ein Wirtschaftskrieg, ein Kampf um die Weltfutterplätze, kein Krieg um Moraltheorien oder den Bestand einer Nationalität. Moraltheorien schwingen mit, da sie sehr bequemes Propagandamaterial zu geben vermögen; Nationalitäten sind in ihrem Bestande gefährdet; aber das ist, erfasse ich den Sinn dieses Wahnsinns „Weltkrieg" in seinem innersten Kern — belanglos. Jawohl, belanglos für die Entscheidung, die das Ende des Wahnsinns bedeuten soll. Es ist auch belanglos für die Art des Kriegsendes, daß das Deutschtum imstande wäre, den Krieg noch durch Jahre hindurch fortzuführen und seine Gegner ungeheuer zu schädigen; denn nicht darauf kommt es an. Es kommt vielmehr darauf an, die Tatsache festzuhalten und sichtbar herauszuheben, daß zwei der großen Kriegführenden kein moralisches Kriegsziel mehr haben, das sie zwingen könnte, den Krieg gegeneinander fortzusetzen, während die beiderseitigen Friedensziele einander soweit genähert haben, daß sie sehr leicht in eins verschmolzen werden könnten, zu beiderseitigem Nutzen, wie zum Heile der Welt: Deutschland und Rußland!

Seit das russische Volk sich den entarteten unrussischen Zarismus vom Halse geschafft hat, braucht die Entscheidung über das Ende des Weltkrieges nicht bei England, Frankreich, Amerika oder einer Neutralengruppe zu liegen. Sie kann bei Rußland liegen, sofern wir ihm den Weg dazu ebnen.

In unserer Presse, mit Einschluß der halbamtlichen, kommt zwar eine gewisse allgemeine Friedensneigung zum Ausdruck, aber ich sehe nirgends etwas, was dazu angetan wäre, den Friedenswillen gerade mit Rußland erkennbar zu machen. Es ist eine tiefe Scheu vorhanden, den Russen klipp und klar zu sagen: Wir Deutschen sind bereit mit euch morgen Frieden zu schließen unter Bedingungen, die es gestatten würden, gemeinsam die Gefahren neuer Kriege in unendliche Weiten hinauszuschieben. Das aber können wir sowohl im Hinblick auf die allgemeine Kriegslage wie unter Berücksichtigung der diplomatischen Folgen in aller Ruhe aussprechen. Die Lage mit Rußland ist nämlich so wenig kompliziert wie möglich, sobald wir dessen eingedenk bleiben, wie ungeheuer vielseitig das Gemeinsame und wie geringfügig das Trennende in unseren und den russischen Volksinteressen ist. Erkennen die Führer des russischen Volks das Gnadengeschenk des Schicksals, das ihm nach allem Leid zugefallen ist, rechtzeitig, so wird Rußland trotz seiner militärischen Niederlagen als einer der Sieger aus dem Kriege hervorgehen und eine Bahn wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Aufstiegs beschreiten, wie es seinen gesunden Kräften entspricht. Erkennen seine Führer den welthistorischen Augenblick nicht, oder entziehen sie sich der damit auf sie gelegten Verantwortung, so wird das russische Volk zunächst weiterhin die Schläge Hindenburgs zu tragen haben und in Zukunft geschwächt — der Sklave des

angelsächsischen Kapitals werden; es wird weiter ausgebeutet werden wie bisher, und die Ausbeuter werden kaum anders aussehn, wie die bisherigen. Das an sich industrieschwache Rußland, durch den Krieg desorganisiert, verschuldet, in seiner Entwicklung um Jahrzehnte zurückgeworfen, ist nicht in jenem Zustande wirtschaftlicher Widerstandskraft, die es befähigte, dem amerikanischen und englischen Geldgeber entgegenzutreten und die Wirtschaft nach den eigenen Interessen einzustellen, geschweige denn in den Fragen der Menschheit ein bestimmendes Wort mitzusprechen. Rußland könnte bei seinem Zusammengehen mit England und Amerika vielleicht den Triumph erleben, die deutschen Wirtschaftsbelange völlig ausgeschaltet zu sehen, aber doch nur territorial arg verstümmelt und um den Preis der Versklavung der russischen Wirtschaft zugunsten des anglo-amerikanischen Kapitals bei nur sehr bedingtem Nutzen für die russische Allgemeinheit. Rußland kann gestützt auf das angelsächsische Kapital einen Teilsieg über seine bisherigen deutschen Landsleute erringen, aber nur um den Preis seiner Bauernschaft, um den Preis des Grundpfeilers seiner moralischen und physischen Kraft. Rußland muß Kolonie werden des englischen und amerikanischen Rohstoffverbrauchers, der heute schon die gierigen Hände ausstreckt nach Kaukasien und Turkestan und seinen Naturschätzen, der die Getreideerzeugung ebenso wie die Vieherzeugung industrialisieren und darum den bäuerlichen Kleinbetrieb großzügig vernichten wird. Der russische Bauer wird wie der Indier hungern, indessen Rußlands Küstenplätze sich mit dem Protzentum der Beutelschneider der ganzen Welt füllen. Rußlands Amerikanisierung hat Graf Witte begonnen: zugunsten des Zarismus hat er aus dem russischen Volk durch sein Branntweinmonopol allein etwa 30 Milliarden Mark herausgeschöpft; und wozu wurde das Geld benutzt? Seine Exportpolitik war nicht anders in ihren Wirkungen: der Bauer hungerte, ein diebisches Beamtenpack mästete sich. Anstelle des plündernden Zarismus sollen nun nach dem Willen des Herrn Miljukow englische und amerikanische Kapitalisten treten, die, um ihre Wirtschaftsbelange endgültig zu befestigen, den russischen Bauern zwingen wollen, sich weiter plagen und schlagen zu lassen. Sollte es wirklich das Endziel der großen russischen Volkserhebung, die seit den achtzehnhundertsiebziger Jahren Hekatomben opferte, sein, das russische Volk einem internationalen Kapitalismus versklavt auszuliefern? Unmöglich!

Nein, des russischen Volkes Ziele liegen wo anders. Die Russen wollen ein Kulturvolk in ihrem eigenen, für uns vielfach unverständlichen Sinne sein. Um ihre Ziele zu verwirklichen, bedürfen sie einer sich auf die breiten Massen der Bauernschaft stützenden Wirtschaft. Nicht bedürfen sie einer solchen, die unter liberaler Flagge darauf hinausläuft, dem Bauer anstelle des Zarismus nur einen andern Ausbeuter zu geben. Jede Fortsetzung des Krieges entfernt das russische Volk von seinen Idealen und wenn die deutsche Nation bis zum letzten Mann ausgerottet würde.

Will Rußland die Ideale seiner großen Volkshelden verwirklichen, so braucht es Frieden, noch ehe England und Amerika ihre Schlingen endgültig über der russischen Wirtschaft zusammengezogen haben. Und wer ihm den Frieden noch rechtzeitig geben kann, der wird sein wahrer Freund für Jahrzehnte. Und das sind durch das Schicksal bestimmt die Deutschen, wir Deutschen, die wir gezwungen, durch den Meineid Nikolaus des Zweiten, das Schwert gegen die Völker Rußlands zückten!

Der uns so gewordenen Aufgabe dürften wir uns nicht entziehen! Daß das russische Volk in diesem schicksalsschweren Augenblick nicht nur keine eigene Regierung, sondern ein Provisorium hat, das den Engländern und Amerikanern erlaubt, sich der Hilfskräfte des Landes zu bemächtigen, entbindet uns von keinem Schritt, der dem Frieden dienen könnte.

Unser zu Beginn des Weltbrandes verkündetes Kriegsziel im Osten ist seit Verjagung des Zarismus erreicht: in Rußland ist Raum geschaffen für eine Regierung, die unser Vertrauen finden kann. Ein Haß gegen das russische Volk besteht bei uns nicht, so wenig bei der Masse der Russen ein Haß gegen uns vorhanden ist. In einer heiß umstrittenen Frage, die Leidenschaften erregen konnten, in der der Behandlung nationaler Minderheiten, haben sich die Anschauung hüben und drüben merklich genähert. Der deutsche Reichskanzler hat den Polen das Selbstbestimmungsrecht gegeben. Die Führer des russischen Volkes haben sich auf den Standpunkt des Selbstbestimmungsrechtes der Nationalitäten gestellt, damit scheidet eine die Gefühle am stärksten erregende Frage bei allen weiteren Erörterungen grundsätzlich aus. Wirtschaftliche Fragen, und dazu gehören territoriale Abgrenzungen ebenso wie Kriegsentschädigungen, werden nicht mit dem Gefühl, sondern mit dem Rechenstift verhandelt. Warum soll also Blut vergossen werden, wo einige Liter Tinte zu größeren Erfolgen führten? Wenn der Krieg zwischen Rußland und Deutschland fortgesetzt wird, so wird er um fremder Interessen willen fortgesetzt, so zerfleischen wir uns gegenseitig zu Nutz und Frommen derjenigen, die Rußland nur ungestört ausbeuten möchten. Wir haben in Rußland kein Kriegsziel mehr, das nicht durch Verhandlungen zu erreichen wäre und könnten darum in eine von Rußland gebotene Friedenshand, ohne uns zu erniedrigen, einschlagen.

Nicht wegen der militärischen Entlastung! Ich sagte schon: wir können noch manches Jahr kämpfen und werden es tun, wenn es sein muß; ingrimmig werden wir alle unsere Gegner niederwerfen und sollten wir ganz Europa in eine Wüste verwandeln! Nein, nicht deshalb! Sondern darum, weil die notwendige Folge eines *schnellen* Friedensschlusses mit Rußland auch ein Bündnis auf Gedeih und Verderb sein würde.

Ich sehe im Geiste manchen meiner alten Freunde das Heft zornig zu Boden werfen. „Über vieles kann der Mensch zum Herrn sich machen, seinen Sinn bezwingt kaum Not und lange Zeit." Damit muß gerechnet werden. Sie können mit einem Schein des Rechts behaupten: in Rußland denkt kein

Mensch an ein Bündnis mit Deutschland. Ich bin entgegengesetzter Ansicht: in Rußland gibt es sehr weite Kreise in allen Schichten und Nationalitäten, die lieber heute wie morgen sich mit Deutschland verständigten und England mit samt seinen Segnungen zum Teufel wünschen. Auch in der Armee, in der tapferen aber mißleiteten und von ihren bisherigen Führern betrogenen Armee! Diesen verständigen, sehend gewordenen Kreisen gilt es die Möglichkeit zu geben, sich zu organisieren und Stellung zu nehmen; das ist der Grund, weshalb ich hier zum Schluß an alle jene, welche mit diesem „Kriegsziel im Osten" einverstanden sind, die Bitte richte, ihr Einverständnis auch rückhaltlos öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Wie ein gewaltiger Akkord sollen die Worte Friede und Bündnis den Russen ans Ohr schlagen. Wollen sie sie aufnehmen, so wird eine Epoche glücklicher Entwicklung für ganz Europa anbrechen, bleiben sie taub oder sind sie schon zu schwach, den Ton zu vernehmen, dann möge sich ihr Schicksal vollenden.

Nur von der deutschen Regierung vermag ich nicht zu fordern, sie solle zu diesen Fragen schon jetzt öffentlich Stellung zu nehmen. Ihr Kriegsziel wird dasjenige sein, das die Umstände, und dazu gehört auch der Wille des deutschen Volkes, diktieren. Kommt aber aus Rußland ein freundliches Echo zurück, dann möge auch der verantwortliche Mann in Deutschland das Ziel offenbaren, dessen Erreichung er zu unserem Wohle für notwendig hält.

Georg Cleinow

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Europa

Von Universitätsprofessor Dr. Siegmund Hellmann

I.

Nur geographisch bildet Europa eine Einheit. Schon seine Bewohner zerfallen in drei Völker- oder, vorsichtiger ausgedrückt, Sprachenstämme, die wohl Zeichen gemeinsamen Ursprungs, aber ebenso deutlich auch Verschiedenheiten an sich tragen. Ein noch schärferer Riß geht durch den Erdteil, spaltet ihn deutlich in zwei sehr ungleiche Hälften, wenn wir nach der Bedeutung des Namens Europa in geistiger Beziehung fragen. Wir finden dann, daß damit die Vorstellung einer bestimmten Kultur von ganz bestimmtem Charakter sich verbindet, die im Gegensatz zu anderen steht und doch ihr Vorbild geworden ist, ohne daß irgendwo die Nachahmung das Vorbild erreicht hätte. Zuletzt also haben wir es hier mit einem historischen Gebilde zu tun.

Nehmen wir Europa in dem eben auseinandergesetzten Sinne, so wurde es geboren, als sich das römische Reich, lange ehe es politisch in zwei Teile zerfiel, in eine griechische Ost- und eine lateinische Westhälfte spaltete. Mit der Völkerwanderung beginnt sich um Gallien, das jetzt von der Peripherie des Westens in sein Zentrum rückt, eine neue Völkerwelt zu legen, Germanen und Romanen, ungleich an Abstammung, Sprache und Sitte, aber zu einer Einheit verbunden durch die Anknüpfung an die Reste antiken Lebens und durch die Kirche. Frankreich wurde zwar nicht der politische Mittelpunkt, aber doch das Zentrum und der Ausgangspunkt eines neu erstehenden Lebens. Alles, woran wir denken, wenn wir das Wort Mittelalter aussprechen, Rittertum und Feudalität, die Gotik, die Scholastik, tausend kleine Züge des mittelalterlichen Lebens sind hier entstanden; auch die Kirche hat, trotz des Papsttums, ihr eigentümliches Gepräge hier erhalten. In den nächsten Jahrhunderten treten auch die großen anderen abendländischen Völker gebend neben die Franzosen. Aus Italien kommt das römische Recht, das den Beamtenstaat aufbauen hilft, und die Geldwirtschaft, die Vorläuferin des modernen Kapitalismus, die die Mittel dazu liefert; Italien ist es auch, das die in den letzten Jahrhunderten des

Mittelalters fast versunkene Antike wieder belebt und ein neues Schönheitsideal entwickelt. Die deutsche Reformation sprengt die kirchliche Einheit; der Dualismus, den sie erzeugt, ist seitdem etwas unserer Kultur Eigentümliches geblieben: die eine Kirche ist ohne den belebenden und anfeuernden Gegensatz zu der anderen nicht mehr zu denken. Die englische Revolution formt die Sätze, welche die Rechte des Individuums gegenüber Staat und Kirche sicher stellen. Durch die französische Aufklärungsphilosophie werden sie zum Gemeingut der Gesellschaft, die französische Revolution setzt sie, Europa in vereinzelten Wellen ergreifend, in verfassungsrechtliche Bestimmungen um. Im neunzehnten Jahrhundert tritt das geistige Leben des Erdteils unter deutsche Herrschaft; deutsche Philosophie, wissenschaftliche Methode und Musik werden internationale Werte und Mächte. Endlich wird die große Linie der Entwicklung noch durch zwei Erscheinungen bezeichnet und bestimmt. Das eine ist die Ausbildung der Naturwissenschaften und der Technik, mit der die Engländer und Franzosen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vorangehen, um dann im neunzehnten die anderen Völker an ihre Seite treten zu sehen, das andere die Ausgestaltung der Heeresorganisation nach deutschem Vorbilde seit 1866.

Bei der Entstehung dieser Kultur sahen wir jeweils einzelne Völker als die hauptsächlich gebenden hervortreten; aber niemals war es so, daß alle anderen dabei immer nur die empfangenden gewesen wären. Vielmehr ist der gleichzeitige Austausch von Kulturerrungenschaften für die europäischen Völker immer und zu allen Zeiten charakteristisch geblieben. Wir finden gegen Ende des Mittelalters italienische Literaten und Schreibkünstler im Norden tätig, der dafür seine Schuld abzahlt, indem er deutsche Buchdrucker bis nach Rom und Portugal entsendet; Shakespeare entnimmt seine Stoffe ebensogut italienischen Novellensammlungen wie einheimischen Chroniken; in Deutschland kommt er fast zu stärkerer Wirkung als in England. Derjenige große Musiker, in dem sich das deutsche Empfinden am stärksten und vollsten ausspricht, Bach, hat sich an den Italienern geschult, aber die deutsche Musik ist international und im Laufe der nächsten Jahrhunderte die herrschende geworden. Zu diesem Austausch selbständiger Errungenschaften tritt gemeinsames Erbe auf Grund gemeinsamer Herkunft. So entsteht das Bild einer europäischen Kultur. Trotz aller staatlichen und nationalen Gegensätze finden wir Einheit der Sitte, wie sie sich, um ganz elementare Beispiele zu nehmen, etwa in unseren Grußformen ausspricht, oder in der Gewohnheit, unsere Frauen im Gegensatz zum Orient unverschleiert gehen zu lassen, wir finden Einheit des geistigen Besitzes, die in der Internationalität der Namen Dante, Michelangelo, Shakespeare, Goethe, Beethoven zum Ausdruck kommt, Einheit endlich der staatlichen Einrichtungen, von der militärischen Parade angefangen (dem einen Nichtkulturangehörigen vielleicht fremdartigsten Bilde) bis zu den Formen unserer parlamentarischen Körper und den Einrichtungen der Bureaukratie.

Der Länderkreis, der diese Kultur entwickelt, ist ursprünglich nach außen abgeschlossen, zeigt aber sofort die Neigung zur Ausdehnung. Anfänglich nur

das alte Gallien und die im Kreise es umgebenden Gebiete umfassend, hat er sich vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert die Skandinavier, die westslawischen Völker und die Magyaren einverleibt. Hier im Osten kam die Ausbreitung seiner Grenzen zunächst zum Stehen. Rußland, durch asiatische Völker vom Schwarzen Meer abgedrängt, mit dem Schwerpunkt sich infolgedessen nach Nordosten verschiebend, geriet auf Jahrhunderte unter mongolischen Einfluß; erst Peter der Große hat es dem westlichen Einfluß erschlossen. Auch der Vorstoß in den byzantinischen Südosten und die Welt des Islam, den Europa in den Kreuzzügen wagte, hatte nur vorübergehenden Erfolg, bis der Zerfall der Türkei ihm aufs neue den Weg nach dem Balkan bahnte und seiner Kultur damit den Rest des Kontinentes zugänglich machte. Schon lange vorher hatte sie in einer Bewegung, die seitdem nicht mehr abriß und noch jetzt sich im Fluß befindet, jenseits seiner Grenzen Fuß gefaßt und sich fremde Erdteile anzugliedern begonnen. Anfänglich nicht eigentlich durch Kolonien, sondern durch Faktoreien: die neuen Besitzungen der europäischen Völker jenseits der Ozeane sollten im Dienste des Mutterlandes ausgebeutet werden; eben dieser Zweck schloß es aus, daß dort lebensfähige Ableger der europäischen Kultur entstanden. Als dann die Engländer mit diesem System brachen, indem sie große Siedlungskolonien anlegten, die sich die wichtigsten Errungenschaften des Mutterlandes zu bewahren suchten und im neunzehnten Jahrhundert riesige Ländermassen mit völlig neuen Lebensmöglichkeiten in Besitz nahmen und mit gewaltigen Einwandererströmen aus der alten Heimat bevölkerten, legten sie den Grund zu neuen Staaten und Völkern. Gleichzeitig damit vollzog sich die Erschließung alter, halb erstarrter Kulturen für europäischen Einfluß in China und Japan.

Die Rezeption der europäischen Kultur ist in verschiedenen Abstufungen erfolgt. Sie beginnt überall bei dem am leichtesten Faßbaren, dem allgemeinen Verständnis unmittelbar Zugänglichen, also dem rein Rationellen, Verstandesmäßigen, um sich dann in der Richtung auf die feineren und feinsten, individueller gestalteten Äußerungen des europäischen Geistes zuzubewegen, ohne daß die Aneignung dieser letzteren in dem erstrebten Maße gelänge. Zuerst wird das Technische und Wirtschaftliche rezipiert, dann das Heerwesen und einzelne staatliche Einrichtungen nachgeahmt, wie in China und in Japan, wo zuerst die Ausbildung der Armee und Marine nach westlichem Muster erfolgt, dann erst hier die preußische Verfassung, dort die parlamentarischen Formen nachgeahmt werden. Eine zweite Stufe läßt uns Rußland sehen. Peter der Große pfropft auf den Staat, der seine Hauptimpulse von Byzanz und den Mongolen empfangen hat, westliche Einrichtungen, und auf ein Volkstum, das bis heute das ursprünglichste des Erdteils geblieben ist, westliche Lebensformen; unter Katharina der Zweiten fassen die Ideen der französischen Aufklärung, im neunzehnten Jahrhundert die deutsche Romantik und die deutsche Philosophie Boden, während der Anglomane eine stehende Figur in der russischen Er-

zählungsliteratur wird; allein unter der Decke dieser Errungenschaften bleibt die eingeborene, seit Jahrhunderten gewohnte Denkweise und Anschauungswelt; wir werden es deutlich gewahr, wo sich bei Tolstoi oder Dostojewski der Denker und Prophet vom Dichter scheidet: in solchen Augenblicken vermögen wir ihm nur noch mit Mühe zu folgen. Eine dritte Stufe stellen endlich die großen europäischen Tochtervölker jenseits der Meere dar, besonders in Nordamerika. Sie haben das europäische Denken in seiner Gesamtheit mit hinübergenommen, aber der abendländliche Gedankenschatz erscheint bei ihnen gewissermaßen verkürzt und abgeflacht. Das Bewußtsein der Unterschiede der einzelnen Kulturelemente in Zeit und Herkunft ist verschwunden, wie das Taine so belustigend in der Gestalt des amerikanischen Parvenu persifliert, der sich zu einem Haus in altgriechischem Säulenstil gotische Glockentürme bauen läßt; und wie Rom die griechische Wissenschaft zwar übernommen hat, aber nur in kompendienhafter Verkürzung und nur zu praktischen Zwecken, so finden wir auch in der transozeanischen Kultur das Überwiegen des praktischen Gesichtspunktes. Gerade diese Pauperisierung des europäischen Geistes und die Einstellung auf das Materiell-Zweckmäßige unter möglichster Einsparung von Zeit und Kraft durch einen rationellen Arbeitsplan bildet das Wesen dessen, was wir Amerikanismus nennen. Freilich ist er keine rein amerikanische Erscheinung. Industrie und Großstadtleben haben in Europa Ähnliches erzeugt, und unabhängig davon finden wir die gleiche Entwicklung in der modernen Armee: der amerikanische Korrespondent, der den deutschen Einmarsch in Belgien erlebte und seinem Blatte staunend berichtete, er wisse jetzt, daß es drei vollkommene Organisationen gebe, die katholische Kirche, die Standard Oil Company und die deutsche Armee, hat richtig gesehen.

Von all diesen seit einem Jahrtausend gewonnenen Gebieten sind dem europäischen Kulturkreis nur die zuerst unterworfenen wirklich einverleibt und auch diese nicht ganz gleichmäßig. Bei den anderen empfinden nicht nur wir einen Unterschied oder vielmehr Gegensatz, sondern auch die Völker, die sie bewohnen, haben ein mehr oder minder deutliches Bewußtsein davon je nach dem Grade, in welchem sie europäischem Einfluß unterlegen sind. Bei allen oder doch fast allen setzt es sich sofort in das Gefühl der Überlegenheit gegenüber Europa um. Es beruht bei Russen und Japanern auf dem Besitze einer alten, von der europäischen doch nur an der Oberfläche berührten oder gestreiften Eigenart. In Amerika dagegen, wo diese fehlt, hat umgekehrt der Besitz von etwas Neuem, hat eine rationellere Einrichtung des Lebens, die Abstreifung mancher Fesseln der Überlieferung und endlich die Unerschöpflichkeit des Landes einen Kolonialdünkel ausgebildet, der mitleidig auf den alten Erdteil herabsieht. Das Wort vom „faulen Westen“ und der Glaube an die regeneratorische Mission Rußlands, die Monroedoktrin, endlich die Kriege Japans gegen Rußland und Deutschland sowie sein Wahlspruch „Ostasien den Ostasiaten“ sind der politische Ausdruck dieser Vorstellung von der eigenen Überlegenheit.

II.

Gerade dieser Aufstand des Neulandes in Verbindung mit den unerschöpflichen Reserven an Menschen und an Boden, über die es verfügt, lassen die Frage entstehen: kann sich Europa dieses Angriffs erwehren, ist es imstande, seine alte Vormachtstellung auf die Dauer zu behaupten? Denn seine Bestimmung scheint zwar die Herstellung und Aufrechterhaltung einer geistigen Einheit, aber ebenso auch und noch mehr die Verewigung politischer Zerklüftung zu sein, in der sich der Erdteil zerfleischt und die ihn stärkeren und reicheren Kontinenten zum Opfer zu bestimmen scheint.

Wir wünschten ein Ja zu hören. Aber diese Hoffnung wird zunächst dadurch in Frage gestellt, daß das eine der großen Völker, die den europäischen Kulturkreis bilden, nur zum Teil mit seinen Interessen und seinem Blute in dem Erdteil wurzelt. Das Weltumspannende des englischen Handels, des englischen Reiches und der englischen Nationalität bringt es so mit sich. Wohl verbindet sich in England der Begriff „Colonial" mit einem etwas abschätzigen Nebensinn, aber das Gefühl, daß die Größe und Macht des Reiches gerade auf dem Kranz von großen Kolonien beruht, der es umgibt, ist zu lebhaft: soll England bestehen bleiben, so wird es sich für die Kolonien und gegen Europa entscheiden, wo ihre Wege sich trennen. Rußland anderseits wird uns durch die Revolution vielleicht näher rücken; aber auch hier wirkt das Schwergewicht außereuropäischen Territoriums, das es von Europa abzieht: in dem Maße, als Sibirien und Mittelasien erschlossen werden, erwächst auch ein Gegengewicht zu den Gedanken, die Rußland an den Westen binden.

Nicht nur aber die Verhältnisse der Gegenwart, wie die Vergangenheit sie geschaffen hat, sondern auch die geschichtliche Erfahrung spricht gegen die politische Einigung Europas. Alle bisherigen Versuche, die westliche Welt zu einer Einheit zusammen zu fassen, die über die unmittelbaren Interessen der einzelnen Staaten und Völker hinausging, sind ohne Bestand geblieben. Sehen wir von dem ephemeren Karolingerreich und dem römischen Reich deutscher Nation ab, dessen Ansprüche von vornherein theoretische blieben, so ist der erste derartige Versuch der eines päpstlichen Weltreiches, das die mittelalterlichen Völker zu einer Fürstenrepublik mit geistlicher Spitze zusammen zu fassen sucht. Aber kaum, daß es hergestellt ist, reagieren auch schon die Teile mit solcher Gewalt gegen das Ganze, daß es niemals lebendig geworden ist. Am deutlichsten zeigte sich das in den Kreuzzügen. Hier war das denkbar stärkste Element der Einigung mächtig, der gemeinsame religiöse Gegensatz zu einer ganz anders gearteten Welt. Aber auch er war nicht stark genug, die Rivalitäten der einzelnen europäischen Staaten zu unterdrücken; nicht einmal die spanischen Könige und die Kreuzfahrerstaaten haben sich von Bündnissen mit dem Glaubensfeinde zurückhalten lassen. Die nächste, ähnliche Gemeinschaft, welche die Abendländer eingehen, die gegen die Türken, wurde durch Frankreich durchbrochen, das in einem Zusammengehen mit dem Sultan das sicherste Gegengewicht gegen

die Macht des Hauses Habsburg sah. Gleichzeitig scheiterte auch das Bemühen, wenigstens zwei Gruppen europäischer Staaten zu bilden, von denen jede durch ein gemeinsames Ideal und den Gegensatz zu der anderen zusammengehalten werden sollte: die europäischen Nationen teilten sich in protestantische und katholische, aber nur, damit wiederum Frankreich mit deutschen Protestanten und mit Schweden in Beziehungen trat. Das neunzehnte Jahrhundert brachte endlich noch einmal einen Anlauf zu gemein-europäischer Organisation, die Heilige Allianz. Sie umfaßte den ganzen Kontinent, aber mit einer bezeichnenden Ausnahme: England hielt sich fern. Sodann richtete sich die Zusammenfassung nicht gegen einen äußeren Feind, sondern eine Bewegung im Innern, den Geist der neuen Zeit; eben dadurch war sie von vornherein zum Mißerfolg verurteilt. Nur bei ganz äußerlicher Betrachtungsweise zeigt das europäische Konzert der letzten Jahrzehnte Ähnlichkeit mit ihr. Sie beschränkt sich darauf, daß hier wie dort führende Großmächte an der Spitze der politischen Aktion stehen, und zwar so ziemlich dieselben, und daß diese — unbeauftragt — eine Art Polizeigewalt ausüben, jetzt aber nicht mehr im Inneren der europäischen Staatenwelt, sondern gegen die kleinen Balkanstaaten, die Türkei, China. Was sie hier zum Einschreiten veranlaßt, ist nicht eine von außen drohende Gefahr, sondern der Wunsch, einseitige Machterweiterung Eines aus ihrem eigenen Kreise zu verhüten. Der Eintritt Japans und Amerikas, wie er sich z. B. bei der chinesischen Expedition des Jahres 1900 zeigte, dann der jetzige Krieg berauben dieses Konzert, das sich nach dem Kriege über kurz oder lang wieder bilden wird und wohl auch bilden muß, seines spezifisch europäischen Charakters.

III.

Immer also, so verschiedenartig die Versuche einer politischen Einigung Europas waren, so verschiedenen Zwecken sie dienen sollte, war das Ergebnis das gleiche. Der Grund des regelmäßigen Mißerfolges lag in dem Egoismus der einzelnen Staaten. Aber wir machen hier eine Wahrnehmung, die über den Einzelfall hinausgeht, und es spielen Ursachen mit, die in den Eigentümlichkeiten des Staatslebens überhaupt wurzeln. Der Staat vermag nun einmal nicht, seine egoistischen Interessen zugunsten einer höheren Gemeinschaft zurückzustellen. Der restlosen Aufopferung für das Ideal ist nur das Individuum fähig, das allein vermag, sich entschlossen von allen menschlichen Beziehungen und Interessen zu lösen: Diogenes in der Tonne und der Asket der ägyptischen Wüste sind die drastischsten Beispiele solcher Aufopferung. Ihre Schwierigkeit wächst in dem Maße, und das Ideal muß um so mehr Kompromisse eingehen, je größer der Kreis seiner Bekenner wird. Wird schon die Familie sich nicht immer restlos den idealistischen Ansprüchen ihres Mitgliedes entsagend fügen, so vermag dies noch weniger ein weiter gespannter Kreis, wie etwa ein Stand oder eine Klasse, und vollends dem Volk oder dem Staat ist es unmöglich, sich für einen Zweck aufzuopfern, der ihm fremd ist. Schon das Einsetzen für ein

Ziel, das mit dem materiellen Wohlergehen des einzelnen streitet, fällt ihm auf die Dauer schwer, und es mag sogar fraglich erscheinen, ob irgendein Volk imstande ist, einen länger dauernden Kampf um seine Existenz durchzuführen ohne den übermächtigen Druck der Lenker des Staat·s. Daher läßt sich der Staat, an dem immer das Schwergewicht der Masse hängt, für den Gedanken einer größeren Einheit, der er sich eingliedern soll, schlechterdings nicht einsetzen, außer sein Lebensinteresse hängt in einer Weise daran, die auch der Masse unmittelbar einleuchtet. Dieser Egoismus des einzelnen Staates läßt sich immer nur durch den Egoismus eines anderen, stärkeren überwinden. Die persische Gefahr band die Staaten Griechenlands nur solange zusammen, als sie den griechischen Boden bedrohte; dagegen kam es zu einem Offenstoßstoß des Griechentums erst, als es unter mazedonischer Führung geeint war, d. h., als die griechischen Staaten ihre Selbständigkeit eingebüßt hatten. Ebenso war es unmöglich, die Kräfte Deutschlands auf Grund der Wiener Bundesakte wirkungsvoll zusammenfassen, da sie die einzelnen deutschen Staaten als gleichberechtigte Glieder eines Ganzen ansah; nur die gewaltsame Einigung unter preußischer Spitze im Jahre 1866 hat hier Wandel zu schaffen vermocht. Nach alldem läßt sich schwer annehmen, daß Europa jemals ein politischer Körper wird; die einzig mögliche Voraussetzung dafür wäre die Hegemonie eines einzelnen Staates, der zu solcher Macht aufzusteigen vermöchte, daß sich ihm die anderen freiwillig oder gezwungen unterordneten. Wird Europa nun trotzdem imstande sein, seine politische Selbständigkeit und sein geistiges Übergewicht auf die Dauer zu erhalten? Manches, und zwar nicht etwa nur die Sünden der Großstädte und das eine oder andere, was man sonst gerne dafür anführt, legt einen Vergleich mit der sterbenden Antike und die Frage nahe, ob nicht vielleicht überhaupt Europas Tage gezählt sind. Aber hier taucht nun sofort ein zweites, noch dunkleres Problem auf: wenn es so ist, wer löst dann die sterbende europäische Kultur ab? Erben der römischen Welt waren hier die Germanen, dort die Araber; die einen wie die anderen haben auf der Unterlage, die sie vorfanden, weitergebaut und im Osten wie im Westen eine eigentümliche Kultur geschaffen. Uns fehlt der Ausblick auf solche barbarische, aber junge, unerschöpfte und zukunftsreiche Völker. Slawen und Japaner, Germanen und Romanen jenseits der Meere können als solche nicht gelten. Die einen sind Tochtervölker Europas, die anderen zu stark von der europäischen Kultur erfaßt, als daß ihre Erneuerung und Fortsetzung durch sie erfolgen könnte. Kein Gegenwärtiger kann zu des Tacitus welthistorischem Kapitel in der Germania ein Seitenstück schreiben. Hier tut sich ein Rätsel auf, dessen Lösung wohl auch unsere Enkel noch nicht kennen werden.

Das deutſche Element im Polniſchen

Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Friedrich Oetker

I.

Wie kein Glied der Völkerfamilie ſich auf ſich ſelbſt zurückziehen kann, jede Berührung mit den anderen von ſich abweiſend, ohne der Erſtarrung zu verfallen, ſo gibt es auch für die Sprache eines Volkes, ſelbſt des begabteſten und machtvollſten von ſcharf ausgeprägter, zäh behaupteter Eigenart, nicht eine Entwicklung nur von innen heraus außerhalb des völkerverbindenden Verkehrs. Das Walten des Menſchengeiſtes ſondert ſich nicht nach Staatsgebieten. Güter aller Art, materielle und ideelle, wandern unausgeſetzt über die Grenzen, in ſtetem Zuſtrom und Abfluß. Und mit dem Brauchbaren kommt oft genug das Unnütze, mit dem Guten das Schlimme.

Sprachliche Einwirkungen, Wechſelwirkungen unter den Völkern laſſen ſich nicht beanſtanden, nicht fernhalten, ſoweit ſie durch die Kulturgemeinſchaft bedingt dem kulturellen Fortſchritte dienen.

Dem Einfluſſe einer Sprache auf die andere entſpricht keineswegs immer ein gleiches Maß von Gegenwirkung, ja es kann die Wechſelſeitigkeit nahezu ganz fehlen. Auch unter den Völkern gibt es ſtärkere und ſchwächere Individualitäten, und ſelbſt bei gleicher Veranlagung, gleicher Volkskraft führen Beſonderheiten der geſchichtlichen Entwicklung gelegentlich zu weitgehender Hingabe an fremde Kultur, zu eingreifenden Umgeſtaltungen in Recht, Sitte und Sprache nach fremdem Vorbild.

Ein Beiſpiel ſolcher Abhängigkeit, die nicht willkürlich übernommen wurde, ſondern aus den Geſchicken der beteiligten Völker ſich ergab, iſt die ſehr weitgehende, nicht genug gewürdigte, gerade in der Gegenwart ſehr zu beachtende Beeinfluſſung des Polniſchen durch die deutſche Sprache.

Eine tote und eine lebende Sprache, das Lateiniſche und das Deutſche, haben auf die Bildung des Polniſchen ſtärkſte Wirkung gehabt.

Daß auch die Sprache des Überwinders ſich Geltung ſchaffte, ruſſiſche Elemente in das Polniſche übergingen, konnte nicht ausbleiben; die Aufnahme von „knut“ iſt typiſch für dieſe Zwangswirkung.

In der deutſchen Volksſprache hat das Lateiniſche, im Mittelalter und noch lange nachher die Sprache der Gelehrten und, bis zur Verdrängung durch

das Französische, des Staatenverkehrs, bei weitem nicht so tiefe Spuren hinterlassen, als im Polnischen.

Eine große Zahl lateinischer Worte ist mit weggelassener, geänderter Endung oder auch ganz unverändert übernommen worden. Auch zur Bezeichnung von Dingen und Begriffen, die von der Natur unmittelbar an die Hand gegeben sind, die zum Vorstellungskreis eines jeden gehören, einen unentbehrlichen Besitz des Gemeinlebens bilden, jedermann geläufig sind: noc die Nacht, haust der Trunk, dom das Haus, honor die Ehre, szkola die Schule, litera der Buchstabe, observator der Beobachter; Beispiele aus der Rechtssprache sind lokator der Mieter, legityma der Pflichtteil, legitymacja der Ausweis. Eine sehr häufige Erscheinung bei diesen Einverleibungen ist die Bevorzugung der a = Endung: edukacja Erziehung, elekcja Wahl, kontemplacja Beschaulichkeit, konwencja Vertrag, kolekcja Sammlung, kwestja (prawna) (Rechts-)Frage, nawa das Schiff, okazja Gelegenheit, opinja die Meinung, petycja die Bittschrift, racja der Grund, religja Religion usw.

Auch an französischen Einflüssen hat es nicht gefehlt, aber sie sind nicht charakteristisch für Polen, finden sich in gleichem Maße in andern Sprachen und lassen sich dem deutschen Elemente, das in der slawischen Welt nirgends so bestimmend zur Geltung gekommen ist als in Polen, nicht an die Seite stellen.

Die ursachlichen Zusammenhänge dieses Bildungsprozesses an der Hand der Geschichte zu ergründen, die starken germanischen Einschläge im Polnischen sprachwissenschaftlich zu bestimmen, wäre eine sehr anziehende, freilich auch Schwierigkeiten in Fülle bietende Aufgabe. In der Gegenwart, einer Zeit, die dem polnischen Stamme die lang und schmerzlich entbehrte Selbständigkeit zurückgegeben hat und sich anschickt, das werdende Staatswesen zu organisieren und sein Verhältnis zu den Befreiern, dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn, nach unserem politischen Bedürfnis und zum Besten Polens zu bestimmen, gibt die Feststellung, daß durch deutsche Sprache und mit ihr durch deutsche Art die polnische Welt so mächtig ergriffen und bestimmt worden ist, einen Fingerzeig, der nicht mißachtet werden darf.

Erschöpfende Nachweisungen sind nicht beabsichtigt; der Stoff fließt so reich, daß beim Bemühen vollständig zu sein das Interesse erstickt werden möchte unter der Masse des Gebotenen. Gruppierung und Verarbeitung nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen muß der Sprachforschung überlassen bleiben. Bloße Aufzählung aber ohne innere Gliederung würde auch den geduldigsten Leser ermüden. Sprache ist Kulturerscheinung, an Bedeutung von keiner andern übertroffen, ja die Grundlage aller Entwickelung in Recht, Sitte, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft, und so bietet sich ganz ungezwungen und dem Zwecke der Darstellung durchaus entsprechend die Scheidung nach Lebensgebieten. Die Abgrenzung dieser Kreise ist zum guten Teile, die Anordnung des Materials innerhalb derselben ist ganz Ermessenssache.

Die Hinneigung zum Deutschen zeigt sich auch darin, daß öfters für nichtdeutsche Wörter, Fremdwörter, die in Deutschland Eingang gefunden hatten, bei ihrer Aufnahme in Polen die deutsche Form bestimmend wurde. So docent, recenzent, subskrybent, muzykant, mundur (Montur), rekrut, muszkiet, sierżant, rapir, rejestr, semestr. Ja gelegentlich haben die Polen, insofern deutscher als wir selbst, an Stelle eines von uns gebrauchten Fremdwortes oder der von uns hingenommenen fremdsprachlichen Umgestaltung eines deutschen Wortes die deutsche Bildung gesetzt: stok für Glacis, bulwar (Bollwerk) für Boulevard.

Häufiger ist die Erscheinung, daß französische, in das Polnische eingeführte Wörter latinisierende Umgestaltung erfuhren: rejterada, konduita, emalja, klisza (Klischee), kwarantanna, portmonetka, pensja, perfuma, poza usw.

Zuweilen haben deutsche Wörter, die für sich dem Polnischen fern geblieben sind, doch in Ableitungen und Zusammensetzungen Eingang gefunden: waltornia das Waldhorn, während das Horn róg heißt; szyldwach, odwach (Hauptwache), Wache = straż; lichtarz Leuchter, Licht = światło; lufcik (Luftzug, Luftloch), Luft = powietrze; krochmal Stärkemehl, stochmal Staubmehl, Mehl = mąka; blejwas Bleiweiß, Blei = ołów; koperwas Kupferwasser, Kupfer = miedź, Wasser = woda.

In Konkurrenz mit dem deutschen Worte steht für dieselbe Sache öfters ein slawisches; Beispiele sind: grunt Boden und dno, ziemie, flinta Gewehr und strzelba (broń), fuks Fuchs und lis, kształt Gestalt und postać, hart Härte und twardość, kupler Kuppler und rajfur, ląd Land und kraj, flancowanie Pflanzung und sadzenie.

Unter Verzicht auf weitere Betrachtungen und Bestimmungen allgemeiner Art soll nun das Besondere zur vollen Geltung kommen. In jedem der Lebensgebiete, die wir in der Folge durchlaufen, findet sich, mag auch in dieser oder jener Hinsicht das Verhältnis des Polnischen zum Deutschen auf Zweifel stoßen, doch ganz sicher so viel aus dem Fleisch und Blut unserer Sprache, daß kein Unbefangener sich dem Eindrucke ihrer machtvollen Wirksamkeit entziehen kann.

II.

Die eiserne Gegenwart lenkt unseren Blick zuerst auf die kriegerische Betätigung.

Der polnische Krieger trug einst helm, pancerz, kirys — opancerzyć = panzern, pancerny = der Gepanzerte, kirasjer der Kürassier, rynsztunek = Rüstung —, jetzt führt er die flinta, den palasz. Teile des Gewehres sind kolba, lufa mit dem gwint (dem Gewinde, den Zügen). Der Reiter kämpft mit lanca und klinga.

Das Gepäck des Soldaten nimmt der tornister oder rukzak auf.

Spiczak, szufla, szpadel, kosz szańcowy (Schanzkorb), lont, śrut, ładownica Patronentasche, sztucer (Stutzbüchse), dubeltówka Doppelflinte,

przódkara (Protzwagen), cugle und siodło (Sattel) des Pferdes: alles Worte deutscher Bildung, Nachbildung.

Eingebürgerte Fremdwörter der Militärsprache sind in muszkieter (muszkiet Muskete) und rekrut ganz nach der deutschen Form angenommen.

Der eifrige und diensttüchtige Soldat wird giefrajter. Die Kompagnie, Schwadron hat ihren feldfebel, wachmistrz, kwatermistrz (Quartiermeister), furjer, ihren rotmistrz (Rittmeister). Für größere Heeresverbände besteht ein sztab gieneralny, höchster Würdenträger ist der feldmarzałek.

An das stehende Heer reihen sich im Kriege landwera (landwerzysta = Landwehrmann) und landszturm.

Zum szturm schlagen die Trommler den werbel.

Unbedeutende Wunden, szram, szrama heilt der felczer, legt plaster auf usw., schwerere Verletzungen durch Schuß, cios (Stoß, Schlag, Hieb), sztych behandelt der lekarz sztabowy (Stabsarzt).

Zu den Übungen der Soldaten — mustra; mustrować = exerzieren — gehören Schießen nach der Scheibe (tarcza, nicht szyba, was Fensterscheibe bedeutet) — celować zielen, trafić treffen —, fechtować się = Fechten, Schanzenbau — szaniec = Schanze, szańcować, szańcować się = sich verschanzen usw.

Bastei und Bollwerk sind als baszta und bulwar (auch = Bouleoard) in Besitz genommen.

In der Kompagnie bilden je zwei auf Vordermann stehende Leute eine rota, Rotte.

Eine wichtige Rolle im militärischen Leben spielt die meldowanie (meldunek, meldowac, meldować się sich melden, zameldować = anmelden, wymeldować abmelden. Der Patrouillenführer schickt die kartka meldunkowa.

Im Wachtdienste — wartownik Wachtposten, wartować Wache stehen — treffen wir odwach = Hauptwache und szyldwach.

Die ruhende Abteilung — im Felde — sichert sich durch Vorposten, forpoczta usw., die marschierende schickt die szpica, die Spitze, voraus.

Während eines urlop's ist der Soldat urlopnik.

Einer vergangenen Zeit gehören an werbunek = Werbung, werbować = werben, werbownik = Werber, zadatek werbunkowy, das Werbegeld.

Die charakteristische Figur des Lands-Knechts, Lanz-Knechts (lanca, spisa), der ein „deutscher Knecht" war, trug überall, auch in Polen, diesen Namen: lancknecht.

III.

Mit der Besiedelung der polnischen Städte durch Deutsche kam der deutsche Gewerbefleiß ins Land. Handwerk jeder Art wird betrieben und hat seinen goldenen Boden. Blühender Handel schafft den Städten wirtschaftlichen Wohlstand. Die Stadturkunden des Mittelalters weisen deutsche Namen in Fülle auf. Aber der hoffnungsvollen Entwickelung wird ein Ziel gesetzt. Mit dem wachsenden Einfluß eines einsichtslosen, nur auf eigenen Vorteil bedachten Land-

adels, des staatszerstörenden Elementes im polnischen Volksleben, beginnt die Periode des nationalen Niederganges, in der das Wachstum und die Kultur der Städte verkümmerten.

Nach der Erwerbung Galiziens durch Österreich waren Maria Theresia und Josef der Zweite bemüht, dem Deutschtum dort von neuem Boden zu schaffen. Aber in der Folge kam die Entwicklung zum Stillstand, und in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts setzte eine entschieden rückläufige Bewegung ein.

Das deutsche Wort für die verschiedensten Zweige gewerblicher Arbeit ist bis heute geblieben.

Majster mularski und majster ciesielski, Maurer- und Zimmermeister, teilen sich in den Hausbau, werkmistrz, podmajstrzy (Werkführer, Maurerpolier) leiten die Arbeit, der strycharz streicht die Ziegel — ceglarz und cegielnik brennen sie in der cegielnia, Ziegelei —, farbiarz und tynkarz geben dem Hause, den Zimmern den Anstrich, unter Dach und Fach bringt es der dekarz, dacharz, der szklarz, Glaser setzt die Scheiben ein und der ślusarz, Schlosser liefert dem Herrn die Schlüssel ab. Für wohnliche Einrichtung, Tische, Stühle, Betten, Schränke usw. sorgt majster stolarski, der Tischlermeister.

Die Arbeit fleißiger Hände, des młynarz, Müllers (młynarczyk, Mühlknappe), rurmistrz Pumpenmachers (von rura die Röhre), des blacharz, Klempners, szlifierz, (Scheren-)Schleifers, kuśnierz, Kürschners, pilśniarz, Filzmachers, des garbarz Gerbers, blecharz Bleichers — blech = Bleichplatz —, siodlarz Sattlers, stelmach Stellmachers usw. liefert dem Menschen allen Bedarf, beim wełniarz kauft er die Wolle, der zegarmistrz fertigt und richtet ihm die Uhr, und wenn sie für ihn abgelaufen ist, schaufelt ihm der grabarz, Totengräber, die letzte Ruhestätte.

Muß nicht die Arbeit an Ort und Stelle geschehen, so schafft der Handwerker in der warztat. Dieses Wort umfaßt alle Betriebsstätten: ślusarnia, Schlosserei, garbarnia, szlifiernia, farbiarnia usw.

Das Gewerbe kündigt an der Aushängeschild, szyld.

Im Großbetrieb der Fabriken, für den Polens reiche Bodenschätze die besten Bedingungen liefern, tritt entsprechend der internationalen Färbung dieser modernen Produktionsweise das deutsche Wort mehr zurück. Aber es ist doch in mancher Beziehung zur Geltung gekommen: gisernia, die Gießerei, hamernia das Hammerwerk, walcownia das Walzwerk, hutmistrz der Hüttenmeister, żelazo walcowane Walzeisen, wał transmisyjny Transmissionsschwelle.

„Robot", im Deutschen für Frohn-, Zwangsarbeit gebraucht, ist in Polen Allgemeinbezeichnung für Arbeit: robota na akord, robota majsterska, während speziell die Frohnarbeit unter Verwertung des gleichen Stammes robocizna heißt. Gleichbedeutend mit dem letzteren Worte wird szarwark gesetzt, aber auch, abweichend vom deutschen Sprachgebrauch (Scharwerk), auf Pfuscharbeit bezogen. Die Pfuscher selbst nennt man mit diesem Worte: fuszer, fuszerować pfuschen.

Fast unübersehbar ist die Fülle deutschgebildeter Namen für die einzelnen Zweige der gewerblichen Arbeit. Statt ermüdender Aufzählung wahllos herausgegriffene Beispiele: heblować, hobeln, szlifować, lutować = löten, murować, falcować falzen, garbować, kitować, klajstrować, kleić leimen, nitować nieten, prasować pressen, tynkować, farbować, ługować laugen, śrubować, walcować walzen usw. usw. Alles das und vieles andere auf unser Wort getauft!

Selbst den Buchmacher — bukmaker —, der doch weit besser fern geblieben wäre, haben uns die Polen nachgeahmt.

Klapać bedeutet mit den Zähnen klappern, es ist nicht das — in Polen, wie in Deutschland — vom Handwerk nicht trennbare „Klappern".

IV.

Zwei deutsche Grundworte, Handel und Kram, beherrschen in Polen die Terminologie des Handels: handel, handlować, handeln, handlarz und handlowiec, Händler und Handelsmann, dom handlowy das Handelshaus; kram, kramarz, kramarzyć krämen, buda kramarska zu dom handlowy das bescheidene Gegenstück.

Üblen Sinn hat szachraj, szachrować, przeszachrować, schachern, verschachern. Auch der „macher" genießt mäßige Achtung.

Der deutsche buchalter — buchalterja Buchhaltung — konnte nicht entbehrt werden und die lada ist unser Ladentisch.

Wo immer wir in den Beziehungen des Handels Umschau halten, wir stoßen auf rein deutsche Worte, begrüßen gute Bekannte: jarmark, fracht, bank, waga, fura Fuhre, Fuder, paka Packen, pakiet, paczka, Paket, Päckchen, sak, pytel usw.; furman, tragarz Träger, pakier, pakmajster, wagmistrz Wagemeister usw. Packen, laden, wiegen, rechnen usw., diese täglichen Geschäfte des Händlers, geben sich alle in deutschem Gewande: pakować, opakować verpacken, zapakować einpacken, przepakować umpacken, wypakować auspacken, opakowanie (Verbalsubstantivum, eine im Polnischen sehr beliebte Bildung), die Verpackung, papier pakowy, pakłak Packleinwand; obsznurować von sznur, sznurek (Bindfaden); ładować, ładowanie, ładunek Ladung, ładownik Verlader, przeładować umladen, überladen, wyładować ausladen; załadować verfrachten, załadowanie Verfrachtung; ważyć wiegen, wägen, ważenie das Wiegen, Wägen, ważki wägbar; rachować rechnen, rachowanie, rachunek Rechnung, rachować się z kim, abrechnen mit, rachunkowość die Buchführung.

Bei den Verkehrsanstalten Post, Eisenbahn treffen wir unsern Postmeister, pocmistrz und Schaffner, szafarz. Szyna, blic, tender sind Anleihe bei uns; auch das Reisegepäck kufer, sakwa Quersack, sakojaż Reisetasche, der Warenballen, bela, verleugnen nicht ihre Herkunft.

In der Schranke des freien Verkehrs, dem Schlagbaum, „szlaban" haben wir statt Bildung aus deutschem Stamme eine Nachahmung unseres Wort-

klanges. Der Schleichhandel, der die Zollgrenzen mißachtet, Waren „einschwärzen" will, ist auf dieses Wort der Gaunersprache getauft worden: szwarcować schmuggeln, szwarc Schmuggelware, szwarcownik Schleichhändler, szwarcunek Schleichhandel.

Vom deutschen „Wechsel" lebt zum guten Teile die Sprache des polnischen Wechselverkehrs und Wechselrechts: weksel, wekslarz, kurs wekslowy, dług wekslowy — Wechselschuld, wierzytelność wekslowa — Wechselforderung, protest wekslowy Wechselprotest, skarga wekslowa Wechselklage, ustawa wekslowa Wechselordnung, prawo wekslowe Wechselrecht usw.

V.

Deutsche Wörter für Maß und Gewicht, Zahl und Münze finden wir in morg (Morgen) und cal (Zoll), in fura Fuder, maldr, maca (Metze), centnar, funt (funtowy = pfündig), lut (lutowy = lötig), in tuzin (Dutzend), gros, ryza (papieru) Ries, marka. Pfennig, Heller, Schilling, Taler lauten auf polnisch fenig, halerz, szyling, talar. Waga bezeichnet die Wage und das Gewicht (przewaga Übergewicht). Auch tonna, kufa Kufe und kubel reihen sich hier an.

VI.

Seit den Zeiten der Hansa ist Ursprache der Seefahrt das Deutsche, Niederdeutsche. Das deutsche Wort hat stets die Seegeltung gehabt und klingt uns aus dem Munde verschiedenster Nationen, auch uns feindlicher, entgegen. In besonderem Maße hat wieder die polnische Sprache aus unserem Besitze geschöpft.

Barka, szkuta, prom (Prahm), szalupa, kuter, brander: alles ist von uns genommen. Auch korweta und fregata beanspruchen wir für uns. Deutsch sind die Worte für Schiffsteile: kil, bort, auch burta, sztymbort Steuerbord, bakort Backbord, maszt, maszt główny = Topmast, żagiel Segel, ster Steuer, śrubą Schraube — davon śrubowiec der Schraubendampfer —, bukszpir, reja die Rahe, bramstenga die Bramstange, bramżagiel das Bramsegel.

Die beiden Hauptpersonen im Schiffsbetrieb, der Schiffer und der Steuermann, tragen deutsch gebildete Namen: szyper (Fluß-Schiffer), bosman (in der Marine), żeglarz, Segler, Seefahrer, wie denn die Seefahrt heute noch żegluga heißt, und sternik; dazu szkutnik der Schutenführer.

Aus unserem Sprachstoffe, polnisch nur in der Form sind żeglować, obładować beladen, omasztować bemasten, sterować steuern, ankrować verankern (von ankierek), bagierować baggern, lądować, wylądować landen, lądowanie, wylądowanie Landung.

Bulwark von Bollwerk ist der Hafendamm.

Der Panzerplatte, blacha pancerna — opancerzyć panzern — bedarf nur die Kriegsflotte; auf Werften — warsztat okrętowy, doki warsztatowe, Schiffswerft, warsztat Werkstatt — werden auch Binnenschiffe gebaut, und wo es Kanäle gibt, fehlt auch nicht die Schleuse, śluza.

VII.

Der Pole hält sich, wie der Deutsche, seinen pudel, mops, pinczer, szpic, freut sich des folblut's im Stalle, schilt auf den klaffenden kiejter. Der Löwe und der Esel, der sagenhafte Greif und die Maus, der Fuchs, die Gemse, das Renntier, der Strauß und die Möve sind deutsch benannt: lew (lewek der junge Löwe), osieł mułosieł (auch muł allein), gryf, gryfon, mysz, fuks(lis), giemza, ren, struś, mewa. Im hurt (Hürde) birgt man die Schafe, der kub (Koben) ist für świni. Der Schweinehirt heißt świniarek, der Schweinestall świnnik und auch die figürliche (unverdiente) Beziehung dieses Nutztieres auf das Unreine ist eingebürgert: świntuch, der Schweinigel, świństwo die Schweinerei usw.

Weit fort von Polen, im hohen Norden nistet die gęś edredonowa, die Eidergans; nur als Gast kann der Pole am Meeresstrande sich muszli suchen. Für den Fisch-Tran, die Flunder und die Krabbe hat man die Namen von uns bezogen: tran, flondra, krab.

Weniger häufig sind deutsche Pflanzenbezeichnungen: wyka (Wicke), rura (Rohr), len (Lein), baldrjan, bukszpan (Buchsbaum), buk (bukowina = Buchenwald), radysa, rajgras.

Deutsch sind grunt (Boden; gruntowny figurlich = gründlich) und ląd (Land). So gibt schon die Sprache dem Polen den Hinweis, wo er seinen politischen Anschluß zu suchen hat.

Für Bodenbildungen und Bodenschätze, Metalle und Legierungen ist sehr vielfach das deutsche, das deutschgebildete Wort entliehen: rafa Felsenriff, krater, gleczer, loch (Grube, Höhle), rynna (Rinne; davon rynsztok = Rinnstein), kreda (kredziasty kreidig), gips, szlam (Schlamm), margiel (marglowy mergelartig), ochra (Ocker), torf (grunt torfiasty, torfiarz = Torfstecher), szmergiel (Schmiegel), gnejs (Gneis), szpat, feldszpat, kwarc, kwarzec, Quarz, bizmut, kobalt, cyna (ocynić verzinnen), cynk (cynkować verzinken), nikiel (niklować vernickeln) usw. „Blei", „Kupfer" finden sich nicht isoliert, wohl in den Verbindungen blejwas, Bleiweiß, koperwas Kupferwasser.

Aus Edelsteinen fertigt man klejnoty (oszlifowanie = Schliff), aus bursztyn (Bernstein) und szylkret mancherlei Zierrat.

Am Kupfer setzt sich leicht grynszpan an. In der huta stalowa wird Eisen zu Stahl (stal, stalić = stählen, stalisty = stählern usw.). Die Erze, die der sztygar gefördert hat, verarbeitet in der Schmelzhütte, szmelcarnia, der szmelcarz. Das Edelmetall formt man zu Barren, Stäben: sztaba (sztaba srebra, złota, Silber-, Goldbarren).

„Spiż" dient nicht gemeinem Genießen, es ist die Glockenspeise, die fließen soll in rechter Weise.

Aus deutscher Bergmannssprache stammen die szychta und die halda. Auch in drut, Draht, blacha erkennen wir leicht das deutsche Wort.

Zu frommen und profanen Zwecken findet wosk (woskowy wächsern, woskowaty wachsartig) seine Verwendung, auch der Wachsstock alter Zeit, stoczek, ist noch nicht ganz verdrängt.

Nur Lein-, Ölkuchen ist's, was in Polen kuch, makuch genannt wird.

Welle, Watt, Sund, Bucht sind für den Polen deutsch: fala, wat, sund, buchta. Von fala kommt falować wogen, wallen, falowanie die Wellenbewegung, falisty wellenförmig, linja falująca, die Wellenlinie. Zwal wody berührt als Schwall der Meereswogen nicht polnisches Land.

In den Naturerscheinungen tajeć = tauen, śnieg Schnee, wiatr Wind, powietrze Witterung (wietrzyć = lüften, wittern) klingt wieder das deutsche Wort an.

„Luft" kommt wohl nur in lufcik = Luftzug, Luftloch vor.

Auch im Schutt und Geröll usw. suchen wir nicht vergebens: szuter (Schotter), szutrować = beschottern, gruz (Grus, Schutt).

In losem Zusammenhang hier angereiht mögen potaż, ług (Lauge, ługować laugen) den Beschluß machen.

VIII.

Während das Haus „dom" heißt nach dem lateinischen Worte — domek Häuschen, domostwo Wohngebäude, domowy häuslich —, hat für Bestandteile des Hauses, Materialien zum Hausbau und für Hausrat unser Sprachschatz Namen geliefert, zuweilen ganz oder nahebei unverändert: dach, dyl, legar Lagerbaum, Tragebalken, fryz, gzyms (gzymsować mit Simswerk versehen), śpichlerz (Speicher), szyba Fensterscheibe, buksztyn Backstein, klinkier Klinker, cegła (Ziegel, ceglany aus Ziegeln), kliza Fliese, belka Balken, blanki Planke, filar Pfeiler, cokół Sockel; weiter rygiel, szafa (Schaff, Schrein), stołek Schemel, szuflada, wanna, listwa (Leiste). Die Ofenkachel heißt kafel, der Kachelofen piec kaflowy, der Zug im Ofen cug, der Klotz kloc oder blok, die Nische nisza, der Pfahl pal, das Kratzeisen graca, das Ventil, die Windklappe klapa, das Schnitzwerk am Hause snycerstwo, die Tünche tynk.

Sachlich und sprachlich von uns stammt das kurhauz. Für ratusz = Rathaus und klasztor = Kloster war offenbar der Wortklang der deutschen Bildung bestimmend. Huta, chata (Bauernhaus, Kathe), folwark (Vorwerk), buda, budka, kub (Koben), szopa (Schuppen), hala, masztalnia (Pferdestall, Marstall) sind polonisiertes Deutsch.

Gemach, gmach hat im Polnischen seine Bedeutung geändert, es bezeichnet nicht ein Zimmer, sondern ein großes Gebäude.

Wenn's an Wohnungen gebricht, ist „brak" mieszkan.

Deutsche Anklänge zeigen ugruntowanie Grundlegung, rusztowanie das Gerüst, palanka der Plankenzaun, gruntowanie erster Anstrich, taflować = täfeln, nabuddówka = Überbau, przebudowa = Umbau (przebudować umbauen, zabudować verbauen) usw. (Schluß folgt).

Zur Vereinfachung der preußischen Verwaltung

Von Dr. Ernst Devrient

Im „Tag“ vom 10. März hat Konrad Bornhak „Richtlinien“ aufgestellt für die preußische Verwaltungsreform, die durch den dem Unterstaatssekretär Drews erteilten Auftrag zu Anfang dieses Jahres aus dem, wie man erfährt, ziemlich unfruchtbaren Zustande der Kommissionsberatungen herausgekommen ist. Der bekannte Staatsrechtslehrer erblickt den Grund der in der preußischen Verwaltung hervorgetretenen Übelstände: 1. in der „Vielheit übereinander geschichteter Instanzen“, 2. darin, daß „eine Behörde je nach dem Geschäftszweige die verschiedensten vorgesetzten Ministerien hat“, unzweckmäßige Besonderheiten, die zwar — wie jede Erscheinung des staatlichen Lebens — „nur aus der geschichtlichen Entwicklung erklärlich“, aber doch keineswegs als deren notwendige Ergebnisse zu betrachten sind. Diese Entwicklung ist gar nicht einmal alt, sondern erst 1815 eingeleitet worden und erst gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts in der Stellung des Oberpräsidiums zum Abschluß gekommen. Mit Recht stellt Bornhak an die Spitze die Forderung: „eine der beiden Mittelinstanzen (zwischen Kreis und Ministerium), Regierungsbezirk oder Provinz, Regierung oder Oberpräsidium, muß fallen“. Die Frage: „welche von beiden?“ entscheidet Bornhak zuungunsten des Regierungsbezirkes, dessen Erhaltung auf Kosten der Provinz, wie sie von der preußischen Nationalversammlung im Jahre 1848 empfohlen worden ist, er als „ungeschichtlichen Radikalismus“ empfinden würde. Die Regierungsbezirke sind ihm „willkürliche Gebilde wie die französischen Departements der Revolutionszeit“, während die Provinzen sich „trotz mancher Willkürlichkeit in der Abgrenzung an uralte landschaftliche Gliederungen angeschlossen“ haben und mit dem Volksbewußtsein verwachsen seien, wie ja auch den Provinzen, nicht den Regierungsbezirken die Organe der Selbstverwaltung eingefügt seien. Bornhak empfiehlt also, die Regierungsbezirke aufzuheben, ihre Geschäfte dem Oberpräsidenten zu übertragen, diesem aber besondere Provinzialbehörden für Schulen, Steuern, Landwirtschaft und Gesundheitspflege zur Seite zu stellen, die nur ihren Ministerien unterstehen sollen. Mit Recht betont er, daß durch Annahme dieser Vorschläge die beiden Grundübel beseitigt würden, besonders, wenn man auch noch die Staatsaufsicht über die Kirchen vom Unterrichtsministerium loslösen und dem Ministerium des Innern übertragen wollte, so daß der Oberpräsident ausschließlich diesem unterstellt würde. (Nebenbei bemerkt, könnte diese

Trennung, die schon Bismarck erwogen hat, auch für das Unterrichtswesen nur vorteilhaft sein.)

So einleuchtend diese Vorschläge zu sein scheinen, erwecken sie doch in gewisser Hinsicht Bedenken. Wie schon angedeutet, spricht die historische Entwicklung doch nicht so unbedingt für die jetzigen Provinzen, die vielmehr mit ähnlichem Rechte wie die Regierungsbezirke als willkürliche Gebilde bezeichnet werden können. Die Kernlande des preußischen Staats z. B. sind durch die 1815 und 1875 beliebten Abgrenzungen aus ihren geschichtlichen und natürlichen Beziehungen herausgerissen, zerspalten und mit fremden Länderstücken zu den jetzigen Provinzen Brandenburg und Sachsen verbunden worden. In diesen Provinzen sind es gerade die Regierungsbezirke, die noch einigermaßen den geschichtlichen Zusammenhang bewahren. Wie Bornhak selbst bemerkt, entsprechen die alten Verwaltungsämter, die „Kammerdepartements" ungefähr unsern Regierungsbezirken. So bestanden bis 1806 die kurmärkische Amts- und Domänenkammer in Berlin, die neumärkische in Küstrin, die altmärkische in Stendal, die Magdeburgische früher in Halle, seit 1714 in Magdeburg. Im allgemeinen kann man die 1815 eingerichteten Regierungen Potsdam, Frankfurt und Magdeburg als die Fortsetzungen dieser Kammern betrachten, wobei jedoch die Altmark mit Magdeburg vereinigt, andererseits aber der Saalkreis (Halle) abgetrennt und mit dem sächsischen Kurkreis vereinigt worden ist, wie auch die Neumark mehrere Grenzverschiebungen erlitten hat. Als dann, 1823, die Provinzialstände ins Leben gerufen wurden, griff man doch wieder auf die alten historischen Gebilde zurück: der brandenburgische Provinziallandtag setzte sich zusammen aus den Ständen der Kurmark, der Neumark und der Niederlausitz, wozu wegen der landständischen Kredit- und anderen Anstalten auch noch die der Altmark gezogen wurden, obwohl diese seit 1815 zur Provinz Sachsen gehörte. Sogar bei der Bildung des preußischen Herrenhauses im Jahre 1847 wurden die alten Territorien einschließlich der Altmark für die Vertretung der Mark Brandenburg zu Grunde gelegt. Erst durch die preußische Provinzialordnung von 1875 und die Reichsjustizordnung von 1879 ist die Provinz Brandenburg ein geschlossenes Verwaltungsgebiet geworden. Sie umfaßt außer der Kurmark den größten Teil der Neumark, Teile der Niederlausitz, des sächsischen Kurkreises und des Herzogtums Magdeburg. Man kann also keinesfalls sagen, daß diese Provinz eine im Volksbewußtsein seit Alters festgewurzelte Größe sei. Ähnliches gilt für die Provinz Sachsen, wo z. B. zwischen der Altmark und dem Kreise Schleusingen nicht die entfernteste historische oder geographische Beziehung besteht.

Als Kommunalverbände sind diese Provinzen jedenfalls noch ziemlich jung, wie denn überhaupt das Bemühen der Verwaltungsgesetzgebung „allgemeine Landesverwaltung und Kommunalverwaltung in engste Verbindung untereinander zu setzen" erst in neuerer Zeit durchgedrungen ist. Die Übernahme des Vermögens der alten Provinzialstände ist 1876 keineswegs glatt und ohne

juristische Bedenken vor sich gegangen, und es ist nicht einzusehen, warum gerade diese, nicht auf organischer Entwicklung beruhenden und keiner geographischen Notwendigkeit, sondern äußerlichen Nützlichkeitserwägungen entsprungenen Körperschaften nicht wieder abgeändert werden sollen, wenn die Umstände es wünschenswert erscheinen lassen.

Und der Einwand, daß die Provinzen bei Aufhebung der Regierungsbezirke für die Verwaltung zu groß würden, ist doch nicht ganz von der Hand zu weisen. Der Vorschlag, einen Teil der bisher von den Bezirksregierungen behandelten Sachen den Kreisbehörden zu übertragen, ist ebenfalls nicht unbedenklich. Einmal ist die Tätigkeit der Landratsämter in den letzten Jahrzehnten ohnehin sehr stark angeschwollen. Dann aber erscheint es, auch nach den Erfahrungen der Kriegszeit, eher wünschenswert, ihre unmittelbare Einwirkung auf die Kreisinsassen zu verstärken, anstatt ihre Zuständigkeit auf Kosten der reinen Regierungsbehörden auszudehnen. Der Wegfall der Bezirksämter, die ausschließlich Organe der unmittelbaren Staatsverwaltung sind, würde schon an sich eine Verschiebung zugunsten der Selbstverwaltung, die ja in den Kreisbehörden stark zur Geltung kommt, bewirken. Es dürfte sich deshalb eher empfehlen, einen Teil der Kreisgeschäfte, vor allem die Steuereinschätzung, dem Landratsamt abzunehmen und dafür besondere Regierungskommissare zu bestellen, deren Bezirke ganz gut denen der bisherigen Regierungen entsprechen könnten, die aber unmittelbar den Provinzial-(Steuer-)Behörden unterstehen müßten.

Damit hängt noch ein Punkt zusammen, den Bornhak mit Stillschweigen übergeht: zwischen den Landgemeinden und der Staatsregierung Preußens stehen nicht drei, sondern vier Mittelglieder der Verwaltung — das Amt, der Kreis, der Bezirk und die Provinz, und gerade das Amt ist eine preußische Eigentümlichkeit, deren Berechtigung nachzuprüfen wäre. Die Amtsvorsteher werden zwar vom Oberpräsidenten ernannt, stehen aber, wie es bei der Natur ländlicher Verhältnisse kaum anders sein kann, zu den Gutsbesitzern oder einflußreichen Gemeindegliedern oft in recht nahen Beziehungen, so daß dieser Regierungsbeamte manchmal mehr der Vertrauensmann der Gutsbesitzer zu sein scheint. Der Vorteil, den die Vereinigung der Polizei von mehreren Gemeinden in der Hand eines im Hauptamt tätigen Vorstehers bietet, wird durch diesen Umstand einigermaßen beeinträchtigt, und jedenfalls würde eine freiere Stellung der Gemeindevorsteher mit einer lebhafteren unmittelbaren Kontrolle durch den Landrat das Verantwortlichkeitsgefühl der Ortsschulzen nur heben können. Es frägt sich, ob nicht die Beseitigung dieses Mittelgliedes zwischen Gemeinde und Kreis sich ebenso empfehlen würde wie die des Regierungsbezirks. Die Befugnisse der Amtsvorsteher könnten zwischen den Gemeinden und dem Landrat verteilt, zum Teil wohl auch von Regierungskommissaren übernommen werden. Kleinere Gemeinden könnten vom Staate zwangsweise zusammengelegt werden. Größere Kreise sollte man teilen, besonders auch mehr selb-

ständige Stadtkreise bilden. Gibt es doch in der Rheinprovinz 56 Städte mit mehr als 10000 Einwohnern, aber nur 17 Stadtkreise!

Wenn also Bornhaks Vorschlage gemäß die Regierungsbezirke beseitigt, der Neuordnung die Provinzialbehörden zugrunde gelegt werden, so möchte zu empfehlen sein, den künftigen Behörden nicht einfach die bisherigen Provinzen, sondern etwas kleinere Bezirke zuzuweisen, die an die natürliche und geschichtliche Gliederung der Landschaft mehr angepaßt werden können und zugleich eine bessere Über- und Aufsicht ermöglichen als die meisten jetzigen Provinzen. Bismarck hat 1866 geplant, bei der Einverleibung der neuerworbenen Lande die preußischen Provinzen gemäß den alten Stammesgrenzen einzuteilen, ist jedoch im Drange der Zeitumstände davon abgekommen. Man übernahm die neuen Lande fast ganz unverändert, so daß es seitdem sogar preußische Exklaven inmitten preußischen Gebietes gibt, eine Merkwürdigkeit, die durch die geschichtliche Entwicklnng erklärt, aber nicht gerechtfertigt wird, indem natürliche Zusammenhänge zerstört werden, nur weil diese oder jene Gebiete nicht schon vor 1866 einverleibt worden sind (Wetzlar, Schmalkalden, Ilfeld). Wäre es nicht erwägenswert, auf jenen Plan zurückzugreifen? Freilich haben nicht überall die alten Stammesgrenzen ihren Wert behalten. Das niedersächsische Magdeburg z. B. ist mit seinem obersächsischen Territorium und den angrenzenden kursächsischen und anhaltischen Landen so eng verwachsen und hat durch seine Vermittlerrolle eine so bestimmte und bestimmende Stellung gewonnen, daß seine Verweisung an das stammverwandte Hannover vernünftigerweise nicht in Frage kommen kann. Dagegen würde die Wiedervereinigung der Altmark mit Brandenburg durchaus zu empfehlen sein, und auch der untere Kreis Jerichow, jenes Magdeburgische Dreieck zwischen Elbe und Havel, wäre zweckmäßig der Mark zu überweisen, zu der er im Mittelalter auch gehört hat.

Im ganzen könnte man sich denken, daß an die Stelle der zwölf Oberpräsidenten und sechsunddreißig Bezirksregierungen nunmehr zwanzig Verwaltungsbehörden treten, deren Vorstehern man übrigens die schöne alte Bezeichnung „Statthalter" geben sollte. Ohne allen Zweifel würde eine solche Vereinfachung sehr bedeutsame Ersparnisse bringen, nicht nur an Geld, sondern auch an Arbeitskräften, welche für andere wichtige Zwecke des Staates frei würden. Große Ungleichheiten der Fläche und der Bevölkerungszahl, wie sie zwischen den jetzigen Provinzen bestehen, würden dabei vermieden. Die Änderung würde allerdings manche Schwierigkeit und an manchen Stellen ein vorübergehendes Unbehagen mit sich bringen, was jedoch den großen Vorteilen gegenüber nicht ins Gewicht fallen dürfte. Zur Milderung gewisser Härten könnte man vielleicht die Einrichtung einer so zu nennenden „zweiten Hauptstadt" für jeden Verwaltungsbezirk erwägen, die einem Teile der Behörden, etwa der Steuerkommission für den ganzen oder halben Bezirk neben dem Oberlandesgericht bzw. Landgericht als Sitz angewiesen werden könnte. Dadurch würde man auch kleineren historischen Einheiten wie z. B. der preußischen Hälfte Thüringens eine Berück-

sichtigung ihrer Eigenart gewähren können. In einen solchen Rahmen würde sich endlich auch das reichsländische Lothringen leicht einfügen lassen.

Eine diesen Erwägungen folgende Gliederung des Staatsgebietes könnte etwa so gedacht werden:

Bezirke	Zusammensetzung	Hauptstädte
1. Ostpreußen	Prov. Ostpreußen ohne Ermland und Pogesanien	Königsberg (Gumbinnen)
2. Westpreußen	Ermland, Pogesanien, Ost- und Westpreußen rechts der Weichsel	Marienwerder (Thorn)
3. Pommerellen	mit Netzedistrikt	Danzig (Bromberg)
4. Posen	ohne den Netzedistrikt	Posen
5. Oberschlesien	Rgb. Oppeln, Fm. Brieg und St. Glatz	Oppeln (Ratibor)
6. Niederschlesien	ohne die Oberlausitz	Breslau (Liegnitz)
7. Obersachsen	Ober- und Niederlausitz, Kr. Belzig, Rgb. Merseburg ohne die unten (Nr. 20) aufgeführten thüringischen Kreise, Rgb. Magdeburg ohne die Altmark und den unteren Kr. Jerichow	Magdeburg (Halle)
8. Brandenburg	ohne die Neumark, Groß-Berlin und die bis 1815 kursächsischen Gebiete, aber mit der Altmark und Kr. Jerichow II	Potsdam (Frankfurt a. O.)
9. Groß-Berlin	—	—
10. Hinterpommern	mit der ganzen Neumark	Köslin (Landsberg)
11. Vorpommern	—	Stettin (Greifswald)
12. Schleswig-Holstein	—	Kiel (Altona)
13. Ostfalen	Rgb. Lüneburg, Hildesheim und Hannover, außer den Grafschaften Hoya, Diepholz und Ilfeld	Hannover (Celle)
14. Engern oder Weserland	Rgb. Stade, die Grafschaften Hoya, Diepholz und Ravensberg, Fürstentümer Minden und Paderborn	Minden (Verden)
15. Niederwestfalen	Rgb. Aurich, Osnabrück und Münster	Münster (Osnabrück)
16. Oberwestfalen	Rgb. Arnsberg ohne Kr. Wittgenstein und Siegerland	Arnsberg (Dortmund)
17. Niederrhein	Rgb. Düsseldorf und der rechtsrheinische Teil des Rgb. Köln	Düsseldorf (Kleve)
18. Jülich-Köln	Rgb. Aachen und Köln links des Rheins	Köln (Aachen)

19. Mittelrhein	Rgb. Koblenz und Wiesbaden, Kr. Wittgenstein und Siegerland	Koblenz (Wiesbaden)
20. Hessen-Thüringen	Rgb. Kassel und Erfurt, Kr. Ilfeld, Sangerhausen, Querfurt, Eckardsberga, Naumburg, Weißenfels und Zeitz	Kassel (Erfurt)
21. Lothringen	Rgb. Trier und Ba. Metz nebst Hohenzollern	Metz (Trier)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Hilfsdienstgesetz und Verordnungsrecht der Militärbefehlshaber. Nach einer Pressemitteilung dürfen in Bayern gemäß Verfügung des dortigen stellvertretenden Kriegsministeriums nicht hilfsdienstpflichtige Personen, also vor allem Frauen, nur dann zu häuslichen oder gewerblichen Diensten angenommen werden, wenn sie während der letzten zwölf Monate mindestens sechs Wochen in der Landwirtschaft gearbeitet haben. Dazu wird hier und da — z. B. in der „Hilfe" vom 12. April 1917 unter Heimatchronik — bemerkt, daß „damit im Grunde eine Erweiterung der Hilfsdienstpflicht für Frauen ausgesprochen" sei, und wird dazu die Frage gestellt: „Was bedeutet eigentlich das ganze Hilfsdienstgesetz mit all seinen Kautelen, wenn von militärischer Seite doch beliebige Erweiterungen vorgenommen werden können".

Wegen des allgemeinen Interesses, das diese Frage haben dürfte, sei zu ihrer Beantwortung auf folgende Gesichtspunkte hingewiesen:

1. „Beliebige Erweiterungen" des Hilfsdienstgesetzes vom 5. Dezember 1916 können die militärischen Stellen nicht vornehmen. Das hier in Frage kommende Recht der Militärbefehlshaber, für Zivilpersonen verbindliche Anordnungen zu treffen, beruht bekanntlich im wesentlichen auf dem Belagerungsgesetz vom 4. Juni 1851 bzw. dem bayerischen Gesetz über den Kriegszustand vom 12. November 1912. Diese ermächtigen in ihnen § 9 bzw. § 4 den Militärbefehlshaber nach Verhängung des Belagerungs- bzw. Kriegszustandes Verbote im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu erlassen, indem sie den mit Strafe bedrohen, der solche Verbote übertritt. Auf das Verhältnis dieser Gesetze zum Hilfsdienstgesetz wird aber der allgemeine Grundsatz Anwendung finden: lex posterior specialis derogat legi priori generali, d. h. im Zweifel gilt die eben erwähnte, ganz allgemein gehaltene Bestimmung des Belagerungs- bzw. Kriegszustandsgesetzes nur, soweit nicht die speziellen Bestimmungen des später erlassenen Hilfsdienstgesetzes entgegenstehen. Allerdings gilt dieser Grundsatz nur im Zweifel. Denn wenn beispielsweise der Feind ins Land kommen oder augenblickliche Bedürfnisse eine vorübergehende Erweiterung der Hilfsdienstpflicht erforderlich machen sollten und diese Erweiterung auch so rasch erfolgen muß, daß die gesetzgebenden Körperschaften nicht erst angerufen werden können, so wird

es der eigenen Tendenz des Hilfsdienstgesetzes nicht entsprechen, die Militärbefehlshaber für solche Fälle ganz außerordentlichen Notstandes zu beengen. Aber von solchen Fällen abgesehen, wird die bloße Berufung auf den allgemeinen Kriegs- und Belagerungszustand dem Militärbefehlshaber kein Recht zu solchen Maßnahmen geben, die mit dem Hilfsdienstgesetz in Widerspruch stehen.

2. Eine andere Frage ist natürlich, ob eine einzelne Verordnung mit dem Hilfsdienstgesetz in Widerspruch steht. In dieser Beziehung wird zwar ganz allgemein davon ausgegangen werden dürfen, daß die Militärbefehlshaber den Kreis der Hilfsdienstpflichtigen nicht beliebig erweitern dürfen. Denn indem § 1 des Hilfsdienstgesetzes klar und deutlich bestimmt:

„Jeder männliche Deutsche vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 60. Lebensjahr ist .... zum vaterländischen Hilfsdienst ... verpflichtet"

so folgt daraus e contrario ganz zweifelsfrei, daß Frauen und solche Männer, die nicht in dem oben bezeichneten Alter stehen, einer Hilfsdienstpflicht nicht unterworfen werden sollen*). Andrerseits ist aber zu beachten, daß solche Männer sowie Frauen nur von der Hilfsdienstpflicht befreit sind und daß sonstige Rechtsbeschränkungen dieser Personen — sofern diese Beschränkungen sich nicht als Auferlegung einer Hilfsdienstpflicht darstellen — durch das Hilfsdienstgesetz nicht ausgeschlossen sind. Wann sich aber eine Beschränkung als Auferlegung einer Hilfsdienstpflicht darstellt, ist wesentlich Frage des Einzelfalles und wie das Folgende zeigen wird, häufig nicht leicht zu entscheiden.

3. Tritt man nämlich mit vorstehenden Gesichtspunkten an diejenige Verordnung des bayer. stellv. Kriegsministeriums heran, die den Ausgangspunkt dieser Erörterung bildet, so läßt sich nicht verkennen, daß sich für ihre Gültigkeit manches sagen läßt. Denn die Beschränkung, die sie den Nicht-Hilfsdienstpflichtigen auferlegt, erscheint, wenigstens theoretisch, etwas ganz anderes als eine Hilfsdienstpflicht. Denn eine Pflicht zu irgendwelchem Dienst begründet jene Verordnung scheinbar überhaupt nicht, sondern bestimmt nur, daß die Nicht-Hilfsdienstpflichtigen dann, wenn sie in Arbeit treten wollen, dies nur tun dürfen, wenn sie in den letzten zwölf Monaten 6 Wochen in der Landwirtschaft gearbeitet haben. Andrerseits muß freilich zugegeben werden, daß damit alle Nicht-Hilfsdienstpflichtigen, also vor allem alle Frauen, die auf Erwerb im häuslichen oder gewerblichen Dienste angewiesen sind, die aber bisher niemals in der Landwirtschaft, sondern nur als Kontoristinnen, Ladenmädchen, Dienstboten, Fabrikarbeiterinnen gearbeitet haben, zur Ausübung eines zeitweiligen Hilfsdienstes tatsächlich genötigt werden, sobald sie ihre Stellung wechseln müssen. Ob aber solche Personen durch Abschneidung sonstigen Erwerbs oder durch Androhung von Strafe zur Ausübung des Hilfsdienstes veranlaßt werden, dürfte keinen Unterschied machen, tatsächlich also doch die Begründung einer Hilfsdienstpflicht vorliegen. Allerdings ist diese — im Gegensatz zu derjenigen des Hilfsdienstgesetzes — auf 6 Wochen pro Jahr begrenzt. Daß aber dieser Umstand die fragliche Verordnung gültig macht, erscheint doch zum mindesten zweifelhaft. Denn wenn das Gesetz ausdrücklich bestimmt oder e contrario ergibt, daß gewissen Personen eine bestimmte Verpflichtung nicht auferlegt werden soll, so ist das doch wohl im Zweifel so zu verstehen, daß sie von dieser Verpflichtung gänzlich befreit sind und daß ihnen diese auch nicht zum Teil oder zeitweitig auferlegt werden kann.

Unter diesen Gesichtspunkten wird daher die Rechtsgültigkeit der fraglichen Verordnung ernstlich in Zweifel gezogen und damit gerechnet werden müssen, daß sie seitens der Gerichte, ohne deren Mitwirkung sie nicht durchführbar sein wird, für rechtsunwirksam erklärt wird. Wäre sie außerhalb Bayerns erlassen, so würde außerdem ihre Aufhebung durch die militärische Zentralinstanz in Frage kommen, die durch Reichsgesetz vom 4. Dezember 1916 als Aufsichts- und Beschwerde-

*) Ebenso übrigens Begründung der Regierungsvorlage und Erklärungen der Regierungs- und Parteivertreter in der Reichstagssitzung vom 29. November 1916. Vergl. die Zitate bei v. Schulz: Hilfsdienstgesetz S. 5. 13. 51.

stelle gegenüber Anordnungen der Militärbefehlshaber geschaffen ist.

Alles dies aber wird ruhig den zuständigen Instanzen überlassen werden können. Denn uns kam es durchaus nicht darauf an, die einzelne bayerische Verordnung zu kritisieren, sondern gegenüber den eingangs erwähnten Besorgnissen grundsätzlich zu zeigen, daß „beliebige Erweiterungen" des Hilfsdienstgesetzes durch die Militärbefehlshaber rechtsungültig sind, daß aber die Frage, was als Erweiterung des Hilfsdienstgesetzes anzusehen ist, wesentlich Frage des Einzelfalles ist.

Bemerkt sei nur noch, daß die Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit der fraglichen Maßregel für Bayern ohne genaue Kenntnis der dortigen Verhältnisse nicht beurteilt werden kann, daß aber der Erlaß einer ähnlichen Verordnung für Norddeutschland den militärischen Instanzen selbst dann schwerlich empfohlen werden kann, wenn eine solche Maßregel rechtsgültig sein sollte. Denn ganz abgesehen davon, daß das Angebot weiblicher Arbeitskräfte für die Landwirtschaft in Norddeutschland zurzeit teilweise größer sein soll als die Nachfrage, dürfte hier auch der Landwirtschaft mit der Mehrzahl der städtischen Kontoristinnen, Ladenmädchen, Konfektionsarbeiterinnen usw. kaum gedient, die Fabrikarbeiterinnen aber in der Kriegsindustrie nicht entbehrlich sein. Auch wird man zu der fraglichen Maßregel vermutlich schon deshalb nicht gern greifen, weil sie — was freilich das bayerische Kriegsministerium sicherlich nicht beabsichtigt hat und was gewiß nicht unter allen Umständen vermieden werden kann — unsozial erscheint. Denn sie trifft, wie oben gezeigt, nur diejenigen, die auf Erwerb angewiesen sind, während alle übrigen sich ihr entziehen können.

Landrichter Dr. Ernst Krönig

Tüchtigkeitswahlrecht, Eigenheimerstimme, Parteiwahlsystem. Wer nichts ist und nichts wird, wer keinen rechten Beruf hat, wer nicht ein zu einem achtbaren Leben ausreichendes Einkommen erarbeitet, wer also in seiner bürgerlichen Existenz, in seinen persönlichen Angelegenheiten, in dem, was ihn am nächsten angeht, sich als untüchtig erweist: der soll auch keine Stimme in allgemeinen, öffentlichen Angelegenheiten haben, es soll ihm nicht zustehen, das Leben der Nation, das Schicksal des Staates mitzubestimmen.

Nicht Vermögen, Zins, Rente, nicht das Einkommen schlechthin, wohl aber das Berufs-, das Arbeitseinkommen soll Grundlage, soll auch Maßstab des Wahlrechts sein. Ein Wahlrecht nach Maßgabe bürgerlicher Werkleistung, ein Tüchtigkeitswahlrecht einzuführen, als erstes in der Welt, das kommt Preußen zu.

Das Wahlrecht könnte bei einem Berufseinkommen von zwölfhundert Mark mit einer Stimme beginnen und bis zur Höhe eines Ministergehaltes stufenweise steigen. Viele unter uns, Industrielle, Kaufleute, Bankdirektoren, Landwirte, Ingenieure, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler, verdienen weit mehr, aber diese überhohen Berufseinkommen, ob sie nun lediglich auf persönlicher Begabung, oder auch auf Schicksalsgunst beruhen, sind politisch nicht mehr zu werten.

Der Standpunkt, daß die Erfüllung der Kriegspflicht eine wahlrechtliche Belohnung fordere, ist verfehlt. Hingegen muß billigerweise berücksichtigt werden, daß die Kriegsteilnehmer gehindert waren, ihrem bürgerlichen Berufe nachzugehen und darin vorwärts zu kommen. Den Vorteil hatten die Daheimgebliebenen. Jene sollen daher jedenfalls das Wahlrecht und für jedes volle Kriegsdienstjahr eine Zusatzstimme haben.

Die Renten von Kriegsverletzten, ebenso von bürgerlichen Unfallverletzten, wären ihnen als Berufseinkommen anzurechnen. Auch Unfallverletzte hätten mindestens auf das einfache Stimmrecht Anspruch.

Für das Reifezeugnis einer höheren Schule wäre eine Zusatzstimme zu gewähren, auf ein Hochschulzeugnis eine zweite. Dadurch soll der Wert des Wissens für die Volksgemeinschaft anerkannt und dem Umstande Rechnung getragen werden, daß die wissenschaftliche Ausbildung wirtschaftliche Opfer fordert, den Eintritt in die Erwerbstätigkeit verzögert und gemeinhin nicht in Berufe führt, die zu den einträglicheren gehören.

Da sich im Alter nach dem gewöhnlichen Gange der Natur die Arbeitskraft mindert,

während die Urteilsfähigkeit, durch Lebenserfahrung gefördert, in Vollreife steht, so soll die Stimmenzahl, die ein Wähler mit Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres erreicht hat, ihm nicht gekürzt werden, wenn sein Berufseinkommen später sinkt oder aufhört.

Damit dürften die Hauptgesichtspunkte, die sich aus dem Grundgedanken eines Tüchtigkeitswahlrechts, nach Maßgabe des Berufseinkommens, ergeben, erschöpft sein.

Eine andere Erwägung führt zum Vorschlag einer Zusatzstimme für diejenigen unserer Mitbürger in Stadt und Land, die im eigenen Hause ihren Wohnsitz haben. Den Eigenheimern, ihnen, die fest auf festem Boden stehen, Erben und Vererbern, ist, gegenüber hinundherflutenden, in Tagesströmungen befangenen unseßhaften Schichten, die Tendenz zur Wahrung der Kontinuität unserer politischen Entwickelung vornehmlich zuzutrauen. Der Hauptsatz des Programms preußischer Zukunftspolitik aber muß lauten: Jeder arbeitsamen Familie ihr Eigenheim.

Bei den jetzigen Wahlrechtserörterungen kommt immer wieder das Verhältniswahlsystem zur Sprache. Da dabei allgemein die Ansicht zutage tritt, das dieses System an die Listenwahlform gebunden sei, die ihrerseits schwere Bedenken erregt und große Schwierigkeiten bietet, so möge hier noch die Bemerkung Platz finden, daß diese Verbindung keine notwendige ist. Über alle Schwierigkeiten und Bedenken kommt man hinweg, ja sie existieren gar nicht, wenn man zum Verhältniswahlsystem, gegründet auf Parteiwahl, greift. Das heißt: jeder Wähler stimmt, ganz so wie jetzt, für einen einzelnen Kandidaten seines Wahlkreises, er erklärt sich aber außerdem auf dem Wahlzettel für eine bestimmte Partei. Hieraus ergibt sich für jede Partei im gesamten Staatsgebiet eine bestimmte Stimmensumme und aus dieser die der Partei verhältnismäßig zukommende Abgeordnetenzahl. Zur Ausübung der Mandate wären diejenigen unter der Parteifirma gewählten Kandidaten berufen, die nach ihrer in einem einzelnen Wahlkreise erlangten Stimmenzahl unter ihresgleichen den Vorrang haben. Gegen dieses System dürften zutreffende Einwendungen theoretisch-technischer Art nicht beizubringen sein. Für staatsmännische und parteipolitische Bedenken bleibt Raum.

Jedoch, wir stehen an einem Punkte weltgeschichtlicher Entwicklung, wo Neueinrichtungen für unser Staatswesen eine seelische Notwendigkeit geworden sind. Der Feldruf schallt: Preußen voran. Und das Leitwort laute: Nicht den Demagogen — den Tüchtigen freie Bahn. E. Prücker

Literaturgeschichte

Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Neuere Folge. Herausgegeben von **Max Koch** und **Gregor Sarrazin**; Heft 42: **Julius Leopold Klein als Dramatiker** von **Max Glatzel**; Heft 43: **Herwegh als Übersetzer** von **Werner Kilian**; Heft 44: **Goethes Propyläen** von **Ernst Boehlich**; Heft 45: **Herders dramatische Dichtungen** von **Amand Treutler**; Heft 47: **Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung** von **Hans Heckel**; Heft 48: **Karl Gutzkow als Dramatiker** von **Eduard Metis**. Stuttgart 1914 und 1915 im Verlage der Metzlerschen Buchhandlung G. m. b. H.

Wohl in keiner Zeit spürte man die merkwürdige Lebensfremdheit, die unserer literargeschichtlichen Forschung zumeist eigen ist, so deutlich, wie in der Gegenwart. Während draußen an der Front das menschliche Erlebnisvermögen auf das Höchste angespannt wird, durchackern daheim junge Geister verstaubte, vergessene Bücher nach allen Methoden philologisch-historischer Wissenschaft und bieten die Frucht ihrer peinlichen Bemühung als eine mehr oder weniger leidige Dissertation dar, deren allgemeiner wie besonderer Lebenswert nur selten im Verhältnis zur verbrauchten Zeit und Geisteskraft steht. Mehr denn je wird jetzt offenbar, daß diese vom engsten wissenschaftlichen Zwang getragenen Arbeiten nicht vom Gesichtspunkte der Gegenwart zu beurteilen sind, sondern nur vom rein fachwissenschaftlichen Interesse aus, für das sie allein auch Bedeutung haben können, während man doch einst gehofft hatte, mit ihrer öffentlichen Darbietung in Sammlungen, Beiträgen, Folgen usw. eine Wirkung auf das literarisch interessierte öffentliche Leben ausüben zu können. Dies braucht aber andere Vermittler, als schulmäßig ausgebildete junge

Gelehrte, und eine andere Konzentration, als die nur sachlichen Zielen dienende Stoffverarbeitung, betrachtet all die rein sachlichen Arbeiten nur als Vorarbeit für die größere Aufgabe der Literatur als Lebensoffenbarung und -wirkung.

Freilich, diese Vorarbeit muß geleistet werden. Als solche trägt sie Werte in sich. Sie durchforscht das Material, die Dichtung, auf das Peinlichste und gibt damit zum Teil die sachlichen Unterlagen für das geistige Urteil, die geistige Produktion und Wirkung. Ihre Bedeutung allein ist zu begrenzen, damit sie nicht, wie vielfach, überschätzt werde und die literarische Öffentlichkeit sich mehr als vonnöten mit ihr beschäftige. Sie gehört durchaus in die Fachkreise. Nur selten wird die eine oder andere Schrift besonders unter den Dissertationen schon von solcher Reife und von solchem Ergebnisreichtum sein, um ihre unmittelbare Wirkung auf das Leben zu rechtfertigen. Immerhin müßte es das Ziel auch der Fachkreise sein, für ihre Arbeiten möglichste Lebensnähe und Fruchtbarkeit für die Gegenwart anzustreben, in Verbindung mit dem Geiste der Gegenwart zu sein.

Ein anschauliches Beispiel für meine Auffassung der literarhistorischen Arbeit bietet **Max Glatzels** Heft über **Julius Leopold Klein als Dramatiker.** Dieser Autor (1808 bis 1876) hat für unsere Zeit und Zeitgenossen keine Bedeutung mehr; selbst die Literaturgeschichte hat ihn schon vergessen. Immerhin verdient er als Zeitgenosse Otto Ludwigs, mit dem er in Shakespeare das absolute Vorbild des Dramatikers sah, als Jünger Hegels, dessen Philosophie er in seinen Dramen wirksam werden ließ, als Verfasser eines 13bändigen Torsos einer „Geschichte des Dramas", die trotz mancher Bizarrerien und Abschweifungen, heute noch nicht ihresgleichen hat, dieses Schicksal nicht ganz. Aber für die Dramen Kleins kann Max Glatzel auch nur den Nachweis liefern, daß sie keine Auferstehung mehr verdienen, weder in Anbetracht ihres Gehaltes, noch ihrer Gestaltungsfaktoren wie Hegels Philosophie, noch ihrer politischen Tendenzen, noch ihrer Shakespeare angeschlossenen Form wegen. Schon zu Lebzeiten des Dichters hatten diese allein geistesgeschichtlich als Gegensatz zum klassizistischen Epigonendrama in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts interessanten Dramen keinen Bühnenerfolg; sie würden ihn noch weniger, auch als Lesedichtungen nicht, heute erreichen. Glatzel hat also für engste Fachinteressen gearbeitet.

Auch **Werner Kilians** fleißige Untersuchung über **Herwegh als Übersetzer** atmet nichts vom Geiste unserer Zeit aus. Sie bemüht sich aber wenigstens zu praktischen Erkenntnissen über die Kunst des Übersetzers hindurchzudringen, Erkenntnissen, die interessant sind, wenn man sie mit der heutzutage geleisteten Übersetzerkunst etwa eines Stefan George oder eines Richard Schaukal vergleicht. Herwegh hat Lyrik, Epik und Prosa von Lamartine übertragen; Kilian beurteilt diese Arbeiten, vergleicht sie mit Schwabs, Leutholds und Friedr. Götz' Lamartine-Übersetzungen und stellt den Einfluß Lamartines auf Herweghs eigenes Schaffen und Denken fest, das auch von Beranger, dem Zeitgenossen, starke Anregungen empfing. Herwegh hat sich auch noch an einzelnen Gedichten Victor Hugos, an einer italienischen Garibaldi-Hymne versucht. Bedeutender war seine Übersetzung acht Shakespearescher Dramen, vornehmlich der Lustspiele aus den Jahren 1868 bis 1870: hier war Herwegh glücklich in der äußeren Form mit der Wahl zwischen der notwendigen Anlehnung und freien Beweglichkeit, glücklich auch in der Wiedergabe des Inhalts vom philologischen Standpunkte aus; er konnte aber mit Schlegels Arbeit nicht im Wettbewerb treten, weil seine Sprachmittel „die herbe Eigenart Shakespeares" weniger sicher treffen. Herwegh zeigt auch als Übersetzer die gleichen Vorzüge und Schwächen seiner Art wie schon als Selbstschaffender. Mehr konnte Werner Kilian auch nicht beweisen.

Ernst Boehlichs Untersuchung über **„Goethes Propyläen"** ist dagegen wertvoller, zumal ihre vortreffliche Gestaltung auffällt. Boehlich geht über das rein Stofflich-Historische hinaus zu einer ausgezeichneten, konzentrierten Entwicklung „der in den einzelnen Aufsätzen liegenden Gedankenzusammenhänge aus eigenen und fremden Ansätzen und Anschauungen, aus persönlicher Wesens-

und Willenrichtung der Verfasser wie aus dem Kulturbesitze des ausgehenden 18. Jahrhunderts". Er stellt die lautgewordenen Ideen in ihre Zeit hinein, erfaßt die innere Bedeutung der zutage getretenen Leistungen und ergründet das Wesen der Kreise, auf die die Propyläen wirken sollten und „jene, die zu ihnen Stellung nehmen mußten" und beobachtet das Keimen und Verwehen der ausgestreuten Saat. Er bietet somit, über die üblichen Ziele der Literaturgeschichte hinausgehend, ein Stück Geistesgeschichte der klassischen Zeit. Zu bedauern ist, daß er die Entwicklung der aufgedeckten Gedankenzusammenhänge z. B. über die Wahl und Behandlung des „richtigen" Stoffes durch den Künstler nicht bis zur Gegenwart verfolgt. Dann wäre seine Arbeit für unsere Zeit unmittelbar fruchtbar geworden.

Zuzugeben ist, daß der Zweck der vorliegenden Hefte, gute Doktorarbeiten abzugeben, oft schon die Beschränkung auf das Thema als rein literarhistorisches verlangt. Aber warum werden Dissertationen, deren Gehalt innere Verbindung mit der Gegenwart hat, dann nicht für den Druck ausgebaut und auf diese Weise wertvoll für das literarische Leben gemacht?

In diesem Sinne bedeutet auch **Amand Treutlers** fleißige Arbeit über **„Herders dramatische Dichtungen"** nichts. Zu seiner Zeit wirkte Herder höchstens als Kantaten- und Oratorientextdichter. Als Dramatiker errang er schon den Beifall seiner Zeitgenossen — einen Knebel oder Gleim ausgenommen — nicht. Sein technisches Geschick versagte „fast in jedem Falle". Er betrachtete die Bühne nur als Kanzel für seine Morallehren und Humanitätsideen. Seinen Mißerfolg gestand er Schiller ein: das dramatische Fach sei ihm fremd. So bleibt denn auch nur dem Spezialforscher Treutlers ermüdend breite Untersuchung ergebnisreich, die für die allgemeine Literaturgeschichte nur den Beitrag liefert, daß auch um die Wende des 18. Jahrhunderts weite Kreise die moralisierende Pflicht der Bühne, die Gerichtsbarkeit der Moral über die Kunst behaupteten.

Der lebendigeren Auffassung von der Aufgabe der Literaturgeschichte entspricht in reicherem Maße **Hans Heckel: „Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung."** Der Don Juan-Charakter, der vor 1620 entstand, erfuhr im Laufe der Jahrhunderte eine Wandlung: von dem Burlador de Sevilla bis zu Mozarts Don Giovanni ist Don Juan nur der ruchlose Frevler und Gotteslästerer, der seine Bestrafung durch das verhöhnte Marmorbild findet; seit E. T. A. Hoffmann ist er ein „kämpfender und ringender Mensch, der zwar durch seine unselige Leidenschaft den anderen und schließlich sich selbst zum Verderben wird, aber nicht aus frevelhafter Lust am Zerstören fremden Glückes, sondern durch das Schicksal, das ihn der übermächtigen Gewalt seines Genuß- und Liebestriebes unterworfen hat". Heckel bietet die Entwicklung des älteren Typus, heute nur noch im Werke Molières und Mozarts lebendig, in knapper Form, die des jüngeren, durch Musset, Lenau, Strauß, Sternheim u. a. wirkungsvoll vertreten, in breiterer Darstellung. Er geht auch auf abweichende Auffassungen und verwandte Charaktere bei Byron, Gobineau, Kierkegaard, Schönaich-Carolath u. a. sowie auf die Dichtungen „Don Juan im Alter" ein. Ich vermisse bei dieser fesselnden Arbeit nur die Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen Don Juan und Dandy, wie eine Bonner Dissertation von Gustav Koehler über den französischen Dandy sie einmal angedeutet hat. Auch ist Heckels an sich zuverlässige Liste der Don Juan-Bearbeitungen nicht vollständig.

Karl Gutzkow gibt **als Dramatiker** auch unserer Zeit noch Bühnenfreuden. **Eduard Metis** behandelt Gutzkows Dramen, leider ein wenig zu weitschweifig, nach ihrer Stellung im jungen Deutschland, nach Gehalt und Form in üblicher Analyse und wertet sie auch ästhetisch gültig. Die Sammlung der für Zeit und Persönlichkeit charakteristischen Äußerungen Gutzkows in den Dramen sowie der zeitgenössischen Urteile über den Dichter erweitert den Wert des Buches, das damit nicht nur ein Bild des Dramatikers, sondern auch der Gesamtpersönlichkeit liefert.

Dr. Hanns Martin Elster

Sozialiſtiſche Friedensvorarbeit

Mut haben, heißt Gefahren ſehend überwinden

Wer der Welt mit Einſchluß der Deutſchen einen Weg zu weiſen vermag, der dieſer wahnſinnigen Kriegsraſerei ein Ende bereiten und ihre Wiederholung nach Menſchen Ermeſſen unmöglich machen könnte, der iſt der Menſchheit mit Einſchluß des deutſchen Volkes Freund. Der deutſche Reichskanzler, der es heute ablehnen wollte, einen ihm von einer großen, mit ausgedehnten internationalen Verbindungen ausgerüſteten Partei gezeigten Weg zur Friedensvorarbeit zu erkunden, handelte gewiſſenlos. Man würde ihm und ſeinen techniſchen Beratern mit Recht Reſſortfanatismus, engherzigen Bureaukratismus, Rückſtändigkeit und wer weiß noch welche unlautere perſönliche Gründe vorwerfen und unterſchieben. Welche Stellung die gerade für Anbahnung friedlicher Zuſtände in Frage kommende Partei oder ſonſtige Organiſation im innerpolitiſchen Leben unſeres Landes einnimmt, ob ſie radikal, konſervativ, liberal, demokratiſch oder agrariſch, induſtriell, freihändleriſch, ſozialiſtiſch iſt, das hätte zwar eine gewiſſe vorentſcheidende Bedeutung für gewiſſe Entwicklungsrichtungen der friedlichen Zukunft, wäre aber vorerſt belanglos für das Gelingen oder Scheitern der großen nächſten Aufgabe. Wichtig iſt nur die Entſcheidung darüber, ob die ſchließlich zur Vorarbeit gewählte Organiſation dasjenige Maß von Vertrauen und Einfluß in der uns feindlichen Welt ſich auch über die Kriegsjahre hinaus erhalten konnte, das Vorbedingung für die Vorarbeit zum Frieden wäre. Und nur um die Vorarbeit zum Frieden, nicht um ſeinen Abſchluß kann es ſich im gegenwärtigen Stadium des Krieges handeln.

Wer aber wollte, zunächſt rein theoretiſch geſprochen, in einem Kriege, den wir ruhig als die Konſequenz des liberalen Wirtſchaftsſyſtems bezeichnen können, die Frieden anbahnende Kräfte wo anders ſuchen, als bei den Trägern völkerverbindender internationaler Ideen, die dem Liberalismus feindlich ſind? War es nicht eine Selbſtverſtändlichkeit, das Oberhaupt der katholiſchen Kirche als Friedensanbahner aufzurufen? Und wenn es geſchah, ohne daß jemand murrte, ſo doch ausſchließlich im Vertrauen auf die dem Katholizismus innewohnenden, internationalen geiſtigen Kräfte und nicht im Hinblick auf die Macht des zufällig regierenden Papſtes. Der Papſt hat der Welt nicht helfen können. Die völkerverbindende Macht des Katholizismus reichte nicht aus für die ihm zugedachte Miſſion, weil nicht die alten Moraltheorien von gut und

böse in diesem Kriege umstritten werden; um andere neue Fragestellungen geht es vielmehr, die aus der Privatwirtschaft in die Staatswirtschaften hinübergewachsen sind, um scheinbar rein materielle Dinge: um die Magenfragen der Völker, und daraus folgend um die Frage, ob jede beliebige Kapitalanhäufung berechtigt sein soll, in jedem ihr geeignet scheinenden Augenblick ihr unbequeme Völker zum Müßiggange, Hunger und zur Entartung zu verdammen. Das war es, was England wollte, als es die Welt gegen uns zu den Waffen rief, was auch die französischen, belgischen, russischen Kapitalisten antrieb, als sie gerade über den Staat herfielen, in dem der Ausgleich zwischen dem Gewinn der Arbeit und dem des Kapitals, also der soziale Ausgleich so weit vorgeschritten war, wie es in keinem anderen Lande der Welt der Fall ist: Deutschland! Nichts anderes bezweckt jetzt Amerika allen europäischen Staaten gegenüber, wenn es mit seinem aus dem Blute von Millionen Arbeitern gewonnenen Kapital gleichfalls gegen die Mittelmächte in die Schranken tritt!

Wir wollen doch an diesen Tatsachen ja recht festhalten. Die Erkenntnis der Wurzel des Übels, das über die Welt gekommen, wird uns auch befähigen, die Mittel ausfindig zu machen, um es aus der Welt zu schaffen. Wir wollen uns doch auch ganz klar darüber sein, daß es letzten Endes kein Kriegsziel sein kann, England, Frankreich, Italien, wie es mit Serbien und Montenegro geschehen ist, niederzuwerfen, daß das Ziel vielmehr ist, den englisch-amerikanischen Kapitalismus, der sich die Staaten der Erde dienstbar zu machen vermochte, von seinem weltbeherrschenden Throne zu stürzen und einer wahren Humanität dienstbar zu machen. Solange diese Kapitalmacht ohne Sicherheitsschranken wirken kann, wird der Völkerfrieden bedroht sein oder aber die Völker werden sich entmutigt und zermürbt von dieser Macht auspressen lassen müssen. Jedes Volk oder staatliche Gemeinwesen, daß sich dem Machtanspruch des angelsächsischen Kapitals nicht würde unterwerfen wollen, müßte darauf gefaßt sein, dem schwersten wirtschaftlichen Boykott auf dem ganzen Erdenrund ausgesetzt zu werden, der es zwänge, seine Freiheit durch kriegerische Auflehnung zu erzwingen oder sich selbst aufzugeben. Deutschland und das deutsche Volk haben eine Probe davon zu kosten bekommen, was es heißt, gestützt auf die eigene Tüchtigkeit, seinen Weg gegen den Machtstrom des Weltkapitalismus gehen zu wollen. Die Welt muß vor der Wiederholung solcher Proben unbedingt bewahrt bleiben. Das scheint mir die richtige Umschreibung des deutschen Kriegsziels zu sein, das in der Forderung nach einem sicheren Frieden gipfelt.

Wie aber an den mächtigen Feind herankommen? Was mit kriegerischen Mitteln erreicht werden kann, wird erreicht. Aber die kriegerischen Mittel genügen nicht; sie bedürfen angesichts des Wesens unseres großen Hauptfeindes der Ergänzung. Unser Standhalten auf allen Fronten zu Lande nach fast drei Jahren Krieg gegen fünffache Übermacht, unsere gewaltigen Erfolge zur See sind Zeichen unserer unüberwindlichen militärischen Kraft. Doch, wie lange soll dies Ringen

noch dauern? wie viele Opfer sollen noch gebracht werden? Opfer nicht von uns allein, sondern von allen Völkern der Erde? Und mit welchem Endziel? Wie gesagt: es kann kein Kriegsziel für uns sein, nach Serbien, Montenegro, Rumänien, Belgien auch noch Italien und Frankreich und noch weitere Gebiete von Rußland zu erobern; denn es würde den tatsächlichen Feind nicht treffen. Ein Friedensschluß, in dem Europa verblutete, würde im Gegenteil nur die Stärkung des eigentlichen Feindes, des angelsächsischen Kapitalismus zur Folge haben, da er alle Staaten Europas in den Strudel der Vernichtung zöge. Sollte wirklich nirgends ein Weg der Vernunft gangbar sein?

Gewiß, es gibt einen Ausweg aus diesem Chaos, und ihn zeigen uns die Sozialisten, vor allem die deutschen Sozialdemokraten. Mit Recht weisen sie auf die Umwälzung in Rußland hin und zeigen auf die Gemeinsamkeiten des politischen Interesses zwischen Deutschen und Russen, die sich als Folge der Machtansprüche des kapitalistischen Angelsachsentum herausgebildet haben. Die deutsche Reichsregierung scheint auch den von Scheidemann und Genossen nachgewiesenen Weg für gangbar zu halten; andernfalls würde sie alle Mittel zur Hand haben, um deutsche Parlamentarier daran zu hindern, den Weg im Auslande, durch Teilnahme an der für den 10. Juni in Stockholm geplanten Konferenz der roten Internationale zu betreten. In den bürgerlichen Parteien des deutschen Volkes scheint dagegen ein rechtes Verständnis für die Notwendigkeit eines solchen Versuches noch nicht überall festen Fuß gefaßt zu haben.

Ganz und garnicht einverstanden mit der Mission unserer Sozialdemokraten sind die Alldeutschen und die Konservativen; der engere Vorstand der konservativen Partei hält es sogar für zeitgemäß, in einer parteiamtlichen Kundgebung „den ernsten und schweren Bedenken" Ausdruck zu geben gegen den „wachsenden Einfluß der Sozialdemokratie".

Verständlich wird diese Stellungnahme eines bedeutenden Teils der in Deutschland führenden Persönlichkeiten nur aus den innerpolitischen Verhältnissen in Preußen und im Reich und die daraus folgende Stellung unsrer sogenannten nationalen Kreise der Person des gegenwärtigen Reichskanzlers gegenüber. Die Wut dieser Kreise gegen Bethmann Hollweg hat eine beispiellose Höhe erreicht. Es ist im Augenblick nicht notwendig, die Gründe dieser Wut auf ihre innere Berechtigung zu prüfen. Nach Lage der Dinge könnte kein noch so konservativer Mann aus den Reihen der Alldeutschen, der für sich die Bezeichnung eines Staatsmannes in Anspruch nähme, auf die Mitwirkung der Sozialdemokraten zur Friedensanbahnung verzichten. Hier handelt es sich einfach um ein Gebot der Stunde, dem sich kein Reichskanzler entziehen kann! Daß Herr von Bethmann damit einen schwierigen, dornenvollen Weg geht, an dessen Ende sich das erstrebte Ziel womöglich als eine Luftspiegelung erweist, das sind keine Gründe, ihn dafür zu schelten, solange auch nur ein Moment vorhanden ist, das für das Vorhandensein realer Friedensmöglichkeiten spricht. Es geht hier nicht um die Person, sondern um die Sache.

Rein sachlich betrachtet kann ich mir keinen die deutsche Allgemeinheit angehenden Gesichtspunkt denken, von dem aus die Erklärung der Konservativen glücklich zu nennen wäre. Das Gruseln vor der Sozialdemokratie, das uns schon lange vor Ausbruch des Krieges nie recht gelingen wollte, wird auch die neueste Kundgebung niemandem beibringen trotz Liebknechts, des Amokläufers. Daß aber nach dem Kriege die innere Politik von Reich und Bundesstaaten mehr wie bisher von einer Partei beherrscht werden möchte, die die deutsche Arbeiterschaft hinter sich hätte, würde nur dann ein Nachteil sein, wenn diese Partei sich im Gegensatz zu unserer nationalen Entwicklung befände. Die Verantwortung, die die sozialdemokratische Partei an der neuen Entwicklung des deutschen Volkes allein durch ihre Frieden fördernde Arbeit übernimmt, enthält an sich schon eine Garantie dafür, daß wir in mancher Hinsicht durchaus beruhigt bleiben können.

Wenn ich selbst so warm und scheinbar unbekümmert um die innerpolitischen Folgen für die Unterstützung der sozialistischen Friedenstätigkeit seit Ausbruch der russischen Revolution eintrete, so geschieht es aus der Erkenntnis heraus, daß die angelsächsische Kapitalmacht entweder durch unser Zusammenwirken mit Rußland gebrochen werden kann oder überhaupt nicht. Die am Wege zu einem von den Sozialisten angebahnten Frieden gerade für den Frieden selbst lauernden Gefahren werden dennoch nicht unterschätzt.

Aber diese Bedenken treffen doch vor allem in der Frage zusammen, ob die Sozialisten der beiden in erster Linie interessierten Länder, nämlich die deutschen und russischen, befähigt sind, gleichfalls dasjenige Maß an weiser Mäßigung bei der Aufstellung ihrer Forderungen selbst aufzubringen, das sie von uns, den militärischen Siegern, fordern. Glauben die Sozialisten den Zeitpunkt gekommen die bürgerliche Gesellschaftsordnung, die doch das Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklungen mit Kriegen und Revolutionen ist, von Grund aus zu beseitigen, so wäre ihre Anstrengung umsonst. Glauben sie weiter einen allgemeinen Frieden erzwingen zu können, der Europa für immer von der Wiederholung des Jammers der drei letzten Jahre befreien könnte, indem sie den status quo ante zur Grundlage der Verhandlungen machen, — ihre Bemühungen wären umsonst, da ein solcher Friede die deutsche Arbeiterschaft nicht nur dem Großkapital sondern auch der Konkurrenz der Arbeiterschaften aller anderen Länder auslieferte; sie würden also nur neuen Stoff zur Belebung des kriegerischen Fanatismus und neue sehr nachhaltige Gründe für das deutsche Volk zur Fortsetzung des Krieges schaffen. Mit anderen Worten: eine Politik des Alles oder Nichts im sozialistischen Sinne würde gerade zum Gegenteil dessen führen, was die Völker erstreben. Damit wäre aber auch für lange Zeit der Einfluß ausgeschaltet, den die Demokratie aller Länder bisher im guten Sinne ausüben konnte. Ihre Autorität würde untergraben und eine Reaktion, schlimmer wie sie nach den Befreiungskriegen in Europa einsetzte, wäre das alleinige Ergebnis ihrer Zügellosigkeit!

Was im Augenblick von den Sozialisten für den Sieg ihrer Partei-Ideale erreicht werden kann, ist scheinbar nicht viel und doch ungemessen groß: Die Herbeiführung des Ausgleichs zwischen den Russen und Deutschen. Wollten die Sozialisten beider Länder ihre moralischen und physischen Kräfte allein auf diese Aufgabe vereinigen, dann würden sie sich die Grundlage für alles spätere Wirken schaffen. Jeder Versuch, schon jetzt ihren Einfluß auf weitere Länder auszudehnen, würde sie zur Niederlage führen. Die Russen können den künstlich geschaffenen deutsch-russischen Gegensatz verewigend Bedingungen stellen, die nur uns und unsere westlichen Gegner angehen, aber sie können durch verständnisvolles Eingehen auf das, was Deutschland not tut, einen Zustand schaffen, der es ihnen ermöglichte, die deutsche auswärtige Politik späterhin in ihrem eigenen Interesse zu beeinflussen, wie wir die ihrige. Das alles sind Alternativen, die bei einem sozialistischen Wirken im Bereich des Möglichen liegen! Und doch haben wir sie nicht zu scheuen.

Georg Cleinow

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 496, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6858.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 26/27.

Die Zukunft der evangeliſchen Kirche

Von Lic. M. Peters

Aus den Flammen des Weltkrieges ſteigt vor unſeren Augen, erneuert und geläutert, das Zukunftsbild unſeres deutſchen Volkes auf, und darin findet auch die zukünftige Geſtalt der Kirche ihren Platz. Es ſind jetzt über die Entwicklung, die das politiſche und ſoziale Leben, die Kunſt, die Schule, ſchließlich alle Zweige der Kultur durch den Krieg nehmen werden, viele Stimmen laut geworden. Bei empfundenem Unbehagen mit dem gegenwärtigen Stande hat man freigebig und hoffnungsvoll Wechſel auf die Zukunft nach dem Kriege ausgeſtellt, als wo ſich alles, alles wenden müßte, — natürlich erhofft jeder eine Wendung nach ſeinem Sinne.

Auch mit Bezug auf das kirchliche Weſen iſt das geſchehen, und hier ſogar mit beſonderem Eifer. Solche Stimmung iſt zu begreifen. Stand man doch gerade den kirchlichen Dingen weithin mit dem Gefühl gegenüber, daß ſie ſo nicht weitergehen könnten, daß ein Neues kommen müßte, wenn ſie nicht der Auflöſung verfallen ſollten.

In der Tat war der Zuſtand der evangeliſchen Kirche vor dem Kriege nichts weniger als erfreulich. Zwar fehlte es nicht an Lichtſeiten. Es wird ſchwerlich eine Epoche gegeben haben, in der von ihren Vertretern, entſprechend dem allgemeinen Arbeitseifer unſeres Volkes, ein größeres Maß ernſter, tüchtiger Arbeit geleiſtet worden iſt. Wenn auch die Theologie in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten keine einzige originale Geſamtdarſtellung ihres Glaubens zuſtandegebracht hat, hat ſie doch die Einzelgebiete nach mannigfachen neuen Methoden und Geſichtspunkten erfolgreich angebaut; und man braucht nur den Namen Innere Miſſion zu nennen, um ſich des Umfanges der praktiſchen kirchlichen Arbeit bewußt zu werden.

Aber nun doch: was ward erreicht? Gerade angeſichts des angeſtrengten Bemühens erſcheint die Tatſache in um ſo ernſterem Lichte, daß es der Kirche nicht gelungen iſt, das Volk, das dem Namen nach ihr zugehört, auch wirklich

in ihre Nachfolge zu bringen. Die starke Majorität des evangelischen Christenvolkes ist, wenn Kirchen- und Abendmahlsbesuch als Gradmesser gelten sollen, als kirchlich indifferent anzusprechen, und zwar ist bedeutsam, daß das nicht nur für Stadt und Großstadt, sondern vielfach auch für das Land, nicht nur für die gebildeten Schichten, sondern in noch höherem Maße auch für den Arbeiterstand gilt. Das unserer Zeit oft nachgesagte lebhafte religiöse Interesse beweist gegen diese kirchliche Gleichgültigkeit so wenig, wie der verhältnismäßig geringe Erfolg der Austrittsbewegung. Es ward doch immer zweifelhafter, ob man im Ernste noch von einer Volkskirche, von dem deutschen Volk als einem christlichen Volk reden dürfte.

Diese nach außen prekäre Lage erhielt ihre eigentliche Schärfe erst durch die inneren Nöte. In der Kirche wollte der Kampf der Richtungen und Parteien nicht zur Ruhe kommen, der in mehreren „Fällen" eine besonders akute Form annahm. Aber nicht nur die freier Gesinnten hielten sich zurück, auch die Entschiedenen auf der anderen Seite nahmen oft eine ähnliche Haltung ein. Die offizielle Kirche ist vielerwärts des innersten Kreises der Gläubigen verlustig gegangen, die in den „Gemeinschaftskreisen" ihr Erbauungsbedürfnis auf eigene Hand zu befriedigen suchen. Es muß überraschen, daß gerade die Kirche, die den stärksten Appell an die einzelnen richtet und den Satz vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen unter ihren Grundlehren hat, in so hohem Maße dem Schicksal der Unpopularität verfallen ist.

Da kam der Krieg und mit ihm die tiefe Bewegung der Geister im Anfang. Man kann es angesichts der geschilderten Lage verstehen, daß er in kirchlichen Kreisen geradezu fast als ein Erretter, ein Messias begrüßt wurde. Und die Erlebnisse der ersten Zeit ließen ja diese Hoffnung nicht unbegründet erscheinen. Unter dem Drucke der ungeheueren Ereignisse trat eine starke religiöse Erregung der Volksseele ein. Der Kriegsbußtag im Anfang sah unser Volk sich drängen zu Kanzel und Altar, und diese Bewegung hielt eine Zeitlang an. Schon redete man von einem neuen Pfingsten, das der Krieg in wenigen Tagen gebracht habe, während es der Predigt der Kirche damit in vielen Jahren nicht habe gelingen wollen.

Das war freilich eine Auffassung, die nur in dem Überschwang jener außerordentlichen Wochen möglich war. Die Ernüchterung blieb nicht aus. Jene Hochflut verlief sich bald. Je länger, desto mehr ist der frühere Stand zurückgekehrt. Und auch die anfangs fast übersehenen nachteiligen Folgen des Krieges für Religion und Moral traten stärker in die Erscheinung. Man hätte bei einiger geschichtlicher Überlegung doch nichts anderes erwarten dürfen. Die Geschichte zeigt, auch in unserem Volke, daß große Kriege zwar für eine Zeitlang das religiöse Gefühl erregen, daß ihnen aber darum noch keine epochemachende Bedeutung für die Kirche zukommt, wie man diese weder für die Befreiungskriege, noch für den von 1870/71 behaupten kann. Ob sie diesmal eintreten wird, bleibt gleichfalls ungewiß.

Dennoch möchten wir uns nicht auf die Seite derer schlagen, die sich anstelle des anfänglichen Optimismus nun einem ebenso uneingeschränkten Pessimismus hingeben. Es ist doch in Wirklichkeit undenkbar, daß dieser Krieg, der so gewaltig an die Seele greift und von unserem Volke intensiver als irgendein früherer durchlebt wird, nicht auch sein religiöses Empfinden in der Tiefe beeinflussen sollte, und gerade seine lange Dauer bürgt dafür, daß etwas Echtes herauskommen wird. Und es ist weiter undenkbar, wenn anders Religion und Kirche nicht allen Zusammenhang verloren haben, daß nicht auch für diese eine spürbare Wirkung aus dem Kriege folgen sollte.

Es ist ja mißlich, über den kirchlich-religiösen Ertrag des Krieges heute schon ein Urteil abzugeben, doch wird sich manches bereits feststellen lassen.

Der Krieg hat die Stellung des christlichen Glaubens in unserem Volke stärker, eingewurzelter erscheinen lassen, als man vordem annehmen mochte. Die vielberufene moderne Weltanschauung, die in ihrem geräuschvollsten Vertreter, dem Monismus, immer skrupelloser die geistige Führung der Nation in Anspruch nahm, ist zwar durch den Krieg nicht ganz zum Schweigen gebracht, aber doch sehr zurückgedrängt worden. Schwerlich allein infolge des Burgfriedens, sondern auch aus inneren Gründen, weil sie eben nach dem deutlichen oder verhüllten Gefühl weiter Kreise für die seelischen Bedürfnisse der Zeit nicht zureichte. Undenkbar, daß das deutsche Volk diesen Krieg statt „mit Gott" im Namen irgendeines monistischen Weltgesetzes hätte aufnehmen können. Umgekehrt ist die christlich-religiöse Auffassung wie selbstverständlich als die herrschende im deutschen Volke hervorgetreten. Zu ihr bekannten sich nicht nur vom Kaiser herab die leitenden Männer in Staat und Heer, im besonderen auch die neuerstandenen großen Führer, auf die in ungeahntem Maße das allgemeine Vertrauen sich richtete; in ihr fand sich auch das Empfinden des ganzen Volkes wieder. In der entscheidenden Probe, als es um Sein und Nichtsein ging, hat es auf den Gott des christlichen Glaubens sich besonnen, so wie man auf seinen treuesten Freund sich besinnt. Schwerlich kraft ataviſtischer Anwandlungen, die die Not verursacht hätte. Das „Nun danket alle Gott" oder „Die feste Burg", worin das vaterländische Gefühl in besonderen großen Augenblicken sich ausdrückte, ward ohne Frage als Aufschwung zur Höhe erlebt. Die christliche Auffassung der Dinge hat sich auch weiter als die sozusagen offizielle erhalten, und wenn dies auch vielfach eine Formensache bleiben mag, so ermutigt dieser Tatbestand doch, von dem deutschen Volke als einem christlichen zu reden. Solche Bezeichnung will ja nicht sagen, daß alle Glieder eines Volkes bewußte Christen seien, sondern daß das Christentum in ihm die vorherrschende und maßgebende religiöse Anschauung ist.

Bei dem Gesagten handelt es sich weniger um etwas, was der Krieg neugeschaffen, als was er offenbar gemacht hat an unverlorenem geistigen Gut. Annehmen läßt sich, daß aber auch nach dem Kriege die allgemeine Lage noch auf länger hinaus für die christlichen Einflüsse günstigere Bedingungen bieten

wird als zuvor. Es hoffen jetzt viele für unser Volk auf eine neue idealistische Epoche seines Geisteslebens; ob sie kommt, bleibt abzuwarten, aber wenn sie käme, würde das für die ideale Mission der Kirche eine außerordentliche Hilfe bedeuten. Jedenfalls aber wird bei vielen aus dem Kriege eine Stimmung größeren Ernstes und des Respektes vor ewigen Mächten zurückbleiben; es wird die Zeit wirtschaftlicher Einschränkung und Einfachheit noch länger andauern; es werden die Schatten der Trauer noch für lange auf dem Lebensweg vieler gebreitet bleiben: mit dem allem ist für den Samen, den die Kirche auszustreuen hat, der Acker günstiger zugerichtet, als er gewesen.

Die Position des christlichen Glaubens erscheint gestärkt, und die Auspizien für die Zukunft sehen sich hoffnungsvoller an. Und zwar ist es die offizielle, die Volks- oder Landeskirche, von der das zu sagen ist. Das erkennt man am deutlichsten, wenn man auf die katholische Kirche blickt. Sie ist kraft ihrer großartigen Organisation mit besonders günstigen Aussichten in die Kriegszeit eingetreten, in der überall nur organisierte Arbeit etwas erreichen konnte, so wird sie mit sehr gewachsener Machtfülle aus ihr hervorgehen, — wofür ein erster Beweis schon vorliegt. Aber etwas von solcher Aussicht besteht auch für den evangelischen Teil, und zwar für die Landeskirchen, weniger für die kleinen Gemeinschaften oder Sekten. Diese mit ihrer oft engen und einseitigen Praxis scheinen durch den Krieg keine besondere Förderung erfahren zu haben, — wie denn auch angemerkt werden darf, daß z. B. die bei ihnen beliebte Deutung der Dinge vom nahen Weltende keinerlei Bedeutung für die Volksstimmung gewonnen hat.

Man darf die Vermutung aussprechen, daß die kirchliche Entwicklung künftig in erhöhtem Maß im Zeichen der Volks-, wenn man will, auch der Staatskirche vor sich gehen wird. Der Krieg hat mit manchen kirchlichen Theorien aufgeräumt oder sie doch eingeschränkt, die fast dogmatisch geworden waren, indem er Tatsachen herausstellte, die in andere Richtung weisen. Das findet Anwendung auch auf den Satz vom religionslosen Staat. Faktisch hat sich der Staat in dieser Zeit keineswegs religionslos gezeigt; er hat weit unmittelbarer und intensiver als sonst den religiösen Dienst der Kirche für sich in Anspruch genommen, und die Kirche hat sich diesem Dienste nicht entzogen, sondern ihn freudig und ohne Bedenken geleistet. Diese engere Verbindung von Volk und Kirche müßte von denen, die das Ideal in einer von allen staatlichen Beziehungen losgelösten Freikirche finden, als rückläufig und unerwünscht angesehen werden. Aber will man im Ernst solches Urteil aussprechen? In Wirklichkeit sind doch Volk und Kirche auf die engste Verbindung angelegt. Welcher Theorie über die Stellung der Kirche im Staat man folgen mag: es ist auf die Dauer für ein Volk ein unhaltbarer Zustand, wenn zwischen ihm und seiner Kirche eine stetig sich erweiternde Kluft besteht, so daß es in ihr nicht mehr die anerkannte Hüterin seiner heiligsten Güter findet, und es ist ebenso für eine Kirche auf die Dauer unerträglich, wenn sie nicht mehr

das Volk hinter sich hat, sondern, dem großen Strome entnommen, sich auf das Trockene gesetzt sieht und nur noch zu einzelnen und wenigen Beziehung unterhält. Das Christentum wenigstens kann seinem Wesen nach mit solcher Rolle sich nicht begnügen; es wird nach Volksbedeutung streben, wenn es sie noch nicht hat und sie wieder zu gewinnen suchen, wenn es sie verlor. Die christliche Kirche wird kraft der allgemeinen Bedeutung ihrer Gabe immer ein allgemeines Institut, eine öffentliche Macht im Volke sein wollen. Dieser Anspruch fällt auch für die evangelische Kirche nicht dadurch hin, daß sie den Glauben in erster Linie zur persönlichen Angelegenheit des einzelnen macht; sie lediglich als Privatinstitut für private Zwecke einschätzen, heißt ihren Volksberuf verkennen. Wir sehen die hohe kirchliche Bedeutung des Krieges vor allem darin, daß er zum Ideal der Volkskirche neues Vertrauen, neuen Mut erwecken kann, als zu der trotz allem dienlichsten Form, in der das Christentum immer noch, und künftig wirksamer als bisher, seine volkserhaltende und -erneuernde Kraft beweisen mag.

Daraus ergibt sich das Programm für die Zukunft der Kirche, es ist das Programm der Volkskirche. Kein neues, — aber eins, das in neuen Verhältnissen mit neuem Bewußtsein angegriffen sein will. Denn es wäre freilich eine gefährliche Selbsttäuschung, wollte man glauben, der Krieg habe in irgendeinem Maß schon eine neue Wirklichkeit der Volkskirche erstehen lassen, da er nur Grundlagen für einen neuen Glauben an dies Ideal gegeben hat. Ob und wieweit dies Ideal verwirklicht werden wird, wird ganz von der nachfolgenden Arbeit abhängen, die daran gewandt wird. Erscheint dies Kriegsergebnis gering, so ist es doch etwas sehr Großes, so gewiß alles Streben von dem Ideal abhängt, das ihm das Ziel und die Richtung weist und nur der Glaube, daß dies Ideal nicht eine Utopie, sondern irgendwie erreichbar ist, für das Streben Mut und Kraft gibt.

Das Programm der Volkskirche schließt eine nationale Seite in sich. Das Volk, dem die Kirche Dienst schuldig ist, ist das deutsche Volk, und also wird die Kirche der Zukunft ihres deutsch-evangelischen Charakters sich bewußt sein müssen. Dieser Titel begegnet immer noch einigem Unbehagen bei solchen, die die Ewigkeitssache des Evangeliums vor aller Verquickung mit „weltlichen" Gesichtspunkten möglichst bewahren möchten. Mit Unrecht. Es sind während des Krieges mannigfache Untersuchungen über das Verhältnis von Christentum und Nationalität, über Sinn und Recht des „deutschen Christentums" angestellt worden. Es bedarf keines Nachweises, daß das Christentum seine übernationale Universalität so wenig aufgeben kann wie seinen ewigen Beruf. Damit wird aber nicht aufgehoben, daß es unter den verschiedenen Völkern für seinen idealen Gehalt jedesmal eine besondere nationale Form gewinnt. Nun bringt ja eine enge Verbindung des religiösen und des nationalen Bewußtseins ernste Gefahren mit sich. Mit erschreckender Deutlichkeit zeigt uns das eben jetzt das Beispiel Englands, wo die religiöse Gemeinschaft sich einem

ausgearteten Nationalgefühl dienstbar gemacht und diesem mit dem religiösen Relief erst seine unerfreulichste Gestalt verliehen hat. Wir wünschen gewiß nicht, daß die Kirche bei uns ein Nationalinstitut werde, wie in England oder in Rußland, mit all den abstoßenden Erscheinungen, die wir dort damit verbunden finden, auch wenn wir befürworten, daß der Deutsche als Deutscher sich seiner Kirche stärker bewußt werde. Aber wir halten ebensowenig einen Zustand für erwünscht, wie etwa Frankreich ihn zeigt, wo die Regierung und die ganze offizielle Welt völlig religionslos, ja -feindlich geworden sind. Eine solche absolute Scheidung widerstrebt ganz dem deutschen Gemüt und dem Genius seiner Geschichte.

Die Kirche der Zukunft muß deutscher werden, als sie es gewesen. Das nationale Bewußtsein wird aus dem Kriege eine wesentliche Stärkung hinwegnehmen, dem soll die Kirche Rechnung tragen. Nicht immer hat sie dem vaterländischen Gedanken die ausreichende Pflege zugewandt. Man hielt sich oft davon als von etwas Fremdem allzusehr zurück, andererseits hat es auch nicht an Beispielen von nationalistischen und byzantinischen Anwandlungen gefehlt, von einer Verkoppelung von Thron und Altar, die allzusehr nicht nach dem Vaterland, sondern nach der Partei schmeckte. Jetzt, wo der vaterländische Gesichtspunkt ganz die Zeit beherrscht, gilt es für die Kirche, das Versäumte nachzuholen. Diese Aufgabe ist um so dringender, als bedenkliche Überspannungen oder Verirrungen des nationalen Gefühls auch bei uns zu finden sind. Man denke an jene deutsch-völkischen Romantiker, die die altgermanische Mythologie wieder beleben und einen idealisierten Wodankult zur künftigen deutschen Nationalreligion erheben möchten, und an den weit ernster zu nehmenden patriotischen Idealismus, der das Nationale selbst mit religiöser Würde umkleiden möchte. Der Genius des deutschen Volkes, wie er jetzt so herrlich sich offenbart, das ideale Deutschtum soll die Gottheit sein, zu der künftig die deutschen Stämme beten, in deren Verehrung alle Volksgenossen sich zusammenfinden. Nimmt man dazu auf der anderen Seite den Tiefstand des Nationalbewußtseins, wie er in weiten sozialdemokratischen Kreisen zu finden war, so leuchtet ein, welch eine außerordentlich wichtige Volksmission die Kirche zu erfüllen hat, indem sie die Grundsätze der evangelischen Ethik auf dies Gebiet anwendet, — die ebenso sehr Wert und Würde des Vaterlandes zu Ehren bringen, wie sie seiner Vergöttlichung sich entgegenstellen. Das gesunde evangelische Verständnis des Vaterlandes, wie es die Reformation zur Geltung gebracht, und wie es in Luther, dem deutschen Patrioten, urbildlich sich verkörpert hat, ist das beste Gegengift sowohl gegen die unklaren und undeutschen Internationalitätsideen wie gegen den hyperdeutschen nationalistischen Überschwang. Die evangelische Kirche besitzt von ihrem Heros eponymos noch ein wertvolles vaterländisches Erbe, das es eben jetzt für unser Volk fruchtbar zu machen gilt.

So bedeutet die deutsche Orientierung für die Kirche eine ernste Selbstbesinnung auf ihre Herkunft und Geschichte. Wie das deutsche Volk jetzt mit

äußerstem Zwang darauf hingewiesen wird, daß es nicht von außen her durch Aufgeschlossenheit für fremdländische Einflüsse zu sich selbst kommen kann, sondern aus den Tiefen seines eigenen Wesens heraus die sichere Linie seiner künftigen Entwicklung finden muß, so gilt das gleiche auch für die deutsch-evangelische Kirche. Sie ist entsprungen aus der Tiefe des deutschen Gewissens und Gemüts, die einst das große religiöse Befreiungswerk zustande gebracht haben; eben dort liegt noch heute die unversiegliche Quelle ihrer Kraft. Die oben geschilderten Notstände haben dahin geführt, daß man auch in der Kirche in steigendem Maße Einflüssen von außen her sich öffnete und es mit fremden Methoden der Frömmigkeit versuchte. Namentlich das englische Christentum hatte weitreichende Bedeutung gewonnen. Es muß gesagt werden, daß die Engländerei kaum auf einem anderen Gebiete so tief eingedrungen war, wie auf dem religiösen. Das Ideal der Frömmigkeit, das den englischen Sekten, vor allem den Methodisten vorschwebt, die von ihnen angewandte Methode der Frömmigkeit gewann auch in Deutschland viele Anhänger. England galt als das gelobte Land lebendigen und entschiedenen Christentums, ungebrochener kirchlicher Sitte, großzügiger kirchlicher Arbeitsweise. Es waren weniger die offiziellen Kirchen, als die freien Vereinigungen der Gemeinschaften, in denen der englische Einfluß sich bemerkbar machte. Sieht man die in diesen Kreisen verbreiteten Liedersammlungen an, so erkennt man, wie sehr das englische geistliche Lied samt den englischen Melodien auf Kosten des deutsch-evangelischen Chorals sich eingebürgert hat. In den christlichen Jungmännervereinen hat der englische Geist eine weitere wichtige Einflußsphäre gewonnen. Bemerkenswert ist, daß nach anfänglicher Zurückhaltung auch die Theologen in wachsendem Maße auf diese englische Invasion eingegangen sind, und daß manche Theologen liberaler Richtung dazu besonders bereit waren; man versprach sich viel von den fremden Vorbildern und erwärmte sich für die deutsch-englische Verständigung.

Der Krieg hat auch hier mit rauher Hand die angesponnenen Fäden zerrissen. Nun wäre es ja töricht, wollte man aus der gegenwärtigen Lage heraus sich auf das Urteil festlegen, das ganze englische Christentum sei nichts als täuschender Firnis und die von dorther empfangenen Anregungen seien so bald und so gründlich wie möglich auszumerzen. Wiewohl wir der Meinung sind, daß allerdings das englische Christentum, als es gegen das Nationalbewußtsein des eigenen Volkes seine ernsteste Probe zu bestehen hatte, im großen und ganzen versagt hat, sollen wir doch die deutsche Vorurteilslosigkeit auch hier beweisen, und es bleibt dabei, daß wie in allen Kulturfragen, so auch in der religiösen, die Völker zu gegenseitiger Anreizung und Befruchtung berufen sind. Wie vieles ist im Laufe einer vielhundertjährigen Geschichte von wertvollen religiösen Anregungen zwischen England und uns herüber und hinüber gegangen. Wir hoffen doch, daß dieser Austausch noch einmal wieder aufgenommen werden wird, so gewiß die Kulturgemeinschaft der Nationen und die Glaubensgemeinschaft der christlichen Völker kein leerer Wahn ist. Aber freilich, — und das

ist wohl nötiger zu sagen — unsere deutsche Art wird nur dann von solcher Berührung Gewinn haben, wenn die fremde Art die eigene nicht aus der Richtung bringt, sich selbst entfremdet, sondern sie vielmehr anregt, entbindet, wenn das Fremde ins Eigene aufgenommen und umgewandelt wird. Das ist keineswegs immer der Fall gewesen. Die tiefen Unterschiede zwischen deutscher und englischer Frömmigkeit sind übersehen worden, das eigene, oft viel bessere Gut ward vernachlässigt. Wir bedürfen zunächst durchaus einer Befreiung von der Engländerei auf religiösem Gebiet und sollten allen Fleiß daransetzen, die eigene Geschichte und den vielgestaltigen Reichtum der deutschen Stämme für uns nutzbar zu machen. Die deutsche Gemütstiefe dünkt uns religiös wertvoller als englische Treiberei, die deutsche Bindung im eigenen Gewissen höherstehend als englische Gesetzlichkeit. Das deutsche Kirchenlied, das alte und neue, ist den englischen Reichsliedern weit überlegen, und wenn das englische Christentum im Punkt der Organisation das deutsche übertraf, so hoffen wir noch, daß der deutsche Geist, der auf anderen Gebieten eine so wunderbare Organisationskraft gezeigt hat, dies auch auf dem kirchlichen beweisen wird. Wir müssen vor der Hand aus uns selber leben, als Volk und als Kirche, und ohne Frage ist es heilsam für uns, daß wir einfach dazu genötigt sind, damit wir in allen Beziehungen zuerst wir selbst werden.

Das Programm der Volkskirche bedeutet aber vor allem, daß die Kirche sich für das Volk nicht nur nach seiner nationalen Bestimmtheit, sondern auch nach seinem ganzen gegenwärtigen Zustande als Volk, in geistiger, sozialer, ökonomischer Hinsicht einzurichten habe. Ihre Arbeit muß volks- und zeitgemäß werden.

Natürlich soll das nicht heißen, daß die Kirche sich zu einer gefügigen Dienerin der jeweiligen Zeitströmungen hergeben sollte. Sie hat ewige Dinge zu verwalten, die allem „Zeitlichen" gegenüber als Güter höherer Ordnung von eigenem Werte erscheinen, sie kann als christliche Kirche von dem Anspruch nicht lassen, auf göttlicher Offenbarung zu ruhen, der eine spezifische Dignität eignet. Eine Einschätzung lediglich als menschlicher Kulturfaktor kann ihrem eigenen Bewußtsein nicht genügen. Weit entfernt aber, dadurch unzeitgemäß zu werden, wird die Kirche gerade mit diesem Bewußtsein für ihren Volksberuf tüchtig. Hätte sie nichts anderes zu bieten, als was die Volksgenossen auch sonst, und vielleicht besser, an anderen Orten und von anderen Autoritäten zu hören bekommen, so müßte ihre Notwendigkeit zweifelhaft werden. Die Beobachtung ist durchaus zutreffend, daß das, was die Menschen gerade jetzt in die Kirchen zieht, das Gefühl ist, hier etwas anderes zu empfangen, als wovon sie sonst überall hören. Es ist deshalb wohl zu verstehen, daß kirchlicherseits wiederholt und nachdrücklich an diesen Ewigkeitsberuf der Kirche erinnert und die Treue gegen ihn ihren Dienern eingeschärft ist.

Doch ist dies immer nur die eine Seite der Betrachtung. Im Dienst der Kirche ist das ewigkeit- und zeitgemäß aufs engste verbunden. Ihr ist

Ewiges vertraut, aber für ein Volk, das in der Zeit lebt. Wie die einseitige Pflege des Zeitgemäßen auf Kosten der jenseitigen Zwecke für die Kirche die Gefahr der Verweltlichung und Verflachung mit sich führt, so besteht im umgekehrten Fall die Gefahr für sie, in sich selbst zu erstarren, den inneren Zusammenhang mit Welt und Leben zu verlieren. Die Geschichte der evangelischen Kirche zeigt, wie manchmal sie diesem Schicksal verfallen ist. Es ist eine Tatsache, daß trotz der „weltlichen" Tendenzen, die in der Reformation hervorbrachen, gerade der lutherischen Kirche eine gewisse weltferne, weltfremde Neigung immer nahe lag. Vollends in den Zeiten, die da kommen, wäre solche Haltung verhängnisvoll. Der Krieg hat die evangelische Kirche stärker als zuvor in die Zeit mit ihren großen Nöten und neuen Aufgaben hineingezogen. Es sind tatsächlich in vieler Hinsicht Ansätze zu einer innigeren Verbindung zwischen Volk und Kirche gemacht, das Vertrauensverhältnis zwischen beiden ist gestärkt worden. Wenn die Kirche nach dem Kriege diese Richtung nicht mit allem Ernst pflegt, wird sie die Gemeinschaft mit dem Volk in noch höherem Maß als zuvor verlieren. Versäumnisse in solchen Zeiten besonderer Gelegenheiten rächen sich doppelt schwer. Die Kirche wird jetzt entweder ihren Volksberuf mit ganzer Entschiedenheit angreifen oder sie wird überhaupt auf ihn verzichten müssen, und dann wird der Verkalkungs- und Absterbeprozeß unaufhaltsam weitergehen. Die Kirche wird zur Sekte oder Konventikel werden; sie mag in dieser Form auch noch Segen stiften in ihren Kreisen, aber eine evangelische Volkskirche werden wir dann gehabt haben.

Es ist deshalb doch sehr darüber zu wachen, daß die Stimmen, die die Kirche zu sich selbst rufen, nicht die auf Zeit und Volk gewandte Richtung durchkreuzen. Es ist schwerlich wohlgetan, dem dahin zielenden Eifer alsbald mit allzustrengen prinzipiellen Bedenken entgegenzutreten, als sei die Kirche mit der Rolle, die sie in der Kriegszeit übernommen, schon halbwegs aus der Rolle gefallen, und es müßte schleunigst zum Rückzug geblasen werden. Kirchliche Prinzipien sind gut, aber man soll sie nicht — eine häufige Theologentugend — gebrauchen, um notwendige Entwicklungen von vornherein abzudämmen, sie um möglicher Verirrungen willen von Anfang an zu verdächtigen. Freuen wir uns rückhaltlos, wenn die evangelische Kirche in dieser großen Zeit unserem Volke mehr als sonst hat sein dürfen, und anstatt allzuängstlich über etwaige Entgleisungen uns zu erregen, sei das Nachsinnen darauf gerichtet, wie dem guten Anfang ein besserer Fortgang folgen möge. Ohne diesen wird jener zuletzt doch eine unwirksame Episode bleiben.

Das Programm der Zeitgemäßheit und Volkstümlichkeit gilt für die Kirche, sofern sie mit Hilfe ihrer Wissenschaft, der Theologie, im Kampf der Weltanschauungen die Position des christlichen Glaubens zu vertreten hat. Es ist nicht genug, daß sie ihren Glauben in ihren Kreisen ausspricht und ihn dort als feststehende Wahrheit behandelt, sie hat auch die öffentliche Aufgabe, die christliche Weltanschauung vor dem Forum des Zeitgeistes und in steter Aus-

einandersetzung mit seinen Einwendungen zu erweisen. Sie darf den Gang in die Arena der Zeit nicht scheuen, um zu denen zu kommen, die nicht zu ihr kommen. Diese Aufgabe war in der Zeit des vorherrschenden Monismus nicht leicht, weil der gemeinsame Boden der Verständigung immer mehr dahinschwand. Hat die Kirche auch unter diesen Verhältnissen ernstlich darum sich gemüht, so wird sie das freudiger tun, wenn eine veränderte geistige Atmosphäre günstige Bedingungen schafft. Erleben wir eine neue idealistisch gerichtete Epoche, so wird für die künftige Stellung der Kirche im Geistesleben unseres Volkes sehr viel darauf ankommen, daß sie zu diesem Idealismus das rechte Verhältnis gewinnt. Soll sie ihm gegenüber, im Bewußtsein ihrer anderen Art und Aufgabe, den Unterschied betonen und auf möglichste Scheidung bedacht sein? Das wäre schwerlich ersprießlich für beide Teile. Gewiß darf die Kirche ihre spezifische Gabe, die kein Idealismus ersetzen kann, nicht verleugnen, aber die nächste Aufgabe wird sein, das Verwandte zu erkennen und Bundesgenossenschaft anzustreben für gemeinsame Ziele und gegen gemeinsame Feinde. Wie stark ist doch der deutsche Idealismus von jeher von christlichen, von evangelischen Ideen durchtränkt gewesen! Die Kirche wird ihre volkserzieherische religiöse Aufgabe weder in reinem Gegensatz zu ihm erfüllen können, noch in völliger Gleichstellung mit ihm, sondern nur so, daß sie unter Wahrung ihrer Selbständigkeit ein Verhältnis gegenseitigen Verstehens und Zusammengehens anstrebt.

Die Aufgabe der Kirche, Helfer- und Führerdienste in den Weltanschauungsfragen zu leisten, gilt nicht nur im Blick auf die gebildeten Schichten, sondern auch, und erst recht, für die breiten Massen. Sie war hier aufs äußerste erschwert durch den geistigen Zwang, der von Partei wegen zuungunsten von Kirche und Christentum ausgeübt wurde. Wie das wichtigste innerpolitische Ereignis, das uns die Kriegszeit gebracht hat, die veränderte Haltung der Sozialdemokratie in nationaler Hinsicht ist, so würde es für das Geistesleben unseres Volkes die bedeutsamste Wendung sein, wenn jener Bann gebrochen und wieder eine größere Annäherung an das überkommene religiöse Erbe unseres Volkes erreicht würde. Daß solche Wendung, wesentlich unter den Wirkungen des Krieges, sich allmählich vollziehen wird, ist keine unbegründete Hoffnung. Es hat auch hierin schon ein Umlernen angefangen. Für die Stellung, die die Kirche künftig im Bewußtsein der Arbeiterbevölkerung gewinnen wird, wird viel davon abhängen, wie sie diesem Prozeß begegnet. Sie wird dafür viel Takt und Weisheit nötig haben. Sie wird Geduld beweisen müssen, die warten kann, die Vergangenes nicht aufrührt, — Nachsicht und Vorsicht; sie wird sich vor einem nachlaufenden, aufdrängenden Gebahren ebenso zu hüten haben, wie vor einer Zurückhaltung und Unbeweglichkeit, die von dem theologischen Kleide nicht loskommt und der Wirklichkeit des Lebens nicht gewachsen ist. Die Hauptsache ist, daß die Kirche geradedurch und mit ganzer Hingabe positive Arbeit tut, ihre Arbeit, die religiöse, auf allen Wegen, die gangbar

sind. Einen plötzlichen Umschwung darf sie dabei nicht erwarten, aber es wird eine allmähliche Umstimmung eintreten, die höher zu bewerten ist.

Die Kirche wird für die von ihr vertretene Weltanschauung nie die Alleinherrschaft im Volke gewinnen. Es wird unter ihren eigenen Freunden immer verschiedene Wege und Weisen geben, und es wird allezeit um die kirchlich Gesinnten ein breiter Kreis von Fernerstehenden und von Entfremdeten sich legen. Der Streit der Meinungen wird im eigenen Lager weitergehen, und der Streit der Weltanschauungen vor den Toren. Die evangelische Kirche erkennt diese Freiheit grundsätzlich an, sie hat auch keine Verheißung, daß sie je irgendwo die Gesamtheit für sich gewinnen werde. Aber damit ist nicht gesagt, daß nicht die christliche Weltanschauung wieder in höherem Maße gemeinsamer Besitz und allgemeine Grundlage in unserm Volke werden könnte. Es ist nicht zu wünschen, daß es bei dem verwirrenden Durcheinander bleibe, das vor dem Kriege in ungezählten „Ismen" zutage trat, oft genug mit weit Hergeholtem und Minderwertigem sich befreundend, während der überkommene Glaube einer unverdienten Nichtachtung ausgesetzt war. Die Kirche muß dafür eintreten, daß unsere deutsche Geisteskultur sich für ihr innerstes Gebiet, das sittlich-religiöse, wieder ihrer christlichen Herkunft und Bestimmtheit bewußt werde und daß der alle Surrogate übertreffende Wert dieses heimischen Erbes, der vielen Volksgenossen jetzt neu bewußt geworden, auch im öffentlichen Bewußtsein gebührend zur Geltung komme. Ist in der Seele unseres Volkes ein starker christlicher Fonds vorhanden, so sind die Außenseiter nicht weiter gefährlich, die ohne solches Gegengewicht unser deutsches Geistesleben in seinem Kern auflösen können.

Daß der geschilderte Beruf für die Kirche auch eine Aufgabe im eigenen Hause in sich schließt, liegt auf der Hand. Sie muß sich selber über den Glauben klar sein, den sie in den Weltanschauungskämpfen vertreten will. Die evangelische Kirche scheint mit der Fülle und Diskrepanz ihrer theologischen Richtungen dafür in einer weit ungünstigeren Lage zu sein, als die katholische mit ihrer geschlossenen Lehreinheit. Soll sie in abgeschwächtem Maße ein ähnliches Ideal sich setzen? Das hieße um den Preis des eigenen Wesens Unerreichbares erstreben. Die Mannigfaltigkeit der Auffassungen ist wie die Schwäche, auch der Reichtum und die Stärke der evangelischen Seite. Aber die Volkskirche hat für ihren Beruf in dieser Hinsicht Schranken nötig; ohne eine gewisse Einheit und Stetigkeit in der Lehre kann sie ihn nicht erfüllen. Diese wird nicht garantiert durch die kirchenrechtliche Geltung des Bekenntnisses, sondern muß in dem Bewußtsein der Lebenden vorhanden sein. Es ist aber sehr wohl möglich, daß wir nach dem Kriege wie auf andern Gebieten so auch auf dem religiösen eine Zeit vorherrschender Synthese erleben. Wie die Parteien in unserm Volk in der Kriegszeit gemeinsamen Besitzes und gemeinsamer Aufgaben sich bewußt geworden und dadurch einander genähert sind, so mag auch für die kirchlichen Richtungen das Bewußtsein dessen, was ihnen gemein-

sam ist an Gabe und Aufgabe, verbindend wirken, zwar nicht die Kämpfe aufheben, wohl aber die Schärfe mildern, mit der sie geführt werden.

Die Kirche hat die Religion nicht nur theoretisch-wissenschaftlich zu vertreten, sondern sie auch praktisch darzustellen und anzubieten, — das ist ihre wichtigste Aufgabe, die sie vornehmlich in den Gottesdiensten zu erfüllen hat. Hier liegen für sie hohe Zukunftsaufgaben. So gewiß der Gottesdienst das Zentrum kirchlichen Lebens bleibt, gibt es für die evangelische Kirche kein dringenderes Anliegen, als ihren Gliedern einen Gottesdienst zu bieten, der von diesen mit Verständnis und Mitgefühl aufgenommen, nicht als Last, sondern als Lust empfunden wird, — der wirklich populär ist. Oft genug war ja das Gegenteil der Fall. Wer wollte leugnen, daß die evangelischen Gottesdienste für viele, auch befreundet Gesinnte, mit dem Odium der Länge und geradezu der Langeweile, der Unverständlichkeit, Umständlichkeit, Unwirksamkeit behaftet erscheinen. Formeln begegnen hier, Ausdrücke und Anschauungen in Lied und Liturgie, zu denen das Geschlecht von heute nur schwer eine lebendige Beziehung gewinnen kann. Wann wird einmal ein evangelischer Gottesdienst erstehen, der uns dem Ideal näher bringt, nach dem eine tiefe Sehnsucht durch weite Kreise geht: ein Gottesdienst, der ganz im Evangelium lebt und sich doch der Welt nicht verschließt, der den Zusammenhang mit der Vergangenheit bewahrt und doch ganz Gegenwart ist, der die Fernerstehenden anzieht und doch den engsten Kreis der Frommen mit Heimatsgefühlen festhält, der geschmückt ist mit eindringlichen Symbolen, mit den edelsten Gaben der Kunst und doch die religiöse Würde und Schlichtheit nicht verleugnet? Damit wird ein Ideal bezeichnet, an das immer nur eine Annäherung möglich ist. Man wird sich nicht verbergen dürfen, daß bei der gerade auf evangelischem Boden anerkannten Mannigfaltigkeit der religiösen Empfindungen und Bedürfnisse ein Gottesdienst, der allen genug tut, ein fast unmögliches Ding ist. Vollends ist undenkbar, einen Gottesdienst zu schaffen, der sehr Entfremdete nicht notwendig fremdartig berührte. Mit dem allen wird doch nicht aufgehoben, daß das Streben nach größerer Volkstümlichkeit des Gottesdienstes eine dringende Pflicht der Kirche ist, zumal dem Volke gegenüber, das aus dem Kriege mit vermehrtem gottesdienstlichen Verlangen zurückkehrt. Es wäre nicht wohlgetan, wenn die Kirche sich bei der liturgisch-gottesdienstlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte beruhigen wollte. In Wirklichkeit steht es so, daß sie bisher eine originale Gottesdienstordnung aus ihren eigenen Prinzipien heraus noch nicht zustande gebracht hat; sie hat sich eingerichtet mit den Rudimenten früherer Zeiten. Wieviel Brauchbares, gemein Christliches diese bieten mögen, die Idealform evangelischen Gottesdienstes muß noch immer gesucht werden. Der leitende Gesichtspunkt aber wird dabei der der Volkstümlichkeit sein müssen. Nichts widerspricht dem evangelischen Prinzip mehr, als ein Gottesdienst, der wie ein officium abgehandelt wird; es soll ja hier nicht der Priester, sondern die Gemeinde das handelnde Subjekt sein. So muß sie — wenigstens ihre

regeren Glieder — im Gottesdienst sich heimisch fühlen, muß seine Idee erfassen können, muß durch das, was ihr im Gotteshaus begegnet, ihr eigenes religiöses Gefühl, das sie dahin mitbringt, angeregt, erhoben, bereichert finden. Damit sollen die Elemente aus der Vergangenheit nicht ausgeschlossen sein, es soll der Gottesdienst kein „modernes" Gebilde werden, aber der oberste Gesichtspunkt muß der sein, daß er ein Gottesdienst für das heutige Geschlecht ist; es darf also von dem Alten nur das weitergeführt werden, was heute noch lebendig ist und noch erlebt werden kann, und es soll, was die Gegenwart an echtem religiösem Gut bietet, nicht unverwertet bleiben, bloß weil es nicht alt ist.

Auf der Linie der Volkstümlichkeit liegt auch, was hier anmerkungsweise hinzugefügt sei, daß für die Gottesdienste der Naturboden, die Anknüpfung an Stimmungen oder Ereignisse, die die Gemüter beschäftigen, beachtet werde, theologisch ausgedrückt: der „kasuale" Anlaß. Es hat sich gezeigt, daß gerade solche Gottesdienste besonderer Beliebtheit sich erfreuen. Das gilt z. B. von dem „Totensonntag", der nach dem Kriege zu unserem Volke noch eindringlicher als früher reden wird. Es gilt von dem Nationalgedenktag, den unser Volk künftig feiern wird. Die Kirche hat das stärkste Interesse daran, dafür zu sorgen, daß dieser Tag auch und vornehmlich in den Kirchen begangen wird. Es darf damit nicht gehen wie mit dem Sedantage, der nie ein recht gefeierter Nationaltag geworden ist. Wenn diese Feier im Gotteshause vor der geschmückten Ehrentafel der gefallenen Gemeindeglieder in Gegenwart aller Kriegsteilnehmer wirklich feierlich und volkstümlich eingerichtet wird, kann sie viel dazu beitragen, das volkskirchliche Gemeingefühl zu beleben und den religiösen Ertrag des Krieges nicht untergehen zu lassen.

Das wichtigste Stück des evangelischen Gottesdienstes bleibt doch die Predigt. Der evangelischen Kriegspredigt darf, wenn man nach dem literarischen Niederschlag urteilen soll, im ganzen das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie mit Ernst und nicht ohne Erfolg darum gerungen hat, der Größe der Zeit gerecht zu werden. Sie hat zu einem religiösen Durchdenken und Durchleben der Zeit vielen gute Dienste geleistet, und gelegentlich auch außerhalb der Kirchenmauern das rechte Wort gefunden. Entgleisungen, die man beklagt hat, sei es, daß die Predigt ihre eigentliche religiöse Aufgabe vernachlässigte oder umgekehrt das Bedürfnis der Stunde, sind doch Ausnahmen geblieben. Was nun soll man für die Zukunft der Predigt wünschen? Die Ideale gehen auch hier so weit auseinander, wie die religiösen Individualitäten und die Entwicklungsstufen im Christentume. Die Verschiedenartigkeit der Hörer, zumal in den Städten, schafft für die Predigt nie ganz zu überwindende Schwierigkeiten. Unmöglich läßt sich eine allgemein gültige Regel für jeden Prediger und jede Predigt finden. Man wird aber dies als eine Erfahrung der Kriegszeit bezeichnen dürfen, daß die Predigt am besten sich bewährt hat, die bei starkem religiösen Gehalt am entschiedensten auf den Zustand der Hörer eingestellt war. Was wir für die Zukunft brauchen, ist eine wahrhaft volks- und zeitgemäße Art der Verkündigung.

Daß soll nicht heißen, daß die Predigt sich dem Zeitgeiste verschreiben, dagegen ihren eigentümlichen Gehalt zurückstellen sollte. Nichts würde sie sicherer um ihre Kraft bringen. Mannigfache Stimmen aus der Kriegszeit haben es bezeugt von der Heimat wie von der Front, daß Prediger, die etwa über patriotische Betrachtungen nach Art von Zeitungsartikeln nicht hinauskamen, die Hörer keineswegs befriedigten. Die Predigt soll und muß Evangeliumsverkündigung bleiben, wenn sie selbst bleiben soll. Ja, sie muß diese ihre Art immer bewußter herausgestalten, das leitende methodische Prinzip dabei aber muß die Rücksicht auf den Hörer abgeben, nicht die möglichst treue Reproduktion des Textes oder die dogmatische Korrektheit. Unser Volk hat während der Kriegszeit eine unmittelbare praktische Erfahrung von der Bedeutung des Glaubens machen dürfen; die Predigt hat allen Fleiß daranzusetzen, daß diese Erfahrung sich fortsetze und vertiefe. Je weniger die Religion durch Tradition und Sitte gehalten wird, desto wichtiger wird für ihre Behauptung der Erweis ihrer praktischen Unentbehrlichkeit und Brauchbarkeit. Vielleicht ist dazu eine Vereinfachung des überkommenen Systems nötig, ein stärkeres Hervorheben der großen religiösen Haupt- und Urdaten, vielleicht auch besondere Rücksicht auf die Sätze der sogenannten „natürlichen Religion". Ist doch nicht ohne Grund darauf hingewiesen worden, daß die „Kriegsfrömmigkeit" sich im Grunde als eine sehr einfache Größe herausgestellt habe, die mit wenigen entscheidenden Wahrheiten sich einrichtete, daß die religiösen Urgefühle in ihr machtvoll hervorgebrochen seien. Man befürchte nicht gleich eine Verarmung oder Entleerung, wenn die Predigt nach dem Kriege an solches Volkserleben anknüpft. Natürlich kann auf diesem Wege nicht ein Maßstab für die Bestimmung des positiven Inhalts des Christentums gewonnen werden, wohl aber methodische und volkspädagogische Gesichtspunkte für seine Darbietung und Zueignung. Und schließlich wiegt ein Quentchen wirklich erlebter Religion schwerer, als ein Zentner noch so korrekter theologischer Vorstellungen, die in Gedankenferne über den Hörern schweben bleiben. Die Predigt der evangelischen Kirche kann immer noch Emanzipation von der Theologie als fachwissenschaftlicher Disziplin gebrauchen, und zwar, wie ausdrücklich gesagt sei, in allen Lagern. Fürchtet man aber von einer stärkeren Pflege der „natürlichen" religiösen Wahrheiten eine Diskrepanz mit dem Evangelium, so liegt zwar eine solche Gefahr nahe genug, sie ist aber nicht als unvermeidbar zu erachten. Denn es handelt sich um ein solches Verständnis des natürlich Religiösen, das selbst aus dem Evangelium geflossen ist, wie denn z. B. die Befiehl-du-deine-Wege-Religion, die angeblich eine „natürliche" Sache aus dem ersten Artikel sein soll, in Wahrheit mit dem ganzen ersten Artikel ein durchaus christliches Gebilde ist. Und dann darf wohl einmal gefragt werden, ob und wieweit der Typus christlicher Predigt, wie er uns im Neuen Testament begegnet, ohne weiteres normierende Bedeutung habe für den Umfang dessen, was die Predigt in unseren heutigen Verhältnissen zu bieten hat. Es handelte sich damals um Missionspredigt unter Juden

und Heiden, heute um Volkspredigt in einem Volke von uralter christlicher Herkunft. Das sind zwei verschiedene Arten, die bei allem Gemeinsamen doch nicht ganz die gleichen Gesetze haben. Es wird immer so sein, daß in der Missionspredigt das Neue, Unterscheidende im Christentum vorantritt, dagegen das mehr allgemein oder natürlich Religiöse zurücktritt. Es wird schwerlich zu leugnen sein, daß in der Volkspredigt eine gewisse Verschiebung der Schwerpunkte zugunsten des letzteren Gebietes gar nicht zu vermeiden ist.

Das Programm der Volkskirche hat zuletzt auch Bedeutung für die Verfassung der evangelischen Kirche, sowohl im ganzen wie mit Bezug auf die Einzelgemeinde.

Die äußere Verfassung ist von jeher die schwache Seite der evangelischen Landeskirchen gewesen. Auch in diesem Punkt ist eine Neuschöpfung aus den evangelischen Prinzipien heraus nicht gelungen. Nachdem der katholische Verfassungsbau aufgehoben war, ward das Kirchenwesen in den protestantischen Gebieten völlig ein Stück der landesfürstlichen Macht, und bei diesem Notbau ist es im wesentlichen bis heute geblieben. Faktisch ist immer noch die Verwaltung der kirchlichen Dinge eine Domäne des Staats, so gut wie andere Funktionen der Staatsregierung. Daran hat auch die Einführung der synodalen Elemente, die im vorigen Jahrhundert geschehen ist, nichts geändert. Oben ward schon betont, daß während des Krieges die Position der Landes- und Staatskirche gestärkt erscheint, — so ist kaum anzunehmen, daß die auf größere Emanzipation vom Staate gerichteten Bestrebungen nach dem Kriege sonderlich hervortreten werden. Weder die Regierung noch die kirchlichen Kreise werden darnach gestimmt sein. Auch die Vorschläge zur Änderung des überkommenen landeskirchlichen Bekenntnisstandes, die nicht nur von der linken, sondern neuerdings auch von der rechten Seite gemacht sind, erscheinen in diesem Zusammenhang nicht eben aussichtsvoll. Eine Kirche, die als Volkskirche das Volksganze umfassen will, wird zwar notwendig einen größeren Latidunarismus walten lassen, als eine Freikirche, muß aber andererseits auf ihre geschichtliche Herkunft nnd die Behauptung ihrer inneren Einheit den höchsten Wert legen. Allerdings aber ist nicht vorauszusehen, welche Folgen die bevorstehende Änderung des preußischen Landtagswahlrechts für die Stellung des Landtags zu den Kultusbewilligungen nach sich ziehen wird. Möglich, daß von daher doch die Frage nach der Entstaatlichung der Kirche früher und fühlbarer wieder akut werden wird, als sonst zu vermuten wäre.

Der Behörden- und Verwaltungsapparat der evangelischen Kirche genießt im Volksbewußtsein wenig Popularität. Sein Wirken bleibt dem gemeinen Mann im allgemeinen so dunkel wie der Name, den er führt: Konsistorium. Diese Behörde ist von dem behördlichen Bureaukratismus so wenig frei wie irgendeine andere. Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß die Vorzüge solcher Verwaltungsart nicht auch der Kirche zugute gekommen seien, aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß sich die Diskrepanz zwischen dem behördlichen Ge-

schäftsverfahren und den Lebensgesetzen, denen die geistlichen Dinge der Kirche folgen, besonders fühlbar machen muß. Ein Ausgleich kann schließlich nur durch die Persönlichkeiten erreicht werden, die die Leitung handhaben. Der Staat wird sich gegenwärtig halten müssen, daß für diesen Dienst geschäftliche Tüchtigkeit allein nicht genügt, daß er der Kirche, wenn sie von ihm ihre leitenden Männer erhält, nun auch Männer von der höchstmöglichen Sachkunde, d. h. von entschiedenem kirchlich-religiösem Interesse schuldig ist. Fehlt es daran bei den leitenden Stellen, so ist es der evangelischen Kirche von vornherein fast unmöglich gemacht, für die bevorstehenden neuen Aufgaben recht mobil zu werden. In ruhigen Zeiten mag eine lediglich geschäftliche Leitung die Kirche ohne allzu sichtbaren Schaden weiterführen, sie wird aber ganz unzulänglich sich erweisen in kritischen Perioden, wo es auf die Persönlichkeit, hier die religiöse Persönlichkeit ankommt, die allein imstande ist, aus Wesen und Geschichte der Kirche heraus den Weg in Neuland hinein zu erkennen und zu wagen.

In ihren Synoden hat die evangelische Kirche etwas einer Volksvertretung Ähnliches, freilich in einer Form, für die es der Weiterbildung entschieden bedarf. Allerdings wird man sich von dem Gedanken einer deutsch-evangelischen Reichssynode, den manche jetzt in ihr kirchliches Zukunftsprogramm aufgenommen haben, nicht viel versprechen dürfen. Es fehlt dafür, solange die selbständigen Einzelkirchen bestehen bleiben — und die sind, so gut wie die Einzelstaaten, durch den Krieg eher gestärkt als geschwächt worden — die notwendige Voraussetzung: nämlich daß ein solches kirchliches Reichsparlament auch etwas Wirksames zu beschließen und über eigene Mittel zu verfügen habe. Sonst wird nur ein Redeparlament mit papiernen Resolutionen erreicht, das ohne entsprechenden Gewinn den ohnehin schwerfälligen kirchlichen Apparat noch mehr kompliziert. Natürlich ist Gemeinsamkeit der evangelischen Landeskirchen nötig, dafür dürfte aber als Organ der schon vorhandene Ausschuß der Kirchenregierungen genügen.

Dagegen bedürfen die Synoden der Einzelkirchen weiterer Ausgestaltung. Nach der gegenwärtigen Art des Wahlverfahrens und der Zusammensetzung können sie nicht als eine zureichende Vertretung des evangelischen Kirchenvolkes gelten. Die Forderung nach Vermehrung der Laienmitglieder ist oft erhoben worden, ebenso sollte der Frau das kirchliche Wahlrecht nicht länger versagt bleiben. Die Furcht, daß durch ein auf breitere Grundlage gestelltes Wahlverfahren der kirchlich rege Teil der Gemeinden von einer vielleicht schnell zusammengebrachten anders gesinnten Majorität ausgeschaltet und so eine für die kirchlichen Interessen wenig günstige Vertretung herauskommen könne, ist nicht ganz abzuweisen, muß aber durch das Vertrauen überboten werden, das die Kirche ihren Gliedern schuldet; auch behält erfahrungsgemäß zuletzt doch der Teil den Einfluß, der das regste Interesse hat. Und schließlich ist es immer noch das Bessere, wenn um die kirchlichen Wahlen gekämpft wird, als wenn

sie eine Sache bleiben, von der die meisten Gemeindeglieder überhaupt nicht berührt werden. Auch sind sehr wohl Kautelen möglich.

Die äußere Verfassung der Gesamtkirche ist nach evangelischer Auffassung doch das Geringere gegenüber der lebendigen Gestalt der kleinsten Kreise, in denen die Kirche ihr eigentliches Leben lebt, der Gemeinden. Soll die evangelische Kirche zu einer wirklichen Volkskirche werden, wird alles darauf ankommen, daß die Einzelgemeinden Zellen werden, in denen ein Strom des Lebens pulsiert. Das Programm der „lebendigen Gemeinde" hat schon vor dem Kriege viele Köpfe und Kräfte in der evangelischen Kirche beschäftigt, und es ist zu seiner Verwirklichung nicht nur schon viel Gutes gesagt, sondern auch etliches Gute getan worden. Darin muß fortgefahren werden: in fortschreitender Organisation — Verzeihung für das totgequälte Wort, das hier doch nicht ersetzbar ist! — nach dem Maß der vorhandenen Gaben und der sich zeigenden Bedürfnisse, nicht damit nur um jeden Preis etwas geschehe, zu geschehen scheine, sondern damit nicht ungeschehen bleibe, was geschehen kann und muß. Unruhiges Hasten und Tasten, das in einer bunten Fülle aller möglichen Komitees und Vereine sein Genüge findet, ist ebenso vom Übel, wie eine starre Unbeweglichkeit, die jeder Abbiegung von den alten Geleisen widerstrebt. Es wird darauf ankommen, die Gemeinde so zur Geltung zu bringen, daß sie für den einzelnen, der es will, etwas bedeutet, daß er etwas von ihr empfängt, sich mit ihr verbunden und ihr verpflichtet fühlt. Auch hierfür scheinen die Aussichten durch den Krieg günstiger geworden. Es ist eins der erfreulichsten Ergebnisse des Krieges, daß das Band zwischen der Heimatgemeinde und ihren draußen stehenden Gliedern vielfach durch sorgsame Pflege gestärkt, Mißtrauen und Vorurteil abgeschwächt ist. Die Einzelgemeinde hat nach dem Kriege alles daran zu setzen, daß dies angebahnte Vertrauensverhältnis nicht bald wieder zu früherer Gleichgültigkeit herabsinke. . In dem Heimatgefühl, das die Zurückkehrenden mit einzigartiger Stärke durchdringen wird, muß auch die heimatliche Kirche ihren Platz finden und behaupten. Das wird in ländlichen Verhältnissen leichter zu erreichen sein, als in der Großstadt. Die Dorfkirche hat nach dem Kriege eine ganz besonders verheißungsvolle Mission an einem Teil unseres Volkes zu erfüllen, damit sie nicht nur äußerlich, auch innerlich ein Mittelpunkt des dörflichen Lebens werde, ein Quellpunkt der Kraft, des Trostes, des Friedens für ein Geschlecht, das unter fortdauerndem schweren Druck diese geistigen Güter so sehr bedürfen wird wie das tägliche Brot. Aber auch die Kirchen in der Großstadt müssen nach solcher Stellung streben. Hier wie dort wird das nicht ohne angestrengte Arbeit gelingen, die in erster Linie von dem Pfarrerstande zu leisten ist. Es wird die Kirche nach dem Kriege auch durch vermehrte soziale Hilfe und angespannteren Dienst der Liebe die schweren Wunden am Volkskörper zu heilen suchen: aber dies wird doch immer nur eine Nebentätigkeit neben den staatlichen und kommunalen Anstalten sein können. Die künftige Stellung der Kirche in unserem Volk hängt ganz an der Ausrichtung ihres

religiösen Berufes, für den der Pfarrer an erster Stelle haftbar ist. So viel er aus seinem Amte, Pfleger der religiösen Güter zu sein, macht, so viel wird es bedeuten. Nie war die Verantwortung, die dem Pfarrerstand dem Volk gegenüber auferlegt ist, größer, als sie jetzt während des Krieges ist, wo der religiöse Glaube den innersten Teil jener geistigen Rüstung bedeutet, ohne die unser Volk nicht durchhalten wird bis zum guten Ende, nie größer, als sie nach dem Kriege sein wird, wo die sicher einsetzenden schweren Krisen der Volksseele ohne Hilfe der Religion schwerlich zur Gesundung hindurchführen werden. Möge unserem Volke ein Pfarrerstand geschenkt sein, der, von dieser Verantwortung tief durchdrungen, sein bestes einsetzt, ihr zu genügen, in jenem Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht, von dem einer der größten Herolde des Evangeliums geredet hat. Das evangelische Pfarrideal hat sich im Laufe der Zeiten mannigfach gewandelt; anders ward es im Zeitalter der Orthodoxie, anders in dem des Pietismus und der Aufklärung angesehen. Für die Zukunft sehen wir es im Rahmen der Volkskirche sich erfüllen, in dem beide Seiten sich vereinigen: die kirchliche, das Bewußtsein, mit den ewigen Gütern betraut zu sein, und die volksmäßige, die sich mit jenen Gütern dem Volke, dem deutschen Volke, dem ganzen Volke, dem Volke von heute und morgen verpflichtet fühlt.

Die Kirche für das Volk. Nur eine Kirche, die mit dieser Losung Ernst macht, wird das Volk halten und gewinnen. Es darf aber dann daran erinnert sein, daß diese Losung auch eine Umkehrung zuläßt und erfordert: das Volk für die Kirche. Das soll heißen: will unser Volk eine Kirche haben, die nicht auf dem Papier steht, sondern eine lebendige Größe ist, die ihm das leistet, was ein Volk von seiner Kirche erwarten darf, so muß auch das Volk die Kirche wollen. Es ist Mode und Methode, in unserem Volke vielleicht mehr als bei anderen Völkern, für die Mängel einer Einrichtung immer nur diese selbst anzuklagen; es wäre wohlgetan, die Besinnung auch in der Richtung anzustellen, ob nicht in der eigenen Stellung zu ihr eine Ursache jener Mängel liegt. Ist die evangelische Kirche dem deutschen Volke manches schuldig geblieben, so gilt wohl auch das Umgekehrte. Unter welchem Gerichte von Verkennung, Vorurteil, Mißtrauen hat sie gestanden! Wie unverantwortlich groß war die Unkenntnis — der gefährlichste Feind —, der sie im eigenen Volke ausgesetzt war, bei den Gebildeten, die sie immer noch im Banne eines beschränkten Dogmatismus sahen, von dem sie tatsächlich in der Mehrheit ihrer Vertreter frei war, bei den breiten Massen, die politische Zwecke argwöhnten und sich überhaupt den Zugang zu ihren Gütern durch Schlagworte von der billigsten und übelwollendsten Art versperren ließen. Trotz christlicher Kirche und Schule drohten Bibel und Evangelium in dem Volk der Reformation eine Sache zu werden, mit der die Volksseele den Lebenszusammenhang verloren hatte. Darin ist, wie gezeigt, durch den Krieg einigermaßen eine Wandlung eingetreten. Unser Volk hat an dem Evangelium wieder etwas erlebt. Dem

ernsteren Teil des Volkes — der allein in Frage kommt — hat die Not der Zeit zum Bewußtsein gebracht, daß es, ganz allgemein gesagt, ohne Religion nicht geht, weder für den einzelnen noch für ein ganzes Volk. Dann müssen aber diese Eindrücke und Stimmungen, wenn sie nicht wirkungslos bleiben sollen, sich zu dem Entschluß verdichten, zu den religiösen Dingen eine solche Stellung zu gewinnen, wie sie ihrer Bedeutung entspricht. Es darf nicht bei der religiösen Indifferenz bleiben und auch nicht bei der kirchlichen. Denn geringes Nachdenken zeigt, daß Religion und Kirche, bei aller zeitweiligen Spannung, nicht ohne einander sein können, daß die Religion, wie jede große Volksangelegenheit, einer Volksanstalt zu ihrer Pflege und Vertretung bedarf. Alle, die die Religion wollen, sollten aus ihrer oft gleichgültigen, gebrochenen Stellung dieser Anstalt gegenüber herauskommen, sollten aufhören, von subjektiven Geschmacksurteilen aus nur immer Kritik an ihr zu üben und sich ihr zunächst einmal mit ehrlichem und wohlwollendem Interesse zuwenden. Was jede Kunst für sich beanspruchen kann, ein Einfühlen und Einleben, ehe die Kritik sich erhebt, darf auch die Kirche für sich erwarten von denen, die überhaupt das gute Recht ihrer Sache anerkennen. Kritik soll bleiben, aber verständnisvolle Teilnahme am Leben der Kirche ist mehr wert als sie. Unmöglich ist es das richtige, wenn man etwaige minder günstige Eindrücke sogleich mit einem offenen oder stillschweigenden Abbruch der Beziehungen beantwortet. Es ist auch dies als eine Frucht dieser Zeit zu erhoffen, in der die Gebundenheit und Verpflichtung des einzelnen der Gesamtheit und ihren Einrichtungen gegenüber in der eindrücklichsten Weise gelehrt wird, daß der schrankenlose Subjektivismus und Individualismus auf kirchlich-religiösem Gebiete korrigiert werde durch stärkere Gefühle der Achtung und Verpflichtung gegen das die Gesamtheit umfassende Institut der Volkskirche. Mehr kirchliches Bewußtsein im evangelischen Lager! — das heißt noch lange nicht einer kirchlichen Bindung im römischen Sinne das Wort reden.

Die Zukunft der evangelischen Kirche als Volkskirche hängt daran, daß Volk und Kirche sich finden, um sich ernstlicher als bisher gegenseitig zu dienen und dienen zu lassen. Verheißungsvolle Ansätze zu solcher Entwicklung hat die Kriegszeit gebracht; möchte die Folgezeit sie nicht als taube Blüten erscheinen lassen.

Von den guten Eigenſchaften der Flamen

Von Dr. F. S.

Belgien — ja — aber ohne die Belgier", dies Wort taucht in deutſchen Landen häufig da auf, wo die belgiſche Frage erörtert wird. Und es hat ſeine Berechtigung; denn uns Deutſchen, den an Zucht, Ordnung, Recht und Geſetz, an ſtraffe Anſpannung des Willens, an Schulung des Geiſtes und ſtändige Mehrung des Wiſſens und Könnens Gewöhnten — uns erſcheint das heutige Belgien in bezug auf jede einzelne der genannten Forderungen recht erbärmlich. Die Belgier ſind ein ſchlecht regiertes und ſchlecht erzogenes Volk, und wo ſie mit deutſcher Tatkraft und deutſcher Erziehung des Körpers und Geiſtes in Wettbewerb treten, da bleiben ſie ganz allgemein die Unterliegenden.

Es wird in Deutſchland vielfach angenommen, daß die Flamen, als der reiner germaniſche Teil der belgiſchen Bevölkerung, uns näher ſtänden als die Wallonen und dieſen überlegen ſeien. Beſonders die ruhmreiche Vergangenheit der hervorragenden altniederländiſchen Provinzen Flandern und Brabant verführt zu dieſer Annahme. Wollen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſer Ruhm der Vergangenheit angehört, und wollen wir die heutigen Flamen mit ihren großen Vorfahren ebenſowenig verwechſeln, wie etwa im Leben einer alten Familie den mittelmäßigen Stammhalter mit ſeinem bedeutenden Ahnherrn. Die Flamen der Gegenwart taugen in bezug auf die oben genannten Eigenſchaften nichts mehr als ihre walloniſchen Mitbürger. Nachläſſigkeit, Beſtechlichkeit, Schlaffheit, Unbildung ſind in flämiſchen Landesteilen ſo gut zu Hauſe wie in Wallonien. Die Folge iſt, trotz unglaublich günſtiger Lebensbedingungen, in ganz Belgien ein Mindermaß an allgemeiner Kultur gegenüber unſerem rauheren, ungünſtiger gelegenen und von jeher vielbedrohten deutſchen Vaterlande.

Trotzdem darf behauptet werden, daß für uns Deutſche die Flamen der wertvollere Bevölkerungsteil Belgiens ſind. Nicht nur dem Blute nach ſtehen ſie uns näher. Sie beſitzen auch einige Eigenſchaften, von denen der Deutſche lernen dürfte, ohne ſich zu ſchaden.

Die Eigentümlichkeiten des Flamenvolkes können wir am beſten verſtehen, wenn wir ſie mit der Gemütsart der Kinder vergleichen. Die Flamen ſind große Kinder, und wie bei Kindern ſind bei ihnen Unmittelbarkeit und Natürlichkeit im Empfinden und in deſſen Äußerung hervorſtechende Züge des Charakters. Wie ein Kind iſt der Flame imſtande, zwar nicht nachhaltig, aber leicht und von ganzer Seele erregt zu werden. Obwohl in der Sprache dem

Niederdeutschen verwandt, ist er diesem in Sachen des Temperaments keineswegs an die Seite zu stellen. Gegenüber der Verstandeskühle des Norddeutschen, die, ohne im gesunden Herzen das Gefühl zu ertöten, doch dämpfend auf alle Äußerungen des Seelenlebens wirkt, zeigt der Flame Temperament, ist lebhaft in Begrüßung und Abschied, laut und unbändig in Lachen und Scherz, und leicht weint er da, wo er sich unglücklich und hilflos fühlt. Das Gefühl ist allgemein stärker als Wille und Verstand. Der Flame gibt sich in seinen Gefühlsäußerungen heute noch genau so, wie Frans Hals, Jan Steen und mancher tüchtige Maler uns seine Vorfahren schilderten.

So auch im öffentlichen Leben. Der so überaus flamenfeindlichen belgischen Regierung ist es im Jahre 1914 ein leichtes gewesen, mit einigen Schlagworten eine jubelnde Kriegsbegeisterung auch unter den Flamen zu erwecken, deren größter Teil zuvor mehr deutsch als französisch gesinnt gewesen war. Es sind nicht nur wallonische Landesteile gewesen, in denen die flammende Wut gegen den vermeintlichen deutschen Überfall sich zu tödlichem Haß steigerte und jene abscheulichen Grausamkeiten gegen wehrhafte und wehrlose Feinde hervorrief. Auch im flämischen Volksbewußtsein schlummern noch aus Urzeiten Erinnerungen an unaufhörliche Kriege, an die spanische Zwingherrschaft, die vor Massenhinrichtungen nicht zurückschreckte, und an blutige grausame Selbsthilfe des Volkes, und bis heute ist die leichte Entzündbarkeit der politischen Leidenschaften des Flamen geblieben.

Freilich, wie oft bei den Zügellosen, leicht Erregbaren, so ist auch die Leidenschaft des Flamen ohne nachhaltige Wirkung. Zähe Anstrengungen der Aufwallung seines Temperaments folgen zu lassen, ist der Flame nicht der Mann, und harten Notwendigkeiten hält flämische Erregung nicht stand. Sie ist im sechzehnten Jahrhundert gegenüber dem zielbewußten spanischen Herrscherwillen unterlegen, und sie erliegt wiederum an allen Stellen unserem eisernen deutschen Willen, wofern dieser nur eisern bleibt. Es fehlt dem Flamen zur Durchführung des mit ganzer Seele Begonnenen die andauernde Energie.

Sehen wir aber einmal von den ungünstigen Folgen der flämischen Gemütsart in ihrer Betätigung nach außen ab und betrachten sie losgelöst hiervon im Hinblick auf den inneren Glückszustand ihrer Träger, dann erkennen wir mit Staunen, daß unter Umständen äußere, in Tat und Erfolg hervortretende Mängel mindestens aufgewogen werden können durch innere Vorzüge, die sich nicht am alleinseligmachenden Maßstabe der Zweckmäßigkeit, wohl aber an dem des Glücksempfindens bewerten lassen.

Im Gegensatz zum Deutschen kommt der Flame bei der unmittelbaren Ursprünglichkeit seiner Eingebungen nur wenig in Versuchung, nach dem äußeren Eindruck seines Benehmens und Handelns zu fragen. Um den Wert einer solchen Unabhängigkeit im Tun und Lassen abzuschätzen, brauchen wir Deutsche nur an uns selbst zu denken. Denn wir messen der möglichen Beurteilung unseres Handels gemeinhin viel zu viel Wert bei, und aus der ständigen Furcht

vieler Deutschen vor diesem oder jenem Eindruck, den ihr Benehmen machen könnte, erwächst eine innere Gebundenheit, die manche unmittelbare Freude unmöglich und den Menschen ethisch unselbständig macht. Die heuchlerische moralische Entrüstung des feindlichen Auslandes über deutsche Barbarei ist zum großen Teil auf diese deutsche Schwäche berechnet. Auch schädigt ein solches Gebahren das Selbstbewußtsein, und in der Tat ist sich der Flame seines mittelmäßigen Wertes besser bewußt, als der Deutsche seiner zumeist viel größeren Fähigkeiten. Der Flame ordnet sich nicht leicht unter, und sein Blut gerät in Wallung gegen unberechtigte herrische Behandlung; er lehnt sich auf, sei es unter Anwendung von widerspenstiger Untätigkeit, Trotz, Aufbrausen oder Spott, wieder unterschiedlich gerade gegen den braven Mann aus dem deutschen Volke, der sich gegenüber einem gewissen unverschämten, hochmütig befehlenden Betragen allzu leicht zum Gehorsam versteht und dadurch gewiß nicht glücklicher wird. Der Flame steht dem Flamen frei und menschlich unabhängig gegenüber, und diese letztere Tugend verläßt ihn auch nicht im Verkehr mit Fremden.

Die starken Gefühle und ihre hemmungslose Äußerung geben dem Flamen als Bestes die Fähigkeit, mitunter zum Tode betrübt, viel öfter aber ein himmelhoch Jauchzender zu sein. Er kann Glück und Unglück, Schreck und Freude unbegrenzt, unmittelbar, ohne Dämpfung durch die Vernunft erleben. Hierin ist er nicht nur dem Kinde, sondern ebensosehr dem Künstler verwandt. Noch heute ist diese Voraussetzung zur Künstlerschaft Gemeingut des ganzen Flamenvolkes, obwohl doch ihre Entfaltung zur Blüte einer Volkskunst im Rahmen eines Kunstzeitalters bereits weit zurückliegt.

Wie Kinder und Künstler auch unter mißlichen, ja traurigen äußeren Umständen Freude und Schönheit leichter entdecken und genießen als der verständige Alltagsmensch, so ist auch der Flame bald fertig, wenn es heißt, sich mit unabänderlichem Mißgeschick abzufinden und den alten Frohsinn wiederzugewinnen. Seine Unfähigkeit, das Schicksal mit kraftvoller Hand zu gestalten, wird durch die natürliche Anlage eines geradezu unverwüstlichen Frohsinns für ihn subjektiv unschädlich gemacht. Der Fläme ist imstande, in Üppigkeit und derber Schlemmerei sich unmäßig zu vergnügen; aber wer da glaubt, ihn verließe mit den Vorräten auch sein Frohsinn, der irrt. Frierend, in schlechter Kleidung, ohne Kohlen, ohne ausreichende Ernährung hockt in diesen Kriegszeiten das niedere Flamenvolk hier und dort umher; aber es gibt kaum eine Lebenslage, in der diese Menschen nicht einander ihre derben Scherze zuriefen und irgendein Anführer die ganze Gesellschaft zu unbändigem Lachen und Gekreisch bringen könnte. Auch der wohlhabende Flame, dem die augenblickliche Lage in Gestalt von Kontributionen und Beschlagnahmen zahlreiche schwere Lasten auferlegt, trägt dies äußerlich mit Gelassenheit, feiert aber in Zurückgezogenheit auch jetzt noch, unbekümmert um das Weltgeschehen, mit Freunden seine ausgelassenen Feste. Überall nimmt der Flame Belästigungen und Unbequemlichkeiten mit Vorliebe von der heiteren Seite. — Als zum Bei-

spiel in einem Kleinbahnzuge Ostflanderns im Winter bei starker Kälte das Öfchen sehr mangelhaft befeuert war, rief dies nicht etwa allgemeine Verstimmung hervor, sondern nach einiger Zeit des Schweigens begann einer der Fahrgäste unter allerhand billigen Witzen an dem Ofen zu stochern. Seine Tätigkeit und Bemerkungen wurden von allgemeinem Gelächter und Zurufen begleitet. Das Feuer ging nun ganz aus, was allen Mitreisenden lediglich das ungeheuerste Vergnügen bereitete. Als der Mann dann in der Behandlung des Ofens fortfuhr und ihn voll Zigarrenrauch blies, daß alle Ritzen qualmten, schrie der ganze Wagen vor Freude. Auch als dieser Scherz mit wenig Abwandlungen wohl zum siebenten Male wiederholt wurde, war die Freude nicht im geringsten abgeebbt. Nach vielen Haltestellen wurde der Ofen vom Schaffner wieder angezündet, warm wurde es erst an der Endstation. Die Leute hatten die ganze Fahrt im eiskalten Wagen zurückgelegt, doch niemand war betrübt darüber. — Schimpfen über solche Dinge liegt dem Flamen nicht. Man vergleiche nun dieses für die flämische Bevölkerung typische Benehmen mit deutscher Art. Bestimmt ist anzunehmen, daß sich in Deutschland nicht der Witzbold, sondern der Beschwerdeführer um den Ofen gekümmert hätte. Den im großen und ganzen viel abgehärteteren Deutschen hätte wahrscheinlich weniger die Kälte an sich berührt, als die Tatsache, daß hier etwas nicht in Ordnung sei, wovon er von Rechts wegen verlangen kann, daß es in Ordnung ist. Er hätte diesen mißlichen Zustand auch nach der Beschwerde bis zum Ende der Fahrt empfunden und gewiß noch weiterhin nachträglich über „Saukälte" im Eisenbahnzuge geschimpft. Es ist ein Fehler des Deutschen, über derlei Dinge, die sich in Anbetracht der Unvollkommenheit dieser Welt notwendig wiederholen, leicht in Verstimmung zu geraten, was dann leicht zu einer dauernden „Gemütsverfinsterung" führt. Deutlich offenbart sich in dieser Richtung der Vorzug der Flamen in der allgemeinen Stimmung der Arbeiterklasse. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß der deutsche Arbeiter infolge unserer sozialen Schöpfungen bedeutend besser gestellt ist als der Belgier, dem eine soziale Gesetzgebung fast fehlt. Ungezählte gemeinnützige Errungenschaften, die der deutsche Arbeiter längst besitzt, kennt man weder in Flamland noch in Wallonien. Scharfe Unzufriedenheit wäre berechtigt, und doch herrschen unter den Massen der Flamen ein Frohsinn und eine Unbekümmertheit, die man gern unseren immer unzufriedenen deutschen Arbeitern einmal vor Augen halten möchte, um ihnen zu beweisen, daß das Maß des Glückes weniger durch die äußeren Umstände als durch die innere Gemütsverfassung bestimmt wird, für welche der Mensch zu seinem eigenen Gewinn oder Schaden selbst verantwortlich ist.

In nahem und begreiflichem Zusammenhange mit dieser natürlichen Anlage zum Frohsinn steht die Genügsamkeit des Flamen. Bei aller Ausgelassenheit und Üppigkeit seiner Feste pflegt der Flame im Alltagsleben sparsamer zu sein als der Deutsche. Die Ernährung ist recht einfach, und die Art vollends, wie

man in Flamland die bessere Kleidung schont, geht sicher schon zu weit. Es leuchtet ein, daß letztere Gewohnheit bei den Frauen am schärfsten zutage treten muß. Fast zerlumpt erscheinen diese Gestalten in Haus und Garten, auch vormittags auf der Straße, und um so überraschender ist die Wirkung, wenn eine solche, oftmals hübsche, kleine Lumpenkönigin, sich dann in ihren Staat wirft, wenn sie die verwahrloste Haartracht in beste Ordnung bringt. Da staunt man über zierliche Gestalt, Gefälligkeit der Kleidung, über irgendein modernes Hütchen und neues, untadeliges Schuhwerk. Gewiß liegt in solchem Gebahren etwas Unsolides. Es fehlt bei Männern und Frauen an brauchbarer Arbeitskleidung. Zu deren Anschaffung ist man eben zu sparsam und läuft die längere Zeit des Tages in zerlumptem Sonntagsstaat umher, der auch eine fleißige Instandhaltung nicht lohnt.

Ähnliches zeigt sich in den Wohnungen. Man sitzt dauernd in der Küche oder einem anstoßenden, fliesenbelegten Raum. Die manchmal teuer ausgestatteten Wohnräume stehen öde und kalt mit verhängten Fenstern. Eine deutsche Familie in gleicher Vermögenslage bewohnt die Räume, die sie sich ausgestattet hat. Der Deutsche gebraucht und verbraucht, was er besitzt, der Flame aber, der in diesem Zuge dem Wallonen und Franzosen gleicht, spart.

Und seine Genügsamkeit ist erfolgreich, denn die Barvermögen auch der kleinen Leute sind in Belgien recht bedeutend. Wollte man überhaupt beim Flamen aus der Lebensweise nach deutschem Begriff auf das Vermögen schließen, so würde man ganz allgemein fehlgehen.

Die Sparsamkeit wird wirksam unterstützt durch einen eifrigen Gewerbefleiß, der idealen Gütern nicht nachjagt, sich aber in lobenswerter Regsamkeit da betätigt, wo etwas zu verdienen ist. Auch ist dieser Fleiß mit Gutwilligkeit gepaart, die sich bei richtiger Behandlung sogar dem Landesfeinde gegenüber zeigt. Sie tritt als ein schätzenswerter Vorzug zutage, wo es gilt, mit Flamen zu arbeiten, und nur durch eine gewisse bösartige Strenge, die gegenwärtig der Deutsche vielfach glaubt anwenden zu müssen, wird der Flame verstockt und widerwillig. Auch das haben die Flamen mit Kindern gemein. Bei der Behandlung des Flamen ist ganz gewiß der Grundsatz „fortiter in re, suaviter in modo“ wohlangebracht, ein Grundsatz, der bei uns leider etwas an Ansehen eingebüßt hat. Letzteres ist wohl darauf zurückzuführen, daß schon mancher untüchtige Sachwalter deutscher Interessen eine gewisse Faulheit und Feigheit in re mit der edlen suavitas in modo zu bemänteln suchte. Noch lächerlicher und gefährlicher aber erscheint eine andere Gruppe, bei der sich Hochmut mit Charakterlosigkeit, Dummheit oder Ungeschick paart, woraus sich dann meist ein Handeln nach der Umkehrung: fortiter in modo, suaviter in re ergibt, — eine der bösesten Herrscheruntugenden. Sollten wir Deutsche durch die Weltgeschehnisse berufen werden, die Flamen auch im Frieden zu führen und zu beherrschen, so hätten wir uns vor letzterer Untugend am pein-

lichsten zu hüten, könnten aber dann mit Gewißheit die moralische Eroberung der politischen folgen sehen.

Die Notwendigkeit solchen Verfahrens erwächst aus dem starken, flämischen Freiheitsdrang, der teils ein Erbe uralter demokratischer Verfassungen ist, teils — wie oben dargelegt — als Naturanlage aus dem ungestümen Temperament dieses Volkes entspringt. Wir wissen, daß wirkliche Freiheit ein unmöglich Ding ist, und daß wir uns umsonst aus den großen Abhängigkeiten dieses Lebens zu lösen versuchen. Auch für die Flamen bestehen diese Abhängigkeiten, — sogar in verschärfter Form. Der Unterschied zwischen Reich und Arm ist schroff, nicht im geringsten durch soziale Gesetzgebung gemildert, im besten, seltenen Falle durch private Wohltätigkeit. Ja, es besteht infolge der großen Besitzunterschiede und der Bestechlichkeit der Gerichte, die niemals für den Unbemittelten arbeiten, eine Art von Hörigenverhältnis, das um jeden Wohlhabenden eine Klientel von mittellosen Schützlingen versammelt. Aber das ist's nicht, wogegen die Freiheitsliebe des Flamen sich auflehnt. Ihre Ziele sind viel weniger utopisch, als z. B. gemeinhin bei unseren deutschen Sozialdemokraten. Denn der Flame haßt nur die kleinen Abhängigkeiten, die Gitter, Zäune und Warnungstafeln im wahren und im bildlichen Sinne, die stündliche Erinnerung an kleine Unfreiheiten, mit denen der Spielraum des alltäglichen Lebens so sehr beengt werden kann. Und wenn es in dieser Hinsicht eine Kunst gibt, die Menschen so zu behandeln, daß sie sich frei fühlen, so muß sie beim Flamen angewandt werden. Denn mag die geschilderte Abneigung des Flamen gegen kleine Beschränkungen lächerlich und vielfach der Sache nicht dienlich sein, sie besteht, und das keineswegs zum Schaden des gesamten Volkscharakters, und wer Flamen nicht bedrücken, sondern lenken will, so daß sie ihre Kräfte selbsttätig entfalten, muß mit diesem Wesenszug rechnen.

Die Freiheitsliebe des Flamenvolkes hat eine schöne Blüte gezeitigt, das ist die Treue zur Muttersprache, deren Äußerungen in dem ungestümen und erfolgreichen Kampf des Flamentums gegen die gewaltsame offizielle Unterdrückung seiner Sprache als bekannt gelten dürfen.

Aus der besonderen Wirkung der angeborenen kindlichen Natürlichkeit des Flamen auf den freien Gebrauch der Sprache ergibt sich eine weitere, erfreuliche Erscheinung. Fremdwörter dienen dem Flamen, der weitab von jeder Schulmeisterei steht, nicht dazu, Sprachkenntnisse zu zeigen, sondern allein zur Bereicherung seiner eigenen Ausdrucksmittel, unter schleunigster Anpassung dieser Eindringlinge an seinen Sprachschatz. Der Flame übernimmt Fremdwörter nicht so, wie sie in der Fremde gesprochen werden, sondern er spricht sie nach der Lautgebung des Flämischen. Er sagt nicht, wie wir so gerne tun, „Futbolmätsch", sondern „Futbalmatch", wobei zu bemerken ist, daß Fut (foet) und Bal hier flämische und nicht englische Worte sind. Der Flame nennt seine Hafenanlagen nicht Kee, sondern hat den französischen quai längst in den flämischen Kaai umgewandelt. Die barrière ist längst in barreel, das bureau

längst in bureel (sprich Bürreel) umgeschmolzen. Im übrigen nimmt der Fläme Fremdwörter nicht sonderlich leicht auf. Obwohl seinem Ohr das Französische räumlich nahe genug erklingt, kennt er keine Garderobe, sondern den Kappstoel und seine heitere Gemütsart kommt hübsch zum Ausdruck in der paardjemool (Pferdchenmühle), womit er das Karussell bezeichnet. Der Klang dieses Wortes ruft die Bilder lustiger bunter Bauernkirmessen vor das Auge, die Teniers und andere malten. Wollten wir Deutsche hier lernen, wie manche lächerliche Aussprache oder Schreibweise, wie mancher unnütze Fremdling würde aus unserer Sprache verschwinden. Wir leiden an einer gewaltigen Hemmung, das ist die Furcht vordem Schulmeister, die uns wider die Natur des Deutschen sprechen läßt, um nur ja den leisesten Verdacht der Unwissenheit zu meiden. Ist Unnatur nicht viel schlechter als Unwissenheit? Beim Flamen finden wir das richtige Wertungsverhältnis zwischen Naturfinn und Schulwissen.

Dieser Aufsatz sollte von den guten Eigenschaften der Flamen handeln, da die schlechten anderweit sattsam bekanntgeworden sind. Er sei nicht beendigt ohne die Bemerkung, daß, wie überall, so auch beim flämischen Charakter die guten Seiten ursächlich mit seinen besonderen und ganz erheblichen Schwächen zusammenhängen. Auch wurde den Andeutungen dieser Zusammenhänge nicht ausgewichen.

Wir müssen feststellen, daß Belgien ohne die Belgier nicht zu haben ist. Tritt also einmal die schwere Erzieheraufgabe an uns Deutsche heran, die Belgier zu einem Bestandteil des deutschen Volkes zu machen, so haben wir Umschau nach entwicklungsfähigen guten Eigenschaften der Belgier zu halten. Bei den Flamen sind uns diese reichlich gegeben, und ein fester deutscher Wille wird hier sein Ziel erreichen können. Für die Flamen dürfte dies ein Glück bedeuten. Haben wir sie als Kinder bezeichnet, so müssen wir hinzufügen, daß es ungezogene, verwahrloste Kinder sind, die im Deutschen einen durch schwere eigene Schicksale hart gewordenen, ernsten, begabten, älteren Bruder haben. Ihre große Zeit erlebten die Flamen vor einem halben Jahrtausend in Gemeinschaft mit diesem Bruder und unter seinem ständigen Einfluß. Mit dem Schwinden dieser Wechselbeziehungen, mit dem auch noch die Lostrennung der flämischen Lande von den nördlichen niederländischen Provinzen Hand in Hand ging, wurde der flämische Stamm zum abgebundenen und absterbenden Gliede des Germanentums. Wir werden genug fremde Einflüsse zu überwinden haben, die den erneuten Anschluß der Flamen an die natürliche Bluts- und Kulturgemeinschaft bekämpfen. Wir werden demgegenüber zu zeigen haben, daß wir nicht nur stark von Faust, sondern auch stark von Charakter und klug sind. Dann kann es nicht fehlen, daß aus den Flamen wieder das wird, was sie sein können, ein hochbegabter, tätiger, fröhlicher, selbstbewußter Volksstamm. Und wie in allen Fällen auch der Erzieher vom Erzogenen lernt, sollten wir Deutsche uns nicht schämen, von den Lichtseiten des flämischen Volkstums einige kalte Härten und dumpfe Winkel unseres eigenen Wesens mildern und erleuchten zu lassen.

Die Not der unehelichen Kinder

Von Dr. iur. Johann Caſpari

„Das koſtbarſte Gut des deutſchen Volkes iſt das deutſche Kind.“ Die Wahrheit dieſes kürzlich von einem hervorragenden Vertreter der Jugendfürſorge geprägten Wortes dürfte heute wohl niemand mehr bezweifeln. Deutſchlands Zukunft hängt von der heranwachſenden Generation ab, von einer ſtarken, körperlich und ſeeliſch kräftigen Jugend. Zu dieſer zählen in nicht geringem Maße auch die unehelichen Kinder; werden doch jährlich etwa zweihunderttauſend uneheliche Kinder in Deutſchland geboren. Die Reichs- und Staatsbehörden haben denn auch in neuerer Zeit in erhöhtem Maße der Lage dieſer Kinder ihre Aufmerkſamkeit zugewandt. So ging kürzlich durch die Tagespreſſe die Notiz, daß der Bevölkerungsausſchuß des Reichstages ſich in den nächſten Wochen mit der Stellung der unehelichen Kinder befaſſen werde, und in der 60. Sitzung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes am 17. Februar 1917 haben ſich Volksvertreter und Regierung mit der Rechtslage und der ſozialen Stellung der unehelichen Kinder eingehend befaßt. Bei dieſer Gelegenheit hat Herr Miniſterialdirektor Dr. Kirchner ausgeführt, daß nach Anſicht der Regierung beſonders der § 1717 B. G. B. eine Änderung erfahren müſſe, und zwar vorausſichtlich dahin, „daß mehrere Männer, die ſich zum Geſchlechtsverkehr mit der Mutter eines unehelichen Kindes bekennen, ſich in die Koſten der Unterhaltung des Kindes teilen müſſen“.

Die in ihrem Leben und ihrer ganzen Lebensentwicklung bekanntlich ſo ſchwer gefährdeten unehelichen Kinder können von der Regierung und den Volksvertretungen mit Fug und Recht fordern, daß ihnen künftig größere Beachtung in der Geſetzgebung geſchenkt wird; aber auch die Allgemeinheit kann nicht oft genug darauf hingewieſen werden, wie ſchlecht heute die Rechtslage und die Stellung der unehelichen Kinder iſt.

Man kann es kaum für möglich halten, daß 2 Prozent aller unehelichen Kinder im wahrſten Sinne des Wortes bereits rechtlos geboren werden! Das Bürgerliche Geſetzbuch erſtreckt bekanntlich die Empfängniszeit auf den 181. bis 302. Tag vor der Geburt des Kindes mit Einſchluß dieſer beiden Tage. Nach mediziniſchem Gutachten werden nun aber 2 Prozent aller Kinder ſpäter als 302 Tage nach der Empfängnis geboren. Während das Bürgerliche Geſetzbuch für eheliche Kinder in ſolchen Fällen eine Ausdehnung der Empfängniszeit zuläßt, fehlt es im Recht der unehelichen Kinder an einer entſprechenden Be-

stimmung. Diese unglücklichen 2 Prozent unehelicher Kinder sind also jeder Aussicht auf Verfolgung ihres Unterhaltsanspruches gegen den Vater von vornherein — und dies von Gesetzes wegen! — beraubt. Das uneheliche Kind muß also, wenn es gegen seinen Vater dermaleinst Ansprüche erheben will, unbedingt vor dem 302. Tage das Licht der Welt erblicken. Die Natur läßt sich aber leider durch Gesetzesbestimmungen in ihrem Gange nicht beeinflussen.

Der ärgste Übelstand im Rechte der unehelichen Kinder ist jedoch die böse Bestimmung des § 1717 Abs. 1 B. G. B., die sogenannte exceptio plurium, die Einrede des Mehrverkehrs. Hat die Mutter innerhalb der erwähnten Empfängniszeit mehrfach Geschlechtsverkehr gehabt, so hat das Kind einen Unterhaltsanspruch nur gegenüber der Mutter und deren Aszendenz. Die Fürsorge für die unehelichen Kinder erheischt in erster Linie eine genügende Sicherstellung ihres Unterhalts. Wenn diese heute so häufig durch die exceptio plurium vereitelt wird, so wird damit von der mehr oder minder großen geschlechtlichen Enthaltsamkeit und Sittlichkeit der Kindesmutter die Sicherstellung und damit das Leben des Kindes abhängig gemacht. Auch sonst zeitigt der Einwand des Mehrverkehres Ergebnisse, die mit dem Begriff des Rechts schlechthin unvereinbar sind. Nach meiner auf das Material des Vormundschaftsamts der Stadt Berlin, der größten deutschen Berufsvormundschaft, gegründeten Erfahrung gehen mindestens 95 Prozent aller Unterhaltsprozesse, die zur Abweisung gelangen, deswegen verloren, weil das Gesetz die exceptio plurium zuläßt. Bei jedem Alimentenprozesse spielt auch — wie ich dies täglich in der Praxis erlebe — das subjektive Empfinden des Richters eine nicht geringe Rolle. Der eine Richter glaubt der Kindesmutter allein überhaupt nicht; leugnet hier der Beklagte jeden Geschlechtsverkehr mit der Mutter, ohne daß für diesen noch andere Beweise zu erbringen sind, so weist der Richter trotz Bekundung der Mutter das Kind mit seiner Klage ab. Ein anderer Richter ist ein Freund des Indizienbeweises; wird ein anderweitiger Geschlechtsverkehr der Mutter auch nicht erwiesen, so zieht er doch aus allerlei Indizien seine Schlüsse und sieht ihn unter Umständen als erwiesen an. Ein dritter wieder hält die Beklagten, wenn sie den Geschlechtsverkehr mit der Kindesmutter überhaupt bestreiten, für glaubwürdiger als die Mutter und legt ihnen stets den Eid darüber auf, daß sie der Mündelmutter innerhalb der gesetzlichen Empfängniszeit nicht beigewohnt haben. In solchen Fällen bleiben lediglich die Mutter des unehelichen Kindes und ihre Aszendenz unterhaltspflichtig.

Sehr häufig ist die Mutter wegen ihres geringen Einkommens zur Unterhaltsgewährung außerstande, ebenso ihre Eltern, die in dem unehelichen Kinde der Tochter nur allzu häufig den Schandfleck der Familie sehen und ihm daher leider oft ein frühes Ende wünschen. Dann muß die Armenpflege Platz greifen. Die Bemessung einer Armenunterstützung hängt aber meist von zahlreichen und verschiedenen Organen ab, unter denen erfahrungsgemäß gar manche soziales

Empfinden und Verständnis vermissen lassen. Erst kürzlich wurde wieder eine vom Berufsvormund wärmstens empfohlene Mutter von dem Armenvorsteher völlig abgewiesen und wußte sich, da auch die Polizei ihr das Kind nicht abnahm, nicht anders zu helfen, als es auf dem Treppenflur eines Hauses auszusetzen.

Selbst wenn die Einrede des Mehrverkehrs versagt, so genügt oft schon ihr Vorbringen, um den Kindern schwere unersetzliche Nachteile zuzufügen. Wiederholt haben mir in letzter Zeit Prozeßrichter ihr Befremden ausgesprochen, daß neuerdings so zahlreiche Kinder während des Schwebens des Unterhaltsprozesses sterben. Zum mindesten hat die Benennung von Exzeptionszeugen stets eine ungebührlich lange Dauer des Rechtsstreites zur Folge. Die Mehrzahl der Beklagten gehört den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung an. Wird der Prozeß schließlich gewonnen, so sind in der Regel die Unterhaltsbeträge für die abgelaufene Zeit uneintreibbar. Die lange Prozeßdauer führt oft auch dazu, daß die Kinder der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen. Wenn sich die Mütter auch in der Regel noch so sehr mühen, ihre Kinder selbst zu unterhalten, früher oder später kommt doch der Augenblick, wo ihre Kräfte versagen, wo Krankheit, Arbeitslosigkeit oder auch Leichtsinn sie zur Inanspruchnahme der Armenpflege treiben.

Durch geschickte Prozeßführung des Beklagten werden Unterhaltsprozesse nicht selten jahrelang hingezogen. Im Vormundschaftsamt der Stadt Berlin schwebt ein Unterhaltsprozeß I. Instanz schon seit September 1912, ohne daß er jetzt etwa zur Entscheidung reif wäre! Nicht immer lassen sich solche Verschleppungen verhüten!

Die Einrede des Mehrverkehrs hat sich, das muß einmal offen ausgesprochen werden, nachgerade zu einem groben Unfug entwickelt. Es ist nicht angängig, hier auf alle Tricks prozeßgewandter Beklagter oder der trüben Begleiterscheinung der Unterhaltsprozesse, des Winkelkonsulententums, einzugehen. Nur eins will ich hervorheben. Ich habe häufig festgestellt, daß die von den Beklagten vorgebrachten Adressen der Exzeptionisten frei erfunden waren, lediglich zu dem Zwecke, den Prozeß hinzuziehen. In einem Falle aus neuester Zeit mußte der durch einen Winkelkonsulenten vertretene Beklagte, nach Ausschließung des famosen Rechtsberaters seitens des Richters, auf des letzteren Befragen zugeben, daß *er* überhaupt nicht wisse, welche Exzeptionszeugen sein Prozeßvertreter benannt habe!! Die gewonnene Zeit wird häufig dazu benutzt, die Mutter durch fragwürdige Detektive überwachen, ja sogar verführen zu lassen, um sie später als geschlechtlich verrufen und unglaubwürdig hinstellen zu können. Vereinzelt haben sich Mündelmütter schon das Leben genommen, weil sie sich außerstande fühlten, weiter für das Kind zu sorgen und die Qualen eines solchen Prozesses zu ertragen.

Es würde zu weit führen, hier auf alle sonstigen Prozeßtricks der Beklagten, die mit der exceptio plurium im weiteren Zusammenhange stehen, einzugehen. Auf eines aber sei noch nachdrücklichst hingewiesen:

Die Praxis lehrt, daß viele Mädchen, aus Angst später allein für das Kind sorgen zu müssen, in starkem Maße zur Abtreibung neigen, zu der ihnen die Männer fast stets ohne jede Scheu raten. Die Akten des Vormundschaftsamtes sprechen auch hier eine beredte Sprache. Diese Konsequenz des Mehrverkehrseinwandes dürfte für die Frage der Bevölkerungspolitik von nicht hoch genug zu wertender Bedeutung sein.

Nach dem Gesagten könnte die Annahme berechtigt erscheinen, als ob eine Beseitigung des Mehrverkehrseinwandes aus allen Schwierigkeiten herausführen müsse. Dem ist aber nicht so. Gegen die von der Regierung beabsichtigte, oben erwähnte Regelung müssen vielmehr ebenfalls die schwersten Bedenken geltend gemacht werden. Sie seien hier nur kurz angedeutet:

Bei der Haftung aller Männer, die mit einer Mutter in der Empfängniszeit verkehrt haben, kann es statt eines Unterhaltsprozesses leicht deren zahlreiche geben, wenn nämlich die Klage gegen „Vater Nr. 1", „Vater Nr. 2", „Vater Nr. 3" usw. abgewiesen worden ist, oder wenn sich nach der Verurteilung des einen ergibt, daß noch andere der Mutter in der Empfängniszeit beigewohnt haben. Dies würde zugleich eine Steigerung der leider heute schon sehr zahlreichen Mein- oder-Falscheide — teils der Kindesmütter, teils der Erzeuger — zur Folge haben.

Die gesamtschuldnerische Haftung der Erzeuger würde ferner ein dauerndes Prozessieren untereinander als wenig erstrebenswertes Ergebnis mit sich bringen. Praktisch würde es darauf hinauslaufen, daß der Wohlhabendere zahlt, der weniger Leistungsfähige frei ausgeht; die lange Dauer der Prozesse jedoch würde bleiben und das Kind nach wie vor inzwischen unversorgt sein.

Die beabsichtigte Änderung der Gesetzgebung wird aber auch unerwünschte Folgen in sittlicher und sozialer Hinsicht haben. Es ist bekannt, daß höchstens 25 Prozent aller Männer bis zur Ehe keusch bleiben, der größte Teil sucht frühzeitig außerehelichen Geschlechtsverkehr. Muß nun später jeder Mann, der mit einem Mädchen geschlechtlich verkehrt, sich sagen, daß er, auch wenn das Mädchen noch mit anderen Männern geschlechtlich verkehrt, trotzdem für das Kind dieses Mädchens zahlen müsse, so werden die Männer mehr und mehr sich solchen Frauenspersonen zuwenden, bei denen sie eine Befruchtung nicht erwarten, d. h. den öffentlichen oder geheimen Prostituierten. Die Folge dürfte zweifellos eine starke Zunahme der Geschlechtskrankheiten sein.

Aber auch die Unsittlichkeit der Mädchen kann durch dieses System nur gesteigert werden. Während sich bei dem heutigen System noch viele Mädchen vor dem außerehelichen Geschlechtsverkehr hüten, wird diese Hemmung fortfallen, wenn sie wissen, daß alle ihre Beischläfer für das Kind zahlen müssen.

Ferner: Das uneheliche Kind hat heute leider unter der Mißachtung seiner Mitmenschen stark zu leiden. Das gesellschaftliche Vorurteil bleibt ihnen treu

von der Wiege bis zum Grabe. Das Vorurteil der Gesellschaft gegenüber dem unehelichen Kind muß aber noch wachsen, wenn gewissermaßen gesetzlich nicht mehr von dem „Vater", sondern den „Vätern" des unehelichen Kindes gesprochen werden würde.

Zusammenfassend ist also zu sagen: Die heutige Sicherung des Unterhalts des unehelichen Kindes ist verfehlt. Von den in jedem Jahre im Reiche geborenen zweihunderttausend unehelichen Kindern gehen infolgedessen in den ersten Lebensjahren oder später zahllose dem Volksganzen wieder verloren. Auch die beabsichtigte Neuregelung führt zu keiner vollen Sicherung des Unterhaltes und Lebens des unehelichen Kindes.

Als die m. E. beste Lösung des Problems der Fürsorge für uneheliche Kinder erscheint

die Übernahme der primären Fürsorge für alle unehelichen Kinder durch die großen Kommunalverbände (in Preußen die Provinzialverwaltungen), und zwar wie bei der Fürsorgeerziehung unter Zuschuß des Staates von zwei Dritteln aller Kosten. Nicht mehr Armenpflege für das uneheliche Kind, sondern Staatswohlfahrtspflege! Das muß die Losung sein.

Unlöslich damit verbunden ist die gleichzeitige Übernahme der gesetzlichen Berufsvormundschaft (wie z. B. im Königreich Sachsen) für alle unehelichen Kinder durch diese Kommunalverbände, die es damit in der Hand haben, die Kosten in sehr starkem Maße wieder einzuziehen und zwar von dem Erzeuger, der dann unbedenklich wie bisher — am zweckmäßigsten in einem besonders geregelten Verwaltungsverfahren — festgestellt werden könnte oder, wenn dies den maßgebenden Stellen doch vorteilhafter erscheinen sollte, allen Beischläfern, ferner der Mutter und ihren Verwandten aufsteigender Linie, in letzter Linie der Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes.

In Berlin betragen die Verwaltungskosten für einen Mündel etwa 25 Mark jährlich. Was eine zielbewußte Verfolgung der Unterhaltsansprüche für uneheliche Kinder erreicht, zeigt u. a. der Jahresbericht 1916 des Berliner Vormundschaftsamts. Für etwa zehntausend uneheliche Mündel sind im Jahre 1916 über eine Million Mark Unterhaltskosten beigetrieben worden. Das von der Kasse des Vormundschaftsamts verwaltete Mündelvermögen beträgt zurzeit nicht weniger als dreiviertel Millionen Mark. Die Kosten staatlicher Fürsorge werden also nicht so riesengroß sein, und besser wird Geld selten aufgewendet sein als gerade für diesen Zweck.

Der Mängel im Rechte des unehelichen Kindes sind noch zahlreiche. Das Fehlen des Erbrechts nach dem unehelichen Vater, das Zeugnisverweigerungsrecht der Mutter im Prozeß, ihr unbedingtes Sorgerecht, mangelnde Strafbestimmungen (Arbeitshaus!) gegen den sich böswillig seiner Unterhaltspflicht entziehenden Vater usw. dürften noch besonders erwähnenswert sein. Es kann hier nicht auf alle eingegangen werden. Zuerst mögen Staat und Gesellschaft eingedenk werden, daß es die höchste Pflicht der Gemeinschaft ist, die heran-

wachsende Generation zu stärken. Was nützen alle charitativen Bestrebungen, wenn die gesetzliche Grundlage der Sicherstellung des Unterhalts einer ganzen Personenklasse derartig mangelhaft ist. Nur eine Forderung — sie erscheint als das Gebot der Stunde — soll zum Schluß noch erhoben werden: Für die unehelichen Kinder der im Kriege gefallenen Erzeuger muß der Staat eine Rente bewilligen.

Neue Bücher

Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. I. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1917. Geh. 11,50 Mark, in Leinen geb. 14 Mark, in Halbfranz geb. 16 Mark.

Es ist gewiß ein kühnes Wagnis, das stürmisch flutende Geschehen jetzt schon in die Darstellung zu bannen, da wichtiges Material noch unerschlossen ist und vorhandenes sich infolge der obwaltenden Umstände als sehr lückenhaft erweist. Das Bedürfnis, das Weltgeschehen in seinen Zusammenhängen vor dem inneren Auge festzuhalten, macht sich aber gebieterisch geltend, und wir werden daher Stegemann für seinen Entschluß dank wissen. Er hat seine Aufgabe als Künstler erfaßt und als solcher gelöst, denn das lebendige Erlebnis war nicht die seichteste Quelle, aus der er sein Schaffen speiste; kritischer Sinn nebst geschichtlicher und kriegswissenschaftlicher Schulung haben ihn aber davor bewahrt, sich in dem Reiche der Phantasie zu verirren. Der Verfasser gibt im vorliegenden ersten Band des auf 3—4 Bände geplanten Werkes in Abschnitte gegliedert die Vorgeschichte des Krieges, eine Schilderung der militärischen Lage Europas bei seinem Ausbruch, des Feldzuges im Westen, in Ostpreußen, in Galizien und Südpolen bis zum 15. September 1914, ferner als Anhang Urkunden, Belege und Anmerkungen zur Vorgeschichte des Krieges und zur militärischen Lage Europas, schließlich Betrachtungen zur Kriegslage aus dem „Berner Bund" und fünf Karten mit Einzeichnungen von militärischen Sammelräumen und Bewegungen. Eine hervorragende Gabe bildhafter Darstellung, die den Leser, dem ja vielfach schon Gehörtes geboten wird, dennoch in hohe Spannung versetzt, und die schöne, mannhafte Sprache Stegemanns verbürgen seinem Werk bleibenden literarischen Wert, wenn auch seine Ausführungen später im einzelnen berichtigt werden sollten. Das Buch verdient in hohem Maße die Beachtung der Berater und Lehrer unserer reiferen Jugend, die ja durch den vaterländischen Hilfsdienst mitten in den Strom der Zeit gestellt ist. Einzelne Kapitel von besonders packender Wirkung, wie z. B. die Schlacht an der Marne oder bei Tannenberg sollten in der Schule gelesen werden. M. K.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6514.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36,37.

Weltherrſchaft und europäiſches Gleichgewicht

Von Profeſſor Dr. Conrad Bornhak

Mit der Einſeitigkeit, die den Völkern des Altertums eigentümlich iſt, ſchloß deſſen Entwicklung mit einem Volke ab, das nur in dem Gedanken an Recht und Staat lebte und mit einer bis dahin beiſpielloſen politiſchen Befähigung die ganze, damals bekannte Kulturwelt in dem römiſchen Weltreiche zuſammenfaßte. Größeres ſchien nimmer erreichbar. Und chriſtliche Myſtik faßte denn auch im Anſchluſſe an die Weisſagungen des Propheten Daniel das römiſche Reich als die letzte der großen Monarchien auf.

Nichts läßt Roms Größe gewaltiger erſcheinen, als daß das römiſche Reich ſelbſt nach ſeinem Untergange noch fortlebte. Es ſetzte ſich einmal fort in der römiſchen Kirche des Mittelalters, die, geſtützt auf die Überlieferungen des römiſchen Beamtenſtaates ein geiſtliches Reich begründete, das unter den großen Päpſten auch die weltliche Gewalt an ſich zu ziehen ſchien. Aber auch die Germanen, die das römiſche Weltreich zerſtörten, knüpften ſchließlich ihre eigene Staatsgewalt an die ewige Roma an. Das fränkiſche und ſpäter das Deutſche Reich erhoben mit dem Anſpruche, das römiſche Reich fortzuſetzen, auch deſſen Anſpruch auf die Weltherrſchaft. So iſt das Mittelalter beherrſcht von dem Auguſtiniſchen Gedanken des Civitas dei, des Gottesreiches auf Erden unter der oberſten Herrſchaft des Kaiſers, dann des Kaiſers und des Papſtes und dann des Papſtes allein. Die Einheit der Chriſtenheit ſuchte ſich auch in einer einheitlichen ſtaatlichen Gemeinſchaft zu betätigen, die alle Grenzen der Völker und Länder überſchritt.

Dieſe Weltherrſchaftspläne erloſchen in dem weltgeſchichtlichen Kampfe zwiſchen Kaiſertum und Papſttum. Mit dem Untergange der Hohenſtaufen brach die Herrſchaft des Kaiſertums, mit der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche zu Avignon die des Papſttums zuſammen. Statt deſſen zeigt das ausgehende Mittelalter überall die Entſtehung nationaler Staaten, nur Deutſch-

land und Italien, die Grundlagen der bisherigen Weltherrschaftspläne, im tiefsten staatlichen Verfalle. Das alte politische System war tot, das neue noch nicht da oder erst im Entstehen begriffen.

Da erweckte die Heiratspolitik der Habsburger den Gedanken an die Weltherrschaft des mittelalterlichen Kaisertums noch einmal zu neuem Leben. Die Monarchie Karls des Fünften, auf Grund der verschiedensten Rechtstitel zusammengerafft, bildete noch einmal ein Weltreich, erhaben über alle Grenzen der Länder und Völker und in dem neu entdeckten Amerika zum ersten Male über die bisher bekannte Kulturwelt hinausgreifend, in der Tat ein Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Schwerlich hätte diese bunt zusammengewürfelte Masse von Reichen auf die Dauer zusammengehalten werden können. Zwei Umstände haben es aber die Regierungszeit seines Begründers nicht überdauern lassen. Es war einmal der Widerstand der nationalen Staatsbildung, als deren kräftigste und vorgeschrittenste Frankreich die Führung übernahm. Dazu kam die verhängnisvolle Hauspolitik der Habsburger, die Spanien mit seinen Nebenländern von Österreich mit der römisch-deutschen Kaiserkrone trennte.

Doch die Entwicklung des fränkischen zum deutschen Kaisertume schien sich hier wiederholen zu wollen. Das spanische Teilreich der Habsburger nahm die Überlieferungen der Gesamtmonarchie Karls des Fünften auf und damit auch deren Weltherrschaftspläne. Es konnte das um so eher, da Frankreich, in dem einst Karl der Fünfte den stärksten Widerstand gefunden, sich infolge der Religionskriege im tiefsten Verfalle befand, und Philipp der Zweite nicht weit davon entfernt schien, wie schon die portugiesische so auch die französische Krone auf sein Haupt zu setzen. Und diese Gewalt war eine wahre Weltherrschaft. Denn alle Meere und deren Küstenländer, zu denen überhaupt die Europäer kamen, wurden von der spanisch-portugiesischen Flotten- und Kolonialmacht beherrscht. Da nahm an Stelle Frankreichs ein anderer Staat den Widerstand der nationalen Staatsidee gegen die Weltherrschaft auf, England. Mit dem Untergange der spanischen Armada waren der spanischen Weltherrschaft ihre Schranken gezogen.

Doch England war es noch nicht beschieden, die Früchte seines Vorkämpfertums zu ziehen. Es erging ihm im siebzehnten Jahrhundert genau ebenso, wie vorher im sechzehnten Frankreich. Es verfiel in Schwäche und Bürgerkriege. Den Vorteil der englischen Schwäche unter dem unfähigen Königshause der Stuarts benutzte wieder Frankreich. In dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland, der Bürgerkriege in England stieg Frankreich unter seinen großen Staatsmännern Richelieu und Mazarin und unter seinem Könige Ludwig dem Vierzehnten zur beherrschenden Macht des Festlandes und zur ersten Flotten- und Kolonialmacht empor. Es schien, als sei es der Welt beschieden, in raschem Wandel der Dinge die eine Weltherrschaft durch die andere ersetzt zu sehen. Doch wiederum erweckte die entstehende Weltherrschaft auch die nationalen Widerstände in umfassenden Koa-

litionen. Ludwig der Vierzehnte schien am Ziele seines Strebens, als der letzte spanische Habsburger Karl der Zweite in seinem Testamente den Enkel des französischen Königs, Philipp von Anjou, zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt hatte. „Es gibt keine Pyrenäen mehr", jubelte Ludwig der Vierzehnte, Spanien war eine Sekundogenitur der französischen Krone, nicht viel mehr als eine französische Statthalterschaft in dem immer noch gewaltigen Umfange der spanischen Monarchie. Doch gerade diese Vollendung der Weltherrschaft mußte den Widerstand aller anderen, dadurch bedrohten Staaten Europas hervorrufen. So kam es zum spanischen Erbfolgekriege.

Der Hauptbeteiligte auf der anderen Seite schien allerdings Österreich, das selbst Anspruch auf das Erbe der spanischen Monarchie erhob. Doch die Führung übernahm England, vor kurzem durch Wilhelm von Oranien von der Herrschaft der Stuarts und damit von der französischen Vasallenschaft befreit, in dem der Gegensatz der Nationalität zur neuen Weltherrschaft sich am kräftigsten regte. Dagegen, daß durch Berufung der österreichischen Habsburger die Weltherrschaft Karls des Fünften sich erneuerte, schien ausreichend Vorsorge getroffen, indem nicht der Kaiser, sondern sein jüngerer Sohn zur spanischen Thronfolge berufen wurde. Und der mangelnde geographische Zusammenhang der beiderseitigen Besitzungen ließ eine solche Sekundogenitur nicht bloß als österreichische Statthalterschaft erscheinen, abgesehen davon, daß die politische Stellung des Kaisertums viel schwächer war als die Ludwigs des Vierzehnten. Die Thronfolge der österreichischen Habsburger in Spanien war also der beste Riegel gegen die Entstehung einer neuen Weltherrschaft.

Doch als die verbündeten Mächte dem Siege über Ludwig den Vierzehnten schon ganz nahe waren, durchkreuzte das schnelle Hinsterben der österreichischen Habsburger die Pläne. Als Kaiser Joseph der Erste 1711 starb, war der von den Verbündeten erhobene habsburgische König von Spanien Karl auch der Erbe der österreichischen Erblande und damit auch voraussichtlich des Kaisertums. Damit war die Wiedergeburt der Monarchie Karls des Fünften in nächste Nähe gerückt. Das führte den vollständigen Umschwung der englischen Politik herbei. Es war nicht das berühmte Glas Wasser und der Zwist der Königin Anna mit ihrer Hofdame Lady Marlborough, was den Sturz des Wigh-Ministeriums bewirkte, sondern ein Wechsel des Ministeriums und des Parteiregimentes war eine unabwendbare Notwendigkeit geworden, weil die englische Politik andere Bahnen einschlug.

Dieser Wechsel war veranlaßt durch das alte englische Interesse, keine überragende Macht auf dem Festlande aufkommen zu lassen. So kam es 1713 zum Frieden von Utrecht, in dem der neue politische Grundsatz des europäischen Gleichgewichtes zum ersten Male mit Bewußtsein durchgeführt wird. Österreich erhält die europäischen Nebenländer der spanischen Monarchie, die, von den österreichischen Stammlanden geographisch getrennt, für Österreich, das keine Flotte besaß, eher eine Schwächung und größere Verwundbarkeit als eine

Stärkung bedeuteten. Andererseits war Spanien um diese Nebenländer geschwächt. Spanien mit seinen Nebenländern wurde zwar dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten zugesprochen, aber er mußte dafür sich und sein Haus vom Hause Frankreich loslösen und auf jede Thronfolge in Frankreich verzichten. Frankreich endlich, aus tausend Wunden blutend und aufs äußerste geschwächt, trug keinen anderen Gewinn davon, als daß ein Bourbone auf dem spanischen Throne saß. Und dieser Gewinn eines dreizehnjährigen Krieges war höchst zweifelhafter Natur. Denn dieser selbe Bourbone geriet schon mit dem Frankreich Ludwigs des Fünfzehnten in Kriegszustand. Die Pyrenäen, die Ludwig der Vierzehnte verschwunden glaubte, hatten sich als außerordentlich dauerhaft erwiesen. Damit war das neue politische System Europas besiegelt. Der einzige wirkliche Sieger des spanischen Erbfolgekrieges war England. Denn Versuche einer festländischen Weltherrschaft waren für die Zukunft vereitelt. Die Festlandsmächte standen sich künftig, allseitig gewappnet, in wechselseitiger Eifersucht gegenüber. Keiner durfte vor benachbarten Feinden wagen, auf das Meer hinauszugehen. Das Meer und die fremden Weltteile lagen England offen.

Die Herstellung des europäischen Gleichgewichtes war die Voraussetzung für eine neue, viel umfassendere Weltherrschaft, als die es je gegeben, die Englands auf und über dem Meere. Schon war die neue Weltherrschaft in das englische Volksbewußtsein übergegangen. In jener Zeit dichtete James Thomson (1700—1748) sein Lied Rule Britannia, Britannia rule the waves:

„All thine shall be the subject main,
And every shore it circles thine."

Höher konnte sich politischer Ehrgeiz nimmer versteigen.

Es handelte sich nur noch darum, den Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Kriege der feindlichen Festmachtsmächte untereinander boten dazu die beste Gelegenheit. England verband sich bald mit der einen, bald mit der anderen Gruppe, je nachdem sein politischer Vorteil es zu erheischen schien, so im ersten und zweiten Schlesischen Kriege mit Österreich, im Siebenjährigen Kriege mit Preußen, trug aber auch nicht das geringste Bedenken, seine bisherigen Bundesgenossen vertragsbrüchig im Stiche zu lassen, sobald es seine eigenen Zwecke erreicht hatte. Vor allem benützte es die Gelegenheit, seinen europäischen Gegnern überseeische Kolonien abzunehmen und damit sein eigenes Kolonialreich zu erweitern. Namentlich die französische Kolonialmacht, die unter Ludwig dem Vierzehnten zur glänzendsten Blüte gelangt war, wurde endgültig zugrunde gerichtet. Friedrich der Große verhalf im Siebenjährigen Kriege den Engländern zum Erwerbe von Kanada und Indien von Frankreich und wurde dafür von England verlassen, sobald es sich seine neuen Erwerbungen gesichert hatte.

Das System des Utrechter Friedens beherrscht das ganze achtzehnte Jahrhundert. Indem es unter dem Titel des europäischen Gleichgewichtes keine überragende Festlandsmacht aufkommen läßt, gibt es gleichzeitig die Grundlage

der englischen Seeherrschaft. Da hört nach englischer Auffassung das Gleichgewicht auf. Denn es entspreche der Natur des Meeres, nur einen Herren haben zu können. Und dieser eine Herr könne selbstverständlich nach der ganzen Sachlage nur England sein. Andere Mächte bewegen sich auf dem Meere nur kraft der großmütigen und wohlwollenden Duldung Englands, und jeder Versuch einer eigenen Seeherrschaft ist eine frevelhafte Beleidigung englischer Interessen. Im allgemeinen konnten die europäischen Mächte an einen solchen Frevel schon deshalb nicht denken, weil sie genug mit ihren feindlichen Nachbaren auf dem Festlande zu tun hatten.

Da wird gegen den Schluß des Jahrhunderts die englische Selbstgenügsamkeit jäh unterbrochen durch die französische Revolution und das auf ihrer Grundlage erwachsene Napoleonische Kaisertum.

In der Beurteilung Napoleons hat sich während der letzten Jahrzehnte, seit wir England besser kennen gelernt haben, ein bedeutender Wandel vollzogen, nicht erst durch den Krieg, sondern schon vorher. Man vergleiche nur das vernichtende Urteil Treitschkes mit dem gerecht abwägenden von Lenz. Gewiß, Napoleon hat viel gelogen, fast wie ein Engländer, aber deshalb war nicht alles an ihm Lüge. Man ist jetzt geneigt, ihm Glauben zu schenken bei seiner Versicherung, er habe als Frankreichs Herrscher in Frieden leben wollen, sei aber von England durch immer neue Koalitionen von Krieg zu Krieg gehetzt worden. In der Tat, alles spricht dafür, daß seine Politik einzig und allein von dem Gegensatze zu England beherrscht war. Um England zu bekämpfen, mußte er sich selbst das Festland unterwerfen. So wurde er der Welteroberer. Neben die englische Weltmacht auf dem Meere setzte er die seine auf dem Festlande. Auch seine Pläne in fremden Weltteilen, die er teils ausführte, wie in Ägypten, teils in Aussicht nahm, wie über Rußland nach Indien, richteten sich gegen England. Nur den ihm von einem Amerikaner vorgelegten Plan eines Unterseebootes verwarf er als phantastisch. Die Weltmacht konnte mit der Weltmacht nicht in Frieden leben, es blieb nur der Kampf bis zum äußersten. Die festländische Weltmacht erlag schließlich den immer neuen Feinden, die England erweckte. So blieb nur die englische Macht übrig.

Der Wiener Kongreß kehrte zu den ein Jahrhundert früher festgesetzten Grundsätzen des Utrechter Friedens zurück. Das europäische Gleichgewicht war wiederhergestellt. Aus tausend Wunden bluteten die Länder des Festlandes, sie waren militärisch wie wirtschaftlich erschöpft. Edelmütig verhielt sich vor allem England gegen das besiegte Frankreich; es durfte nicht zu viel einbüßen, damit sich nicht auf seine Kosten eine neue überragende Macht auf dem Festlande bildete. Daher wurde namentlich Deutschlands und Preußens Siegespreis beschnitten. Auf lange hinaus war keines festländischen Staates Übermacht mehr zu fürchten. In überlieferter Großmut hatte England so gut wie nichts für sich begehrt. Denn es hatte während der Kriege gegen Napoleon bereits alles, was es brauchte, an sich genommen. Malta wie Helgoland, die

besten französischen und niederländischen Kolonien, so daß für beide Staaten nur einzelne Trümmer übrig blieben. England war auch im wesentlichen die einzige Seemacht, die es noch gab, und beherrschte das Meer fast schrankenlos. Überall konnte sich der englische Kolonialbesitz nach Bedürfnis ausdehnen, ohne auf fremden Wettbewerb zu stoßen. Das nächste halbe Jahrhundert nach dem Wiener Kongresse bedeutet daher die Vollendung des europäischen Gleichgewichtes, aber gleichzeitig die ohne Wettbewerb dastehende Weltherrschaft Englands auf allen Meeren und in allen fremden Weltteilen.

Mit dieser Vorliebe für das europäische Gleichgewicht verband sich im Inneren des europäischen Staatensystems eine besondere Vorliebe für die politische Freiheit, als deren Mutterland die Liberalen aller Länder England betrachteten. Wo eine revolutionäre Bewegung gegen die wiederhergestellte Legitimität aufzüngelte, da hatte England, die konservativste Aristokratie der Welt, seine Hand dabei im Spiele. Denn wenn die Regierungen des Festlandes sich in inneren Kämpfen aufrieben, so war das eine weitere mittelbare Stütze des europäischen Gleichgewichtes.

Der Höhepunkt dieser englischen Weltherrschaft ging mit 1866, noch mehr mit 1870/71 vorüber. Es war wieder eine überragende Festlandsmacht vorhanden. Noch war allerdings das europäische Gleichgewicht nicht aufgehoben, die Alleinherrschaft Englands auf dem Meere nicht bedroht. Aber schon wieder erschien der Schatten der Gefahr, daß eine auf dem Festlande nicht mehr ernstlich von ihren Gegnern bedrohte Macht sich auf das Weltmeer wagte, das doch von der Vorsehung allein für England vorbehalten war.

Der Entwicklung des politischen Gleichgewichtes entsprach die Ausbildung des Völkerrechtes im 19. Jahrhundert. Wechselseitig hatten die Festlandsmächte während der Napoleonischen Kriege die feindlichen Hauptstädte besetzt, zum Teil mehrmals. Der Besiegte von gestern war der Sieger von heute gewesen. Da brach sich ganz von selbst der Gedanke Bahn: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Das Landkriegsrecht wurde zu einer höheren Stufe der Entwicklung erhoben. Als Feind erschien nur noch die bewaffnete Macht des Gegners, die bürgerliche Bevölkerung sollte durch den Krieg nicht mehr in Mitleidenschaft gezogen werden, als es die kriegerischen Ereignisse unbedingt mit sich brachten. Diese menschliche Art des Landkriegsrechtes war die notwendige Folge des europäischen Gleichgewichtes.

Das Seekriegsrecht machte diese Entwicklung des Landkriegsrechtes nicht mit, sondern blieb auf einer älteren Stufe der Entwicklung stehen. Denn England wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, bei einem Seekriege seinen Gegner nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich zu vernichten. Daß das Seekriegsrecht auf der tieferen Rechtsstufe stehen blieb und namentlich die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege nicht anerkennen wollte, war der beste Beweis der Tatsache, daß es zur See noch kein Gleich-

gewicht der Mächte gab. Erst mit der Ausdehnung des von England so oft verfochtenen europäischen Gleichgewichtes auf das Weltmeer konnte man auch ein der Weltkultur entsprechendes Seekriegsrecht erhoffen. Doch wo Englands Weltherrschaft in Frage kam, hörte eben das europäische Gleichgewicht auf.

Wie man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das europäische Gleichgewicht zu stützen versucht hatte durch Englands Vorliebe für die politische Freiheit anderer Länder, während in derselben Zeit Irland verödete, so kam in neuester Zeit noch eine weitere politische Sympathie Englands hinzu, die für die kleinen Völker. Das galt freilich nicht für den Fall, daß sie England unterworfen waren, wie Iren, Buren und Ägypter. Denn dann genossen sie schon in der englischen Freiheit das höchste politische Glück. Auch wenn sich ein kleines Volk einmal erlaubte, wider den englischen Stachel zu löcken, erging es ihm schlecht. Um so größer waren die Sympathien für kleine Völker, die angeblich unter fremder Willkür seufzten. Bis über die Mitte des Jahrhunderts waren es die Polen, die sich neben der französischen besonders der englischen Freundschaft zu erfreuen hatten. Als dann die Beziehungen Englands zu der Türkei sich gewandelt hatten und bei der englischen Staatsleitung der Gedanke entstand, die mohammedanischen Untertanen Englands durch ein unter unmittelbarem englischen Einflusse stehendes arabisches Kalifat zu beherrschen, erwachte das Mitleid mit den kleinen Balkanvölkern und das Entsetzen beleidigter Menschlichkeit über die türkischen Grausamkeiten. Namentlich Gladstone konnte sich hier in Empörung nicht genug tun. Später waren es die Armenier und die armen Finnländer. Letztere kamen allerdings ganz plötzlich aus der Mode, als das englisch-russische Bündnis sich anknüpfte. Gleiche Schwärmereien haben sich auch in Deutschland gefunden, so für die Bulgaren des Battenbergers und die Buren. Hier waren es ehrliche Begeisterungsausbrüche einer politisch unerzogenen öffentlichen Meinung, die die Politik mit dem Herzen statt mit dem Verstande trieb. Auf die auswärtige Politik Deutschlands haben solche Regungen nie Einfluß gewonnen — man kann in diesem Fall vielleicht sagen: Leider. In England gehört das zum eisernen Bestande der Regierungspolitik. Und nun vollends beim deutschen Einmarsche in Belgien wurde der Schutz der kleinen Völker zum äußeren Anlasse der Kriegserklärung, obgleich es gar kein belgisches Volk gab, sondern nur ein wallonisches und ein von den Wallonen vergewaltigtes flämisches. Nur der Einmarsch der Engländer und ihrer Verbündeten im neutralen Griechenland geschah im Namen der Völkerbefreiung und war mit dem belgischen Falle nicht zu vergleichen.

Der Einschlag der kleinen Völker im System des Gleichgewichtes der europäischen Mächte als ein besonders schutzbedürftiges englisches Interesse wird verständlich. Denn die Ohnmacht des Festlandes gegenüber der englischen Weltherrschaft wird in noch weit höherem Maße besiegelt, wenn sich noch eine Menge von Mittel- und Kleinstaaten mit einer gewissen militärischen Wider-

ſtandskraft, aber doch auf den Rückhalt Englands angewieſen, zwiſchen die europäiſchen Großmächte legen. Es iſt die Befolgung des altbewährten Grundſatzes des Divide et impera, nur mit dem heuchleriſchen Gewande engliſcher Selbſtloſigkeit umzogen.

Das europäiſche Gleichgewicht im alten Sinne, wie es zuletzt vor hundert Jahren der Wiener Kongreß feſtgeſtellt hatte, iſt tot. Frankreich und Italien werden nur noch als Mächte zweiten Ranges in Betracht kommen. Was aus der ruſſiſchen Anarchie ſich für ſtaatliche Bildungen entwickeln werden, weiß noch kein Menſch. Aber an die Stelle des zerbrochenen Gleichgewichtes wird vorausſichtlich keine neue europäiſche Weltherrſchaft treten.

Die politiſche Entwicklung hat nur eine breitere Grundlage gewonnen und iſt vom europäiſchen Boden auf die geſamte Erdoberfläche verlegt. An die Stelle der europäiſchen Großmächte treten die Weltmächte in drei Erdteilen. Innerhalb dieſes neuen Syſtems der politiſchen Kräfte iſt für eine engliſche Weltherrſchaft kein Raum mehr. Jetzt erſt entſteht das wirkliche Gleichgewicht, dem ſich auch England einordnen muß. Dieſe Einordnung erfordert die Freiheit der Meere für alle Völker. Mit dem Gleichgewicht der Weltmächte iſt die Zeit des Rule Britannia vorüber. Ein überwundener Standpunkt politiſcher Entwicklung wird es dann erſcheinen, daß einſt das Meer einen einzigen Herren haben konnte. Auf dieſer Grundlage kann dann auch erſt ein neues wahres Völkerrecht erwachſen. So war das Jahr 1914 epochemachend in der weltgeſchichtlichen Entwicklung.

Das deutſche Element im Polniſchen

Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Friedrich Oetker

(Schluß.)

IX.

Mit den Tier- und Pflanzennamen, den Bezeichnungen für Haus und Boden wurde das Gebiet der Landwirtſchaft bereits berührt. In ihren beiden Hauptſtücken, dem uralten Ackergerät und der Hand, die es führt, im pług und im gbur, trägt ſie deutſches Gepräge.

Deutſch benannt ſind die Anſiedelung und ihre Grenze: osiedlenie und granica (osiedlić się = ſich anſiedeln, ograniczyć umgrenzen).

Chata und folwark, folwarcznik und hubiarz (Hüfner), hurt und kub ſind deutſcher Herkunft.

Wenn der Pole das Pflanzen, den Anbau alles deſſen, was der Boden tragen kann, flancowanie nennt, ſo dürfen wir darin eine Erinnerung ſehen an das Beiſpiel und die Lehren, die deutſche Pflanzer, Anſiedler ihm gegeben haben. Ganz deutſch iſt der Winzer, winiarz; von polniſchem Weine hat man nie gehört.

Im Walde brennt der Kohlenmeiler — mielerz; der deutſche Forſtwirt freilich will von dieſem Betriebszweige nicht viel mehr wiſſen, ſo daß für uns „Köhler“ nahebei ganz Familienname geworden iſt.

Dem Lande und der Stadt gemeinſam iſt die Mühle, młyn, in allen ihren Formen von der primitivſten bis zum maſchinellen Großbetrieb.

X.

In Recht und Wirtſchaft, ſtaatlicher Ordnung und ſozialer Gliederung zeigt das Polniſche ſtarke deutſchſprachliche Einſchläge, ſicher oft ſachlicher Beeinfluſſung durch unſere Bildungen entſprechend.

Um mit der rechtsfeindlichen Tat zu beginnen, der „Mord“ heißt ſo auch auf polniſch und findet in ſeiner Urbedeutung als das heimliche, im Finſtern ſchleichende Beginnen ſein Gegenſtück in der offenen gwałt, der gwałtowność Gewalttätigkeit. Ableitungen einerſeits mordować, zamordować, morderca = Mörder, zamordowanie Ermordung, morderstwo Mordtat, morderczy mörderiſch, andererſeits zgwałcić, zgwałcenie vergewaltigen, Vergewaltigung.

Rabować und rabuś finden in rauben und Räuber das Seitenſtück.

Das falsum in deutschem Gewande kommt in fałszować fälschen, verfälschen, fałzerz Fälscher (fałszerz wekslow, Wechselfälscher usw.), fałczowanie (Fälschung), fałszowany (verfälscht, niefałczowany unverfälscht) zum Ausdruck.

Auf den kupler würden wir gern verzichten, können ihn aber nicht verleugnen — kuplerstwo Kuppelei.

Deutsch mit polnischer Präposition ist przedruk der Nachdruck; przedrukować = nachdrucken.

Próba Versuch, próbować versuchen sind einem von unserer Rechtssprache in diesem Sinne nicht gebrauchten Ausdruck nachgebildet.

Für Zwang ist das deutsche „Muß" angenommen, mus, przymus; musić zwingen, przymuszony notgedrungen, gezwungen.

Verbrechensverdacht führt zu poszukiwanie Untersuchung; poszukiwać = untersuchen.

An die alte grausame Strafjustiz erinnern stos Holzstoß, Scheiterhaufen und loch podziemny, das unterirdische Verließ.

Deutsch betitelt sind die Gebilde des Lehenrechts: lenno, das Lehen, lenna, die Belehnung, lennik, der Lehensmann, Vasall, lenictwo, das Lehenswesen, lenniczy lehnbar. Sonst ist im sachenrechtlichen Gebiete besonders das Pfandrecht deutsch gefärbt. Der Pole gibt zum fant; nach diesem Grundwort und der synonymen „Satzung" sind die Kunstausdrücke geformt: fantować pfänden, auspfänden, wyfantowanie Auspfändung, dazu gra w fanty Pfänderspiel, weiter zastaw Pfand, zastawić verpfänden, versetzen, zastawienie Verpfändung, prawo zastawu das Pfandrecht.

Im Obligationenrecht tritt uns als verpflichtender Akt der ślub, das Gelöbnis, entgegen; auch die Trauung heißt so; geloben = ślubować, ślubowiny die Verlobung.

Der Mietzins nennt sich czynsz; in der Verbindung mit gruntowy wird czynsz zum sachenrechtlichen Grundzins.

Von den Mittelspersonen im Rechtsverkehr seien der mekler und der agient wekslowy genannt.

Das Vormundschaftsrecht zeigt in pielęgnowanie die deutsche Pflege, in pielęgniarz den Pfleger.

Wenn's zum Sterben geht, macht der Pole sein testament; das lateinische Wort erhielt die deutsche Verkürzung.

Unsolide Elemente des Wirtschaftslebens sind der sztróman und der spekulant.

Ein eigentlicher Handelsstaat, państwo handlowne, ist Polen nie gewesen. Aber in den verschiedensten Formen ist Handel dort ausgebildet. Dem Warenversand dient list frachtowy, der Frachtbrief; załadować verfrachten, załadowanie Verfrachtung.

Mit dem deutschen Wertbegriffe kam auch dieses Wort zur Geltung: wartość, wartść nominalna = Nennwert usw. Die Wertverkörperung im

Papier drückt sich aus in papiery wartościowe, den Wertpapieren (dazu losowanie = Verlosung). Banknot wird in Polen dem starken Geschlechte zugezählt.

Auskünfte des Einzelvermögens sind vorwiegend Kapitalzins und renta gruntowa.

Dem Staatshaushalt liefern Steuer, Anleihe, cło = Zoll, stempel usw. die Mittel; celnik = Zöllner, marka stemplowa, stemplować = stempeln.

Des przymus — im Sinne strafbaren Zwanges schon erwähnt — bedienen sich die gewaltsamen Auskunftsmittel der Zwangsanleihe, des Zwangskurses: pożyczka przymusowa, kurs przymusowy.

Da das Staats- und Verwaltungsrecht des Landes nach dem Verluste der Selbständigkeit der Russifizierung anheimfiel, so ist bei ihm große Ausbeute nicht zu erwarten. Wir gedenken des Unheils, das der Landtag, stany — die Stände —, zumal durch das unsinnige liberum veto des einzelnen Landboten, über Polen gebracht hat.

Die rada stanu, der Staatsrat, hat sein Gegenstück in der rada gminna, dem Gemeinderat. An der Spitze der gmina steht der burmistrz, in größerer Stadtgemeinde, gmina miejska, ist es ein nadburmistrz, Oberbürgermeister. Über das Wesen des policmajster's, der nach russischer Weise sein Regiment führte, kann das deutsch gebildete Wort nicht täuschen.

Daß die Polen rada und radca scheiden: Ratsversammlung und Ratsherr, ist Verbesserung der deutschen Terminologie, die beides „Rat" nennt. Rada bedeutet, wie unser „Rat", auch den Ratschlag, Beirat; radzić = beratschlagen, naradzać się = sich beraten.

Der deutsche „Landrat" erschien dem Polen nicht übersetzbar, „Landschaft" (im Sinne bestimmter Kreditgenossenschaft) hat wenigstens die polnische Endung erhalten: landszafta.

Bei Wahlen spielt die kulka, Wahlkugel — kulanie das Kugeln, kulać kugeln — ihre Rolle. Auch durch das los — losować losen — werden zuweilen Entscheidungen getroffen.

Im Hofstaate nimmt der wielki ochmistrz, Oberhofmeister, die leitende Stellung ein; einem Ritterorden steht ein wielki mistrz, Großmeister, vor.

Der koryś Vorreiter vor dem Wagen kündet, freie Bahn schaffend, das Nahen der höchsten Person.

In das deutsche Mittelalter versetzen uns hrabia, der Graf, burgrabia, margrabia Landgraf (palatynat = Pfalz). Was einst Amtsbezeichnung war, der Grafentitel, ist Adelsprädikat geworden.

Auch der kanclerz wurzelt in altem deutschen Amtsrecht.

Huldigen, hołdować — von hołd = Huld, hołdowanie die Huldigung — konnten die Polen seit fast $1^1/_2$ Jahrhunderten nur noch Fremdherrschern, nicht Landesfürsten (nach Erbgang, Wahl).

Mit dem Amtssymbol der laska heroldzka, des Heroldsstabes, und seinem Träger, dem echtdeutschen herold, sei diese Übersicht geschlossen.

Volk und Menschheit nennt der Pole nach einem deutschen Worte lud und ludzkość.

Der vorstaatlichen Stufe gehört an horda, die Horde.

Stadtbürger, gbur, rycerz: die einstige soziale Gliederung ist auch in Polen längst überholt. Es kam der Begriff des stan trzeci, des „dritten" Standes auf, und in den Arbeitermassen trat der vierte hinzu.

Daß zu gutem Teile an den Vorrechten, dem Hochmute und Unverstande des rycerstwo, der Ritterschaft, die sich hoch erhaben dünkte über den gmin, die gemeine Masse, der polnische Staat zugrunde ging, diese geschichtliche Lehre fordert bei der kommenden Neugestaltung ihre volle Beachtung.

XI.

Steigen wir von Staat und Volk ab zu der kleinen Welt, dem Einzelmenschen, seinen Eigenschaften, Vorzügen, Gebrechen, Gemütsbewegungen, Gefühlsäußerungen, seiner Lebenshaltung, so ist auch da die Ernte nicht gering.

Für Teile des Körpers zwar finden wir nur vereinzelt deutsches Wort, lok, brew (Augenbrauen), dafür aber beherrscht es in wola und cel, Wille, Zweck, Grundtatsachen des Seelenlebens.

Gar vieles, in Polen viel deutsch Benanntes, dient dem Menschen, seine Blöße, vielleicht auch bezkształtność, Mißgestalt, zu decken, geboren aber wird er nagi, nackt.

Die Dame legt szminka auf — malować się — wenn sie sich nicht blaß usw. — bladny (Adjektivum), bladno (Adverbium) — genug dünkt. Ist sie zu Zeiten w złym humorze, so empfindet es wohl auch der, den sie lieb hat — lubić, luby lieb.

Im syn begrüßen wir den Stammverwandten unseres „Sohnes", den szwagier und die szwagrowa wissen wir zu schätzen, auch świkier świekra sind uns wohl bekannt. Und wir freuen uns der Weite des polnischen Anpassungsvermögens, wenn wir dort in den Schulen unsere tercjaner, sekundaner wiederfinden.

Der murzyn ist und bleibt „Mohr".

Auch in Polen ist die Zahl derer nicht allzu groß, deren ganze Lebensführung durch die Idee der Pilgrimschaft zum Grabe, pielgrzymka, grób bestimmt wird. Aber in anderem Sinne ist wohl jeder gelegentlich gern ein Wandersmann, wędrownik (wędrować wandern, wędrówka Wanderschaft).

Der Starke — moc = Kraft, Macht, mocny stark — wagt sich — odważyć się — an das Schwerste ohne Wanken — wahanie się das Wanken, wahać się wanken, — er wird nicht schlaff — sflaczeć schlaff werden, sflaczały schlaff, sflaczałość Schlaffheit — unter Mühsalen — mozol, mozolność Mühseligkeit, mozolny mühselig, — die den Matten — matowy — erdrücken.

Von Traurigkeit, smutność — smutek Wehmut, smutny traurig — ist für manchen der Weg zum Schluchzen — szlochanie, szlochać schluchzen — nicht weit.

Heftige grypa, Grippe, macht auch den stärksten Schreier — krzykacz, krzyczenie = Geschrei, krzyk Schrei, krzyczeć schreien, kreischen — stumm.

Es hilft nichts über das Schicksal, los, zu murren — mruczeć — mag es nur als neckender kobold empfunden werden oder ernstes Unheil bringen.

Für den Spott braucht nicht zu sorgen, wer sich blauen dunst hat vormachen lassen und dadurch in Schaden — szkoda, szkodzić = schaden, szkodliwy schädlich, szkodzenie Schädigung, szkodliwość Schädlichkeit — gekommen ist.

Der Schwärmer, szmermel, wird belächelt, der grubijanin gemieden, verachtet wird, wer nic nie wart, nichtsnutzig, szelma oder łotr ist — gruby grob, szelmowski schurkenhaft, łotrostwo Schurkerei, łotrować się liederlich leben, den Superlativ gibt ab der urkräftige huncfot.

Wir lachen über guten żart Scherz, können Trivialitäten, gminność, nicht vertragen, loben Opferwilligkeit, ofiarność, und odwaga, Wagemut, je nachdem auch Nachgiebigkeit, folga, achten den Verfechter, szermierz, ehrlicher Meinung, mniemanie, besonders, wenn er sie treffend, trafnie und mit szyk zur Geltung bringt.

XII.

Werkzeuge, Geräte, Gebrauchsgegenstände deutscher Benennung hat unser Streifzug schon an manchen Stellen zutage gebracht. Weitere Griffe aus dieser Fülle sind, um mit den Werkzeugen zu beginnen, gnyp der Schusterkneif, hebel Hobel (heblarnia = Hobelbank), śruba Schraube, muterka, mutra Schraubenmutter, śrubsztak der Schraubstock, stalka der Wetzstahl, magiel Mange, nit Nietnagel, ćwieczek Zwecke, haftka Heftel, cyrkiel, sztyfcik = Stift, sztyfcik sztycharski die Punktier-, Radiernadel; dazu als Geräte kocioł der Kessel, tygiel, lut Löte, szala die Wagschale, kuka die Kufe, das Faß, fasa, kloc der Hackblock, ceber der Zuber, kran, wodomierz der Wassermesser, winda = Winde, Haspel, knebel (Querholz), raszpla die Raspel, wał der Wellbaum, młynek = Handmühle, Kaffeemühle, koło młyński, das Mühlrad, talerz Teller flasza, flaszka, flaszeczka, Flasche, Fläschchen, lichtarz Leuchter; für Gegenstände des täglichen Gebrauchs vollends ist deutsche Namengebung eine ganz gewöhnliche Erscheinung: klamra, klamerka die Wäscheklammer, lina, linka, Leine, Seil, stryczek der Strick, deka (Pferde-) Decke, klosz Glasglocke, Lampenglocke, strychulez das Streichholz, lak Siegellack, szelak, tusz Tusche, falc Falzbein, klajster (klajstrowaty kleistrig), klej Leim, ług Lauge, kit, mata die Matte, witka die Weidengerte, pejczyk Peitsche, ufnal Hufnagel (wieder Bildung nach dem Wortklange), kij wędrowny Wanderstab, dratwa der Pechdraht, cwikier Zwicker. Die Aufzählung ist weit entfernt von Vollständigkeit. Man denke an szprycha = Speiche, dyszel die Deichsel,

hamuleć Bremse (hamować bremsen, hemmen), blat die Tischplatte, gryf Griff, Henkel eines Korbes, kula die Kugel und ihr Deminutiv, die kulka, werk = Uhrwerk usw. usw.

XIII.

Im Wirtshause bestellt der Gast — gość — zupa mit krupy (Graupen) oder grysik (Grieß); karp (Karpfen), wenn ihm nicht szprotki oder sztokfisz genügen; rosbratel mit kartofle, sznycel mit szpinak, bruścik cielęcy (Kalbsbrust) und trufle, klops und ryż, szynka, kluski (Klöße) usw. Die Speisen, in der kuchnia von kucharz, kucharka, kuchmistrz bereitet, trägt wie bei uns der kielner auf. Bescheidenen Ansprüchen genügt eine garkuchnia (garkuchmistrz = Garkoch). Der cukiernik (Zuckerbäcker; cukier, cukierniczka = Zuckerdose) liefert cukry (Konfekt), precel mit smalec gebacken usw. Wein, moszcz, bok, pilzner ist beim szynkarz Schankwirt — szynk, szynkownia = Schenke, wyszynk wina = Weinschank —, dem browarnik, Brauer, zu haben, und in der knaypa gibt's fuzel. Wie czop deutsch ist, so sind's auch kielich, Kelchglas, und kieliszek, kleines Glas. Auch das sich Bespitzen, spić się, ist in Polen nicht unbekannt.

Noch manche weitere Anleihe hat der Pole auf diesem Gebiete — des Essens und Trinkens, der Speisen und Getränke, ihres Genusses, ihrer Herstellung und Behandlung — bei unserer Sprache gemacht: kiper Küfer, ruszt Rost, zaszpuntować verzapfen (von szpunt = Spundloch), zakorkować verkorken (von korek) usw. „Geschmack" ist als smak übernommen, im physischen, wie im figürlich = ästhetischem Sinne, und insbesondere auf leibliches Genießen bezogen in zahlreichen Bildungen verwertet: smakosz = lecker, smaczno = schmackhaft, smaczność und smakowitość = Schmackhaftigkeit, posmak = Nachgeschmack usw.; ferner zasmakować = an etwas Geschmack finden.

XIV.

Reich ist die Ausbeute bei Stoffen und Kleidungsstücken. Wełna Wolle, bawełna Baumwolle — wełniany, bawełniany wollen, baumwollen, wełniasty wollartig —, kamgarn, drelich, cwelich Zwilch, tjul Tüll, ryps Rips, krepa, plusz, filc — auch piłśń; kapelusz piłśniowy = Filzhut —, wata — watować wattieren —, cyc Zitz, Kattun: alles das ist ja von uns genommen samt weba, der feinen Leinwand.

Ob der frak die Übernahme verdiente, läßt sich bezweifeln, aber fartuch Schürze, Schurz, fartuszek Schürzchen, sztyflety sind doch unentbehrlich, und ein kitel ist nicht zu beanstanden. Zum Schwärzen der Stiefel und Schuhe dient szuwaks Schuhwichse.

Die Polin schmückt sich gleich der deutschen Schwester mit kryza Krause, und szlifa; sie weiß wohl nicht, daß ihr wachlarz der deutsche Fächer ist (wachlować fächeln), daß sznurować und przysznurować (aufschnüren) — sznurówka Schnürleib — aus dem Deutschen stammen.

Mit der Biedermeierzeit sind szlafrok, szlafmyca, mycka z cyplem verschwunden. Noch früher der harbajtel, der nur im figürlichen Sinne (= Rausch) — wenigstens im Deutschen — noch sein Dasein fristet.

Der obcas, Absatz, am Schuh, die sznur am Rocke, falda, hak, haczyk (Häkchen) — odhaczyć aufhaken —, die sztylpa, Stulpe: immer wieder der deutsche Klang.

XV.

So gewiß alle diese Äußerlichkeiten das volle Interesse der Volkskunde beanspruchen, nicht in den Niederungen des Lebens, sondern in der Sphäre der geistigen Werte liegt der Gradmesser der Kultur. Was hat ein Volk in Kunst und Wissenschaft geleistet, in welchem Maße besitzt es die Fähigkeit und den Willen, dieses große Gemeingut der Menschheit, zu fördern? Das ist die entscheidende Frage. An der Begabung des polnischen Stammes ist nach einer Reihe hervorragender Schöpfungen besonders im neunzehnten Jahrhundert nicht zu zweifeln, und wir dürfen hoffen, daß im engen Anschlusse an die deutsche Kultur die Pflege der Wissenschaften und Künste im Nachbarlande zu voller Blüte sich entwickeln wird.

Malerei und Tonkunst sind aus Deutschland nach Polen gekommen oder doch auf dem Wege über Deutschland dort eingezogen. Die Anfänge einer eigenartigen polnischen Kunst zeigen sich erst im neunzehnten Jahrhundert. So trägt denn auch die Kunstsprache deutschen Stempel.

Die beiden Grundbedingungen des künstlerischen Leistens und Genießens, talent und (Ge-)smak, treten uns mit diesen Worten entgegen.

Die verschiedenen Kunstzweige sind zusammengefaßt in kunszt, kunsztowny; sztuka bedeutet sowohl das Kunsterzeugnis als die Kunst selbst. Sztukmistrz ist der Künstler. Das künstlerische Gestalten zeigt sich in kształtować als eine Seite deutschen Wesens, als ein in Polen nach deutschem Vorbild geübtes Schaffen — kształt = Form, Gestalt, niekształtny formlos.

Werkzeuge und Mittel des Malens, wie dieses selbst, geben ihren deutschen Ursprung kund: malsztok, farba, malarz Maler, malować malen, odmalować abmalen, podmalować untermalen, malowanie das Malen, malarstwo Malerei, malowidło Gemälde. Auch den übeln olejodruk — Öldruck — müssen wir leider für uns buchen. Zum Bilde gehört rama, ramka (Rähmchen) — obramować umrahmen.

Von einer Kunst, die deutsche Meister in höchster Vollendung geübt haben, dem Zeichnen, gilt das gleiche Abhängigkeitsverhältnis. Das Wort dafür: rysować — rys, zarys, Umriß, Skizze — erweitert den Ausblick auf die Architektur. Cechować hat anderen Sinn, es bedeutet auszeichnen, mit einem Zeichen, cecha, versehen.

Auch für die schwarze Kunst des sztycharz — sztych, Stich, Kupferstich, sztychować stechen — wird gern von uns das deutsche Wort vernommen.

Beim snycerz gedenken wir der großen deutschen Holzbildner.

Da gips unverändert übernommen wurde, so mußte auch der gipsiarz Gipsfigurenmacher, in diese „Künstler"-Reihe treten.

Daß die Tonkunst in Polen Schöpfung deutscher Kultur ist, lehren deutsche oder doch nach der deutschen Form des Kunstausdrucks gebildete Bezeichnungen für Instrumente und Künstler: flet, waltornia, cytra, lutnia Laute, mistrz tonów Tonkünstler, kapelmistrz, koncertmistrz, cytrzysta. Der „muzykant", der gute, wie der schlechte, hat Bürgerrecht in Polen. Die Orgel baut der organmistrz. Das Blasinstrument hat sein munsztuk. Im Triller — trel, trelować — der Lerche, der Sängerin treten Natur und Kunst in Wettstreit.

Von der Musik in weitem Abstande bleibt der Ton der Maultrommel, drumla.

Als nach dem Untergange des polnischen Staates eine polnische Dichtung erwuchs im Stile der Romantik, erschütternde Töne findend für Klage, Anklage, Verzweiflung, hatte doch eine Kunstgattung, die sztuka dramatyczna — das Wort bedeutet auch das Schauspiel —, an diesem Aufschwunge nur geringen Anteil. In den Worten für Reim und reimen, rym, rymować, rymowanie, liegt wieder ein Fingerzeig auf die Poesie des deutschen Nachbarlandes.

Große Erinnerungen an die erste Blüteperiode unserer Dichtung ruft uns wach der minezengier.

Der weltbewegenden deutschen Erfindung des Buchdrucks haben die Polen auch den deutschen Namen — druk — gegeben (drukarnia Buchdruckerei, przedrukować nachdrucken, wydrukować ausdrucken, zadrukować bedrucken usw.). In den polnischen Druckereien schaffen der drukarz und unser guter deutscher zecer. Die Zeitungen öffnen in Polen, wie überall, ihre Spalten — szpalti — nicht selten Dingen, die besser ungedruckt blieben. Mitel ist die Mittelschrift (im typographischem Sinne).

Am bursz = Student erkennen wir die mächtigen Impulse, die von den deutschen Universitäten dem wissenschaftlichen Leben Polens gegeben wurden.

In Tanz, Spiel, Fechten klingt mannigfach das deutsche Wort an und legt den Schluß nahe, daß auch an dem Aufkommen und der Pflege dieser Künste deutsche Lehrmeister wesentlichen Anteil hatten.

Das Tanzen ist gewiß nicht deutsche Eigentümlichkeit, das Wort nicht unser Alleinbesitz. Aber sicher auch, daß tanieć, tańczyć, tanzen, zatańczyć, vortanzen an unsere Wortform sich anlehnen. Die Paare schlingen den rej, das ist der deutsche Reigen. Und wenn auch dem Polen anmutige Nationaltänze nicht fehlen, den walec Walzer hat er von uns — walcować Walzer tanzen, walcujący Walzertänzer.

Das Schachspiel — szachy, szachować Schach bieten, szachista Schachspieler, szachownica Schachbrett — haben die Polen sicher nicht aus dem Ursprungslande selbst bezogen, sondern von Deutschland her kennen gelernt. Daher: mat, laufer, szach! = Schach!

Beim Billard entscheidet der geschickte sztos, beim lancknecht der traf, Zufall.

Der czarny Piotr — schwarze Peter — heimelt uns an, wo immer das lustige Gesellschaftsspiel entstanden sein mag.

Das kunstgerechte Fechten — fechtować się — lehrt der fechtmistrz. Wir erinnern uns der Fechtschulen, der Fechtergilden, der Fechtspiele in den deutschen Städten, wobei Nürnberg den ersten Rang behauptete. Von da mag die Kunst nach Polen gekommen sein. Jedenfalls würde man nicht deutsch getauft haben, was man selbst erfunden und von Deutschland unabhängig geübt hätte.

Mit einem Blick auf zwei fragwürdige Gestalten, den kuglarz, Gaukler, und den szalbierz, Quacksalber (zalbierzyć quacksalbern) nehmen wir Abschied von Kunst und Wissenschaft in Polen.

XVI.

Nicht alles, was der Pole aus dem Fleisch und Blut unserer Sprache sich geformt hat, läßt sich in ein Schema bringen. Seit den Zeiten der römischen Juristen bieten sich, wenn Kategorien nicht mehr passen, als bequemes Auskunftsmittel die variae causarum figurae. Indem wir zu diesem Behelfe greifen, durchlaufen wir im zygzag, zickzackförmig, zygzagowaty ein großes bisher noch unberührtes Gebiet.

Im Anfangsbuchstaben — das ist schließlich auch ein einigendes Band — treffen zusammen kant Kante, karb Kerbe (karbować kerben), kleks, koszta Kosten — kosztować kosten, kosztowność Kostbarkeit —, kiermasz Kirmes, klaps, kwak Quaken und krach.

Es ist eine schiefe Linie, krzywa linja, wenn wir von diesen Dingen auf szum Schaum — szumieć schäumen, szumowiny Schaum, Abschaum, odszumować abschäumen —, smar Schmierfett — smarowidło Schmiere, smarować schmieren, posmarować beschmieren, nasmarować einschmieren —, glans — glansować glänzen, glansowanie Glänzung, glansowany blank — szmelc Schmelz kommen und bei przeszwarcować einschwärzen, gładzić glätten (gładki glatt), szorować scheuern, odszorować abscheuern, szlamować und wyszlamować = ausschlämmen (szlamowaty schlammig) endigen.

Eine gewisse Zusammengehörigkeit zeigen tama Damm — otamować dämmen —, stecka der Steg, przewód rurowy Röhrenleitung (von rura Röhre), tor Bahn — torować bahnen —, szranki die Schranken und — wunderlicher Rollentausch: der Pole, nicht der Deutsche spricht deutsch — stok = Glacis.

Zu wiele viel, niewiele wenig, za wiele zu viel, wielokrotny vielfach, vielmalig, wielobok Vieleck und raut Raute (im mathematischen Sinne) sei der rachmistrz Rechenmeister hinzugefügt. Wielmożność Macht, Vielvermögen vereinigt zwei deutsche Worte.

Zu weiteren Gruppen vereinigen sich das eben genannte moc, niemoc Unvermögen, przemoc Übermacht, mocarz Machthaber, mocny stark, móc vermögen, mocować ringen mit usw; dann blądnąć und bladnąć blaß werden, zblednąć verbleichen, bladny blaß; mniemać vermeinen, mniemany vermeintlich, mniemanie Meinung; mieszać mischen, umrühren, mieszać się vermischt werden, in Verwirrung geraten, pomieszać vermischen, mieszanie Vermischung, mieszanina Gemisch; brak Mangel, brak wody Wassersnot (Mangel an Wasser), braki Mängel, Lücken, braknąć fehlen, brak mi es fehlt mir an; szukać suchen, poszukać aufsuchen, wyszukać aussuchen, szukanie die Suche; chwila Weile, chwilka Weilchen, chwilowo, chwilowy zeitweilig, chwilami zeitweise; zniszczenie Vernichtung, zniszczyć vernichten, zniszczeć vernichtet werden.

Ob es noch wart czytania, lesenswert ist, wenn unverbunden folgen hart die Stärke, Härte (hartować härten, zahartować abhärten, hartowanie Härtung), sztywność Steifheit (sztywny steif), mursz die Morschheit, Fäule, stan Zustand, Bestand, ratowanie Rettung (ratować retten, wyratować erretten), skorupa, czerep die Scherbe, wiecheć der Wisch und schließlich ostatni cios der Gnadenstoß?

Damit aber sei es auch genug. Erschöpfen läßt sich der überreiche Stoff nicht; gar manche luka Lücke, mußte bleiben. Der Rest, reszta, ist Schweigen.

XVII.

So zeigt sich auf allen Lebensgebieten tiefgreifende Abhängigkeit des Polnischen von der Sprache des großen westlichen Nachbarn. Eine Beeinflussung, die weit hinausgeht über das normale Maß sprachlicher Entleihungen, wie sie durch die Bedürfnisse des internationalen Verkehrs und den Austausch geistiger Güter unter Völkern gleicher Kulturstufe bedingt sind. Die Nehmenden waren die Polen, wir die Geber. So bereitwillig sonst der Deutsche sich fremdsprachlichen Einwirkungen erschlossen hat, von Polen her ist unser Sprachschatz kaum irgend bereichert worden. Gewiß, in jeder Sprache, in jedem Volkstum liegen eigentümliche Werte und das Gute in Polen darf auf bereite Anerkennung bei uns rechnen, soll Nachachtung finden, soweit es der eigenen nationalen Entwickelung zu dienen vermag. Aber der alte Fehler der Deutschen, das Fremde zu überschätzen und die eigene so markige, reiche, leistungsfähige Sprache durch unnütze und geschmacklose Fremdwörter zu verbilden, ist wenigstens Polen gegenüber nicht begangen worden, und bei dieser Enthaltung muß es auch in Zukunft bleiben. Wir überheben uns nicht, am wenigsten einem Volke gegenüber, das in schwersten Kämpfen um seine Befreiung gerungen, unter tyrannischem Drucke den Glauben an sich selbst nicht verloren hat, mit dem dauernde Freundschaft uns verbinden soll, aber wir müssen fordern, daß in unserem Verhältnisse zu Polen den Lehren der Geschichte ihr volles Recht wird. Zu staatenbildender Kraft wird das Polentum nur erwachsen, wenn die deutschen Vorbilder zur vollen Wirkung kommen. Polens Heil liegt in engem Anschlusse an die deutsche Kultur. Bei Gestaltung

der völkerrechtlichen Beziehungen des neuen Staatswesens zum Deutschen Reiche und zu dem verbündeten Österreich-Ungarn muß gewährleistet sein, daß dieses Bedürfnis seine volle Befriedigung finden kann. Jede andere Lösung wäre unnatürlich und politisch verderblich.

Verfassungsausschuß und Reichstagsabgeordnete

Von Landgerichtsrat Dr. Sontag

Das Zeugnisverweigerungsrecht der Reichstagsabgeordneten

Als König Wenzeslaus von Böhmen Zweifel in die eheliche Treue seiner Königin setzte, hielt er für das zuverlässigste Mittel, sich über diesen Punkt zu vergewissern, eine Anfrage bei ihrem Beichtiger. Dieser aber verweigerte die Preisgabe des Beichtgeheimnisses und blieb auch standhaft, als ihm der König mit Anwendung des Zeugniszwanges drohte. Der Zeugniszwang spielte sich in jenen gewalttätigen Zeiten nicht mit so humanen Mitteln ab wie Geldstrafe und Haft bis zur Dauer von sechs Monaten; der König drohte dem Priester vielmehr mit dem Tode und ließ, als dieser auch dann fest blieb, ihn von vier Hartschieren ergreifen und über die Moldaubrücke in den Fluß werfen. Die Kirche aber belohnte diese Pflichttreue ihres Priesters bei Wahrung des Beichtgeheimnisses damit, daß Jan Pomuk oder, wie ihn der Volksmund jetzt nennt, Nepomuk unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde.

Die katholische Kirche hat es noch immer verstanden, jede ihr wichtige Denkweise und Handlung mit den entsprechenden Vorbildern in der Legende zu versehen. So hat sie mit der Legende des Nepomuk, das heißt damit, daß sie dem das Beichtgeheimnis bis in den Tod wahrenden Priester die höchste Ehre verlieh, die sie zu verleihen hat, aufs Schärfste betont, welchen Wert sie auf die Beobachtung dieses Geheimnisses legt. Demgemäß konnte es ihr, als sich die modernen Staaten bildeten und sich ihre Gesetze gaben, auch nicht schwer fallen, dem Respekt vor diesem Geheimnis Aufnahme in den Gesetzen zu verschaffen. Wir finden also in der Deutschen Reichsstrafprozeßordnung die

Bestimmung, daß zur Verweigerung des Zeugnisses der Geistliche in Ansehung dessen berechtigt ist, was ihm bei Ausübung der Seelsorge anvertraut worden ist. Was den katholischen Geistlichen recht war, wurde den protestantischen und denen der übrigen anerkannten Religionsgemeinschaften für die moderne Gesetzgebung natürlich billig; daneben wurde Ärzten und Rechtsanwälten das gleiche Zeugnisverweigerungsrecht für die ihnen in Ausübung ihres Berufes anvertrauten Tatsachen bewilligt. Beides sind Stände, welche auf eine jahrhundertelange Praxis und eine dementsprechend angesehene soziale Stellung zurückblicken. Zwei neue Stände aber, die sich die Position der Alteingesessenen auf diesem Gebiete noch nicht haben unanfechtbar erringen können, sind die Angehörigen der Presse und die Abgeordneten. Die Presse kämpft seit 1848, das heißt seit Einführung der Preßfreiheit um die Abschaffung des Zeugniszwanges der Drucker, Verleger und Redakteure, soweit sie über die Verfasser oder Herausgeber von Druckschriften oder über den Ursprung der in solchen enthaltenen Mitteilungen Zeugnis ablegen sollen. Ein Gesetzentwurf auf Abschaffung des Zeugniszwanges in diesem Umfange ist sogar einmal im Abgeordnetenhause angenommen, vom Herrenhaus dann aber abgelehnt worden. Die Forderung der Reichstagsabgeordneten auf ein Zeugnisverweigerungsrecht hat sich, soweit mir bekannt ist, in dem jetzt vom Verfassungsausschusse beschlossenen neuen Artikel 30 zum ersten Male zu einer Gesetzesbestimmung verdichtet. Diese lautet:

„Die Mitglieder des Reichstages sind berechtigt, über Personen, die ihnen in Ausübung ihres Berufes Tatsachen anvertraut haben oder denen sie in Ausübung ihres Berufes Tatsachen anvertraut haben, sowie über die anvertrauten Tatsachen das Zeugnis zu verweigern."

Die Bedenken, welche gegen ein Zeugnisverweigerungsrecht der Abgeordneten erhoben worden sind, sind ungefähr die gleichen, wie gegen das Zeugnisverweigerungsrecht der Presse. Man fürchtet, Verbrechen und Verbrecher könnten verborgen bleiben, wenn der Redakteur oder Abgeordnete sein Zeugnis verweigern dürfte. Gewiß kann es vorkommen, daß, wenn ein Parlament das Unglück hat, Persönlichkeiten, wie den flüchtig gewordenen Abbé Wetterle zu seinen Mitgliedern zu zählen, dieser sich auch mit politischen Verbrechern einlassen kann, deren Namen und Taten er auf Grund eines Zeugnisverweigerungsrechtes mit Erfolg verheimlicht, aber solche Abgeordnete werden doch immer seltene Ausnahmen bleiben, und Gesetzesbestimmungen kann man nicht auf verschwindende Ausnahmen, sondern nur auf den Regelfall aufbauen, auch auf die Gefahr hin, daß sie einmal in einem Ausnahmefall mißbraucht werden. Gegen einen solchen Mißbrauch ließe sich überdies ein gewisser Schutz schaffen nach dem Vorbilde der §§ 80—82 des Preußischen Allgemeinen Landrechtes, welche dem Beichtgeheimnis Grenzen im Interesse des Staatswohles und der Strafrechtspflege zogen. Die genannten (heute richtiger Ansicht nach nicht mehr in Kraft befindlichen) Paragraphen lauten:

„§ 80. Was einem Geistlichen unter dem Siegel der Beichte oder der geistlichen Amtsverschwiegenheit anvertraut wurde, das muß er bei Verlust seines Amtes geheim halten.

§ 81. Auch zum gerichtlichen Zeugnisse über den Inhalt solcher Eröffnungen kann ein Geistlicher ohne den Willen desjenigen, der ihm dieselben anvertraut hat, nicht aufgefordert werden.

§ 82. Soweit aber die Offenbarung eines solchen Geheimnisses notwendig ist, um eine dem Staat drohende Gefahr abzuwenden oder ein Verbrechen zu verhüten oder den schädlichen Folgen eines schon begangenen Verbrechens abzuhelfen oder vorzubeugen, muß der Geistliche dasselbe der Obrigkeit anzeigen."

Das Zeugnisverweigerungsrecht der Abgeordneten brauchte also nur um eine dem § 82 entsprechenden Bestimmung bereichert zu werden.

Sicher ist, daß eine solche Ausnahmebestimmung immer nur für verschwindend seltene Fälle praktisch werden wird, denen tausende von Fällen gegenüberstehen werden, in welchen der Abgeordnete der Vertrauensmann des Publikums ist, das Klagen und Beschwerden zu ihm trägt, damit er sie im Reichstag zur Sprache bringt. In diesen Fällen sollen die Beschwerdeführer davor geschützt sein, daß ein Verfahren gegen Unbekannt eröffnet werde, in dem der Abgeordnete als Zeuge geladen und unter dem Drucke des Zeugniszwanges gezwungen wird, den Namen der Personen zu nennen, von denen seine Beschwerden herrühren. Bei der vielfachen Abhängigkeit, in welcher sich der Kulturmensch als Beamter, Angestellter, Religions- und Parteimitglied befindet, können Tausende ihre Stimmen nicht offen erheben, wenn sie nicht gewärtigen wollen, ernstliche Unannehmlichkeiten und Nachteile zu erleiden. Allen diesen abhängigen Personen bleibt vielfach nichts anderes übrig, als die öffentliche Klage durch den Abgeordneten. Insoweit ist dieser eine Vertrauensperson der Allgemeinheit und hat Anspruch auf dasselbe Zeugnisverweigerungsrecht, welches die Vertrauensperson des einzelnen, nämlich der Beichtiger, Arzt und Anwalt bereits gesetzlich anerkanntermaßen genießt. Pflicht des Abgeordneten wird es dann allerdings sein, die bei ihm vorgebrachten Beschwerden erst daraufhin sorgfältig zu prüfen, ob sie Hand und Fuß genug haben, um einer zuständigen Behörde oder der Öffentlichkeit unterbreitet zu werden.

Wird diese Pflicht aber von den Abgeordneten stets gewissenhaft gehandhabt, so ist es vielleicht nicht zu viel prophezeit, daß dann ihr Zeugnisverweigerungsrecht dieselbe Entwicklung nehmen wird, wie das der Geistlichen, Ärzte und Rechtsanwälte, das aus einem Recht bereits eine Pflicht zur Zeugnisverweigerung geworden ist; denn § 300 R. St. G. B. bestimmt:

„Rechtsanwälte, Advokaten, Notare, Verteidiger in Strafsachen, Ärzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker, sowie die Gehilfen dieser Personen werden, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Amtes, Standes oder Gewerbes anvertraut sind, mit Geldstrafen bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft."

Die Erweiterung der Immunität der Reichstagsabgeordneten.

Art. 31 der Reichsverfassung bestimmt bekanntlich:

„Ohne Genehmigung des Reichstages kann kein Mitglied desselben während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn es bei Ausübung der Tat oder im Laufe des nächstfolgenden Tages ergriffen wird.

Gleiche Genehmigung ist bei einer Verhaftung wegen Schulden erforderlich.

Auf Verlangen des Reichstages wird jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied desselben und jede Untersuchung oder Zivilhaft für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben."

Diese Rechte haben nach den neuesten Beschlüssen des Verfassungsausschusses eine Änderung dahin erfahren:

„Gleiche Genehmignng ist bei jeder anderen, die Ausübung des Abgeordnetenberufes beeinträchtigenden Beschränkung der persönlichen Freiheit erforderlich. Auf Verlangen des Reichstages wird jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied desselben und jede Haft oder sonstige Beschränkung der persönlichen Freiheit für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben."

Damit werden die Rechte der Abgeordneten nicht unerheblich erweitert. Da Art. 31 nur von einem „zur Untersuchungziehen oder Verhaften wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung" redet, so hat die herrschende Meinung bisher mit Recht angenommen, daß Ordnungsstrafen (z. B. wegen Ungebühr), Verhängung von Zwangsmitteln (z. B. Zeugniszwang), Verfahren zur Entziehung einer Gewerbebefugnis und Untersuchung von Seeunfällen nicht unter den Schutz des Art. 31 fallen. Die beiden erstgenannten Maßnahmen bedeuten zweifellos eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit des Abgeordneten, sie sind also solche, auf die die Erweiterungsbestimmung des Art. 31 Anwendung finden würde. Übrigens würde damit, was der Verfassungsausschuß des Reichstages wohl nicht bedacht hat, sein neuer Art. 30, der ein besonderes Zeugnisverweigerungsrecht aufstellt, im wesentlichen überflüssig; denn wenn gegen den Abgeordneten zur Erzwingung einer Aussage nicht mehr mit der Zeugniszwangshaft ohne Genehmigung des Reichstages vorgegangen werden kann, sondern nur mit Geldstrafen, so entfällt damit einer der wichtigsten Gesichtspunkte des Schutzes der Abgeordneten in dieser Richtung.

Verneinen möchte man die Anwendbarkeit des neuen Paragraphen auf Verfahren zur Entziehung der Gewerbebefugnis und Untersuchung in Seeunfällen; denn hier wird die persönliche Freiheit des Abgeordneten nicht beeinträchtigt.

Absatz 3 des alten Artikels 31 R.-V. gestattet dem Reichstag nur die Aufhebung jedes Strafverfahrens und jeder Untersuchung und der Zivilhaft; die neue Fassung spricht hier erweiternd von „jeder Haft oder sonstigen Beschränkung der persönlichen Freiheit". Darunter fallen wiederum die Haftfälle

der Ordnungsstrafen und der Zwangsmittel, weiter aber auch, als besonders aktuell, die Schutzhaft des Gesetzes vom 4. Dezember 1916. Das vom Reichstage selbst entworfene Schutzhaftgesetz gewährt nämlich den Abgeordneten keine Immunität; wenn auch der Berichterstatter, Geheimrath Rießer, in der Reichstagssitzung vom 4. November 1916 ausgeführt hat:

„Die Kommission ist einstimmig der Ansicht, daß diese Vorschrift (der von der Immunität der Reichstagsabgeordneten handelnde Artikel der Reichsverfassung) sich auch auf die Fälle der Schutzhaft und sinngemäß auch auf die Fälle der Aufenthaltsbeschränkungen bezieht, und sie hält jede von ihr abweichende Auslegung oder Handlung als den Gesetzen nicht ensprechend. Die Kommission hat aber angesichts der nach ihrer Ansicht zweifellosen Rechtslage davon Abstand genommen, eine Diskussion über diese Frage anzuregen und hat es aus diesem Grunde noch weniger für erforderlich gehalten, besondere Vorschriften zur Wahrung der Immunität der Reichstagsabgeordneten in diesem Gesetzentwurf aufzunehmen."

Diese Ansicht der Kommission und des Berichterstatters ist rechtsirrig. Wenn, wie oben ausgeführt, nach der so gut wie unbestritten herrschenden Meinung Zwangsmittel und Verwaltungsmaßregeln nicht unter den Schutz des Art. 31 fallen, so fallen noch weniger Sicherungsmaßnahmen darunter, bei denen weder von einer mit Strafe bedrohten Handlung, welche dem Betreffenden zur Last gelegt wird, noch von einem zur Untersuchungziehen die Rede ist. Privilegien sind strikt auszulegen, und ein Schutz gegen Sicherungsmaßnahmen ist in der Verfassung nicht ausgesprochen. Die Abgeordneten sind also mangels einer gesetzlichen für sie erlassenen Ausnahmebestimmung nicht von der Haft und den Sicherungsmaßnahmen des Gesetzes vom 4. Dezember 1916 ausgenommen. (Vgl. des Näheren Sontag, Kommentar zum Schutzhaftgesetz, S. 40 ff.)

Da aber andererseits nicht zu verkennen ist, daß ein Bedürfnis dafür vorliegt, den Abgeordneten ebenso vor der Schutzhaft wie vor der Haft des Strafverfahrens zu bewahren, so würde die neue Fassung des Art. 31 hier jedenfalls eine Unterlassung des Schutzhaftgesetzes gut machen.

Die ganze Erweiterung des Art. 31 ist rechtshistorisch betrachtet recht interessant, insofern sie zeigt, wie die Abgeordnetenimmunität von dem ursprünglichen Gesichtspunkte ihrer Schaffung aus sich immer mehr zu einer anderen parlamentarischen Aufgabe entfernt. Hervorgegangen ist die Immunität der Abgeordneten aus dem Mißtrauen des Volkes und seiner Vertreter gegen die Regierungen des alten Regimes. Bei Schaffung der vorbildlichen Immunität der Parlamente Englands, und Frankreichs kehrte immer der Gesichtspunkt wieder, die Regierung könne eine Verfolgung oder Haft zu tendenziösen Zwecken ausbeuten, d. h. einen ihr mißliebigen Abgeordneten unter dem Vorwande eines Deliktes verfolgen, um ihn einmal seiner parlamentarischen Tätigkeit zu entziehen und um zweitens an ihm für sein Auftreten im Hause Vergeltung zu

üben; dadurch würde ein nicht unbedenklicher Druck auf die übrigen Volksvertreter geübt, der leicht zur Einschüchterung weniger mutiger Elemente führen könne, eventuell sei sogar zu befürchten, daß die Regierung so viel Abgeordnete verhafte, bis sie der Regierungspartei zur Majorität verholfen oder das Haus beschlußunfähig gemacht habe. (Vgl. nach der Richtung noch Stenographischer Bericht Reichstag 1875—1878, Band I, S. 485, 488, 489.)

Von solchen Erwägungen sind wir heute weiter denn je entfernt; heute ist der Grund der Abgeordnetenimmunität der, der Abgeordnete solle durch eine Untersuchung oder Verhaftung nicht der Ausübung seines für die Gesamtheit so wichtigen parlamentarischen Berufes entzogen werden. Unter diesem Gesichtspunkt aber ist das Recht des Reichstages auf Erteilung oder Verweigerung der Genehmigung zur Einleitung von Verfolgung oder Verhaftung und der Forderung auf Aufhebung einer bereits eingetretenen Verfolgung oder Haft bei jeder Art von Verfolgung oder Haft, nicht nur bei denen des reinen Strafverfahrens, gerechtfertigt.

Schlagwörter als Kampfmittel

Von Geh. Rat Professor Traeger

Epidemien gleich verbreiten sich zu gewissen Zeiten Schlagwörter, die, auf Phantasie und Gefühl der Menschen wirkend, bald die tyrannische Macht von Glaubenssätzen gewinnen und jede vernünftige Erörterung und Erwägung ausschließen. Ein Schlagwort solcher Art, an das freilich auch seine Urheber wie an ein Evangelium glaubten, war in der großen französischen Revolution „Freiheit und Gleichheit", woneben die „Brüderlichkeit" nur eine Aschenbrödelrolle spielte. Unklar und unbestimmt wie diese miteinander unvereinbaren Begriffe sind — denn wo Freiheit ist, kann infolge der natürlichen Ungleichheit der Menschen keine Gleichheit sein, wenn darunter mehr als die bloße Gleichheit vor dem Gesetze verstanden werden soll, und umgekehrt: wo Gleichheit erstrebt wird, keine Freiheit — haben sie gerade wegen ihrer Unbestimmtheit, die sich jeder nach Herzenswunsch formen kann, eine ungeheuere Wirkung auf die Menschen ausgeübt und diese zu heroischen gleichwie zu verbrecherischen Taten hingerissen. Und noch heute bilden sie im Munde von Demagogen ein nie versagendes Mittel, Volksmassen zu gewinnen und zu betören.

Schlagwörter zu erfinden und sie durch ständige Wiederholung den Gehirnen der Menge gleichsam einzuhämmern, ist ein unleugbares Geschick unserer Gegner, vor allem der Angelsachsen. Hohe Staatsbeamte nicht minder wie die Männer der Feder, ja selbst Kanzelredner wetteifern in dieser Kunst, die sie bislang schon in den vielen Wahlkämpfen, wie sie Demokratien eigen sind, geübt haben, wo kein Erfolg versprechendes Mittel, und sei es noch so verwerflich, verschmäht zu werden pflegt. So besitzen sie ein weit besseres Verständnis dafür, wie Menschen zu beeinflussen sind, als wir es haben. Sie wissen, daß auf die Massen nichts eindringlicher wirkt als die nackte Behauptung, die nur unermüdlich wiederholt zu werden braucht, um bald den Charakter der Selbstverständlichkeit und unanfechtbaren Wahrheit anzunehmen.

Diese Überlegenheit in demagogischen Praktiken haben unsere Gegner auf der ganzen Erdkugel weidlich ausgenutzt, vor keiner Verleumdung dabei zurückschreckend. „Barbaren und Hunnen", „Kampf für Freiheit und Zivilisation der Welt", „Kampf für die Rechte der kleinen Nationen", „die Freiheit der Welt bedrohender preußischer Militarismus" sind einige von den vielen der Wahrheit ins Gesicht schlagenden Schlagwörtern, die in Wort und Schrift immerfort wiederkehren. Was hilft der statistische Nachweis, daß der Militarismus unserer Gegner nicht geringer war als der unserige, daß sogar Frankreichs und Rußlands Rüstungen in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege weit größere Summen verschlungen haben als die Rüstungen Deutschlands und Österreichs-Ungarns? Was hilft der Hinweis auf die unglückselige geographische Lage Deutschlands zwischen zwei mächtigen, feindselig gesinnten Nachbaren, die uns zu ständiger Abwehrbereitschaft zwingt? Der preußisch-deutsche Militarismus, und nur er, ist und bleibt „der natürliche Feind der Menschheit".

Zwar hat, wie der mutige Wahrheitsbekenner E. D. Morel in seinem Buche „Truth and War" schildert, selbst ein Lloyd George, der heute seinen Landsleuten vorredet, Deutschlands Rüstungen seien erfolgt, Europa zu unterwerfen, im Jahre 1908 an dieselben Volksgenossen die Frage gerichtet: „Könnt Ihr denn nicht verstehen, wie sehr Deutschland im Recht ist mit seiner Furcht? Wenn Ihr in derselben Lage wäret wie Deutschland, mit Rußland auf der einen und Frankreich auf der anderen Seite, und mit beiden als Feinden im Falle eines europäischen Krieges, würdet Ihr Euch nicht ebenso waffnen, nicht ebenso Schiffe bauen?"

Und gleich treffend schildert Marcel Sembat in seinem Buche „Faites un Roi, sinon faites la Paix" die Deutschland von Rußland drohende Gefahr: „Der Deutsche ist aufgewachsen im Schatten dieser Drohung, eine furchtbare Lawine schwebt über seinem Haupt; jeden Augenblick kann sie sich loslösen und auf ihn niedergehen; eine Lawine von barbarischen und brutalen Massen, von Wilden ohne Zahl, drohend seinen Boden zu überschwemmen, seine Kultur und seine Gesellschaft zu verschlingen."

Jedoch alle diese für uns sprechenden Tatsachen und viele andere mehr haben nichts an der Wirkung jener Phrase von dem „die Freiheit der Welt bedrohenden preußischen Militarismus" zu ändern vermocht, einer Phrase, die, gleich den übrigen von unseren Gegnern in die Welt gesetzten, selbst von vielen Neutralen gläubig hingenommen wird.

Als neues Schlagwort ist nunmehr die hohle Redensart „Demokratie gegen Autokratie" aufgetaucht. Die großen wirtschaftlichen, politischen und Rassen-Gegensätze, die in diesem furchtbaren Kriege aufeinanderprallen, mit Vorbedacht nicht beachtend, stellt der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika es in seiner Kriegsbotschaft an den Kongreß so hin, als sei der ganze Gegensatz in diesem Europa dem Abgrunde zuführenden Ringen in dem Gegensatze zwischen Demokratie und Autokratie, das soll heißen: zwischen dem guten und dem bösen Prinzip begründet. Die Autokratie, die unumschränkte Herrschaft des Monarchen, wie sie angeblich in dem doch konstitutionellen Deutschland und Österreich-Ungarn bestehen soll, bedeutet nach Wilson Weltmachtstreben und somit in alle Zukunft Krieg. Die Demokratie, die Volksherrschaft, von unseren Gegnern und zwar nunmehr auch von Rußland vertreten, bedeutet Freiheit und Gleichheit für die Staatsbürger und dauernden Frieden für die ganze Welt. „Die Welt muß", wie Wilson sagt, „für die Demokratie sicher gemacht werden. Der Weltfrieden muß auf die erprobte Grundlage der Freiheit gepflanzt werden."

Von jeher ist den Anhängern demokratischer Staatswesen in hohem Maße Unduldsamkeit gegen andere Staatsformen eigen gewesen. Die demokratische Staatsform für die alleinseligmachende haltend, sehen sie — meist noch in einem Zerrbilde — nur die Mängel anderer Staatsformen, ohne der Unzuträglichkeiten der eigenen bewußt zu werden.

Das stolze Bild von einem freien Volke, das sich selbst regiert, ist freilich einschmeichelnd und verlockend, um so mehr, wenn ihm das düstere Gemälde eines despotisch regierten Volkes gegenübergestellt wird. Aber die Wirklichkeit ist anders wie diese der Phantasie entlehnten Bilder. Das freie, sich selbst regierende, nur eigenem Willen gehorchende Volk existiert ebensowenig wie heute im konstitutionellen Staate der Despot. Indem man in der Demokratie fälschlich die Mehrheit für das Ganze nimmt, bleibt unbeachtet, daß diese Herrschaft der Hälfte + 1 die Minderheit gerade so bevorrechten und bedrücken kann wie das ärgste Regiment eines absoluten Herrschers. Despotischer und grausamer hat nie ein Tyrann regiert als der Konvent der großen Revolution und die Pariser Kommune. Und meist ist es nicht mal die Mehrheit des Volkes, die dem Ganzen ihren Willen vorschreibt, sondern eine Gruppe von wenigen die Masse beeinflussenden herrschsüchtigen oder beutegierigen Personen, die zum Schaden der Allgemeinheit wirkt. So gelüstet es denn auch keinen einsichtigen Deutschen nach den „freiheitlichen" Zuständen des vertrusteten, völlig unter der Herrschaft des Kapitalismus stehenden Nordamerikas. Noch unlängst hat ein

hervorragender Kenner und Beurteiler amerikanischen Wesens, Ostrogorski, ein geradezu abschreckendes Bild von amerikanischen Männern und Einrichtungen entworfen. Senat und Repräsentantenhaus, beide durch das Parteiwesen verderbt, bezeichnet er als Brutstätten politischer Laster. Und selbst ein Bewunderer der Einrichtungen seines Landes, wie der Amerikaner William Milligan Sloane*), berichtet von so viel abstoßenden Zügen aus der Interessenwirtschaft der nationalen, staatlichen und städtischen Politik, daß niemand sich nach einer Übertragung amerikanischer Einrichtungen auf unser Land sehnen wird.

Über Frankreichs demokratische Einrichtungen hat uns Wilson selbst in seinem Werke „Der Staat" Auskunft gegeben, wonach „Frankreich unter der unerträglichsten aller Regierungsformen, unter einer von einer Massenversammlung geleiteten Regierung — unter der Regierung durch eine zusammenhangslose, auf Volksgunst beruhende Volksvertretung seufzt"**).

Allein selbst wenn das Bild, wie es in der Phantasie der Demokraten lebt, der Wirklichkeit näher käme als es in Wahrheit der Fall ist, welche ungeheuerliche Anmaßung und Überhebung liegt doch darin, daß das Oberhaupt eines fremden Staates einem alten europäischen Kulturvolke eine Staatsform aufzwingen will, und gar das Oberhaupt des Staates, der auf Grund seiner Monroedoktrin jede Einmischung Europas in irgendwelche Angelegenheiten eines amerikanischen Staates für unzulässig erklärt!

In diesem heuchlerischen Vorgeben, das deutsche Volk mit einer freien und gerechten Verfassung zu beglücken, ist in Wahrheit nichts anderes zu erblicken wie ein listiger Versuch, durch Erregung von Zwietracht zwischen Fürst und Volk Deutschland in innere Kämpfe zu verstricken, damit es um so leichter dem Angelsachsentum zur Beute falle.

Aber nicht nur um des Wohles des deutschen Volkes willen soll die „Autokratie" der Hohenzollern gestürzt und die Demokratie in Deutschland errichtet werden, vielmehr soll dies auch zum Heile der ganzen Welt, auf daß dauernder Friede herrsche, geschehen. „Die Welt muß für die Demokratie sicher gemacht werden, der Weltfrieden muß auf die erprobte Grundlage der Freiheit gepflanzt werden."

Ward je eine plumpere Lüge ersonnen? je die Wahrheit frecher und gröber entstellt? Auf welcher Seite der kriegführenden Staaten sind denn die gewaltigen Weltimperien, die ewig unersättlichen, immerfort nach weiterer Ausdehnung ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht strebenden?

Hat nicht selbst die demokratische Union trotz ihrer ungeheuren Territorien noch im Jahre 1898 Spanien in einem arglistig vom Zaune gebrochenen Kriege seines letzten Kolonialbesitzes beraubt, nachdem es vorher den Vorschlag

*) Die Parteiherrschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Entwicklung und ihr Stand, 1918.

**) Woodrow Wilson, Der Staat. Elemente historischer und praktischer Politik. In deutscher Ausgabe 1918 erschienen und mit einem Geleitwort von ihm versehen. (Seite 208.)

Spaniens auf schiedsgerichtliche Austragung des weder Ehre noch Lebensinteresse berührenden Streitpunktes grundlos abgelehnt hatte?

Hat nicht die Republik Frankreich nach dem Deutsch-Französischen Kriege sich ein gewaltiges afrikanisches Reich, ein zweites Frankreich in vielen kriegerischen Eroberungszügen geschaffen?

Und nun gar das demokratische England, das ein Fünftel des Festlandes der Erde sein eigen nennt und alle Meere der Erdkugel beherrscht! In endlosen Kriegen — der englische Geschichtsforscher Seeley zählt allein in dem Zeitabschnitt zwischen der Revolution von 1688 und der Schlacht von Belle Alliance vierundsechzig Kriegsjahre — ward Teil um Teil dieses größten Weltreichs aller Zeiten erobert, zuletzt noch vermehrt durch den Raubzug gegen die Burenrepubliken.

Klingt es nicht wie ein Hohn auf die Urteilslosigkeit der Zeitgenossen, wenn mit frecher Stirn diese ländergierigen und eroberungssüchtigen Demokratien als die Horte des Friedens bezeichnet werden?

Ein Hort des Friedens war von jeher das deutsche Volk. Nachdem es seine langersehnte Einheit wieder errungen, hat es — von der Niederwerfung einiger aufständischen afrikanischen Stämme und der Boxerbewegung in China abgesehen — in mehr als vierzig Jahren keine Kriege mehr geführt, obgleich es oft genug von übermütigen Nachbarn gereizt wurde und obgleich es seine jetzigen Hauptfeinde leicht getrennt hätte schlagen können: im Jahre 1887 Frankreich, im Jahre 1898 im Bunde mit Frankreich und Rußland England während des Burenkrieges und im Jahre 1904 Rußland während des russisch-japanischen Krieges. Aber diese günstigen Gelegenheiten ließ es, von tiefer Friedensliebe erfüllt, ungenutzt vorübergehen.

Allein trotzdem sich all dies so und nicht anders verhält: das Schlagwort von dem Kampfe der Demokratie gegen die Autokratie als dem Kampfe der den Weltfrieden sichernden Staaten mit den nach Weltmacht strebenden wird seine Runde um die Welt machen und überall Gläubige finden und gewinnen. Denn keine Behauptung ist so grund- und haltlos, so widersinnig, daß sie nicht, wenn unermüdlich wiederholt und wie etwas Selbstverständliches vorgetragen, schließlich als wahr hingenommen wird. So lähmend wirken diese immer wiederholten Schlagwörter auf die Urteilskraft, daß es selbst für die, gegen die sie sich richten, mitunter der Selbstbesinnung bedarf, um nicht ihrem Einfluß zu erliegen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Friede und Bündnis im Osten! (Vgl. „Grenzboten" vom 2. Mai 1917 „Gegenwartsmöglichkeiten im Osten" von Georg Cleinow.) Ob das Deutsche Reich sich Gebiet einverleiben muß, das jetzt zum russischen Reiche gehört, steht noch dahin. Jedenfalls kann es sich nur um verhältnismäßig kleine Teile solchen Gebietes handeln, das zum eigentlichen Rußland nicht gehört und von einer den Russen stamm-, sprach- und sittenfremden Bevölkerung bewohnt wird. Der Verlust solchen Gebietes würde dem echten Rußland ebensowenig Abbruch tun, wie der unvermeidliche Verlust Polens, das ein selbständiger Staat wird.

Unter allen Umständen sollten aber Deutschland und Rußland so schnell wie möglich zum Frieden, ja zur Freundschaft und zum Bündnis miteinander zu kommen suchen. Der Friede im Osten würde das Ende dieses ganzen Krieges naherücken und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland würde den Weltfrieden für absehbare Zeit sichern. Das ist für alle Länder, die jetzt kriegführenden voran, das wichtigste.

Seit den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Tode Alexanders des Zweiten war die Freundschaft zwischen Preußen und Rußland fast ein Jahrhundert lang unverbrüchliche Überlieferung in beiden Ländern. Das bedeutete ohne weiteres Freundschaft zwischen Rußland und dem neugegründeten Deutschen Reiche. Aber auch zu Österreich war das Verhältnis Rußlands während jener Zeit ein gutes, zeitweise sehr gutes.

Die Lage änderte sich, als mit dem Regierungsantritte Alexanders des Dritten die russische Staatskunst jene verderbliche allslawische Richtung annahm, die sie dann behalten hat und die in Wahrheit nichts anderes ist, als ein völlig ungerechtfertigtes Streben Rußlands nach der Herrschaft über den ganzen Osten und Südosten und über einen guten Teil der Mitte Europas.

Es steht aber kein vernünftiger Grund der Wiederkehr der alten besseren Zeiten entgegen. Vielmehr liegt es im wohlverstandenen Interesse der Länder der Mitte, des Ostens und des Südostens von Europa, sich nebst den asiatischen Gebieten Rußlands und der Türkei zur gegenseitigen Förderung ihrer Wirtschaft und ihrer Kultur sowie zur dauernden Wahrung ihres Friedens freundschaftlich und machtvoll zusammenzuschließen. Diese große eng zusammenhängende Ländermasse bildet von Natur ein wirtschaftliches Gesamtgebiet, mag das in sich auch in noch so viele Einzelgebiete zerfallen. Sie steht in einem natürlichen Gegensatze zum Westen, vor allem zu England und Amerika.

Rußland scheint auf dem Wege zur Anerkennung und Schonung der Eigenart seiner Fremdvölker zu sein. Wenn es diese Anerkennung und Schonung hinfort auch dem baltischen Deutschtum zuteil werden läßt, dann steht selbst rein gefühlsmäßig einem freundschaftlichen Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland nichts entgegen. Den Krieg vom Zaune gebrochen hat nicht das russische Volk, sondern seine Regierung und das Haus Romanow, das jetzt die verdiente Vergeltung ereilt hat. Dieser Krieg braucht zukünftiger Freundschaft zwischen den Ländern nicht entgegenzustehen.

Aber muß das nicht die neue demokratische Staatsform Rußlands, das wahrscheinlich dauernd eine Republik wird? Mit nichten!

Deutschland ist ein freies Land, frei unter der Regierung seines Kaisers, dieses Präsidenten des Bundes von Staaten, den das Deutsche Reich bildet, frei unter seinen Fürsten in den Einzelstaaten, deren jeder seine konstitutionelle Verfassung hat. Deutschland kann weder eine Abneigung gegen die neue russische Freiheit hegen, noch hat es von ihr für den Bestand seiner eigenen festgefügten staatlichen Einrichtungen irgendetwas zu befürchten.

Wenn das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, Rußland, Bulgarien und die Türkei und dazu die jetzt in unserer militärischen Gewalt befindlichen Länder Rumänien, Serbien, Montenegro und der größte Teil Albaniens in Zukunft zusammengingen, so würde das für die Bevölkerung dieser Länder in Europa und in Asien die glücklichste Entwicklung ermöglichen.

Ein sofortiger Friedensschluß wäre auch für Österreich-Ungarn Rußland gegenüber ohne weiteres möglich bei Austausch der von ihm jenseits des polnischen Sprachgebiets besetzten russischen Gebietsteile gegen Ostgalizien und die Bukowina. Bulgarien könnte im Osten Frieden schließen gegen Abtretung des östlichen Grenzstriches von Serbien, so daß es an Ungarn grenzte, und gegen Abtretung der Dobrudscha seitens Rumäniens. Die Türkei würde nicht nur nicht geschwächt, sondern sogar gestärkt werden, wenn sie das ewig unruhige christliche Armenien aus ihrem islamitischen Reichskörper ausschiede und es dem religiös nahe verwandten Rußland überließe. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn könnten mit Rumänien, Serbien und Montenegro Frieden schließen unter der bloßen Bedingung zukünftigen engen vertragsmäßigen Zusammengehens, die natürlich, ebenso wie die des Zusammengehens mit Rußland, genau zu formulieren wäre.

Polen, Rumänien und Serbien müssen darauf verzichten, einen geschlossenen, ihr ganzes Volkstum umfassenden Staat zu bekommen. Sie können dies ruhig tun und sich mit Deutschland trösten. Von Deutschland gehören nicht viel mehr als zwei Drittel zum Deutschen Reiche. Deutschland besteht geschichtlich und kulturell und größtenteils auch sprachlich und nach Abstammung aus dem Deutschen Reiche, aus Österreich mit Ausnahme von Galizien, den Gebieten an der Adria und deren Hinterlande, sowie von Welschtirol, ferner aus Liechtenstein, der Deutschen Schweiz und Luxemburg. Das baltische Land gehört nicht zu Deutschland, sondern liegt außerhalb desselben und ist eine alte deutsche staatlich aber niemals zu Deutschland gehörig gewesene Kolonie mit einer dünnen deutschen Bevölkerungsoberschicht.

Wie die Deutschen im Reiche und außerhalb, so müssen und können auch die Polen, Rumänen und Serben in ihren Nationalstaaten und außerhalb derselben sehr wohl damit zufrieden sein, mit den angrenzenden Volksgenossen eine Stammes-, Sprach- und Kulturgemeinschaft zu bilden. Diese Gemeinschaft wird durch ein enges Zusammengehen mit den die auswärtigen Volksgenossen enthaltenden Staaten aufs beste gefördert werden.

Alle Völker des zu ersehnenden Bundes sollen ihren eigenen nationalen Stolz pflegen, aber sich davor hüten, andere Völker zu unterdrücken. Es schickt sich für ein großes Volk, daß es kleineren Teilen anderer Völker in seinem Gebiete Raum, Licht und Luft gewährt und gönnt. Von Rußland muß verlangt werden, daß es seine Fremdvölker in ihrer Sprache, Sitte und Kultur achtet und schont. Dasselbe muß aber gerechterweise von Deutschland verlangt werden. Dem muß vor allem auch die Behandlung der Polen in Preußen entsprechen. Nicht minder muß dasselbe von Ungarn den Rumänen, Serben und Deutschen gegenüber verlangt werden.

Die Hoffnung dürfte berechtigt erscheinen, daß sich einem Bunde, wie dem hier als Ziel des Wunsches hingestellten, mit der Zeit auch noch andere Staaten anschließen würden.

Landgerichtsrat W. Hoffmann

Das Programm, das der Herausgeber der „Grenzboten" im 18. Hefte des Jahres 1917 aufstellt, kann ich unterschreiben; mein den Grenzbotenlesern bekanntes widerspricht ihm nicht. Dieses fordert die Organisation der Fremdvölker in selbständigen Staaten, wogegen, wie Georg Cleinow andeutet, das russische Volk nichts einzuwenden hat, während

dem Zarismus die Einwilligung dazu nur durch einen Krieg abgerungen werden konnte. Wenn ich aber außerdem für wünschenswert und notwendig halte, daß Rußland deutschen Ansiedlern und deutscher Intelligenz geöffnet werde, so ist damit nicht Unterjochung und Ausbeutung Rußlands gemeint, sondern Verbesserung der russischen Verwaltung und Erziehung der Russen zu rationeller Wirtschaft, besonders Land- und Forstwirtschaft, durch deutsche Intelligenz und deutsche Vorbilder; die russische Intelligenz kann dem Bauer nicht viel nützen, weil sie — sehr gut hat sie der Engländer Sir Donald Mackenzie Wallace beschrieben — nicht die richtige praktische Intelligenz ist. Die Beeinflussung durch Deutsche liegt ganz ebenso im Interesse der Russen selbst wie in dem unseren, und hätten sie erleuchtete Führer, so würden diese an unsere Regierung die Bitte richten, die vor mehr als tausend Jahren ihre Väter an die germanischen Waräger gerichtet haben. Noch mehr! Hätte England erleuchtete Staatsmänner, dann würden diese schon längst an unsere Regierung die Aufforderung gerichtet haben, die große Aufgabe der Kultivierung Osteuropas und Westasiens zu übernehmen, denn es handelt sich dabei nicht bloß um die Erweiterung unseres Nahrungsspielraumes, sondern um das Brot Europas. Nur der deutsche Landwirt, vom Rittergutsbesitzer bis zum Ackerhäusler, hängt an seiner Scholle und pflegt den Boden so sorglich und so verständig wie eine Mustermutter ihr geliebtes Kind. Der Osteuropäer wirtschaftet nachlässig und wenig rationell, der Angelsachse aber hängt nicht an seiner Scholle und betreibt die Landwirtschaft rein kapitalistisch, nur auf den augenblicklichen Geldertrag bedacht, als Raubbau. Die letzten amerikanischen Mißernten sind sicherlich nicht bloß vom Wetter verschuldet, sondern zum Teil wenigstens auch von diesem kapitalistischen Betrieb. Wie der Handels- und Industriekapitalismus der Union auch sonst noch die Landwirtschaft, die Viehzucht, die Gärtnerei schädigt, so daß jetzt schon Teuerung dieses Land heimsucht, das bequem 800 Millionen Menschen ernähren könnte, ist in diesem kurzen Votum nicht darzulegen. Unter diesen Umständen beruht die Möglichkeit der zukünftigen Ernährung des übervölkerten Mittel- und Westeuropas auf der Hebung der Landwirtschaft Osteuropas und Westasiens. Legt der unersättliche Polyp, der angelsächsische Kapitalismus, seine Saugnäpfe auch auf diese Gebiete (zunächst würde er mit den verwahrlosten russischen Wäldern, diesen Resten eines kostbaren Gutes, vollends aufräumen, wie er die amerikanischen vernichtet hat), dann ist binnen wenigen Jahrzehnten Europa zum Hungertode verurteilt, und alle Politik hat ein Ende. Gegenüber dieser furchtbaren Gefahr müssen alle die politischen Interessen, die als Beweggründe oder Vorwände der Selbstzerfleischung Europas gelten: die sogenannten Imperialismen, die Handelskonkurrenz, die Seeherrschaft, Belgien, Elsaß-Lothringen, Fetzen des schwarzen Erdteils — kindischer Frevel oder frevelhafte Kindereien genannt werden. Carl Jentsch

Frühling 1917

Aus dunklen Gründen blüht der Tod,
Und drüber weht ein altes Tuch —
Du kennst die Farbe: schwarzweißrot . . .
Und alles Leid und alle Qual
Wird wach beim ersten Morgenstrahl,
Und manches Beten ward zum Fluch!

Und doch — und doch — wir grüßen ihn,
Den jungen Lenz auf deutscher Erde;
Wir sehen weiße Wolken zieh'n
Und träumen still, daß Friede werde —
Und hoffend blicken wir empor
Ins lichte Grün der alten Kronen,
Und wie im Traum vernimmt das Ohr
Das ferne Grollen der Kanonen.
Wie Kranke, der Genesung nah,
Seh'n wir die braunen Ackerkrumen
Und freuen uns der lieben Blumen,
Die unser Knabenauge sah.

So leise streichelt uns der Wind,
Als schlafe noch ein Glück im Herzen,
Wenn heimlich unter Blütenkerzen
Die Träne aus dem Auge rinnt.

Karl Berner

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6950.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Österreichiſche Kriegsziele

Von Profeſſor Dr. Conrad Bornhak

Ohne Gebietsabtretungen und Entſchädigungen will der ruſſiſche Arbeiter- und Soldatenrat Frieden ſchließen. Das iſt auf Seite des Beſiegten ein verflucht geſcheuter Gedanke, nach einem von der eigenen Staatsgewalt frevelhaft vom Zaune gebrochenen Kriege und nach erlittener Niederlage ſich ohne jeden Verluſt aus der Geſchichte herauszuziehen. Doch eine andere Frage iſt es, inwiefern ein ſolcher Gedanke auf ſeiten des Siegers Gegenliebe findet. Aus ſozialdemokratiſchem Munde ertönte ſchon das Echo des Scheidemannfriedens. Überraſchender erſchien es, daß auch die öſterreichiſche Regierung erklären ließ, ſie fordere von Rußland keinerlei Gebietserwerb.

In manchen deutſchen Kreiſen iſt das als öſterreichiſche Unfreundlichkeit ausgelegt worden, da dadurch auch die deutſche Regierung in dieſelbe Richtung gedrängt würde. Nichts liegt aber ferner. Kann doch dem Auslande die Unterſtützung eines Scheidemannfriedens gerade als Unterſtützung der deutſchen Regierung erſcheinen. Und der Reichskanzler hat denn auch ſchon die Erklärung abgegeben, er ſei mit der öſterreichiſchen Reichsleitung ein Herz und eine Seele.

In der Tat können für die auswärtige Politik eines Staates ſelbſt unter engſten Bundesgenoſſen nur die eigenen Intereſſen maßgebend ſein. Und dieſe ſind in den Kriegszielen gegenüber Rußland für Öſterreich etwas andere als für Deutſchland.

Sehen wir uns die Kriegskarte an, ſo hat Deutſchland außer Kongreßpolen und ſeinem weiteren öſtlichen Hinterlande ein weites Gebiet von Litauen und Kurland, die militäriſche Deckung Oſtpreußens beſetzt. Die Öſterreicher haben zwar auch einen Teil Kongreßpolens inne, dagegen haben die Ruſſen mit Oſtgalizien und der Bukowina ungefähr ebenſo viel öſterreichiſches Gebiet beſetzt wie Deutſchland franzöſiſches.

Polen ist ein erledigter Punkt. Es kann dahingestellt bleiben, inwieweit der polnische Wunsch, ungeteilt mit Galizien vereinigt zu werden und zu Österreich in ein ähnliches Verhältnis zu treten wie Ungarn, österreichische Gegenliebe gefunden hat. Für Deutschland war eine zusammenhängende Grenze der Nachbarmonarchie von der Memel bis Lindau, in die Schlesien wie eine Halbinsel hineingeragt hätte, und mit starkem polnischen Einflusse auf die österreichische Gesamtpolitik weniger angenehm. Mag man die erfolgte Lösung der polnischen Frage durch das Einverständnis der beiden Kaisermächte für die beste oder die schlechteste Art der Lösung, für verfrüht oder rechtzeitig halten, mit der geschichtlichen Tatsache hat man sich einfach abzufinden. Damit entschwindet aber von der Kriegskarte das Faustpfand, daß Österreich in Kongreßpolen Rußland gegenüber hatte.

Österreich ist also Rußland gegenüber nur noch im Nachteile. Österreich hat kein irgendwie in Betracht kommendes russisches Gebiet, wohl aber Rußland einen erheblichen Teil österreichischen Gebietes besetzt. Hier konnte also die zielbewußte österreichische Diplomatie die russische Demokratie mit eigenen Waffen schlagen. Indem Österreich den russischen Gedanken eines Krieges ohne Eroberungen aufnahm, hatte es von Rußland die Räumung von Ostgalizien und der Bukowina zu erwarten, während es seinerseits Rußland keine Gegenleistung gewährte. Der deutsche Bundesgenosse mag ja nun seine eigenen Interessen Rußland gegenüber vertreten.

Allein Österreich ist, wohlgemerkt, zu dieser Uneigennützigkeit eines Friedens ohne Eroberungen und Entschädigungen nur Rußland gegenüber bereit. Es denkt gar nicht daran, die Torheit eines Scheidemannfriedens da zu begehen, wo es seinerseits im Vorteile ist. Im Gegenteile hat Österreich auf der anderen Seite einen Teil seines Siegespreises schon in höchst verständiger Weise in Sicherheit gebracht, so daß wir unserem Bundesgenossen aus Neid nicht auf das, was er erworben, sondern auf seine vortreffliche Staatsleitung nur Glück wünschen können.

Es soll hier kein diplomatisches Geheimnis verraten, sondern nur etwas mitgeteilt werden, was jeder selbst lesen kann. Quelle der Weisheit ist nämlich der Gothaer Hofkalender von 1917.

Da finden wir bei Bulgarien unter den statistischen Angaben: Neue Kreise 1916 Adrianopel, Kumanowo, Monastir, Negotin, Nisch, Ochrida, Pirot, Poscharewatz, Prischtina, Prisren, Schlip, Tetawo-Kalandelen, Tikwesch, Tschujaja, Üsküb, Wranja, Zaitschar. Also unser bulgarischer Bundesgenosse ist jedenfalls für einen Scheidemannfrieden nicht zu haben, sondern hat sich bereits auf dem bisher serbischen Gebiete, das er — doch natürlich nach erfolgter Verständigung mit Österreich — für sich beansprucht, endgültig eingerichtet. Bulgarien hat dabei so wenig Angst davor, was die Neutralen sagen könnten, und ob nicht etwa dadurch der Kriegswille seiner Gegner aufs neue aufgepeitscht werden könnte, daß es die Vereinigung der größeren Hälfte von Serbien mit Bulgarien ganz offen in den Gothaer Hofkalender aufnehmen läßt.

Serbien hat diese Gebiete nicht an Bulgarien abgetreten. Das ist aber auch unter ganz bestimmten Voraussetzungen gar nicht notwendig. Worauf beruht denn aber der völkerrechtliche Erwerbstitel Bulgariens? Auf der Tatsache der Eroberung. Diese liegt vor, wenn das ganze Gebiet eines Staates militärisch besetzt ist, und die Besetzungsmacht oder die Besetzungsmächte die demnächstige Wiederherstellung des Staates nicht wollen. Daß hinterher von dem nunmehr bulgarischen Gebiete ein kleines Stück von Monastir wieder vom Feinde besetzt wurde, ändert an der Tatsache des vollzogenen Untergangs des serbischen Staates nichts. Dieser Untergang ergibt sich aber völkerrechtlich aus der endgültigen Verfügung Bulgariens über die größere Hälfte des serbischen Staatsgebietes ohne Abtretung seitens der bisherigen serbischen Staatsgewalt.

Damit hat der Mörderstaat, der durch die Tat von Serajewo zu dem Weltkrieg den Anlaß geboten, sein verdientes Schicksal erreicht. Serbien ist tot. Keine Versöhnungsduselei eines Scheidemannfriedens kann ihm wieder zu neuem Leben verhelfen.

Aber Bulgarien hat im Einverständnisse mit seinem österreichischen Bundesgenossen nur über die eine Hälfte Serbiens verfügt. Damit bleibt die andere Hälfte verfügbar. Weder Deutschland noch die Türkei haben ein Auge auf serbisches Gebiet geworfen. Man braucht jetzt gar nicht mehr auszusprechen, was mit dem Reste von Serbien wird, es ist ganz selbstverständlich.

Übrigens kann uns auch noch ein Blick auf die Karte Serbiens überzeugen, daß ein serbischer Staat nach Abzug dessen, was Bulgarien sich endgültig einverleibt hat, einfach lebensunfähig sein würde. Sein Gebiet würde noch nicht einmal so groß sein wie das des alten Fürstentums Serbien vor dem russisch-türkischen Kriege und dem Berliner Kongresse von 1878. Auf diesem Stumpfe kann kein serbischer Staat mehr bestehen. Das Gebiet gliedert sich entweder an Bosnien oder an das südliche Ungarn naturgemäß an. Doch das ist eine innere österreichische Frage, die für uns ohne weiteres Interesse ist.

An diesem Gebietserwerbe Österreichs und Bulgariens nimmt aber auch Deutschland den lebendigsten Anteil. Namentlich von bulgarischen Staatsmännern, die sich vor der Erörterung der Kriegsziele gar nicht scheuen, ist immer wieder betont worden, daß Bulgarien künftig eine gemeinsame Grenze mit Österreich haben müsse. Das ist auch ein hervorragendes militärisches und wirtschaftliches Interesse Deutschlands. Denn die mögliche Abschneidung Deutschlands durch England vom Weltmarkte wird nur in der Richtung nach Südosten durchbrochen. Diese freie Bahn für Deutschlands weltpolitische Entwicklung, die Grundlage des künftigen mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnisses mit dem Wege von Hamburg und Antwerpen über Sofia und Konstantinopel nach Bagdad auf der einen, dem Schwarzen Meere nach der anderen Seite darf nicht wieder durch feindliche Kleinstaaten, die sich an feindliche Großmächte anlehnen, unterbrochen werden.

Nun ist zwar die Ansicht ausgesprochen worden, Österreich könne vielleicht beabsichtigen, den Rest von Serbien mit Montenegro unter dem Prinzen Mirko, der, an einer politischen Krankheit leidend, sich in Wien bereit hält, zu vereinigen. Diese Auffassung ist eigentlich so töricht, daß sie keiner Widerlegung bedarf, widerspricht auch der bisherigen Wirksamkeit der österreichischen Verwaltung in dem österreichischen Anteile von Serbien. Die vorzügliche österreichische Politik, die bei allem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, so feste Überlieferungen hat wie die englische, zielte immer darauf ab, die beiden Serbenstaaten durch den Sandschak von einander getrennt zu halten. Erst bei der bosnischen Annexionskrisis von 1908 sah sich Österreich unter italienischem Drucke genötigt, sich aus dem Sandschak zurückzuziehen. Und bei dem Zusammenbruche der europäischen Türkei 1912 fühlte es nicht die Kraft in sich, die Aufteilung des Sandschaks zwischen Serbien und Montenegro und damit die Verbindung der beiden Serbenstaaten zu hindern. Und jetzt sollte es gerade ein serbisches Staatswesen auf einheitlicher Grundlage wiederherstellen, das um seiner selbst willen der natürliche Verbündete Rußlands und Italiens werden müßte. Daran kann doch kein vernünftiger Mensch denken.

Was aus den anderen feindlichen Balkanstaaten wird, ist allerdings noch ungewiß.

Die Wiederherstellung Montenegros, das auch durch Verlust seines ganzen Gebietes untergegangen ist, wäre allerdings an sich denkbar, ist aber wenig wahrscheinlich. Den Lowtschen und die Adriaküste bekommt Montenegro gewiß nicht wieder. Einen solchen verstümmelten Kleinstaat als russisch-italienischen Vorposten an der empfindlichen Südgrenze wird sich aber Österreich überhaupt nicht wieder auf den Hals laden. Das montenegrinische Gebiet gliedert sich ganz natürlich an die Herzegowina an.

Was aus Rumänien wird, bleibt noch vollständig ungewiß. Möglicherweise stellt man es gegen gewisse Sicherheiten mit beschränktem Gebietsumfange wieder her. Denn die Dobrudscha wird Bulgarien gewiß nicht wieder herausgeben. Vielleicht wird aber auch das linke Donauufer bis zum Sereth österreichisch und der Rest der Moldau russisch. Das bildete dann eine Entschädigung Rußlands für seine sonstigen Gebietsverluste, einen Austausch auf Grund wechselseitiger Vereinbarungen im Sinne des Scheidemannfriedens.

Vom Stilfser Joch bis zum San war Österreich von den Kneifzangen einer Irredenta umgeben. Nur an der nordöstlichen Ecke war es zweifelhaft, ob die Ruthenen oder Ukrainer in Österreich durch Rußland oder diejenigen in Rußland durch Österreich von der Fremdherrschaft erlöst werden sollten. Diese Frage wird durch einen wechselseitigen Verzicht auf das Erlösungswerk hinfällig. Aber wenn die Serben und Rumänen ihre angeblich unter österreichischem Joche seufzenden Brüder nicht erlösen konnten, dann ist schon besser, sie lassen sich selbst von Austrias Mutterarmen umfangen. Die serbische wie die rumänische Irredenta finden damit ihre Erledigung. Und die betreffenden

Balkanvölker steigen damit wirtschaftlich und sozial zu einer höheren Kulturstufe empor, ohne ihr Volkstum zu verlieren, als in einem eigenen Staatswesen, das doch immer nur der Spielball fremder Mächte bleibt.

Jedenfalls haben wir keine Veranlassung, der österreichischen Uneigennützigkeit gegenüber Rußland eine allgemeinere Bedeutung beizumessen oder sie gar als für die deutsche Politik vorbildlich zu betrachten. Österreich sucht eben nur seine Schadloshaltung nach der anderen Seite.

Italienische Kolonialbestrebungen einst und jetzt

Von Oberregierungsrat Dr. E. Jacobi

Zu Anfang des Jahres 1913, also zur Zeit, als noch niemand an den Weltkrieg dachte und Italien noch seine gesicherte Stellung im Dreibund einnahm, schrieb die erste italienische Kolonialzeitung die „Rivista coloniale" das Folgende: „Wir müssen von den drei auseinanderliegenden Punkten des italienischen Afrika (Libia, Erythräa und Somaliland) einen organischen Kolonisationsplan gleichzeitig von allen Seiten ins Werk setzen und daran denken, daß es dabei noch ein größeres und würdigeres Unternehmen gilt." Und welches sollte dies Unternehmen sein? „Man vergesse nicht", hieß es weiter, „daß Libia nur dann eine große Kolonie werden kann, wenn ihre wirtschaftlichen Schlüssel in unsere Macht gelangen durch geeignete Grenzberichtigungen und ein Vorgehen bis zum Tschadsee. Man vergesse nicht, daß Erythräa und Somaliland nur zerstreute Fragmente einer geographischen und politischen Einheit sind, die in Zukunft in unsere Hände fallen kann, wenn wir uns dieser beiden wichtigen Ausgangspunkte zur rechten Zeit zu bedienen wissen. Man vergesse nicht, daß wir in Libia, wie in Erythräa und Somaliland zu Nachbaren eine süße lateinische Schwester*) und eine traditionelle Freundin**) haben, die aber unangenehm werden könnten, mit denen wir daher in einer näheren oder ferneren Zukunft uns auseinanderzusetzen haben werden. Man vergesse nicht, daß wir sehr starke und mächtige Verbündete haben, die uns um so wirksamer werden ihre Unterstützung leihen können, je stärker und mächtiger wir unserseits sind."

*) Frankreich.
**) England.

Mit welchen Empfindungen mag wohl heute der Verfasser dieser Ausführungen seine damaligen Worte lesen. Es war ein klares und sich aus den geographischen Verhältnissen ergebendes Kolonialprogramm. Italien mußte danach streben, Somaliland und Erythräa, die das reiche Abessinien im Südosten und Nordosten einschließen, unter Beseitigung des französischen Dschibuti und des englischen Berbera miteinander in Beziehung zu bringen, und andererseits seiner Kolonie Libia (Tripolis und Cyrenaika) ein ausreichendes Hinterland bis zum Tschad und den Ländern des Sudans zu verschaffen. Auf beiden Wegen fand es sich Frankreich und England gegenüber und sein klarstes Interesse mußte es daher im Kriegsfall an die Seite der Mittelmächte und der wiedererstarkenden Türkei führen. „Man vergesse nicht", sagte die „Rivista coloniale". Aber die genialen Herren Sonnino und Salandra vergaßen alles, sie verschmähten selbst das Entgegenkommen Österreichs und verkauften ihr Vaterland an seine natürlichen Gegner. Damit stellen sich nun natürlich der Ausführung jenes aus den natürlichen geographischen Verhältnissen entsprungenen Kolonialprogramms wesentliche Hindernisse entgegen. Denn Italien ist ja gerade mit denen, deren Besitzungen ihm im Wege liegen, verbündet. Nichtsdestoweniger hält man in Italien an diesem Programm fest, weil es eben das einzig Mögliche ist. Im Frühjahr 1917 schrieb der „Mattino", ein neapolitanisches Blatt:

„Ein Kolonialprogramm muß demnach ungesäumt aufgestellt und ausgearbeitet werden. Die italienische Fahne muß den Dschub überschreiten, und die französischen und englischen Enklaven, Überbleibsel einer Eifersuchtspolitik vergangener Zeiten, müssen aus unseren Besitztümern am Roten Meer und am Indischen Ozean verschwinden. Außerdem aber muß Italien, um seine Opfer bezahlt zu machen, das gesamte tripolitanische Hinterland bis zu den Verbindungen mit der Kanobahn und mit seinen Kolonien am Indischen Ozean als Siegesanteil zuerkannt erhalten. Dieses Programm von aneinandergrenzenden Kolonien und miteinander verknüpften Verbindungslinien ist im übrigen das einzige, das den Anspruch der Verbandsmächte auf die definitive Aneignung der deutschen Kolonien rechtfertigen könnte, weil es Kulturzwecken und nicht imperialistischen Zielen dienen würde."

Das ist also genau dasselbe, was die „Rivista coloniale" vier Jahre früher verlangte. Da man nun aber auf die falsche Seite geraten ist, so erwartet man die Erfüllung dieser Wünsche von dem guten Willen der Verbündeten, oder gibt sich wenigstens den Anschein, als erwarte man sie davon. In unbewachten Stunden freilich äußert man sich in dieser Beziehung nicht sehr hoffnungsvoll. Das Programm des „Mattino" entspricht, wie gesagt, fast genau dem der „Rivista coloniale". Die „französischen und englischen Enklaven" Dschibuti und Berbera sollen verschwinden. Das tripolitanische Hinterland soll bis zu „den Verbindungen mit der Kanobahn" ausgedehnt werden, außerdem aber noch „bis zu seinen Verbindungen mit den Kolonien

am Indischen Ozean". Das geht sogar noch über die früheren Ansprüche hinaus. Die Verbindung mit dem Endpunkt der Kanobahn (in Englisch-Nigeria) würde Tripolitanien erst haben, wenn es sich noch westlich vom Tschadsee ausdehnte. Die Verbindung mit den Kolonien am Indischen Ozean aber würde die Abtretung eines Teiles des britisch-ägyptischen Sudan an Italien bedingen. Man sieht, es wird von der Loyalität und Freigebigkeit der Verbündeten ziemlich viel verlangt. Wie stehen nun diese lieben Verbündeten zu den italienischen Ansprüchen? Im Jahre 1905 brachte die englische koloniale Zeitschrift „Afrika" einen Aufsatz mit der Überschrift „Warum nicht?", der für die englische Ansicht über italienische Kolonialbestrebungen sehr charakteristisch ist. Nachdem zunächst die Annektierung des Kongostaates durch England vorgeschlagen wird, heißt es weiter über Italien: „Italien hat zahlreichen seiner Untertanen gestattet, in den Dienst des Kongostaates zu treten, und hat auf manche Art dessen Verwaltung verteidigt. Dadurch hat es Sympathien bei uns nicht verdient, und wenn wir bedenken, daß Menelik mit seinen abessinischen Horden die italienischen Truppen ins Meer getrieben hat, so brauchen wir uns nicht wegen Italiens Empfindlichkeit zu beunruhigen. Die heruntergekommenen lateinischen Rassen haben in Afrika oder sonstwo keine Zukunft, und wir können über sie hinwegschauen . ." Diese freundliche Beurteilung Italiens durch ein öffentliches Organ der „traditionellen Freundin" stammt ja noch aus der Zeit vor dem Kriege, aber auch während des Krieges wurde die Stellung Englands keine erheblich andere. Am 24. Februar 1915, also zu einer Zeit, als bereits stark um die italienische Freundschaft geworben wurde, erläuterte Sir Harry Johnston, der bekannte englische Afrikaforscher, in der Londoner geographischen Gesellschaft die Verteilung Afrikas nach dem Kriege, wie sie sich — damals — in der englischen Phantasie darstellte. Dabei sollte Italien nur eine kleine Vergrößerung des Hinterlandes von Tripolis und zwar einen bis zum zehnten Grad nördlicher Breite spitz in die libysche Wüste hinein verlaufenden Zipfel erhalten, dafür aber die Stadt Ghadames an Frankreich abtreten. Von England erhält es, wie Sir Johnston fast höhnisch sagt, ein Stück der „keineswegs wertlosen libyschen Wüste" und das Recht, sich „an den Abhängen des Tibesti-Hochlandes auszubreiten". Das ist alles. Eine grade zu großartige Aussicht, die den Italienern für die Ehre, ihre Truppen in den Sold Englands zu stellen, geboten wird. Von einer Ausbreitung bis an den Tschad ist natürlich gar keine Rede. Der italienische Zipfel endet östlich von Abeschr in Wadai, aber so, daß Abeschr selbst wie überhaupt fast alle Oasen des Hinterlandes französisch bleibt. Die Italiener können sich eben „an den Abhängen" in der „keineswegs wertlosen Wüste" vergnügen. Alles Kulturland bleibt französisch oder englisch. Natürlich auch die Bucht von Solum. Nachdem nun Italien in den Krieg eingetreten war und seine Truppen für England geopfert hatte, mußte es doch wenigstens etwas erwarten. Aber seine Erwartungen wurden wieder schwer getäuscht. Vor kurzem wurde ein englisch-italienisches Kolonialabkommen ge

schlossen. Was es eigentlich enthält, hat man nicht recht erfahren, nur soviel haben die italienischen Zeitungen verraten, daß die Wünsche Italiens, den Hafen Kismaju an der Somaliküste, südlich vom Dschub, zu erhalten, die den Engländern immer wieder ans Herz gelegt wurden, glatt abgelehnt sind. „Die italienische Flagge muß den Dschub überschreiten" verlangte, wie oben angeführt, der „Mattino", d. h. die italienische Somalikolonie soll bis auf das Südufer des Dschub ausgedehnt werden und eben dem Hafen von Kismaju sich angliedern. In England aber denkt man, wie gesagt, gar nicht daran, den Bundesgenossen diesen wertvollen Hafen zu überlassen. Angesichts dieser Haltung der „traditionellen Freundin" England sind denn auch die Hoffnungen in Italien auf das Entgegenkommen der Bundesgenossen stark gesunken. Unter dem 14. März schrieb Carlo Scaorioglio im „Mattino": „England habe die Pierah-(?)Oase auf kyrenaischem Gebiet besetzt. England hat schon früher sein Protektorat über Kufra, Dscharabab und Siwah erklärt. Was wird aus dem tripolitanischen Hinterland? Was sind die Absichten unserer Regierung? Will sie uns mit den „sauberen Händen" abspeisen?" Ja, die italienische Regierung mag ja die besten Absichten haben. Aber Absichten allein nützen eben nichts. Seit Italien den Rückhalt an dem Dreibund verloren hat, kümmert man sich in London und Paris um seine Absichten sehr wenig. Denen schmeichelte man nur, so lange es galt, die Italiener zu gewinnen. Jetzt müssen sie ja doch mit, ob sie wollen oder nicht. Und neuerdings haben sie nun auch noch den Zaren, ihren Freund von Racconigi verloren, so daß sie nun vollständig auf dem Isolierschemel sitzen. Frankreich hat ja schon vor dem Kriege dafür gesorgt, daß die „süße lateinische Schwester" Italien ihm in dem tripolitanischen Hinterlande nicht in den Weg käme*). „Man vergesse nicht", sagte die „Rivista coloniale" 1913, „daß wir in Libia wie in Erythräa und Somaliland zu Nachbarn eine süße lateinische Schwester und eine traditionelle Freundin haben, die aber unangenehm werden könnten, mit denen wir daher in einer näheren oder ferneren Zukunft uns auseinanderzusetzen haben werden." Man hat in Italien recht viel vergessen, hoffentlich aber auch einiges gelernt. Vielleicht findet man noch einmal den richtigen Weg wieder.

*) Vgl. meinen Artikel „Frankreich und Italien", „Grenzboten" vom 5. August 1914.

Anſiedlung Kriegsverletzter

Von Dr. Curt Thomalla

Im Märzheft der „Deutſchen Rundſchau“ ſtellt Fr. Fromme als eine „deutſche Lebensnotwendigkeit“ die Forderung auf, daß unſere Bevölkerung ſich der Landwirtſchaft wieder erneut zuwenden muß. Drei Gründe hierfür gibt er als zwingend an: unſere Produktion an landwirtſchaftlichen Erzeugniſſen muß geſteigert werden; unſere Kriegsverletzten, die in der Induſtrie nicht mehr arbeitsfähig ſind, müſſen untergebracht werden; die geſunde Volksvermehrung muß geſteigert werden.

Dieſe Forderungen werden allgemein aufgeſtellt, ohne praktiſche Vorſchläge für ihre Durchführung anzuſchließen. Daß ähnliche Gedanken bereits weite Kreiſe beſchäftigen, beweiſt eine Aufſtellung von „Leitſätzen“, die eine Kommiſſion des Münchener ärztlichen Vereins (in der „Münchener mediziniſchen Wochenſchrift“ Nr. 13) bekanntgibt. Von den gleichen Geſichtspunkten ausgehend, werden hier ziemlich genau umſchriebene Vorſchläge gemacht: „Heimſtätten“ ſollen gegründet und als Eigentum oder in Erbpacht vergeben werden. Um Spekulation, Ankauf uſw. auszuſchließen, ſoll ein eigenes „Heimſtättenrecht“ als Geſetz, ein neues „Heimſtättenbuch“ bei den Gerichten eingeführt werden. Die Koſten ſollen vom Bewerber mit 10 Prozent getragen werden, der Reſt durch Hypotheken gedeckt ſein. Die Bewerber ſollen nach der Zahl ihrer Kinder berückſichtigt werden, wobei noch landwirtſchaftliche Befähigung, Vertrauenswürdigkeit, womöglich bewieſene Tapferkeit gefordert werden. Schließlich ſollen nur kerngeſunde, im zeugungsfähigen Alter ſtehende Männer zugelaſſen werden. Die Erhaltung des Beſitzes bei den Beliehenen wird von der Zahl der weiter hinzukommenden Nachkommenſchaft abhängig gemacht. Selbſt für die Weitervererbung des Gutes in der eigenen Familie werden Vorſchriften gemacht und Beſchränkungen auferlegt.

Derartige Vorſchläge ſchaden dem Gedanken einer geſunden Anſiedlungspolitik mehr, als ſie Nutzen bringen. Zweifellos iſt bei dem bedeutenden Steigen des Wertes und Anſehens ländlicher Erzeugniſſe eine gewiſſe Neigung induſtrieller und großſtädtiſcher Kreiſe zur „Stadtflucht“ vorhanden, die beim unvermeidlichen Sinken der jetzt übertrieben hohen Löhne ſich noch deutlicher äußern wird. Durch ſolche Vorſchläge aber, die an Zwangsmaßregeln erinnern, muß die Luſt zur Anſiedlung auf dem Lande im Keime erſtickt werden. Außerdem verfehlen derartige Leitſätze ihren Zweck, bei den Stellen, die für

die Einrichtung solcher neuen Ansiedlungen in Betracht kommen, ernst genommen zu werden und Beachtung zu finden. Da sie den ganzen Gesetzgebungsapparat in Bewegung setzen wollen und mit gelindem Zwang zu einem Experiment, statt mit gesunden Möglichkeiten zu einem Aufbau auf Bestehendem rechnen, werden sie wenig Gegenliebe finden. Denn welche Partei oder Regierung würde es wohl fertigbringen, durch Gesetze gerade die Besten unseres Volkes, die verwundet, verkrüppelt oder siech, auf eigener Scholle Lebensmöglichkeit und Unterhalt erwarten, durch Beschränkung ihrer Freizügigkeit und Selbstbestimmung einzuengen und zu verbittern, durch Bedingungen zwecks Erhaltung ihres Gütchens zum „Zeugungszwang" zu pressen? Ganz absehen will ich einstweilen von den pekuniären Fragen, die ungelöst bleiben; denn, denkt man an kleine Güter von einigen Morgen, auf denen der Insasse auf Außenarbeit angewiesen ist, woher soll er die Zinsen für die 90 Prozent des Anlagekapitals als ländlicher Arbeiter beschaffen? Denkt man an größere Güter, die die Familie ernähren und Zinsen abwerfen könnten, wer bringt da die Riesensummen zur Beschaffung der 90 Prozent des Kapitals auf? Ferner rechnet der Münchener Vorschlag selbstverständlich mit einem großen Andrang auf derartige „Heimstätten". Bei solchen Bedingungen dürfte der wohl ausbleiben, doch selbst angenommen, er käme; wäre nicht der ganze Zweck verfehlt, wenn man gerade die körperlich oder geistig durch den Krieg Geschwächten abweisen wollte, die sich in der Industrie- und Großstadt erst recht nicht halten können, verkommenen Nachwuchs liefern und selbst Staat oder Gemeinde zur Last fallen werden? In den unkomplizierten Verhältnissen des Landlebens können auch solche über Wasser bleiben, können vor allem gesunde oder gesündere Kinder heranzüchten.

Die einzige Überlegung, die alles Raten und Planen derartiger umwälzender Neueinrichtungen, wie Massenansiedlung kriegsverletzter Städter auf dem Lande, leiten und beherrschen darf, muß die sein, eine zufriedene, satte, womöglich wohlhabende Landbevölkerung aus den Verpflanzten zu machen. Dies ist nur möglich, wenn die materielle, die rein pekuniäre Seite im Vordergrund aller Betrachtungen steht. Darum müssen neben den Forderungen der Angesiedelten auf auskömmliche Lebenshaltung auch die Bedürfnisse ihrer neuen Arbeitgeber und der Käufer ihrer Erzeugnisse vorsichtig abwägend in Betracht gezogen werden. Opfersinn, Vaterlandsliebe, Staatsnotwendigkeiten lasse man aus dem Spiele, um Enttäuschungen zu entgehen. Notwendig sind Geld und Menschen zur Ausführung solcher Pläne. Das Geld muß man auch nur von Körperschaften oder Geldgebern fordern, die dabei ein Geschäft machen oder sonstige reale, nicht ideelle Interessen an dem Gelingen des Werkes haben. Die Menschen dazu muß man durch sicherbegründete Aussicht auf gute, auskömmliche Einnahmen gewinnen. Nicht durch Phrasen und Lockungen darf der Städter auf fremden Boden verpflanzt und dann durch Zwang dort gehalten werden. Er muß bleiben, weil er ein gutes Geschäft dabei macht. Und wenn

er merkt, daß Kinder auf dem Lande eine gute, sich schnell verzinsende Kapitalsanlage darstellen, wird auch dieses Erkennen mehr nützen, als Paragraphen.

Ist nun bisher in Vorschlägen und Ausführungen der Ansiedlung Kriegsverletzter dies alles gebührend berücksichtigt, insbesondere die Bedürfnisfrage richtig eingeschätzt worden? Es sei zunächst kurz auf das bisher auf diesem Gebiet Geleistete eingegangen. Zahlreich sind bereits Kleinsiedlungen für Kriegsverletzte, meist in der Nähe kleiner Landstädte gebaut und eingerichtet. Durch Kapitalisierung der Kriegsrente oder Teile derselben hat der Kolonist in verschiedener Höhe zu den Kosten seines neuen Heimes beigetragen, der Rest ist zu meist recht niedrigem Zinsfuß von der Provinz, der Landesversicherung oder ähnlichen Instituten hergegeben. Die Größe des Gutes beträgt in der Mehrzahl der Fälle 2—3 Morgen, es sind jedoch auch zahlreich kleinere, bis zu einem halben Morgen herab, eingerichtet. Entsprechend dem nur möglichen kleinen Kapitalaufwand sind die Wohnhäuschen von winzigen Dimensionen, teilweise hat man sie gar nur aus Holz hergestellt. Was ist damit erreicht? Der Kriegsverletzte ist freier Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Sehr schön. Aber das Gut ist zu klein, um ihn und seine Familie zu ernähren. Die Rente ist in Kapital umgewandelt, das in den Gebäuden festliegt, mindestens zum überwiegenden Teil, so daß die bisherige, dauernde monatliche Einnahme ganz oder größtenteils fortfällt. Also er ist angewiesen, sich durch Arbeit beim Bauern oder Großgrundbesitzer den täglichen Lebensunterhalt zu verdienen. Er ist jedoch nicht voll leistungsfähig, sonst wäre er ja nicht aus dem Heere entlassen, ist vielleicht sogar zu den schweren Landarbeiten, wie Pflügen, Mähen usw. überhaupt untauglich. Mithin wird er sicher weniger Lohn erhalten als die gesunden Landarbeiter; wenn dies jetzt bei dem starken Leutemangel noch nicht so auffällt, so später nach Rückkehr der Millionen Gesunder sicher. Denn mit der Gutmütigkeit einzelner, die einem Kriegsverletzten bei geringer Leistung gleichen Lohn mit Volleistungsfähigen zahlen, sollte man lieber nicht für die Allgemeinheit rechnen. Da nun schon der gesunde Landarbeiter nicht Schätze sammeln kann, wie soll der schlechtbezahlte Krüppel durchkommen und noch obendrein Zinsen und Amortisation aufbringen? Also wird auch die Frau auf Arbeit gehen, was zunächst schon auf Kinderzeugung und -erziehung nachteilig wirken muß. Außerdem wird notgedrungen dann das eigene Gütchen vernachlässigt werden müssen, sein Ertrag also ein geringerer sein. Schließlich kommt der Winter, in dem die landwirtschaftliche Arbeit fast ruht, zumal in der Nähe der ländlichen Kleinstädte ist dann regelmäßig ein starkes Überangebot von Arbeitskräften. Im Frieden werden sich wieder Heere von billigen polnischen, galizischen und italienischen Arbeitern auf das Land ergießen und die Löhne drücken. Wovon lebt nun der Kolonist, wovon zahlt er die Zinsen, wenn er auch nur 2—3 Monate arbeitslos ist? Der eingeborene Landarbeiter kann trotz seiner fast beispiellosen Anspruchslosigkeit knapp durchkommen, der Städter mit seinen anerzogenen höheren Lebensbedürfnissen wird, zumal er mit

hochgespannten Erwartungen auf die „eigene Scholle" kommt, schwerste Enttäuschungen und Entbehrungen erleben und schließlich versagen. Ich bin mir bewußt, schwarz gemalt zu haben. Es wird sicher unter besonders günstigen Umständen für besonders Tüchtige auch in solchen Miniaturgütern ein auskömmliches Dasein sich bieten. Aber, muß man bei derartigen Experimenten, wie diese Kriegerkolonien es doch sind, nicht gerade die ungünstigsten Verhältnisse als Grundlage denken und selbst für diese alle Vorsorge getroffen haben, ehe man die Verantwortung für solch mehr oder weniger gewaltsame Verpflanzung verwöhnter Städter aufs Land tragen kann?

Bei Annahmen ungünstiger Verhältnisse ist aber von dieser Art Kleinsiedlungen weder für die Kolonisten selbst, noch für die Allgemeinheit Gutes zu erwarten. Denn der Massenzustrom zu derartigen Einrichtungen wird ausbleiben, zumal nach Bekanntwerden der ersten Mißerfolge. Denn welcher bisher gutbezahlte Industriearbeiter wird seine Rente fahren lassen — das bedeutet doch für die Leute das Festlegen der kapitalisierten Rente —, um unter Aufgabe aller auch für ihn vorhandenen Vorzüge des Stadtlebens ein schlechtbezahlter Landarbeiter mit unbestimmten Aussichten zu werden, und noch obendrein Zinsen zahlen zu müssen? Bleibt aber die erwartete Massenauswanderung aufs Land aus, so ist damit auch die Hoffnung auf Steigerung unserer landwirtschaftlichen Produktion hinfällig, ebenso der günstige Einfluß auf die Geburtenziffer.

Um eine zahlreiche, bereitwillige Abnahme solcher landwirtschaftlicher Kolonien zu sichern, müssen an die Einzelstelle vom Bewerber folgende Ansprüche mit Recht gestellt werden können:

1. Die Stelle muß so billig sein, daß er einen erheblichen Teil der Erwerbskosten durch seine ganz oder teilweise kapitalisierte Rente decken kann, so daß die erforderlichen Zinsen nicht zu drückend lasten.

2. Die Stelle muß auch von einem in landwirtschaftlichen Dingen völlig unerfahrenen Städter, mindestens schon nach kurzer Vorbereitungszeit, lohnend bewirtschaftet werden können.

3. Der Besitzer muß die Stelle ohne fremde Hilfskräfte bewirtschaften können und selbst die Mehrzahl der Wochentage zu Außenarbeit frei haben.

4. Das Gut muß ihn und seine Familie ernähren und selbst bei fehlender Arbeitsgelegenheit draußen auskömmliches Einkommen sichern.

Vom Standpunkte der Allgemeinheit wäre dann noch hinzuzufügen:

5. Die allgemeine Lebensstellung und die Einnahmen des Besitzers müssen derartige sein, daß jeder Anreiz zum Verkauf des Gutes auch ohne jegliche, noch so gelinde Zwangsmaßregeln, fortfällt.

6. Eine große Kinderzahl muß in dem Betrieb selbst nutzbringend beschäftigt werden können, schon in jungen Jahren.

Welche Art von ländlichen Besitzungen entspricht allen diesen Forderungen?

Nur die Geflügelfarm.

Denn, da sie auf wertlosestem, unfruchtbarstem Boden eingerichtet werden kann, verbilligt sich der Kaufpreis. Die notwendigen Kenntnisse kann der intelligente Städter in einem Kursus von wenigen Wochen erlernen (wieviel Nutzloses lernt jetzt der Kriegsverletzte in hunderterlei Kursen von monatelanger Dauer!). Die Bewirtschaftung und Aufrechterhaltung des Betriebes erfordert wenig Zeit und männliche Kraft, kann also größtenteils von Frau und Kindern ausgeführt werden. Auch bei der Arbeitslosigkeit laufen die ständigen Einnahmen aus der Geflügelfarm weiter, dabei ist der Besitzer mehr als ein gewöhnlicher Landarbeiter mit etwas Grundbesitz, seine Einnahme höher. Jedes Kind, fast schon vom vierten bis fünften Lebensjahre ab, ist eine wertvolle Hilfskraft.

Vor allen Dingen aber ist wichtig: Jeder, oder fast jeder Kriegsverletzte ist fähig, es in dieser Art landwirtschaftlicher Betätigung zu selbständiger Stellung und auskömmlicher Lebenshaltung zu bringen. Um das unmöglich Scheinende vorweg zu nehmen: selbst der Blinde; denn es ist bekannt, wie sicher und frei Erblindete in bekannter Umgebung sich bewegen und arbeiten, und Außenarbeit wäre bei der Höhe der Kriegsrente der Erblindeten und den besonders zur Verfügung stehenden Mitteln, schließlich auch bei der Möglichkeit weiterer Heimarbeit, zu erübrigen. Daß Einarmige und Einbeinige die für die Geflügelfarm notwendigen Arbeiten schaffen können, selbst Doppeltamputierte, daß Lungen- nnd Herzkranke hier vor Überanstrengung sicher sind, liegt auf der Hand. Auch psychisch Erkrankte wären hier mit Erfolg unterzubringen: Die leichteren Fälle von Degenerierten, Psychopathen, Epileptoiden usw., vor allem das erschreckend große Heer der Kriegshysteriker, werden in der Großstadt nur deshalb immer wieder rückfällig, weil ihr schwaches oder geschwächtes, mancher Hemmungen bares Denken der komplizierten Anforderungen des Stadtlebens nicht Herr werden oder auf die Dauer bleiben kann. Es war schon bekannt und ist dem Psychiater durch die ungeheure Zahl der Einziehungen zum Militär erneut deutlich geworden, wie unendlich viel mehr derartiger Patienten auf dem Lande zur vollsten Zufriedenheit und völlig unauffällig, ohne jede Störung ihrem Beruf nachgingen. Viele derartige Kranke von Stadt und Land, die sich bisher noch sozial bewerten ließen, sind nunmehr durch den Krieg aus ihrer gewohnten Lebensbahn gerissen und erheben und erhalten Anspruch auf Versorgung. Freilich gebe ich zu, daß bei dieser Art „Kriegsverletzter" mit großer Vorsicht unter sachverständigem Beirat von Fall zu Fall zu entscheiden wäre*). In erster Linie käme die Geflügelfarm jedoch für die überragend große Menge der wirklich Kriegsverletzten in Betracht, die zwar an und für sich arbeitsfähig, jedoch für ihren Spezialberuf durch ihre Verwundung unfähig geworden sind.

*) Vgl. „Zukunft" Nr. 19 vom 10. Februar 1917, „Zivildienstpflicht und Irrenhaus" von Dr. Curt Thomalla.

Zu diesem großen Vorteil, daß jeder Kriegsverletzte ohne Rücksicht auf die Art seiner Verwundung oder Erkrankung zur Übernahme und Aufrechterhaltung solch einer Hühnerfarm fähig wäre, käme der weitere, daß sich zwanglos hieran eine Reihe von Nebenbeschäftigungen anschließen lassen, die teils der eigenen Nahrung, teils dem Erwerb dienen, zunächst natürlich Gemüse- und Gartenbau. Für die Bestellung seines „Schrebergartens", eines kleinen Kartoffelackers und Gemüselandes, genügt ja auch dem Städter der Feierabend und Sonntag, und er zieht doch reichlich Frucht daraus. Kleintierwirtschaft, also Kaninchen, Ziegen, vielleicht gar ein oder zwei anspruchslose Heidschnuken, würde für Küche und Kasse weitere Zuschüsse liefern, besonders auch intensive Bienenwirtschaft. Nicht zu vergessen ist, daß selbst die Abfallprodukte der Geflügelwirtschaft: Federn, Mist nicht wertlos sind. Also Möglichkeiten, die Einnahmen zu steigern, sind auch noch vorhanden, der Tüchtige wird sich auch bald in Versuchen besonders guter Zuchtresultate bestimmter Sorten, nicht nur von Geflügel, auch von Kaninchen, Hunden usw. weitere beträchtliche Verdienstmöglichkeiten sichern. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß auch Handwerker, wie sie ländliche Bezirke brauchen, Schuster, Schneider, Sattler, Klempner usw., und wie sie in den Kriegsverletztenschulen aller Provinzen in Mengen neu angelernt worden sind, sehr wohl nebenher ihre Geflügelfarm besorgen können, zumal derartige Gewerbe auf dem Lande auch bisher selten als einziger Beruf ausgeübt wurden.

Der ausschlaggebende Grund zur Befürwortung der Einrichtung möglichst zahlreicher Geflügelfarmen wäre jedoch, daß ein dringendes Bedürfnis hiernach vorhanden ist. Für die Kriegszeit wird dies wohl niemand nach den Erfahrungen mit den Gänsepreisen und Eierkarten zu leugnen wagen. Aber es ist wohl auch allbekannt, welche Millionen und Abermillionen für Eier und Geflügel im Frieden schon ins Ausland gingen. Daß dieser Zustrom landwirtschaftlicher Erzeugnisse nicht sofort mit Friedensschluß wieder einsetzen wird, ist für unsere Geflügelfarm äußerst günstig: denn bei den bestehenden oder annähernd ähnlichen Preisen müssen sie sich zunächst glänzend rentieren. Ehe jedoch der Rückschlag kommt, werden sie bereits derartig eingerichtet sein, daß sie dann durch den Massenbetrieb sich verzinsen können.

Auf die oben bereits angeführte Notwendigkeit, möglichst unfruchtbares, wertloses Land zwecks Verbilligung der Errichtung zur Anlage zu nehmen, muß auch nochmals hingewiesen werden. Denn darin liegt der Grund, daß die Einrichtung solcher Geflügelfarmen zu einer Kulturtat von großer Tragweite sich auswachsen kann. Ostpreußen soll wieder bevölkert werden, die Lüneburger Heide liegt immer noch ungenützt, auch sonst im deutschen Vaterland lohnen weite Strecken landwirtschaftlicher Bebauung nicht. Vor allem aber Ostpreußen mit seinen weiten, sandigen Ödländereien käme in erster Linie in Betracht. Dort kosten zuweilen zehn Morgen noch nicht den zehnten Teil des Preises eines guten schlesischen. Ist es so ganz ausgeschlossen, sich weite

Strecken dieser jetzt fast wertlosen Gegenden, sich die Lüneburger Heide bedeckt zu denken mit einer großen Zahl reicher Dörfer, aus deren intensiver Geflügel- und Kleintierwirtschaft täglich in guten Bahnverbindungen die ständig wachsenden Bedürfnisse der Großstädte befriedigt werden? Denn wenn aus den masurischen Seen die Fische frisch und lebendig in Berlin ankommen, wenn früher von der Grenze her die Hunderttausende von Gänsen gut befördert werden konnten, dann könnte diese Entfernung von der Reichshauptstadt keine Rolle spielen, für die Lüneburger Heide ergäben sich Hamburg, Bremen usw. als selbstverständliche Absatzgebiete.

Damit kämen wir auf den brennendsten Punkt der ganzen Frage: wer trägt die Kosten? — Wer Nutzen von dieser Neueinrichtung hat! Das wäre in erster Linie fraglos die Allgemeinheit, also das Reich. Denn, wie zu Beginn erwähnt, sind Steigerung unserer landwirtschaftlichen Produktion, Unterbringung unserer Kriegsverletzten und Geburtensteigerung Lebensnotwendigkeiten für unser Volk. Jedoch pekuniäre Beihilfe ist vom Reich bei seiner unendlichen Belastung nicht zu erwarten, wohlwollendste Förderung aller seiner Organe — vor allem der Steuerorgane — wäre auch genügend. — Wer gewinnt ferner? Sicher der Kriegsverletzte selbst, der auf eine Geflügelfarm gesetzt wird; also muß er zunächst auch zu den Kosten beitragen. Nach dem bereits erwähnten System der teilweisen Rentenkapitalisierung (so daß er also kleine Rentenbezüge dauernd weiter erhält), ist dies leicht möglich, seine Beitragsleistung sollte sogar ziemlich hoch bemessen sein, um das zu verzinsende und zu amortisierende Hypothekenkapital nicht übermäßig werden zu lassen. — Sodann haben Nutzen und Interessen an dem Entstehen und Fortbestehen solcher Geflügelfarmer-Kolonien die Großstädte, die Industriebezirke. Schon jetzt haben viele die Sicherstellung der Ernährung ihrer Bevölkerung in die Hand genommen durch eigene Mästereien und andere landwirtschaftliche Betriebe. Warum sollten sie sich davor sträuben, auch die Geflügelfarmen zu begünstigen, zumal sie durch die Hingabe der Hypotheken die Erzeugnisse ihrer Schuldner für die Versorgung ihrer Stadt sicherstellen könnten. Für die Industriezentren kämen die großen Werke, die reichen Industriemagnaten, die Aktiengesellschaften für die Hergabe der Hypotheken in Betracht. Sie würden natürlich hauptsächlich oder nur die kriegsverletzten Arbeiter ihrer eigenen Fabriken berücksichtigen und wohl auch die Erzeugnisse derselben nur für ihre eigenen Verkaufsstellen, Konsumvereine und ähnliches verlangen. Aber das wäre ja kein Schaden. — Schließlich könnte man noch an großstädtische Warenhausvereinigungen, Hotelverbände, Lebensmittelgroßkaufleute als Geldgeber denken. Und endlich blieben Provinz, Landesversicherung, die Fonds der Kriegsverletztenfürsorge, die Landbanken und Ansiedlungsgesellschaften und andere, die jetzt schon mitarbeiten.

Zwei Einwände lassen sich mit Recht gegen den ganzen Plan der Geflügelfarmen anführen: Die Einrichtung einer Geflügelfarm ist derart teuer, bedarf so vieler Maschinen, ist auch unvorhergesehenen Verlusten ausgesetzt, daß die

Einrichtung trotz billiger Bodenpreise zu teuer, die Führung mit kleinem Kapital zu riskant ist. Und zweitens: Den Nutzen von der ganzen Einrichtung werden nur die Zwischenhändler ziehen, denn Ankauf des Zuchtmaterials, Futterbeschaffung, sachgemäße Verpackung, Transport, Geschäftsverbindung in Großstädten ist für den einfachen Mann zu teuer und zu schwer erreichbar. Also wird er zu den üblichen — in Friedenszeiten wenig lohnenden — ländlichen Preisen an den Händler verkaufen, der die Waren, also Eier, lebendes und geschlachtetes Geflügel, Kleinvieh, Federn usw., sammelt und mit verhältnismäßig geringen Spesen und großem Nutzen in den Großstädten absetzen wird.

Beide Schwierigkeiten sind leicht zu beseitigen: wie mehrfach schon angedeutet, sollen nicht einzelne Farmen weit verteilt im Lande erbaut werden, sondern Geflügelfarmer-Kolonien, die genossenschaftlich zusammengeschlossen sind. Die überall bestehenden Genossenschaftsmolkereien bieten ein gutes Beispiel: der Bauer buttert längst nicht mehr selbst — im Frieden wenigstens! — seine Molkerei hat aber ihre Handelsbeziehungen bis in die weitesten Fernen und vereinigt die kostspieligen Apparate für Dutzende von Rittergütern und oft Hunderte von Bauernstellen in ihren Mauern. Ähnlich müßte der Betrieb der Farmer-Kolonie und ihres Genossenschaftshauses sein. Der Kriegsverletzte bekommt nur sein Wohnhäuschen, die Stallungen und den Grund und Boden, der einen Morgen nicht zu übersteigen braucht. Da der Boden billig ist, die Stallungen keiner kostspieligen Inneneinrichtungen bedürfen, Scheune, Lagerräume, Ackergeräte usw. überflüssig sind, stellt sich der Preis nicht zu hoch. Die fehlenden Kapitalien hierzu gibt, wie bisher, Kriegsverletztenfürsorge, Provinz, Landesversicherung usw. Er liefert nur Eier und schlachtreifes Geflügel ins Genossenschaftshaus. Dort geschieht alles weitere: Einkauf und Absatz, Verpackung und Transport, Verhandlungen mit Eisenbahn, großen und kleinen Käufern, Preisregelung usw. Dort stehen auch die Maschinen und Apparate, die er braucht: Brutöfen, Federnreiniger, Honigschleudern und anderes. Die Genossenschaft trägt auch die Versicherung für Seuchen und andere Verluste, besorgt die Vertilgung von Ratten und Raubzeug, die Bewachung, die Reklame, veranstaltet Preisbewerbe, belehrende und weiterbildende Fachkurse usf.

Wer trägt nun aber die Kosten des Genossenschaftsgebäudes und seiner Einrichtungen? Da es sich bei den Farmern um kleine und kleinste Kapitalisten handelt, können sie es nicht leisten. Sie sollen aber zum mindesten mit kleineren Beträgen — vielleicht 100 Mark als Mindestgrenze — beteiligt sein. Weiterhin sollen etwas größere Kapitalisten dafür gewonnen werden, die an der Sache selbst durch ihre Beteiligung interessiert sind und gleichzeitig als Leiter der Genossenschaft vorstehen. Hierdurch böten sich Stellungen für invalide kriegsverletzte Offiziere, allerdings solche mit Kapital, die neben ihrer Pension durch die Kapitalsanlage in der Genossenschaft ausreichendes Einkommen, durch diese Beteiligung lebendigstes Interesse am Gedeihen der ganzen Einrichtung, und durch ihre leitende Stellung und verantwortungsreiche Tätigkeit Lebensinhalt

und Lebensfreude erhielten. Zwei Direktoren, einen landwirtschaftlichen und einen kaufmännischen, brauchte wohl jede größere Kolonie.

Den größten Teil der Genossenschaftsanteile müßten natürlich große Geldgeber stellen, wobei die oben bereits erwähnten, insbesondere die Abnehmer der Ware, also Großstädte, Industriewerke usw., in Betracht kämen. Für leicht möglichen Ankauf der Anteile in kleinen Stücken durch die Kolonisten wäre zu sorgen, damit ersparte Gelder immer wieder in die Genossenschaft zurückfließen, und diese allmählich von dem großen Geldgeber immer unabhängiger wird, die Kolonisten aber andererseits immer stärkeres Interesse an dem Gedeihen der Genossenschaft und der ganzen Kolonie bekommen. Es muß auch die Möglichkeit vorhanden sein, daß bei gutem Geschäftsgang und hoher Verzinsung der Anteile die Kolonisten auch den Rest ihrer Rente in Kapital umwandeln, in Genossenschaftsanteile umwechseln und so an den hohen Gewinnen hohen Anteil erreichen können.

Das Geschäft würde sich dann derart abwickeln, daß der Kolonist bei Lieferung der Ware ihrer Qualität entsprechend sofort nach monatlich gemäß dem Marktpreise festgesetzten Pauschalsätzen bezahlt wird (wöchentliche oder monatliche Abrechnung). Der Gewinn, der sich aus dem höheren Marktpreise der Großstädte usw. ergeben würde, wird dann jährlich oder halbjährlich als Dividende auf die Genossenschaftsanteile, die sich in den Händen der Kolonisten selbst befinden, ausgezahlt. Auf die Anteilsscheine des großen Geldgebers darf nur ein jährlich festzusetzender, anfangs ganz niedriger, später bei guten Geschäften bis zu einer Höchstgrenze, vielleicht 6 Prozent, steigender Zinssatz entfallen. Denn man darf nie vergessen, daß man es mit Städtern, also sozialpolitisch mehr oder weniger aufgeklärten Menschen zu tun hat, so daß jeder Anlaß zu berechtigter Unzufriedenheit durch zu hohe Gewinne der großen Geldgeber vermieden werden muß. Obendrein wäre noch der große Geldgeber, also die Stadt oder das Werk, die sich beteiligt haben, zu verpflichten, jährlich eine gewisse Mindestzahl von Anteilscheinen vom niedrigsten Stückwert an die Kolonisten zum Verkauf anzubieten, wobei kinderreiche Familien das Vorzugsrecht des Ankaufes haben müßten. — Somit hätte der Kolonist aus seiner Farm dauernd laufende Einnahmen. Nebenbei kann er durch Arbeit bei Bauern oder Großgrundbesitzern, durch sein Handwerk oder Heimarbeit, schließlich auch durch Arbeitsleistung von Frau und Kindern, besonders in Erntezeiten, reichlich verdienen. Er ist auf seinem Gute sein eigener Herr, die Verzinsung und Amortisierung der darauf lastenden Hypotheken ist seine eigene Sache. Außerdem ist er aber an der Genossenschaft beteiligt und bekommt entsprechend dem Gewinn seine Dividende. Die Möglichkeit, Ersparnisse oder den kapitalisierten Rest seiner Rente ebenso anzulegen, hat er jährlich; er kann sie aber auch durch Anbauten und Vergrößerungen in den eigenen Hof stecken. Der oder die Direktoren, die ja selbst beteiligt sind, beziehen gleichfalls entsprechend

ihrem Kapital die hohen Dividenden, was ja gerechtfertigt ist, da von ihrer Tüchtigkeit der Gang des ganzen Geschäftes abhängt*).

Nur der große Geldgeber erhält einen niedrigen, festen Zins, da ja für ihn der Vorteil bereits in der Verfügung über die Waren liegt und er mehr oder weniger die schließlichen Marktpreise bestimmt. Und dann ist auch der Gedanke, daß es sich um ein „Opfer" an unsere Vaterlandsverteidiger handelt, bei genügender Berücksichtigung der materiellen Seite schließlich nicht völlig auszuschalten.

So erscheint das ganze Gebilde der Geflügelfarm-Kolonie als lebensfähig. Ihre Vorzüge sind augenfällig: eine große Menge städtischer und industrieller Kriegsverletzter, vor allem sonst zur Untätigkeit Verdammter, findet Unterkommen und auskömmliches Dasein auf eigener Scholle. Dem Tüchtigen winkt lohnender Aufstieg zum ländlichen Kleinkapitalisten. Die Allgemeinheit gewinnt durch Hebung unserer Nahrungsmittelproduktion, insbesondere der dringend notwendigen Geflügel- und Eierversorgung, die Landwirtschaft durch Vermehrung der ansässigen Arbeitskräfte. Ödland, Heide und unfruchtbarer Ackerboden können besiedelt und hochertragfähig gemacht werden. Unter dem ländlichen Einfluß, bei gesichertem Auskommen und dem Wert vieler Kinder als Arbeitshilfen wird die Geburtenzahl zunehmen. So können wir aus einem Heer müßiger, hungriger, unzufriedener großstädtischer Rentenempfänger mit abgearbeiteten Frauen und wenigen kranken Kindern, eine stattliche Zahl tätiger, satter Besitzer in freier Lebensstellung mit gesunder Familie machen. Die Hoffnung ist also wohl gerechtfertigt, daß wenigstens eine oder die andere der Stellen, die zur praktischen Durchführung solcher Pläne berechtigt und fähig sind, die Ausführung dieser Vorschläge versuchen werden.

*) Teilweise ist diese Idee der Beteiligung von Leitern und Arbeitern eines Unternehmens als Genossen und Kapitalisten einer bisher unveröffentlichten Arbeit des Herrn Dipl.-Ing. M. Hirsch: „Das Partysystem" entnommen.

Ein neuer Staat

Von Professor Kranz

Mit der Tatsache der Wiederherstellung eines selbständigen Königreichs Polen durch die Mittelmächte hat sich die Mehrzahl der Deutschen, trotz schwerer Bedenken, abgefunden. Damit ist das „Ob" für uns entschieden und aus der Erörterung ausgeschaltet. Nur über das „Wie" haben wir noch den dringenden Wunsch, uns zu äußern, namentlich dann, wenn uns deutsche Lebensinteressen gefährdet erscheinen, so z. B. über die Grenzen Neupolens „insbesondere nach Osten", über sein Verhältnis zum „autonomen" Galizien, über die Regelung seiner politischen, militärischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den „beiden verbündeten Mächten" und über den Schutz etwa im Weichselgebiete verbleibender nationaler und religiöser Minderheiten. Leider ist uns dies nur in eng gesteckten Grenzen gestattet. Trotzdem vermag diese und jene Schrift deutsch gesinnter Deutscher zur Polenfrage Stellung zu nehmen und, ohne auf unsere Kriegsziele einzugehen, zu belehren und aufzuklären. Solche in den Gesichtskreis der Leser der „Grenzboten" zu rücken, ist an sich und auch deshalb geboten, weil polnische Autoren und ihre deutschen Parteigänger, in der Meinungsäußerung kaum behindert, den deutschen Büchermarkt mit Zeit- und Streitschriften in unserer Muttersprache überschwemmen und die deutsche öffentliche Meinung als Vorspann für polnische Bestrebungen und Kriegsziele einzufangen suchen.

Gothein, der bekannte Parlamentarier, empfiehlt in seinem Anfang 1916 entstandenen und Anfang 1917 im wesentlichen unverändert gedruckten, aus guten Gründen zu beachtenden Buche „Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat"*) ein polnisch-litauisch-kurisches Staatswesen zu schaffen. In dem Entschlusse, diesen Vorschlag, als „nicht eine ideale", aber „die denkbar beste Lösung der in Polen vorliegenden ungemein verwickelten und schwierigen Probleme", der Öffentlichkeit zu unterbreiten, mag ihn die Zwei-Kaiser-Proklamation vom 5. November 1916 bestärkt haben, die den Polen von dem, was er ihnen bewilligt, ja bereits das wichtigste Stück, die Autonomie des Weichselgebietes, gewährt. Der eigenartige Gedanke wird so manchen Deutschen befremden. Daß sein Urheber ihn zu fassen vermocht und keine Mühe gescheut hat, ihn zu be-

*) Georg Gothein „Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat". Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (1,60 M.).

gründen, wird nur für den kein Rätsel sein, der die Psyche, die lebhafte, durch starke Behauptungen starken Widerspruch herausfordernde Denk- und Sprechweise dieses Parlamentsredners, sowie sein Milieu kennt.

Gothein ist weder Realist noch objektiver Forscher, sondern eine subjektive, durch Affekte und Schlagworte bestimmbare Natur, außerdem ein nach dem Extrem hin orientierter Parteipolitiker, der aus seiner Parteihaut nicht heraus kann. Als Weltbürger glaubt er an die Gleichberechtigung, ja sogar an „die Gleichwertigkeit aller Religionen, Stämme und Völker". „Die Welt ist ihm nur ein einziges Haus." Als Pazifist glaubt er, für den „Gedanken der zwischenstaatlichen Organisation" reif, daß die „Friedensbewegung nach Überwindung der" (von den westmächtlichen Demagogen, den Verführern der „höchstkultivierten" Nationen, angestifteten) „Kriegspsychose in allen kriegführenden Ländern einen gewaltigen Aufschwung nehmen wird", empfiehlt er, gewisse Verfassungsbestimmungen seines neuen Staates zugunsten der kleinen Völkerschaften, vor allem um ihren Sprachen die Gleichberechtigung zu sichern, unter den Schutz des Haager Gerichtshofes zu stellen, und erteilt er den Mittelmächten den Rat, durch ihre Zustimmung „einen Beweis ihrer Neigung zu internationalen Rechtsgarantien zu geben", der „im Auslande angenehm berühren dürfte". Als Nicht-Annexionist ist er gegen deutsche Macht- und Gebietserweiterungen und Kriegsentschädigungen; was uns, die so friedliebenden, so bescheidenen Deutschen anbetrifft, ist er es auch aus Sorge um unseren guten Ruf, denn, so schreibt er, „schließlich würde die Annexion dieser (bisher russischen) Länder . . . im neutralen Auslande dauernd die irrige Meinung aufkommen lassen, Deutschland habe den Krieg zu Eroberungszwecken provoziert; man müsse auf weitere Eroberungskriege von seiner Seite gefaßt sein. Das würde unsere auswärtige Politik auch in Zukunft sehr erschweren."

Gothein, der Konsequente, ist diesmal inkonsequent. Statt, was russisch war, den Russen zu lassen, annektiert er das alles, aber nicht mehr, was Hindenburgs geniale Kriegskunst der russischen Übermacht bisher abgenommen hat: Kurland, Litauen und Kongreßpolen. Hebe deshalb niemand den Stein gegen ihn auf! Man bedenke, er tut es nicht für uns, die wir im Osten in blutigem Ringen die schwersten Blutopfer gebracht haben, also nicht aus schnödem Eigennutz; er tut es für ein fremdes, uns bisher stets feindlich gesinntes Volk, von dem er keinen Dank erwartet, also aus dem denkbar edelsten Beweggrunde, sozusagen aus einer Art internationaler Nächstenliebe. Und er tut es sicherlich nicht ohne Gewissensbisse, notgedrungen, in dem nach seiner Auffassung wirksamen geringsten Umfange und erst nach reiflicher Überlegung, um nämlich die russische Gefahr, die andernfalls „auch in Zukunft die wesentlichste Gefahr für den Frieden Europas bleiben wird", für immer zu bannen.

Gothein kalkuliert wie folgt. Der russische Bevölkerungszuwachs (seit 1871 92 Millionen = 120 Prozent, der Deutschlands nur 60 Prozent) beträgt pro Jahr 2,7, der Deutschlands und Österreich-Ungarns kaum 1,3 Millionen, noch

nicht die Hälfte. In 40 Friedensjahren wird die Einwohnerzahl des heutigen russischen Reichs von 170 auf 270, die der Mittelmächte von 120 auf 160 bis 165, Rußlands Bevölkerungsüberschuß über beide also von 50 auf 100 bis 110 Millionen angewachsen sein. Nur um dies zu verhindern, annektiert er das von uns besetzt gehaltene Gebiet mit seinen 19 Millionen Einwohnern. Indem er diese 19 auf der russischen Seite von 170 Millionen abzieht und zu den 120 Millionen der Zentralmächte hinzufügt, kommt er zu einem Kräfteverhältnis von 151:139, das „allenfalls genügt, um der russischen Gefahr zu begegnen".

Als Gothein dies schrieb, wußte er noch nicht, daß die Bevölkerung des russischen, von ihm nur um 4300 Quadratmeilen verkleinerten Riesenreiches, wenn man jetzt während der Revolution in Durchführung des Stolypinschen Agrargesetzes das ungeheure Areal an Kabinetts- und Apanageländereien (56 Millionen ha), Domänen und privatem Grundbesitz an die Muschiks aufteilt, sich reißend schnell vermehren und in 40 Jahren — wie die Kongreßpolens nach der Agrarreform von 1864 — verdoppeln wird. Und zuzweit war ihm, dem Großstadtmenschen, nicht bewußt, daß das deutsche Volk, das dichtgedrängt auf engem Raume und überwiegend in den Städten sitzt, auch vor dem Kriege bereits der gewollten und durch die großkapitalistische Entwickelung unseres Wirtschaftslebens gebotenen Kinderlosigkeit zustrebte, außer wenn wir die letzte, uns vom Schicksal gegebene Gelegenheit, viel Siedlungsland zu annektieren, benutzen und Millionen deutscher Bauern außerhalb der alten Reichsgrenzen anzusetzen vermögen, dauerndem Siechtum verfallen muß, daß der weiße Tod dann wie in Frankreich so auch in Mitteleuropa weiter grassieren, unsere Volkszahl schließlich zurückgehen und die Verhältniszahl nach jenen 40 Jahren sich erheblich ungünstiger als 270 : 165 stellen wird, daß wir der russischen Gefahr dann erliegen werden. Was Gothein will und unter Verkennung der Lage damals wollen zu dürfen glaubte, ist demnach nur eine halbe Maßregel, ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln und ohne Aussicht auf Erfolg.

Was Gothein vorschlagen mußte und heute müßte, wäre, wenn er wirklich ganze Arbeit leisten wollte, die restlose Lösung der Ostslawenfrage, die Errichtung eines großrussischen, eines kleinrussischen, eines polnischen Nationalstaates in ethnographischen Grenzen und die Befreiung aller „Fremdvölker" vom Joch der Minderheit, der 63 Millionen Moskals, das sie ja stets nur zähneknirschend getragen haben und, ist erst die großrussische Anarchie von der Despotie, die Bourgeois-Regierung und das Industriearbeiter-Regiment von der Herrschaft des kommenden starken Mannes abgelöst, in infinitum tragen würden. Gothein wird diese Aufgabe als über unsere Kraft ablehnen, womöglich gar den Großrussen, seit sie Republikaner sind, zutrauen, daß sie die Instinkte der Herrsch- und Unterdrückungssucht ablegen und mit den „Fremdvölkern" — wie die Wölfe mit den Schafen im goldenen Zeitalter — auf gleichem Fuß zusammenleben werden.

Was Gothein mindestens vorschlagen muß, falls es ihm um die Beseitigung der russischen Gefahr ernst ist, ist die „Befreiung des Gebiets von der Ostsee bis zu den wolhynischen Sümpfen" diesseits der Linie Narowamündung-Pripetmündung, die die denkbar beste, zum Teil natürliche Grenze wäre und überdies die Weißrussen von den Großrussen trennt. Dieses Gebiet, Polen, die drei Ostseeprovinzen und die sechs litauisch-weißrussischen Gouvernements, bedeckt 9400 Quadratmeilen, Wolhynien zugerechnet, von dem „aus strategischen Rücksichten westlich der Rokitnosümpfe abzutrennende Gebiete in Betracht kämen", sogar 10700 Quadratmeilen, ist also größer als Deutschland und beherbergte 1911 rund 32 Millionen. Diese 32 von jenen 170 Rußlands abgezogen und zu den 120 der Mittelmächte hinzugezählt, ergibt ein erheblich besseres Kräfteverhältnis (138 : 152), das zunächst und für ein Menschenalter für Mitteleuropa günstig wäre. Für die Dauer freilich nicht, weil eben drüben die Bevölkerung unverhältnismäßig schneller weiterwachsen wird als bei uns, da wir nach Gothein zwar „noch sehr viel (?) kolonisationsfähiges Land besitzen", aber nach dem Kriege schwerlich (?) über das Menschenmaterial zur Besiedlung von Neuland verfügen werden". Die deutsch-russischen Rückwanderer rät er nämlich nicht bei uns, sondern in seinem Pufferstaate unterzubringen, wo er ihnen durch „unabänderliche", durch internationale Vereinbarung sichergestellte Verfassungsbestimmungen „die Erhaltung ihres Deutschtums, d. h. der Sprache und der nationalen Kulturgüter" garantiert. Nebenbei sei bemerkt, daß er damit die Kreise des Herrn von Studnicki, des Prussophilen, stört, der auf dem fruchtbaren Boden jenseits des polnischen Bug nach dem Muster unserer Ansiedlungskommission Hunderttausende polnischer Bauern anzusiedeln und ihn so in polnische Erde umzuwandeln gedenkt.

Es hätte kaum Zweck, Gothein die Frage vorzulegen, ob er ganz Westrußland bis Narwa und Smolensk polnischer Obhut anvertrauen will. Er sagt zwar einerseits, „man habe dafür zu sorgen, daß das Gebiet des zu schaffenden Staates nicht zu klein ist"; da dieser, unseres Hauses Hüter, uns vor der Invasion des Ostens bewahren soll, so müßte er ihn sogar so groß wie möglich wünschen und machen; da England damit umgeht, von Livland und Estland aus das dominium maris baltici auszuüben und auch hier unseren Welthandel lahmzulegen, müßte er diesen Küstenstrich umgehend beschlagnahmen und der Polen Herzenswunsch seit je erfüllen, ans Meer zu grenzen und die Ostsee zu beherrschen. Andererseits betont er aber, schon anfangs dieses Jahres kriegsmüde, daß unsere Verpflichtung den Deutschbalten gegenüber, deren ihrem Volke in schwerer Not gehaltene Treue er in unschöner Weise verdächtigt, ihre Grenze an dem eigenen Lebensinteresse Deutschlands habe, und daß wir ohne schwere Schädigung unserer eigenen Volkskraft den Krieg nicht ins Ungemessene fortsetzen können; ja er rechnet ausdrücklich mit der Möglichkeit, daß die politische und militärische Gesamtlage sogar die Lostrennung Kurlands und Litauens von Rußland nicht zuläßt, weil nämlich der

Vorteil dieser Loslösung außer Verhältnis zu den deutscherseits in einem endlos verlängerten Kriege zu bringenden Opfern an Gut und Blut stehen könnte, will sich also gegebenenfalls auf die Befreiung Kongreßpolens beschränken und die Deutschen der Ostseeprovinzen samt ihrer alten, hohen Kultur der Vernichtung preisgeben, damit freilich auch sein Kartenhaus des polnisch-litauisch-kurländischen Staates unverwandten Blicks zusammenbrechen sehen. Er rechnet — vielleicht — als Ersatz dafür auf die Genugtuung, daß dieser sein jetzt akut gewordener Gedanke verwirklicht und den russischen Freiheitshelden, trotz der Zersetzung des russischen Staates und der Selbstauflösung des russischen Heeres, ein billiger Verzichtfriede postwendend ins Haus geschickt wird.

Gothein ist Optimist und leidet an Vertrauensseligkeit. Zutrauen veredelt. Er glaubt, daß die Polen mit dem von ihm Gebotenen zufrieden, als Grenzhüter zuverlässig sein werden, und daß sie in der Vergangenheit duldsam gewesen sind.

Um vom letzten zuerst zu sprechen, er erhebt sich zu der starken Behauptung, daß man im allgemeinen den Polen das Zeugnis ausstellen könne, in früheren Jahrhunderten gegen andere Volksstämme und andere Religionen weitgehende Toleranz bewiesen zu haben. Wer die Geschichte der Polen, ihrer Deutschen und Ukrainer bis zum heutigen Tag, insbesondere die der polnischen Gegenreformation, sie selbst aber aus eigener Anschauung kennt, wird dieses kühne dictum nur mit einem Schütteln des Kopfes vernehmen. Mir fällt, wenn mir die Fabel von der polnischen Toleranz aufgetischt wird, stets ein, was Lukaszewicz in seiner Geschichte der böhmischen Brüderkirchen von dem Pfarrer Samuel Kardus erzählt, dessen Kopf man zwischen die Tür und den Pfosten zwängte und, sie schließend, zerquetschte. Mir fällt ein, daß „in früheren Jahrhunderten" im polnischen Senat Männer saßen, die den Senat zu verlassen drohten, sobald darin Senatoren vom nicht-unierten Ritus Platz nähmen, die lieber Chmelnyzkyj, den Hetman der ukrainischen Kosaken, vor den Toren Warschaus sehen, als den Dissidenten ihre billigen Forderungen zugestehen wollten, und die offen aussprachen: „Wir weltliche und geistliche Senatoren haben gelobt, den Dissidenten nichts einzuräumen, wenn auch der Staat darüber zugrunde ginge." Werden die Polen in der Zukunft duldsamer, sein und die Rechte der mit ihnen in einen Grenzzaun eingesperrten andersprachigen und andersgläubigen Völker in ihrer Verwaltungspraxis respektieren? Gothein, der mit einer „Überspannung ihres Nationalgefühls" rechnet, fordert als kluger Mann vorbauend, daß „die Rechte der Nationalitäten in der polnischen Verfassung so festgelegt werden, daß daran nicht gerüttelt werden kann", daß „die fraglichen Verfassungsbestimmungen unter den Schutz des internationalen Haager Gerichtshofs gestellt und so allen nationalen Leidenschaften und Parteistreitigkeiten entzogen werden"; auch bemerkt er, daß Deutschland und Österreich-Ungarn damit „einen Beweis ihrer Neigung zu internationalen Rechtsgarantien geben würden," der „im Ausland angenehm be-

rühren dürfte". Wer lacht da? Oder vielmehr: Wer lacht da nicht? Ausgerechnet die Polen, das Musterbeispiel der nationalen und der religiösen Intoleranz, sollten sich an papierne internationale Garantien kehren und, was sie bisher niemals taten, durch die Zwirnsfäden von „garantierten" Verfassungsparagraphen binden lassen? Zumal jedes der ihnen von Gothein zugewiesenen Völker im Vergleich zu ihnen an Zahl gering ist und die im Westgebiet zahlreichsten, die Weißrussen, nach ihm „politisch gleichgültig" sind, weshalb es den Polen leicht fallen würde, eins gegen das andere auszuspielen, alle niederzuhalten und zu polonisieren.

Es würde zu weit führen, wollte ich sämtliche sicherlich gutgemeinten und sorgfältig ausgearbeiteten Schutzmaßregeln Gotheins, die zudem in jedem Ernstfall doch unbeachtet bleiben oder geschickt in ihr Gegenteil verkehrt werden würden, aufzählen. Der Grundgedanke ist, daß der neue Nationalitätenstaat jede in seinen Grenzen wohnende Nationalität in der Pflege ihrer nationalen Kulturgüter fördern und ihr die freie Entfaltung ihrer Eigenart und die Teilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten in Staat, Provinz und Gemeinde gewähren soll. Der Volksschul- und der Mittelschulunterricht soll in der Muttersprache *) und möglichst auf Kosten jeder Nationsgemeinschaft erfolgen, die Reichssprache aber allenthalben Pflichtgegenstand sein, Hochschulen nur für die polnische Bevölkerung geschaffen werden. Neben dem Polnischen, der Reichs- und Kommandosprache, soll im Lokalverkehr mit den Behörden die jeweils überwiegende landesübliche Sprache erlaubt sein, Provinzen und Verwaltungsbezirke nach den möglichst geschlossen wohnenden, also doch wohl zum Teil umzusiedelnden Nationalitäten abgegrenzt werden. Wahlen sollen nach nationalen Wahlmatrikeln stattfinden, wobei es jedem freistände (frei?), sich in die nationalpolnische Wahlmatrikel eintragen zu lassen. (Pluralstimmenwahlrecht und Verhältniswahlen). Nach Gothein wird es polnische, litauische, weiß-, kleinrussische und lettische Verwaltungsbezirke geben; ob auch deutsche und jüdische? Schwerlich. Deutsche (in Kurland $6^2/_3$, in Polen noch nicht 5 Prozent und in Litauen ein verschwindender Bruchteil der Bevölkerung) gibt es zwar an vielen Orten; sie sitzen aber nirgends (außer etwa in Lodz und Umgegend) in größerer Zahl geschlossen; ihre Sprache wird also im Lokalverkehr keine oder wenigstens keine ausreichende Berücksichtigung finden, ihre Entnationalisierung, auch die der Rückwanderer aus dem inneren Rußland, sich schnell vollziehen und die Deutschen in dem polnisch-litauisch-kurischen Staatswesen Gotheins wieder einmal, wie so oft, Kulturdünger gewesen sein.

Werden die Polen mit dem neuen Pufferstaate in den von Gothein angegebenen oder selbst in den weiteren von mir bezeichneten Grenzen zufrieden

*) Im Gouvernement Cholm, das jetzt dem polnischen Staatsrat als ein Teil Kongreßpolens unterstellt ist, sind die Ukrainer bereits der Polonisierung preisgegeben, indem sie keine einzige ukrainische Volksschule haben und ihnen sogar die Möglichkeit genommen ist, ukrainische Kirchenpredigt und die ukrainische Kinderkatechisation zu genießen.

sein? Werden sie als Grenzwächter im Ernstfalle uns die Nibelungentreue halten? Ohne auf diese Fragen zu antworten, stelle ich fest, daß ihr Ausdehnungsdrang heute wie ehedem vom Meer zum Meere strebt. 1890 sagte Herr von Jazdzewski, der die Auswanderung der polnischen Bewohner Posens und Westpreußens für den Fall eines siegreichen Krieges und der Aufrichtung eines Neupolens unter einem hohenzollernschen Prinzen anbot: Wir werden den Ausgang zum Schwarzen Meere bei Odessa suchen. Am 16. April d. J. stellte der polnische Staatsrat die Entscheidung über die künftige Staatszugehörigkeit der ethnographisch zwischen Polen und Rußland liegenden, „in alter Schicksalsbeziehung zu Polen stehende Gebiete" (litauischer, weißrussischer und ukrainischer) als eine Bedingung der freundnachbarlichen Beziehungen Polens dem russischen Reiche gegenüber und der Beilegung des alten Streits zwischen beiden Mächten. In dem Augenblick, wo ich dies schreibe, dürften der meisten Polen Gedanken auf Galizien gerichtet sein, das aber, wie Kaiser Karl neulich in Krakau sagte, „um so inniger mir und meinem Hause verbunden werden soll". Vielleicht wenden sie also ihre Blicke nach einer anderen Himmelsgegend, von der sie oft genug, auch während des Krieges, gesprochen haben. Gothein meint, die Erinnerungen an ihre Leiden unter russischer Herrschaft, die „Befriedigung über die Befreiung von dem brutalen russischen Joch", der enge Zusammenhang mit der westeuropäischen Kultur, der religiöse Gegensatz, endlich „das eigenste Lebensinteresse muß und wird das neue Reich an die Seite der Zentralmächte führen und dort halten". Vielleicht, vielleicht auch nicht. Nur wer leben wird, wird sehen. Eine Bedingung stellt er allerdings, daß wir unsere „verfehlte" Ostmarkenpolitik abbauen, was ja bereits geschieht. Nur dann, sagt er, werden die Polen sich damit abfinden, daß einige Gegenden, in denen die Polen gemischt mit Deutschen und anderen Stämmen leben, außerhalb Polens bleiben. Wer gönnte ihm nicht, daß er recht behielte? Wird er's?

Wenn ich von Gotheins Schrift eingehender gesprochen habe, als mancher erwartet hat, der gleich mir den Grundgedanken für verfehlt hält, weil er auf eine Illusion, eine Selbsttäuschung hinausläuft, so tat ich das mit Vorbedacht. Sie enthält neben Irrtümern und Unrichtigkeiten, die sich allerdings etwas häufen, auch recht verständige und beachtenswerte Abschnitte, die zu lesen lohnt, da sie Wissenswertes bringen, so namentlich der über „Die wirtschaftlichen Verhältnisse", über die Gothein wie ein Fachmann redet, auch der über „Die Juden in Polen", deren Problem, wie er richtig erkennt, eine Lösung finden muß und, sobald den Polen volle Aktionsfreiheit gegeben ist, auch wohl finden wird. Freilich bestimmender war folgender Umstand für mich: ich fürchte, der Vorschlag Gotheins könne, wenn nicht in dieser, so doch in einer etwas anderen Form zum Vorteil der Polen verwirklicht werden, auch bin ich überzeugt, daß meinem Volke und Vaterlande daraus ein großes Unheil erwachsen würde. Gothein führt das Wort und spricht Gedanken jener nicht kleinen Gruppe Internationaler aus, die, durch ihr Geld, ihre weitverzweigten

und hoch hinaufreichenden Beziehungen und ihre Presse in ganz Europa mächtig, dafür wirkt und, wie es heute scheint, auch erreichen wird, daß Deutschland seine Grenzsteine nirgends auch nur um einen Fuß vorrückt, den annexionslosen Frieden des „Vorwärts" schließt und sich hinter dem polnischen Bollwerk verkriecht, daß unsere Feinde aber, zwar besiegt, ohne erheblichen Schaden aus dem Kriege hervorgehen. Über die polnische Frage speziell werden wir in einem so dichten Dunkel gehalten, daß wir da auf alles gefaßt sein müssen und sind.

Neue Bücher über Musik

Ästhetik und Verwandtes

Von Dr. Richard Hohenemser

Im Jahre 1902 veröffentlichte Paul Moos unter dem Titel „Moderne Musikästhetik in Deutschland" eine Geschichte der musikästhetischen Anschauungen von Kant bis zur Gegenwart, ein höchst verdienstvolles Buch, obgleich der Verfasser die modernen Bestrebungen nach streng psychologischer Fundierung der Musikästhetik leider unberücksichtigt gelassen hat. Offenbar als eine Ergänzung dieses Werkes nach rückwärts ist die vor nicht langer Zeit erschienene Musikästhetik des achtzehnten Jahrhunderts von H. Goldschmidt gedacht, der sich ausdrücklich als Anhänger von Moos bekennt, aber seine Darstellung mit Recht nicht auf Deutschland einschränkt. (Hugo Goldschmidt, Die Musikästhetik des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Beziehungen zu seinem Kunstschaffen, Rascher u. Co., Zürich und Leipzig 1915.) Aus dem Verhältnis zu dem Moosschen Buch erklärt es sich wohl, daß er Kant nicht mehr in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Zweifellos hat es Sinn, die Geschichte der modernen Musikästhetik mit Kant beginnen zu lassen; aber trotzdem hätte seine Übergehung in einer Darstellung der musikästhetischen Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts nicht ohne Rechtfertigung bleiben dürfen.

In einer ausführlichen Einleitung sucht Goldschmidt seinen eigenen musikästhetischen Standpunkt klarzulegen, gelangt aber dabei zu entschieden verfehlten Aufstellungen. Vor allem macht er eine völlig unhaltbare Unterscheidung zwischen nur sinnlich schöner und gefühlshaltiger Musik (vergl. Seite 15). Wie die nur sinnlich schöne Musik auf uns wirken soll, wenn nicht durch Erzeugung von Gefühlen, wird nirgends gezeigt. Goldschmidt beruft sich auf Dessoir, der in seiner „Ästhetik" sagt, die Bachschen Fugen wirkten nur durch die Gliederung ihrer Abschnitte und die Gesetzmäßigkeit ihrer Stimmführung auf uns, gäben uns aber keine Kunde von den seelischen Vorgängen, aus welchen sie erwachsen seien. Auch diese Unter-

scheidung ist nicht zutreffend; denn einerseits kann und soll die reine Instrumentalmusik in uns nichts anderes erzeugen als das, was der Komponist in und mit seinen Tönen erlebte, und andererseits wirken die Bachschen Fugen, abgesehen von den in dem Instrument, für das sie bestimmt sind, liegenden Beschränkungen, in Wahrheit genau durch die gleichen Mittel auf uns, wie alle sonstige reine Instrumentalmusik, also keineswegs nur durch Gliederung der Abschnitte und Gesetzmäßigkeit der Stimmführung. Immerhin denkt Dessoir offenbar an die Gefühle, welche durch diese Eigenschaften des Tonstückes in uns hervorgerufen werden, während es sich nach Goldschmidt überhaupt nicht um Gefühle handeln soll. Besser wird die Sache auch durch die Korrektur nicht, die er an dem Ausspruch Dessoirs vornimmt, indem er nur einem Teil der Bachschen Fugen ausschließlich sinnliche Schönheit, dem anderen aber auch Gefühlshaltigkeit zuschreibt. Im Verlaufe des Buches selbst versteigt er sich sogar zu der Behauptung, ein Musikstück, das einer Zeit gefühlshaltig erschienen sei, könne unter Umständen von einer späteren Zeit als nur noch sinnlich schön aufgefaßt werden (vergl. Seite 122 bis 123). Schlagender kann man die wissenschaftliche Unbrauchbarkeit einer Unterscheidung wohl nicht beweisen als es der Verfasser selbst tut; denn bald sollen die Unterschiede in der Natur der Tonwerke, bald in der Natur der Hörer liegen, ohne daß hierüber etwas Näheres gesagt wird, ja, ohne daß die beiden Möglichkeiten prinzipiell auseinander gehalten werden. Der Mangel einer Definition des sinnlich Schönen und der Gefühlshaltigkeit macht sich eben aufs empfindlichste bemerkbar. Was sich Goldschmidt darunter denkt, können wir etwa aus der Behauptung ahnen, die eigentlichen melodischen Gedanken seien gefühlshaltig, die Übergangsgruppen dagegen nur sinnlich schön (vergl. Seite 18). Er versteht also unter Gefühlshaltigkeit ungefähr das, was wir im nicht wissenschaftlichen Zusammenhang meinen, wenn wir von einer gefühlvollen Melodie sprechen und unter bloß sinnlicher Schönheit die Abwesenheit dieses Besonderen. Daß derartig unklare Begriffe die Erkenntnis nicht fördern können, liegt auf der Hand.

Eigentümlich berührt es, daß ein so wenig gründlicher Denker, wie Goldschmidt es wagt, sich auf eine Polemik gegen einen der scharfsinnigsten Psychologen unserer Zeit, gegen Th. Lipps, einzulassen. Er bekämpft mit Eifer dessen Lehre von der ästhetischen Einfühlung und hat auch hier seine Gewährsmänner. Aber daß er Lipps gänzlich mißversteht, beweist schon der eine Satz: „Es ist unmöglich, daß wir Gefühle einfühlen, die der Gegenstand, dem das Einfühlen gilt, gar nicht hat“ (Seite 19). Für Lipps dagegen handelt es sich niemals darum, daß das Objekt die betreffenden Gefühle hat, sondern nur darum, daß es uns, sobald wir es ästhetisch betrachten, zwingt, ihm dieselben beizulegen. Ein Mensch mit einem freundlichen Gesicht zwingt uns zunächst, Freundlichkeit in ihn einzufühlen. Hinterher mag es sich dann herausstellen, daß sein freundliches Gesicht die Maske eines Heuchlers war. Während für Lipps die Einfühlung eine Bedingung ist, ohne welche der ästhetische Genuß nicht zustandekommen kann, behauptet Goldschmidt, ohne den Beweis dafür anzutreten, in gewisse Kunstwerke könne man sich einfühlen, wie z. B. in „Tristan“, in andere dagegen nicht. Ein höchst seltsamer Ausspruch findet sich gelegentlich in dem Buche selbst, nämlich, Mozart habe sich bei der Komposition seiner Opern nur in die ihm sympathischen Personen einfühlen können. Natürlich meint Goldschmidt nicht, Mozart habe die ihm unsympathischen Personen

musikalisch weniger scharf charakterisiert; aber wie er dazu gelangte, auch deren Charaktere künstlerisch zu erfassen, wird uns nicht gesagt.

Was den Hauptteil des Werkes betrifft, so kann man die allgemeine Entwicklungslinie, wie sie der Verfasser aufzuzeigen sucht, wohl gelten lassen: zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herrschte die rationalistische Ästhetik. Für sie ist die Musik eine Sprache, welche bestimmte Leidenschaften zu erregen hat. Der Komponist muß die im Text gegebenen Leidenschaften auch musikalisch zum Ausdruck bringen, oder, wenn er ein Instrumentalstück schreibt, muß er eine Leidenschaft vor Augen haben, die er schildern, d. h. eben ausdrücken will. Er muß auf den Hörer wirken wie ein Redner. Nach manchen Ästhetikern, so nach Rousseau in seiner ersten Periode, ist die Tonkunst sogar aus der Sprache hervorgegangen und bleibt stets von ihr abhängig. Am Ende des Jahrhunderts stehen die entgegengesetzten Anschauungen, namentlich vertreten durch den Stürmer und Dränger Heinse und den Romantiker Wackenroder. Nach ihnen spricht die Musik gerade das aus, was auf keine andere Weise ausgesprochen werden kann; gerade in dieser Unbestimmtheit, ihrer Entferntheit von allem Wirklichen, liegt ihr Wesen und ihr Zauber. Man geht jetzt nicht mehr, wie früher, in erster Linie von der Vokal-, sondern von der Instrumentalmusik aus. Es ist klar, daß diese Anschauungen der Wahrheit um vieles näherkommen als die der rationalistischen Ästhetik, und insofern ist Goldschmidt berechtigt, in der Musikästhetik des achtzehnten Jahrhunderts eine fortschreitende Entwicklung zu erblicken. Allerdings muß er zugeben, daß sich dieser Entwicklungsgang nicht eindeutig vollzog, daß vielmehr am Ende der Periode auch ein verbohrter Rationalist steht, nämlich Lesueur, der Lehrer von Berlioz, von dem dann bezeichnenderweise die moderne Programmusik ausging. Außerdem wären durch die Behandlung Kants dem Bilde ganz neue Züge eingefügt worden, wobei auch die von Leibniz und Euler gemachten, aber von Goldschmidt übergangenen Ansätze zu einer psychologischen Grundlegung der Musikästhetik hätten erwähnt werden müssen.

Inwieweit Goldschmidt die Ansichten der von ihm herangezogenen Autoren im einzelnen richtig wiedergegeben hat, könnte nur der erschöpfend beurteilen, der seine gewaltige Belesenheit besäße. Daß seine eigenen verfehlten ästhetischen Anschauungen auf die historische Darstellung nicht ohne Wirkung bleiben konnten, ist einleuchtend. So wird er an der gerechten Würdigung der Verdienste Schillers offenbar durch seine Auffassung der ästhetischen Gefühle als „Scheingefühle" gehindert. Schiller spricht es deutlich aus, daß die Musik Gefühle in uns erregt, indem sie deren Form, d. h. Rhythmus und Art des seelischen Geschehens, auf dem sie untrennbar beruhen, nachbildet und damit in uns erzeugt, daß es ihr aber nicht möglich ist, bestimmte Affekte hervorzurufen, sondern nur Gemütsbewegungen, welche diesen analog sind, und daß endlich jedes neben dem musikalischen Eindruck auftauchende Phantasiebild nur einen subjektiven Versuch bedeutet, dem Musikstück einen von unendlich vielen möglichen Inhalten zu geben. Daß hier in der Tat das Wesen der Musik erkannt, wenn auch nicht im einzelnen psychologisch erklärt ist, sah Goldschmidt nicht, vermutlich weil er „die Scheinhaftigkeit der Gefühle" vermißte. Diese findet er bei dem französischen Ästhetiker Chabanon, den er gerade deshalb und auch wegen seiner Ausführungen über die Mehrdeutigkeit der Musik als einen Gipfelpunkt betrachtet. Mit dem sehr unglücklichen

Ausdruck „Scheingefühle" wollte man niemals Gefühle bezeichnen, die nur scheinbar existierten, sondern stets solche, die von den Gefühlen, die wir außerhalb der ästhetischen Betrachtung haben, verschieden seien. Auf der Bühne werden uns Menschen und Ereignisse gezeigt, die auch in der Wirklichkeit vorkommen könnten, und doch führen die hierdurch in uns hervorgerufenen Gefühle nicht zu Willensäußerungen und zu Handlungen, wie es gegenüber der Wirklichkeit der Fall wäre. Darum glaubte man, die ästhetischen Gefühle besäßen die besondere Eigenschaft, das Wollen nicht auszulösen, und dies rühre daher, daß das Dargestellte eben nur Schein sei. In Wahrheit haben die ästhetischen Gefühle an sich keine anderen Eigenschaften als alle übrigen; nur ist während der vollkommenen ästhetischen Betrachtung alles in uns sonst auf die Wirklichkeit Gerichtete gleichsam ausgeschaltet. Wir gehen ganz im Kunstwerk auf, d. h. eben, es vollzieht sich nur das in uns, wozu das Kunstwerk die unmittelbare Veranlassung bietet. Wir leben also ganz in den Personen des Dramas, gehen aber nicht dazu über, auf sie einwirken zu wollen. Schwer begreiflich ist es, wie man auch gegenüber der Musik, bei der es doch keinen Schein der Wirklichkeit gibt, bei der es doch keinen Sinn hat, zwischen dem Darstellenden und einem andersartigen Dargestellten zu unterscheiden, dazu kommen konnte, von Scheingefühlen zu sprechen. Dies hätte höchstens eine gewisse Berechtigung zur Bekämpfung der rationalistischen Behauptung, die Musik errege bestimmte Leidenschaften, d. h. also bestimmte Affekte, wie Liebe, Hoffnung, Zorn usw. Ein solcher Affekt ist ohne eine Beziehung auf einen Gegenstand der Wirklichkeit nicht denkbar, und da die Musik derartige Beziehungen nicht liefern kann, erregt sie eben keine Affekte, sondern nur Gemütsbewegungen, die ihnen analog sind. Aber die in diesen Gemütsbewegungen enthaltenen Gefühle sind von den außerästhetischen Gefühlen wieder nicht durch eine besondere Eigenschaft unterschieden. Goldschmidt jedoch nimmt dies offenbar an, ohne uns aber zu sagen, worin eigentlich die Scheinhaftigkeit der Gefühle besteht.

Dieser dunkle Begriff hat ihn zu einer merkwürdigen Anschauung verführt. Er wiederholt bis zum Überdruß, Reichardt habe Instrumentalsätze mit mehr als einem Thema verworfen, weil ein in sich geschlossenes Ganzes nur eine einzige Leidenschaft ausdrücken könne, und meint, die Aufstellung dieses falschen Grundsatzes wäre nicht möglich gewesen, wenn Reichardt in den durch die Musik erzeugten Gefühlen Scheingefühle gesehen hätte; je mehr man die Scheinhaftigkeit der Gefühle erkannt habe, um so mehr sei man dazu übergegangen, in einem und demselben Satz zwei im Charakter voneinander verschiedene Themen zu verwenden. Nun ist einerseits nicht einzusehen, warum nur solche seelische Vorgänge, die sich auf die Wirklichkeit beziehen, zueinander im Widerspruch stehen können und nicht auch solche, bei welchen diese Beziehung fehlt. Wäre letzteres nicht möglich, so könnte es beispielsweise keine Ton- und Harmoniefolgen geben, die uns mißfielen. Anderseits lassen sich nur die wenigsten schaffenden Künstler von ästhetischen Theorien beeinflussen, und je genialer sie sind, um so weniger bedürfen sie dieser Stütze. Selbst wenn sie nach objektiven Theorien zu arbeiten glauben, folgen sie doch dem Zuge ihrer spezifischen Veranlagung, indem sie solche Theorien verfechten, welche dieser entsprechen. Beeinflußt werden sie in allererster Linie durch die Kunstwerke ihrer Vorgänger und Zeitgenossen, und zur Richtschnur dient ihnen ihr künstlerisches Empfinden. Als geschulter Musik

historiker, der selbst auf dem einschlägigen Gebiet gearbeitet hat, weiß Goldschmidt sehr wohl, daß sich die Einführung und allmähliche Ausbildung des Seitenthemas im ersten Sonaten- und Symphoniesatz von der italienischen Opernouverture an bis zur Vollendung in den späteren Werken Haydns beobachten läßt. Jede in dieser Richtung gewonnene Errungenschaft hatte eben neue Schritte im Gefolge. Aber es ist doch kaum glaublich, daß sich die zahlreichen an der Entwicklung beteiligten Komponisten von theoretischen Erwägungen leiten ließen. Jedoch gehört es ausgesprochenermaßen zu den Absichten des Verfassers, die von ihm für sehr bedeutend gehaltene Einwirkung der ästhetischen Anschauungen auf das künstlerische Schaffen nachzuweisen. Dabei muß er selbst bekennen, daß Bach und Händel mit der rationalistischen Ästhetik ihrer Zeit nichts zu tun haben und daß man von Rameau seiner Theorie nach Anschluß an die italienische Schreibweise erwarten müßte, während er dem französisch-nationalen deklamierenden Gesang Lullys treublieb. Goldschmidts positive, übrigens ziemlich spärliche Ausführungen zu diesem Punkt haben wenig Beweiskraft; doch kann hierauf nicht näher eingegangen werden.

Noch eine weitere Nebenabsicht verfolgt Goldschmidt mit seinem Buch: Er glaubt, daß wir die Kunstwerke und namentlich die verschiedenen Stilarten innerhalb einer Kunstgattung um so besser verstehen, je genauer wir wissen, mit welchen Augen sie von den Zeitgenossen betrachtet wurden. Darum fügt er dem Hauptteil seines Werkes, der die allgemeinen musikästhetischen Anschauungen behandelt, noch einen speziellen Teil bei: „Die Oper des achtzehnten Jahrhunderts in der Beurteilung der Zeitgenossen und der Ästhetiker insbesondere". Ich bezweifle nicht, daß er bei seinen Forschungen über die Oper der zeitgenössischen Literatur manche nützliche Winke entnehmen konnte; aber ich bin überzeugt, daß wir, um die Werke der Vergangenheit künstlerisch und geschichtlich richtig würdigen zu können, vor allem unser eigenes, natürlich ästhetisch und historisch geschultes Urteil zuratezuziehen müssen; denn wie in der Gegenwart, so sind auch in der Vergangenheit die Äußerungen der Zeitgenossen von sehr verschiedenem und oft sehr zweifelhaftem Wert und bedürfen gründlichster Nachprüfung eben an der Hand der Kunstwerke selbst. Um nur ein Beispiel zu nennen, so wurde der berühmte Streit der Gluckisten und Piccinnisten, der das gebildete Paris jahrelang in Aufregung hielt, auf beiden Seiten so dilettantisch geführt, und die Opern, welche Piccinni, im Auftrage seiner Anhänger schrieb, sind denjenigen Glucks im Stile (nicht in Geist und Größe) so ähnlich, daß es uns heute schwerfällt, klar zu sehen, worum es sich eigentlich handelte. Soviel ist aber sicher, daß der Streit weder wissenschaftlich noch künstlerisch befruchtend gewirkt hat. Ich fürchte, auch unser Buch wird unfruchtbar bleiben, wenn es auch als Nachschlagewerk und als erste Zusammenstellung der musikästhetischen Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts unbezweifelbaren Wert besitzt.

Speziell mit der Ästhetik der Oper oder wenigstens mit einem Teilgebiet derselben beschäftigt sich ein Buch von Istel, das aber nicht sowohl wissenschaftlich fördernd als vielmehr nur anregend wirkt (Edgar Istel, Das Libretto, Wesen, Aufbau und Wirkung des Opernbuchs, Berlin, Schuster und Löffler, 1914). Wäre es ausschließlich als praktischer Ratgeber für angehende Opernkomponisten edbacht, so wäre nicht viel dagegen einzuwenden. Aber der Titel verspricht weit

mehr. Wer das Wesen des Operntextbuches ergründen will, hätte zunächst zu bestimmen, in welcher Weise, also unter welchen Bedingungen Musik und Poesie, insbesondere dramatische Poesie, einander zu einer neuen, wertvollen Einheit ergänzen. Hieraus hätte er abzuleiten, wie das Textbuch nach Inhalt und Form beschaffen sein muß. Istel macht zwar Bulthaupts „Dramaturgie der Oper" vielleicht nicht mit Unrecht Geschwätzigkeit zum Vorwurf, ist aber selbst keineswegs in die Tiefe seiner Aufgabe eingedrungen.

In einem einleitenden Kapitel „Komponisten, Librettisten, Dichterkomponisten" werden an der Hand geschichtlicher Beispiele vier Möglichkeiten aufgestellt, wie sich der Komponist seinem Text gegenüber verhalten könne. Erstens: Gluck lebt sich vor allem so intensiv in die Dichtung an sich ein, daß er, wie er sagt, zunächst vergißt, daß er Musiker sei. Zweitens: Mozart verlangt, die Poesie solle schlechterdings der Musik gehorsame Tochter sein, und hat eine Arie, deren Worte noch gar nicht geschrieben sind, bereits im Geiste fertig. Er geht also nicht von den Worten, sondern vom Gehalt aus. Drittens: Lortzing macht seine Texte aus bereits vorhandenen Dramen zurecht und sieht dabei vor allem auf gute Rollen, d. h. darauf, daß jeder Schauspieler etwas wirklich Charakteristisches darzustellen hat. Viertens: Wagner dichtet seine Texte selbst und zwar aus dem Geist der Musik heraus; nur solche Stoffe fesseln ihn, welche die Musik gleichsam schon mit sich führen; die wichtigsten Motive hat er bereits im Kopf, bevor er einen Vers niedergeschrieben oder die Szenen geordnet hat (die betreffenden Briefstellen von Mozart und Wagner stehen in einem früheren Referat, Jahrgang 73, Heft 48, Seite 285 und 288). Dieser Aufstellung fehlt der einheitliche Gesichtspunkt; denn der hier geltend gemachte Unterschied zwischen Mozart und Wagner ist nur äußerlicher Natur, und Lortzing hätte, nachdem ihm einmal ein Text vorlag, ebensogut das Gluckſche wie das Mozartsche Verfahren einschlagen können. Ferner folgt aus den angeführten Unterschieden durchaus nicht, daß auch in den Endergebnissen. d. h. in der endgültigen musikalischen Behandlung des Textes Unterschiede bestehen müßten; denn schließlich mußte doch auch Gluck die Dichtung mit Musik durchtränken, und Mozart und Wagner mußten ihre Musik den Worten sprach- und sinngemäß anpassen. In Wahrheit sind die Unterschiede nur Symptome für die Verschiedenheit der künstlerischen Naturen der betreffenden Komponisten, und aus dieser geht die Verschiedenheit der Endergebnisse hervor, ist dieselbe doch nirgends größer als in den Werken Mozarts und Wagners, obgleich beide zunächst ihrem Text in ganz ähnlicher Weise gegenüberstehen.

Das zweite Kapitel behandelt den Stoff, das dritte unter der Überschrift „Konstruktive Gesetze" die Form des Textbuches. Aber der Verfasser unterscheidet nicht zwischen der Aufstellung allgemeinerer Gesetze, die er zuweilen versucht, und der Erteilung praktischer Winke; beides steht in buntem Wechsel nebeneinander. Am Schluß des dritten Kapitels werden der erste Akt des „Tannhäuser" und der erste Akt des „Lohengrin" analysiert. Dann folgt noch eine ausführliche Analyse von „Figaros Hochzeit", wobei mit Recht überall gezeigt wird, wie der Textdichter Daponte verfuhr, um Beaumarchais Lustspiel zum Zweck der musikalischen Behandlung umzugestalten.

Wir erwähnten eingangs die psychologische Grundlegung der Musikästhetik. Die Wissenschaft, welche diese zu liefern hat, kann man „Akustik im weiteren

Sinne" nennen, wenn man darunter die physikalischen, physiologischen und psychologischen Vorgänge versteht, auf welchen die Elemente der Tonkunst beruhen. Einen Überblick über den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft, abgesehen freilich von der Lehre vom Rhythmus, vermittelt der siebente Band der von Xaver Scharwenka herausgegebenen „Handbücher der Musiklehre" (Karl L. Schäfer, Einführung in die Musikwissenschaft auf physikalischer, physiologischer und psychologischer Grundlage, Breitkopf und Härtel, Leipzig 1915). Mir würde der Titel „Einführung in die Akustik" usw. richtiger erscheinen; denn zur Musikwissenschaft gehört doch auch die eigentliche Musikästhetik und die gesamte Musikgeschichte. Am ausführlichsten und mit mustergültiger Klarheit behandelt der Verfasser die Akustik im engeren Sinn, also die physikalischen Vorgänge, woran sich Angaben über das Wesen der Instrumente und der menschlichen Stimmorgane anschließen. Sodann wird nach einer Beschreibung des inneren Ohres die Helmholtzsche Resonanztheorie auseinandergesetzt, d. h. eine Hypothese, welche unsere Fähigkeit, gleichzeitig mehrere Töne wahrzunehmen, obwohl dieselben physikalisch nur eine Welle bilden, erklären soll. Hierauf folgen Abschnitte über Hörgrenzen, Tonfarbe, Klangfarbe, Schwebungen und Kombinationstöne. Dann wird sowohl die von Helmholtz als auch die von Stumpf aufgestellte Konsonanz- und Dissonanztheorie wiedergegeben und der Aufbau der diatonischen Tonleiter nach Stumpf erklärt. Schließlich werden noch die enharmonischen und die temperierten Leitern kurz besprochen. Selbstverständlich kann ein Lehrbuch in der Regel nur allgemein anerkannte Anschauungen berücksichtigen. Aber wenn es zweifellos richtig war, die Helmholtzsche und die Stumpfsche Konsonanztheorie vorzutragen, so hätte auch die von Lipps vertretene Lehre von der Tonverwandtschaft und seine sich daraus ergebende Konsonanztheorie zum mindesten erwähnt werden sollen, zumal da sich Lipps mehrfach auch unmittelbar gegen die Ansichten Stumpfs gewendet hat.

Unsere Referentenpflicht zwingt uns, noch auf das zweite Bändchen einer Arbeit hinzuweisen, deren erster Teil schon früher (Jahrgang 72, Heft 46, Seite 327) gebührende Würdigung gefunden hat, auf Siegfried Garibaldi Kallenbergs „Musikalische Kompositionsformen". (II: Kontrapunktik und Formenlehre; B. G. Teubner, Leipzig 1913). Was damals über die Notenbeispiele gesagt wurde, gilt in noch höherem Maße für diejenigen des neuen Bändchens. Sie sind einfach unmöglich. Wenn irgendjemand ein gänzlich verfehltes Produkt seines Geistes drucken läßt, so kann man darüber zur Tagesordnung übergehen. Wenn aber ein Verlag von der Bedeutung des Teubnerschen, der in größtem Maßstab das Ziel verfolgt, Belehrung in breite Volksschichten zu tragen, so schlecht beraten ist, daß er ein Buch, das jedem normalen Musiker vor den Kopf stößt, dem Laien in die Hand gibt, so ist das doch wohl ein Zeichen für den beklagenswerten künstlerischen Tiefstand unserer Zeit.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6926.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Offener Brief
an Herrn von Heydebrand und der Laſe

Von Dr. Friedrich Thimme

I.

Zu einer Zeit, wo auch Sie die ſchweren und bangen Sorgen, die ein Teil unſeres Volkes mit Ihnen um unſere Entwicklung nach außen und innen empfindet, in Ihrer Herforder Rede unverhüllt zum Ausdruck gebracht haben, wo Ihre Anhänger im konſervativen und im alldeutſchen Lager den Reichskanzler auf der einen, den Generalfeldmarſchall von Hindenburg auf der anderen Seite mit Kundgebungen und Telegrammen in gleicher Richtung ſyſtematiſch überſchütten, in ſolcher Zeit wird es einem von konſervativen Grundanſchauungen ausgehenden Manne nicht verwehrt ſein können, dem anerkannten Führer der konſervativen Partei auch einmal die ſchweren Sorgen und Befürchtungen auszuſprechen, mit denen nicht allein ihn die Entwicklung der konſervativen Partei ſeit geraumer Zeit erfüllt. Solche Beſorgniſſe werden, wie ich genau weiß, von vielen, ſehr vielen konſervativen Männern in ſteigendem Maße geteilt. Wenn ſie nicht ſchon bisher häufiger zum Ausdruck gelangt ſind, ſo geſchah es aus dem gleichen Grunde, aus dem ſich wenigſtens früher wahrhaft konſervative Männer ſcheuten, die Autorität der Regierung in Frage zu ſtellen: man wollte, zumal in ſchwerer und gefährlicher Zeit, die Diſziplin wahren. Nachdem aber Sie in Ihrer jüngſten großen Rede Ihre ſonſtige ſtaatsmänniſche Zurückhaltung wenn nicht in der Form, ſo doch in der Sache gänzlich aufgegeben, nachdem Sie ſelbſt Ihre Gefolgſchaft ermutigt haben, die Reichsregierung als jämmerlich ſchwach, als fortwährend wankend und ſchwankend, als ſtetig, Tag vor Tag, vor der Sozialdemokratie zurückweichend, als haltlos zum Abgrund, letzten Endes zur Republik treibend hinzuſtellen und ſie ſo jeder Achtung und Autorität zu entkleiden, können Sie nicht erwarten, daß diejenigen, die noch in der alten konſervativen Tradition wurzeln, daß es eine der vornehmſten Aufgaben der kon-

servativen Partei sei, die Regierung nach aller Möglichkeit zu stützen, vor der bangen und bekümmerten Frage zurückschrecken, ob die Leitung der Partei noch in den rechten Händen ruhe, ob an ihrer Spitze statt des Führers nicht der Totengräber stehe. Sie konstatieren selbst in Ihrer Herforder Rede, daß die konservative Partei bei den Debatten über die Kriegszielinterpellationen wie im Verfassungsausschuß allein geblieben sei. In der Tat: verlassen von dem Zentrum, in dem doch so viel echt konservative Elemente vorhanden sind, verlassen von den Nationalliberalen, mit denen die konservative Partei so oft in nationalen Fragen zusammenging, verlassen sogar von der Deutschen Fraktion, zu der die nächsten Freunde und Nachbarn der Konservativen, die Freikonservativen, gehören, in vollem Unfrieden mit der Regierung, gestützt einzig und allein von einem Häuflein Alldeutscher, das im Reichstage überhaupt nicht zählt und das die konservative Partei bisher mehr kompromittiert als gefördert hat, das ist eine schwere, ja beinahe verzweifelte Situation für die Konservativen, die die Frage zwingend nahelegt, ob die Partei nicht durch Sie in falsche Bahnen gelenkt sei. Ihre Herförder Rede gibt die beste Gelegenheit, dieser Frage auf den Grund zu gehen.

Ihre heutige Parteipolitik, Herr von Heydebrand, ist ganz und gar auf die vermeintliche Tatsache gestellt, daß, wie Sie sagen, „der Partei der Sozialdemokraten gegenüber nicht die Festigkeit gewahrt werde, die wir im Interesse unseres Staates, unseres Preußens und unseres Königtums für absolut notwendig halten, daß wir von Tag zu Tag ein Zurückweichen sehen, ein Zurückweichen vor Drohungen, die uns da entgegengehalten werden, daß wir ein Zurückweichen sogar sehen in den großen nationalen Zielen, die dieser gewaltige Kampf ganz von selbst vor uns aufrichtet." Sie setzen voraus, daß der Reichskanzler derart im Banne der Sozialdemokraten stehe, daß er ihren Zielen und Grundsätzen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermöge, vielmehr ihnen solange nachgebe, bis sie sich alles herauszunehmen wagen dürften. Sie führen in dieser Beziehung den Scheidemannschen Ausspruch von der drohenden Revolution und den Munitionsstreik in Berlin an. Selbstverständlich müssen unter den Beweisen für das stete Zurückweichen und Nachgeben gegenüber den sozialdemokratischen und überhaupt den demokratischen Tendenzen auch die Beratungen und Beschlüsse des Verfassungsausschusses des Reichstages figurieren, die nach Ihnen bis an die letzten Rechte des Kaisers und Königs tasten, die ganze Kaisergewalt, die Selbständigkeit der Einzelstaaten illusorisch zu machen geeignet seien und die ersten Etappen des Weges zur Republik bedeuten.

Aber, Herr von Heydebrand, dieses ganze Schauergemälde, das Sie von unserer Reichsleitung und von ihrer angeblichen Schwäche gegen die Sozialdemokratie, das Sie von dieser selbst und nicht zuletzt von dem Streben des Verfassungsausschusses entwerfen, ist in allen Teilen gröblich verzeichnet und verzerrt. Sie tun zunächst dem Reichskanzler unrecht, wenn Sie ihn als ein schwankes Rohr hinstellen, das im Winde der Sozialdemokratie hin- und her-

flattere. Ausdrücklich hat der Reichskanzler in seiner Rede vom 15. Mai bestritten, daß er sich im Banne der Sozialdemokratie befinde. „Ich befinde mich im Banne keiner Partei, weder rechts noch links. Nein gewiß nicht. Ich befinde mich nur im Banne des deutschen Volkes, dem ich allein zu dienen die Ehre habe." War es wohlgetan, Herr von Heydebrand, trotz dieses klaren Bekenntnisses in Ihrer Herforder Rede dem Reichskanzler zu unterstellen, daß er im Banne der Sozialdemokratie stehe? War es anständig und eines vornehmen konservativen Mannes würdig, wenn zwar nicht Sie, wohl aber ein anderer konservativer Abgeordneter das Wort des Herrn von Bethmann Hollweg, daß er sich bezüglich der Kriegsziele in voller Übereinstimmung mit der obersten Heeresleitung befinde: ein Wort, das allen Zweifeln der konservativen Partei ein Ende bereiten mußte, verdächtigte? Es ist und bleibt vollkommen unwahr, daß der Reichskanzler in seiner Rede vom 15. Mai vor der Sozialdemokratie zurückgewichen sei; er hat ja auch nicht ein einziges Wort von seinen früheren Äußerungen zur Kriegszielfrage zurückgenommen. Wenn der Kanzler es unterlassen hat, sein Kriegszielprogramm deutlich zu umreißen, so findet das in der Rücksicht auf die glückliche Beendigung des Krieges seine volle Berechtigung. Eine solche Erklärung könnte uns doch einem Ende des Krieges, wie Sie es wünschen, schlechterdings nicht näher führen. In Ihrem Sinne hätte sie höchstens „diese pflaumenweichen internationalen Verbrüderungsideen, die jetzt das Zeichen der Zukunft sein sollen", erschweren können. Man kann in der Tat sehr zweifelhaft sein, ob bei der Stockholmer Sozialistenkonferenz, auf die Sie damit anspielen, viel herauskommen wird. Aber es wäre doch wirklich töricht, auf irgendein Mittel zu verzichten, das der Kriegsraserei ein Ende bereiten könnte. Ich halte es völlig mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift, der in seinem sympathischen Aufsatze: „Sozialistische Friedensvorarbeit" (Nr. 19 vom 9. Mai) schreibt: „Nach Lage der Dinge könnte kein noch so konservativer Mann aus den Reihen der Alldeutschen, der für sich die Bezeichnung eines Staatsmannes in Anspruch nähme, auf die Mitwirkung der Sozialdemokraten zur Friedensvorbereitung verzichten." Er könnte und dürfte es schon deshalb nicht, weil unser Sieg so absolut gewiß, wie Sie es auf Grund nicht ganz richtig interpretierter Worte Hindenburgs hinstellen zu können glauben, eben nicht feststehen kann. Vermögen wir heute etwa schon mit voller Gewißheit zu sagen, daß wir England in den beiden Monaten, die uns noch von der Ernte trennen, mit Hilfe unserer Tauchboote auf die Knie zwingen werden? Können wir aber England in dieser kurzen Frist nicht zu einem „Hindenburgfrieden" nötigen, vermag England sich aus seiner eigenen Ernte auch nur für einige weitere Monate zu verproviantieren, so ist das endliche Ergebnis des Krieges, das doch auch für uns den einen und den anderen nicht ganz sicheren Faktor, z. B. die eigene Ernte, die eigene moralische Nervenkraft und die unserer Verbündeten aufweist, kaum mit der apodiktischen Sicherheit, wie Sie es tun, vorherzusagen. Sie werden mich nicht falsch verstehen: auch ich hoffe und erwarte

den vollen Sieg mit meinem ganzen Herzen und mit starker Zuversicht. Ein kluger Staatsmann aber, das hat uns kein Geringerer als Bismarck gelehrt, wird selbst auf dem Zenith seiner Erfolge immer noch die Möglichkeit eines entgleitenden Sieges in Rechnung stellen, und er wird darum jede Eventualität, jede Chance auf das sorgsamste und vorsichtigste auch für diesen Fall abwägen. Daß auch ein Bismarck die Chancen, die sich aus den Stockholmer Konferenzen immerhin für uns ergeben können, wahrnehmen würde, darf mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden. Und wenn durch sie weiter nichts erreicht würde, als daß der Sinn der Ententevölker immer mehr auf Friede und Verständigung gelenkt, so wäre damit schon manches, wäre viel gewonnen. Irre ich nicht, so haben unsere Sozialdemokraten, indem sie in ihrem viel und auch nach meiner Ansicht mit Recht angefochtenen Parteibeschluß das Verlangen nach einem Frieden ohne Erwerbungen und Entschädigungen aufgestellt haben, vor allem auch bezweckt, erst einmal die Friedensverhandlungen in Fluß zu bringen. Daß der „Scheidemannfrieden" nicht jede Grenzberichtigung (und wohl auch nicht jede Entschädigung), wenn sie nur durch Verständigung der beteiligten Völker erzielt werde, ausschließen solle, hat Scheidemann ja selbst am 15. Mai von neuem bezeugt.

An dem guten Glauben und dem festen Willen unserer Sozialdemokraten, unter allen Umständen das Beste auch und gerade des deutschen Volkes zu erstreben, sollte überhaupt kein deutscher, kein konservativer Mann zweifeln dürfen. Selbstverständlich ist damit nicht derjenige Teil der Sozialdemokratie gemeint, der den tiefbedauerlichen Munitionsstreik in Berlin begünstigt hat. In der Charakteristik dieses Streiks als eines fluchwürdigen Verbrechens gegen unser Volk und unser Heer stimme ich völlig mit Ihnen überein. Wenn Sie aber diesen Streik gegen die ganze Sozialdemokratie und — selbstverständlich — auch gegen die Reichsleitung glauben ausspielen zu dürfen, auf deren Politik des allgemeinen Zurückweichens und Entgegenkommens Sie auch hier die eigentliche Schuld abwälzen wollen, so ignorieren Sie einmal absichtlich, daß der Reichskanzler in seinem Schreiben an die Bundesregierungen vom 25. April schon vor dem Groenerschen Aufruf mit aller Energie gegen jene „verbrecherischen Machenschaften" angekämpft hat, und Sie ignorieren weiter die heißen Bemühungen des Gros der sozialdemokratischen Führer, darunter nicht zuletzt Scheidemanns, und der Gewerkschaftsleiter, den Streik zu verhindern und nach seinem dennoch erfolgten Ausbruch einzudämmen. Es ist doch nicht so, daß die Stellung der Arbeiterschaft gleich eine andere geworden sei, als sie sah, daß die Gegenseite oben zu handeln entschlossen sei; im Gegenteil hat der Groenersche Aufruf an die Rüstungsarbeiter eher einen ungünstigen Eindruck in den beteiligten Kreisen hervorgerufen. Das Hauptverdienst an der raschen Beilegung des Streiks, oder um es vorsichtiger auszudrücken, ein Hauptverdienst gebührt den Tag und Nacht fortgesetzten Anstrengungen der Partei- und Gewerkschafts-

führer um die Beilegung des Streiks*). Hier zeigt sich in Wahrheit, wie völlig fern der überwältigenden Mehrzahl der Sozialdemokratie der Gedanken an eine Revolution lag und liegt.

Aber die Scheidemannsche „Revolutionsdrohung", werden Sie einwerfen. Nun, ich billige diese sehr deplazierte Äußerung gewiß so wenig wie Sie. Aber es ist illoyal, die Worte des sozialdemokratischen Führers, wie es ganz allgemein in der konservativen Presse geschehen ist und täglich noch geschieht, als eine Drohung auszuschlachten, nachdem von beteiligter sozialdemokratischer Seite festgestellt worden ist, daß nicht eine Drohung, sondern nur eine Warnung habe ausgesprochen werden sollen. Wohin es führt, wenn man eine solche Äußerung, der maßgebenden Interpretation ihres Urhebers zuwider, zu Parteizwecken skrupellos ausnutzt, das haben Sie inzwischen aus der Publikation des Gebsattelschen und des Bodelschwinghschen Briefwechsels ersehen können. Ich kann Sie nur dringend bitten, Ihren ganzen Einfluß auf die konservative und die alldeutsche Presse dahin auszuüben, daß die Scheidemannsche „Revolutionsdrohung" nicht weiter ausgebeutet werde; nie wird sonst die konservative Presse, was immer auch mit Recht gegen eine Gleichstellung der alldeutsch-konservativen Führer mit Scheidemann eingewendet werden mag, den Vorwurf des Pharisäertums los werden. Gerade die „Deutsche Tageszeitung", die sich so wütend gegen eine Gleichsetzung der Gebsattel-Bodelschwinghschen und der Scheidemannschen Äußerungen verwahrt, sollte nicht vergessen, daß in landwirtschaftlichen Kreisen, wenn die Regierung einmal nicht so wie die Agrarier will, leicht die Faust drohend geballt zu werden pflegt. Noch in aller Gedächtnis ist ja der Aufruf des schlesischen Rittergutspächters Ruprecht aus dem Jahre 1893, der den Anstoß zu der Gründung des Bundes der Landwirte gegeben hat: er schlage nichts mehr und nichts weniger vor, als daß die Landwirte alle unter die Sozialdemokraten gingen! Drastischer noch sind die „Stimmungsbilder aus landwirtschaftlichen Kreisen", die die „Kreuzzeitung" am 24. November 1893 veröffentlichte; in ihnen wird klar und unverhüllt damit gedroht, daß die an Allerhöchster Stelle gebilligte Caprivische Handelsvertragspolitik zur Folge haben müsse, daß in der landwirtschaftlichen Bevölkerung die Liebe zum Königshause in erschreckendem Maße abnehme. Einige Bemerkungen aus diesen Stimmungsbildern mögen gerade im Hinblick auf die heutige Situation in die Erinnerung zurückgerufen werden. „Opfern wir den Russen jetzt", so hieß es mit Bezug auf den russischen Handelsvertrag, „die ganze Landwirtschaft mit zwanzig Millionen Menschen, na, dann wollen wir doch schnell auch mit den Franzosen Frieden machen, die verlangen ja viel weniger, bloß das Bißchen Elsaß-Lothringen mit den paar Millionen Menschen darin, die uns nicht mal viel nützen. — Das sind schöne Ansichten, die da aus Preußens königstreuestem Winkel klingen! Ja, Gott sei es geklagt, aber sie

*) Es mag hier auf den wahrhaft eindringlichen Aufsatz von Konrad Haenisch „In ernstester Stunde" („Hamburger Echo" vom 1. Mai) verwiesen werden.

werden auf jeder Straße gepfiffen, und wenn jedes Herz genau geprüft würde, so würde Bebel jubeln; denn er würde hoffen, daß in einem Jahre drei Viertel aller deutschen Landwirte sein werden . . . Wir müssen den Handelsvertrag mit Österreich und Italien zerreißen, und wenn's mit dem Schwert in der Faust sein muß! Besser ein ehrlicher Kampf auf Tod und Leben, als dies Verhungern bei lebendigem Leibe."

Ich könnte, Herr von Heydebrand, solchen Äußerungen noch viele andere, noch ungleich drastischere, an die Seite reihen. Auch solche Äußerungen von konservativer Seite, ja von konservativen Führern, die sich mit größter Schärfe direkt gegen die Person des Kaisers richten, und die immerhin gegen das von Ihnen ausgegrabene Wort Scheidemanns von dem Wortbruch als einer Tradition des in Preußen regierenden Hauses aufgewogen werden könnten. Aber vielleicht werden Sie mir jetzt zugestehen, daß aus solchen Äußerungen, mögen sie nun lange zurückliegen oder aus jüngster Zeit stammen — und wenigstens aus dem Ihnen nahestehenden alldeutschen Lager ist auch letzthin so mancher antikaiserliche Laut erschallt — nicht zu weitgehende Schlüsse gezogen werden sollten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so lautet ein ernstes und beherzigenswertes Gebot der Bibel. Und daß die Sozialdemokraten in ihrer größten Mehrzahl während des Krieges sich in den Grenzen und den Pflichten gehalten haben, die ihnen dieser Daseinskampf ganz von selbst auferlegt, das haben auch Sie in Ihrer Herforder Rede unumwunden zugestehen müssen. Mich däucht, das ist etwas so Großes und im Hinblick auf die ganze Situation vor dem Kriege etwas so Unerwartetes, es fällt für die glückliche Beendigung des Krieges auch so schwer und entscheidend in die Wagschale, daß ein Entgegenkommen gegen die Wünsche der Sozialdemokratie, eine sorgfältige Berücksichtigung ihrer Ansichten innerhalb der durch die Wohlfahrt und die Zukunft des deutschen Volkes gezogenen Grenzen, selbstverständlich ist und der Reichsleitung nicht als Schwäche, sondern als Weisheit ausgelegt werden sollte. Auch Sie wollen ja nicht alles und jedes Entgegenkommen ausgeschlossen sehen; ausdrücklich und wiederholt betonen Sie selbst, daß man allen unseren deutschen und preußischen Staatsbürgern, auch den arbeitenden Volksklassen, in allen ihren Interessen und in dem, was sie zu beanspruchen haben, entgegenkomme, ihnen auch in einer Weise begegne, die nicht vergesse, daß sie eins mit uns sind und mit uns jetzt zusammenstehen. Aber freilich von irgendwelchen noch so bescheidenen Reformen verlautet in Ihrer Herforder Rede auch nicht ein Wort. Sie sagen nichts von der Gleichberechtigung der Arbeiterschaft, die unser Kaiser schon in den Februarerlassen zu einem Grundprinzip unseres sozialen Königtums erhoben hat, kein Wort von einer durchgreifenden Reform des preußischen Wahlrechts, kein Wort von einer Beseitigung des unglückseligen § 153 der Gewerbeordnung, die unserer Arbeiterschaft, und keineswegs bloß der sozialdemokratischen, am Herzen liegt; Sie bieten der Arbeiterschaft überhaupt auch nicht einen einzigen Strohhalm. Mit voller Schärfe und

Leidenschaft wenden Sie sich dagegen gegen die Reformen und Verfassungsänderungen, die der Verfassungsausschuß des Reichstags in Vorschlag gebracht hat. Auf die Reichsleitung häufen Sie die schwersten Vorwürfe, weil sie dem Verfassungsausschuß nicht von vornherein in der Art der Kaiserlichen Botschaft von 1885 entgegengetreten sei. Nun, wenn man die Debatten nachliest, die sich damals an den Versuch des Reichstags knüpften, die von der preußischen Regierung im großen Maße verfügten polnischen Ausweisungen in den Bereich seiner Kognition zu ziehen, so gewinnt man doch den Eindruck, als ob Bismarck ein wenig mit Kanonen nach Spatzen geschossen und mit Unrecht einen Einbruch in ein preußisches Landeshoheitsrecht besorgt habe. Noch weniger aber hat der Verfassungsausschuß jetzt einen solchen Einbruch unternommen; im Gegenteil, es ist bereits ganz offensichtlich geworden, daß die Majorität des Verfassungsausschusses für ein Eingreifen in die einzelstaatlichen Verhältnisse, etwa in der Wahlrechtsfrage, nicht zu haben ist. Was für einen Grund hätte also die Reichsleitung gehabt, von der Bismarckschen Norm abzugehen, wonach die Regierung zu Initiativanträgen aus dem Plenum oder gar aus den Kommissionen der Parlamente nicht ohne gründlichste Prüfung und ohne Beschlußfassung der verbündeten Regierungen Stellung zu nehmen pflegt. Waren denn die von dem Verfassungsausschuß beschlossenen Änderungen der Verfassung so grundstürzender Natur, daß hier gleich eingegriffen werden mußte? Ich wage es, diese Frage auch von einem konservativen Standpunkte aus, der alles wirklich Bewährte und Wesentliche, aber auch nur dieses festzuhalten wünscht, entschieden zu bestreiten. Nicht, daß mir alle Beschlüsse des Ausschusses sympathisch wären. An die Frage über die Ernennung der Offiziere unter Gegenzeichnung des Kriegsministers hätte ganz gewiß mitten in der Kriegszeit nicht gerührt werden sollen. Es hätte vielmehr ruhig abgewartet werden dürfen, ob der höchste Kriegsherr aus den Erfahrungen des Krieges, die doch auch die Frage dringend nahelegen, ob nicht besser jeder Schein eines militärischen Absolutismus beseitigt würde, nicht die Konsequenz gezogen hätte, den Zustand, wie er bis 1883 bestand, also die Unterstellung des Militärkabinetts unter das Kriegsministerium, wiederherzustellen. Davon aber, daß der Verfassungsausschuß dem Reichstag ein maßgebendes Recht bei der Ernennung der Offiziere habe zuweisen, daß er, wie man tagtäglich in konservativen und alldeutschen Zeitungen liest, dem Kaiser einen Teil seiner Kommandogewalt habe nehmen, ein Parlamentsheer schaffen wollen, kann doch gar keine Rede sein. Ebenso falsch ist es, daß dem Kaiser durch die Einführung des Staatsgerichtshofs das Recht, den Reichskanzler zu ernennen und zu entlassen, genommen werden solle. Sie fragen: „Wenn es jetzt Mode werden sollte, daß ein solcher Gerichtshof, noch dazu auf Antrag des Reichstages, zu entscheiden hat, ob der Kanzler bleiben kann oder nicht, wo bleibt dann die Kaisergewalt.“ Nun, Sie wissen ganz genau, Herr von Heydebrand, daß die Einführung eines solchen Staatsgerichtshofs nicht viel mehr als ornamentale Bedeutung hat, daß auch da, wo er seit langen

Jahren besteht, wie in Württemberg, eine praktische Folge aus solchem Bestehen sich nicht ergeben hat. Und ehrlicherweise werden Sie auch zugeben müssen, daß eine solche Hetze gegen den Kanzler, wie sie seit Jahr und Tag von alldeutschen und leider auch von konservativen Blättern getrieben wird, eine Hetze, die doch ganz offensichtlich darauf ausgeht, auf den Kaiser einen Druck in der Richtung der Entlassung des Kanzlers auszuüben, die Kaisergewalt ganz anders in Frage stellt, wie ein doch kaum in Wirksamkeit tretender Verfassungsparagraph. Vor geraumer Zeit las man in einem alldeutschen Blatte die Aufforderung, man solle es doch machen wie 1892, wo die leidenschaftliche Agitation gegen den Volksschulgesetzentwurf den Kaiser zu der Entlassung Caprivis genötigt habe! Die Reminiszenz ist ja nicht ganz richtig; nicht den verhaßten Kanzler Caprivi, sondern den gut konservativen Kultusminister Graf Zedlitz hat jene „vorbildliche" Hetze zu Fall gebracht. Mir scheint, gerade dies Beispiel könne den Konservativen eine Lehre geben. Wohin soll es kommen, wenn jedem mißliebigen Minister auf dem Wege einer zügellosen Agitation der Ministerfaden abgeschnitten werden kann und darf? Schon einmal, Herr von Heydebrand, habe ich in diesen Blättern an Sie appelliert (Nr. 3 vom 17. Januar): „Hätte nicht gerade die konservative Partei jetzt die Verpflichtung, für das bedrohte Recht des Kaisers, an dem Mann seiner Wahl und seines Vertrauens festzuhalten, mit aller Schärfe und Bestimmtheit, auch gegenüber den Heißspornen der eigenen Partei einzutreten?" Ich wiederhole heute diesen Appell mit aller Dringlichkeit. Wird die konservative Partei jemals wieder als Hüterin der Kronrechte mit moralischem Recht auftreten können, wenn sie hier nicht jedem Druck auf den Kaiser entgegentritt?

Wenn Sie weiter in Ihrer Herforder Rede angesichts der Beschlüsse des Verfassungsausschusses fragen: Wo bleibt da die Selbständigkeit der Einzelstaaten? Wo bleibt da insbesondere unser altes Preußen? so werden Sie bei ruhiger Ueberlegung sich doch wiederum sagen müssen, daß eine solche Frage weit über das Ziel hinausschießt. Es ist gar nicht an dem, daß der Ausschuß Beschlüsse gefaßt hat, wonach an die Stelle der Staatssekretäre des Reiches förmliche Reichsminister treten sollen. Und selbst wenn ein solcher Beschluß vorläge, so würde Preußen damit noch lange nicht in seinem innersten Kern getroffen. Wie? Preußen hat im Jahre 1848 den gewaltigen Sprung vom absoluten zum konstitutionellen Staate getan, Preußen hat durch die Bundesverträge von 1867 und 1871 seine Staatssouveränität um des größeren Ganzen willen mannigfach einschränken und begrenzen lassen, und es hat sich stets nur höher gereckt, es ist trotz aller tiefgreifenden Veränderungen immer unser altes Preußen geblieben. Und jetzt sollte die Ernennung von Reichsministern, die wie gesagt, nicht einmal beschlossen ist, unserem alten Preußen den Garaus bereiten? Jetzt soll es, wenn es auf dem vom Verfassungsausschuß eingeschlagenen Wege weiter geht, bald dahin kommen: „Dann haben wir den deutschen Einheitsstaat, dann gibt es kein Preußen mehr, dann gibt es keine

monarchische Gewalt mehr, dann gibt es am letzten Ende die Republik?" Nun, Herr von Heydebrand, wenn das die Sorge ist, die Sie beklemmt, die Ihnen das Herz schwer macht, so brauchen Sie nur einen Blick in die neuere preußische Geschichte zu werfen, um dieser Sorge entledigt zu werden. Daß die Einführung von Reichsministern oder irgendeiner der sonstigen Beschlüsse des Verfassungsausschusses den Bestand Preußens, den Bestand der Monarchie gefährden könnten, das ist ganz ausgeschlossen. Eine viel näherliegende Frage wäre es, ob nicht ein starres Festhalten an den überlieferten Formen weit eher eine monarchische Regierung gefährden könne. In Rußland ist doch der jähe Sturz der Monarchie nicht etwa deshalb erfolgt, weil der Zar und seine Berater nach Art des deutschen Reichskanzlers den demokratischen Tendenzen mehr und immer mehr nachgegeben hätten, sondern im Gegenteil nicht zuletzt deshalb, weil sie reaktionären Tendenzen huldigten, weil sie sich mit aller Gewalt einer freien Mitwirkung eines freien Volkes widersetzten. Unser Kaiser- und Königtum hat doch wahrlich das bessere Teil erwählt, indem es für die freie und freudige Mitwirkung aller Glieder unseres Volkes Raum schaffen will. Ihm eifert jetzt das österreichisch-ungarische Kaiser- und Königtum nach, indem es in der jüngsten Thronrede den „Geist jener wahren Demokratie" proklamiert, die gerade während der Stürme des Weltkrieges in den Leistungen des gesamten Volkes an der Front und daheim die Feuerprobe wunderbar bestanden hat. Auf diesem Wege hat die Monarchie, die ganz gewiß darum nicht zu einem Schattenkaisertum herabzusinken braucht, vielmehr erst recht die Führung in allen Reformen haben und behalten könnte, keinerlei wirkliche Gefahren zu befürchten; ein wahres Volkskönigtum, und das ist das Hohenzollernhaus in dem Kriege und durch den Krieg immer mehr geworden, ruht so sicher wie in Abrahams Schooße! Auch die konservative Partei brauchte, wenn sie mit Freudigkeit dem kaiserlichen Rufe, wie er in der Osterbotschaft erschallt ist, und sicherlich bald von neuem erschallen wird, für ihren Bestand und für ihren Einfluß nichts zu besorgen. Wenn Sie in diesem Sinne, Herr von Heydebrand, Ihren Ruf wiederholen: „Wir erwarten, daß der König uns ruft. Hier sind wir"; dann, aber auch nur dann vermögen wir an eine große Zukunft der konservativen Partei zu glauben. Andernfalls aber müßte, das darf in einer Fortsetzung dieses Briefes dargelegt werden, die Isolierung, in der sich die konservative Partei nach Ihrem eigenen Zugeständnis schon jetzt befindet, zum vollen Ruin werden. Eine konservative Partei, die sich dauernd dem Rufe des Monarchen entzieht, die ist keine konservative Partei mehr!

Oktober-Diplom, Februar-Patent und Dezember-Verfassung

Von Dr. Rudolf Slawitschek

In Österreich bereitet sich seit längerem eine große Verfassungs- und Verwaltungsreform vor. Durch die Ermordung des Grafen Stürgkh wurden die Vorarbeiten, die schon dem Abschlusse nahe waren, unterbrochen. Ernst von Koerber war wohl bereit, das politische Testament seines Vorgängers zu vollstrecken, doch war er der Meinung, den leider gänzlich ungangbaren parlamentarischen Weg wenigstens versuchen zu müssen. Nun erwartet man von dem Ministerium des Grafen Clam-Martinitz die Durchführung der Reform. Über ihren voraussichtlichen Inhalt zu sprechen, sei der Tagespresse überlassen. Für das Verständnis reichsdeutscher Kreise scheint es dagegen notwendig, in knappen Zügen den Werdegang der österreichischen Verfassung darzulegen, wie er durch die drei Urkunden Oktober-Diplom, Februar-Patent und Dezember-Verfassung bezeichnet ist. Es sei gleich im vorhinein bemerkt, daß zumindest die beiden ersten Gesetze stark den Charakter des Experimentes tragen. Dazu waren sie beide hauptsächlich auf den Eindruck im Ausland berechnet. „Bis jetzt hat man Soldaten gespielt, nun kommt das Verfassungsspiel an die Reihe," so sagte damals der unter dem Namen „der Landsknecht" bekannte Fürst Friedrich Schwarzenberg. Erst die Dezember-Verfassung wollte ein wirkliches Definitivum schaffen, aber auch sie mußte, diesmal aus innerpolitischen Gründen, Lücken und Mängel aufweisen, welche eben in unseren Tagen beseitigt werden sollen.

Der Entschluß, mit dem Absolutismus zu brechen, reifte bald nach Solferino. Die unhaltbare Finanzlage des Staates hatte zunächst die Wirkung, daß mit kaiserlichem Patent vom 5. März 1860 die Verstärkung des ständigen Reichsrates verfügt wurde, der als Überrest der Reichsverfassung vom Jahre 1849 geblieben war und aus vom Kaiser ernannten Mitgliedern bestand, durch außerordentliche periodisch durch den Monarchen einzuberufende Reichsräte. Auch dieser sogenannte „verstärkte Reichsrat" war zunächst nur als Ratsversammlung ohne ein rechtlich in die Wagschale fallendes Votum gedacht. Doch schon am 17. Juli desselben Jahres erließ der Kaiser ein Handschreiben, womit dem verstärkten Reichsrat die Mitwirkung bei der Finanzgesetzgebung eingeräumt wurde. In der Thronrede, mit welcher der Reichsrat eröffnet wurde, sagte der Kaiser: „Bei Ihren Beratungen sollen Sie immer den Grund-

satz im Auge behalten, daß die Geschicke der einzelnen Teile des Reichs miteinander aufs innigste verflochten sind; daß die Gesamt- und Wechselwirkung der wahren Interessen der einzelnen Länder Tatsachen sind, welche mit tausend Fäden ein starkes Band um die gesamte Monarchie geschlungen haben; daß jeder Versuch, dieses Band zu lockern, nur zum Nachteil des Ganzen wie seiner Teile führen und die fortschreitende gedeihliche Entwicklung in geistiger und materieller Hinsicht hemmen müßte, folglich ohne Verletzung der heiligsten Pflichten, die mir meinen Völkern gegenüber obliegen, nicht geduldet werden dürfte."

Dieser stark zentralistische Ton fand jedoch wenig Widerhall und zwar am wenigsten bei den im Reichsrate stark vertretenen Hochadel. Der Standpunkt der ungarischen Mitglieder war schon durch den 1859 von dem Grafen Aurelius Dessewfy abgefaßten „Entwurf eines Feldzugsplanes im Innern Österreichs, um den Folgen des unglücklichen Feldzuges vom Jahre 1859 zu begegnen und zu nachhaltiger Kraft zu gelangen", gegeben, wo ein von der Krone ausgehender Umschwung der inneren und äußeren Politik empfohlen wurde, „ausgeführt mit der Raschheit und Impetuosität eines Staatsstreichs sich manifestierend in einer schnell aufeinanderfolgenden Reihe großer und umfassender Maßregeln, welche auf der konservativ-historischen Grundlage ergriffen . . . . das heißt: ein vollständig historisch-rechtlicher Staatsstreich". Auf einen ähnlichen Standpunkt stellte sich aber auch der österreichische Adel. Als geistiger Führer des böhmischen Feudaladels entwickelte Heinrich Jaroslaw Graf Clam-Martinitz im Jahre 1859 ein Programm der autonomen Selbstverwaltung für Österreich, das nicht auf Individuen, sondern auf Gebietskorporationen aufgebaut sein sollte. Als die höchste Form dieser Selbstverwaltung erschienen ihm die Landtage. Literarisch hatte Clam-Martinitz dieses Programm in mehreren ohne Angabe des Namens erschienenen Flugschriften vertreten, um schließlich zu seiner wirksamen Geltendmachung im Jahre 1860 eine eigene Zeitung „Das Vaterland" zu gründen. Der einheitsstaatliche Gedanke wurde im verstärkten Reichsrate hauptsächlich vom Wiener Erzbischof Kardinal Rauscher und dem Siebenbürger Sachsen Karl Maager vertreten, blieb jedoch in der Minderheit. Fürst Salm bezeichnete ihn als „eine Einheit im Sarge". Graf Clam meinte, die Forderung einer Repräsentativverfassung für die ganze Monarchie werde Makulatur bleiben. So kam ein Gutachten des Reichsrates über die wünschenswerte Neuorganisation zustande, in welchem es hieß: „Soll eine Beteiligung des Landes an den öffentlichen Angelegenheiten in das Leben treten, so kann dies nur mit Anknüpfung an früher bestandene historische Institutionen geschehen, da es immerhin schwierig bleibt, ähnliche Formen der Selbstverwaltung aufzustellen, wo keine solchen Ausgangspunkte vorhanden sind, jedenfalls aber unmöglich sein dürfte, ein neues öffentliches Leben, eine ernst gemeinte Selbstverwaltung mit Ignorierung derselben dort zu schaffen, wo sie in den Gefühlen und Überzeugungen noch ungeschwächt fortleben. Die Kräftigung und gedeihliche Entwicklung der Monarchie erheischt die Anerkennung der historisch-poli-

tischen Individualitäten der einzelnen Länder." Am 28. September wurde der verstärkte Reichsrat geschlossen. Die aus diesem Anlasse erfolgte kaiserliche Ansprache versicherte, daß das Gutachten ungesäumt in Erwägung gezogen und die kaiserliche Entscheidung in kürzester Zeit erlassen würde. Dieses Versprechen wurde schon aus Gründen der äußeren Politik genau gehalten. War doch für den Oktober eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Zaren und dem preußischen Prinzregenten nach Warschau vereinbart, für welche es wünschenswert schien, vorher Ordnung im Innern zu machen.

Das am 20. Oktober 1860 erlassene Staatsgrundgesetz, das Oktober-Diplom, kam den Wünschen der Reichsratsmehrheit nur halb entgegen. Zwar wurde ausdrücklich erklärt, daß „nur solche Institutionen und Rechtszustände, welche dem geschichtlichen Bewußtsein, der wesentlichen Verschiedenheit unserer Königreiche und Länder und den Anforderungen ihres unteilbaren und unzertrennlichen kräftigen Verbandes gleichmäßig entsprechen, die Bürgschaften der Sicherheit der Monarchie im vollen Maße gewähren". Aber es kannte neben den Landtagen einen für das ganze Reich, also auch für Ungarn, zuständigen gemeinsamen Reichsrat, welcher freilich aus Vertretern der Landtage gebildet werden sollte. Außerdem war eine gemeinsame Behandlung mancher Gegenstände durch die Reichsräte der nichtungarischen Länder vorgesehen. Aus dem Oktober-Diplom ließ sich gleichmäßig eine zentralistische wie eine föderalistische Erfassung des Reiches herauslesen. Das wichtigste Zugeständnis an die feudale Mehrheit des verstärkten Reichsrates war, daß die Landtage nach den Grundsätzen der alten ständischen Vertretungen eingerichtet werden sollten. Diese Landesstatute wurden offenbar nur versuchsweise für vier Kronländer erlassen und zeigten deutliche Zusammenhänge mit dem Artikel 13 der deutschen Bundesakte vom Jahre 1815. Zu einem Zusammentreten der Landtage auf dieser Grundlage ist es überhaupt nicht gekommen. Von praktischer Bedeutung zeigte sich nur die gleichzeitig mit dem Oktober-Diplom verfügte Wiederherstellung des Ungarischen Reichstages.

Der erwartete Eindruck des Diploms auf das Ausland stellte sich nicht ein. Seine Geltung für Galizien ließ besonders den Zaren eine Rückwirkung auf Russisch-Polen befürchten, und so kam die in Warschau geplante Heilige Allianz nicht zustande. Die Finanzlage besserte sich nicht, die Ungarn lehnten die „geschenkte" Verfassung ab und verlangten die Erfüllung der Zugeständnisse des Jahres 1848, der deutsche Liberalismus verwahrte sich gegen die ständische Landesvertretung. Das Schicksal des Oktober-Diploms war wohl schon bei der Rückkehr des Kaisers aus Warschau entschieden. Die kurze Zeit seiner unbeschränkten Wirksamkeit genügte jedoch, daß Minister Graf Goluchowski in Böhmen, Galizien und Ungarn an die 5000 deutsche Beamte — die Bachhusaren hatte man sie in Ungarn nach dem absolutistischen Minister Alexander Bach genannt — entlassen bzw. in den vorzeitigen Ruhestand versetzen konnte. Das war das einzige handgreifliche Ergebnis des Oktober-Diploms.

Am 15. Dezember 1860, also keine zwei Monate später, war Goluchowski entlassen, und Anton Ritter von Schmerling übernahm das Staatsministerium. Sein Name bedeutete den Sieg einer deutschfreiheitlichen Richtung. War er es doch gewesen, der am 13. März 1848 den Mut gefunden hatte, den Fürsten Metternich als Abgesandten der Stände zum Rücktritt aufzufordern, war er doch in Frankfurt Reichsminister gewesen, hatte er doch noch auf der großen Wiener Schillerfeier im Jahre 1859 das Wort von der dauernden Einigung zwischen Deutschland und Österreich gesprochen. „Ihn erfüllte echter Glaube an das politische Testament Josef des Zweiten, das er vollstrecken wollte," so hat ihn Friedjung trefflich gezeichnet. Wenn von Schmerlings Verfassungswerk die Rede sein soll, dann muß neben ihm ein heute halbvergessener Name genannt werden, Hans von Perthaler, der Verfasser der „Neun Briefe über die Verfassungsreform in Österreich", ein Mann, dessen Laufbahn mit dem Range eines Obergerichtsrats abschloß und der doch der eigentliche Stilist des großen Staatsministers war.

Schmerling hatte es eilig, mit der vorgefundenen Richtung reinen Tisch zu machen. Schon am 25. Januar 1861 wurden einheitliche Anordnungen für die Landtagswahlen getroffen, welche den Grundsatz der Volkswahlen vertraten. Am 26. Februar desselben Jahres wurde ein neues Staatsgrundgesetz kund gemacht, welches unter dem Namen Februar-Patent bekannt ist. In seiner Einleitung bezeichnete es sich selbst als Ausführungsgesetz des Oktober-Diploms, aber in Wirklichkeit bedeutete es seine teilweise Aufhebung. Durch die Einführung des Zweikammersystems für den gesamten, nunmehr sogenannten „weiteren" Reichsrat wurde auf diesen der Nachdruck gelegt. Die Zuständigkeit der Landtage der nichtungarischen Länder wurde begrenzt. Alle Angelegenheiten, die weder dem weiteren Reichsrat noch den Landtagen vorbehalten waren, wurden in einen engeren Reichsrat verwiesen. Man sieht auch, das Februar-Patent ließ alle Türen offen. Das Schwergewicht war aber doch in den weiteren Reichsrat gelegt, weshalb das Februar-Patent auch allgemein zentralistisch aufgefaßt wurde.

Wie das Oktober-Diplom war auch das Februar-Patent hauptsächlich auf die Wirkung nach außen berechnet. Es sollte der Welt Österreich als einheitlichen deutschen Staat erscheinen lassen und damit seine Vormachtstellung im Deutschen Bund stützen. Auch diese Verfassungsurkunde erreichte ihren außerpolitischen Zweck nicht, wie der Mißerfolg des Frankfurter Fürstentages zeigte. Doch auch im Inlande blieb die erhoffte Wirkung aus. Anfangs waren nur die Ungarn gegen die neue Verfassung. Sie forderten noch immer die Wiederherstellung jener achtundvierziger Gesetze, welche Schmerling am 22. August 1861 als durch die Revolution verwirkt bezeichnet hatte. Auch die Kroaten blieben dem Reichsrat fern. Im Jahre 1863 zogen zwar die Siebenbürger im Hause ein, inzwischen hatten sich aber wieder die Tschechen für eine Abstinenzpolitik entschieden und begründeten sie mit der staatsrechtlichen Stellung des Königreiches Böhmen. Gegenüber Ungarn hatte Schmerling sein „Wir können warten" gesagt, aber

bald wurde ihm vorgeworfen, daß er auch die Angelegenheiten der nichtungarischen Länder nach dem gleichen Grundsatze behandle. Das entfremdete ihn auch die deutschen Abgeordneten. Immer verdrossener führte der Staatsminister die Zügel der Regierung. Schon 1862 schrieb er an seinen Freund und Ministerkollegen, den Freiherrn von Lasser: „Ein Haus, das nie ein Ministerinm unterstützt, eine Presse, die immer gegen die Regierung ist, eine Bevölkerung, die da ruhig zusieht, wie man die Männer ruiniert, die es doch verlangt hat, dabei Feudale und Klerikale als erbitterte Feinde, das ist unsere Situation." Im Jahre 1865 wurde Schmerling seines Amtes enthoben, Graf Belcredi zum Staatsminister ernannt und mit der Leitung der gesamten politischen Verwaltung aller nicht zur ungarischen Krone gehörigen Königreiche und Länder betraut. Zwei Monate später wurde das „Grundgesetz über die Reichsvertretung" mit dem Vorbehalte sistiert, „die Verhandlungsresultate des ungarischen und kroatischen Landtages, falls sie eine mit dem einheitlichen Bestande und der Machtstellung des Reiches vereinbarte Modifikation der Gesetze in sich schließen würden, vor unserer Entscheidung den legalen Vertretern der anderen Königreiche und Länder vorzulegen, um ihren gewichtigen Ausspruch zu vernehmen und zu beachten."

Die Jahre der Verfassungssistierung ließen den Gedanken einer dualistischen Gestaltung des Reiches immer mehr zur Reife kommen. Während Deak und Andrassy langsam aber doch mit fortschreitendem Erfolge die Auffassung des Kaisers für den ungarischen Standpunkt zu gewinnen bestrebt waren, hatten sich auch deutsch-österreichische Politiker mit dem Gedanken vertraut gemacht, durch eine solche Staatsform dem deutschen Volke wenigstens in den nichtungarischen Ländern die Vorherrschaft zu sichern, da sich eine deutsche Führung des Gesamtstaates als undurchführbar erwiesen hatte. „Wir wollen den engeren Reichsrat", schrieb im März 1866 der Steierische Abgeordnete Moriz von Kaisersfeld im „Telegraph", „weil wir im Dualismus für lange Zeit die einzige Form sehen, unter welcher Österreich möglich ist, und weil wir in dieser Institution allein den Schutz unserer Nation erblicken." Das am Ruder befindliche sogenannte „Dreigrafenministerium" (Belcredi, Larisch, Mensdorf) hatte dagegen föderalistische Neigungen und verstand sich damit besonders mit den Tschechen, aber auch mit manchem Deutschen, wie Fischhof und Künenberger, der noch im Januar 1867 von einer „Föderativ-Republik" mit monarchischer Spitze träumte. Im Sinne des Ministeriums handelte auch der Statthalter von Böhmen, als er bei Eröffnung der Landtagssession im November 1865 erklärte, daß unter den legalen Vertretern der außerungarischen Länder, welche der Vereinbarung mit Ungarn zustimmen sollten, die Landtage gemeint seien.

Als die Verhandlungen mit Ungarn bereits zu ziemlich bestimmten Ergebnissen geführt hatten, wurde jedoch mit dem kaiserlichen Patent vom 2. Januar 1867 eine außerordentliche Reichsversammlung einberufen. In diesem Patente wurde betont, daß die Krone zwar gerne geneigt sei, „den Rechtsanschauungen der einzelnen Bestandteile des Kaiserstaates" ihre Beachtung zu

schenken, daß sie es aber als ihre erste und heiligste Pflicht betrachte, „hierbei den gesicherten Bestand der Monarchie und deren Gesamtinteresse als Ziel und Grenzpunkt unverrückt festzuhalten". Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und die Lage des Reiches müßten „sonach die verschiedenen Rechtsanschauungen und Ansprüche der Königreiche und Länder, welche nicht zur ungarischen Krone gehören, unter dem stets leitenden Gesichtspunkte der Festigung des Bestandes der Monarchie in einer gemeinsamen Versammlung ihren Austrag finden". Dieser Reichsrat hätte nach Belcredis Wunsch eine föderalistische Mehrheit gehabt. Es scheint das Verdienst des sächsischen Grafen Beust, der zunächst als Minister des Auswärtigen nach Österreich berufen worden war, daß er diesen Plan zum Falle brachte. Er war es auch, der schon im Dezember 1866 die entscheidenden Besprechungen mit den ungarischen Politikern geführt hatte. Im Februar 1867 wurde er Belcredis Nachfolger. Mag Beust auch nicht der Schöpfer des ungarischen Ausgleiches sein, für den er sich gerne hielt, so hatte er doch einen wesentlichen Anteil an seinem Zustandekommen.

Den Landtagen eröffnete die Kaiserliche Botschaft vom 28. Februar 1867, daß durch die Vereinbarung mit Ungarn der Zweck der Verfassungssistierung erreicht und die Rückkehr in verfassungsrechtliche Bahnen von selbst gegeben sei. Es habe daher von der Einberufung der außerordentlichen Reichsversammlung abzukommen, dagegen seien dem verfassungsmäßigen Reichsrate diejenigen Verfassungsänderungen vorzulegen, welche sich durch die mit Ungarn getroffenen Vereinbarungen erforderlich erweisen.

Als Ergebnis der Arbeit dieses für den 20. Mai 1867 einberufenen Reichsrats erscheint die Dezemberverfassung. Mit dem Gesetz vom 21. Dezember 1867 „betreffend die allen Ländern der österreichischen Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten und die Art ihrer Behandlung" korrespondierend mit dem zwölften ungarischen Gesetzartikel desselben Jahres wurde der Reichsgedanke in dualistischer Form festgelegt. Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch die gemeinsamen Minister (Auswärtiges, Krieg, Finanzen) und die beiden Delegationen des österreichischen Reichsrats und des ungarischen Reichstags besorgt.

Die Beiträge zu den gemeinsamen Ausgaben werden alle zehn Jahre festgesetzt, ebenso wie das Staatsschuldengesetz und der Zoll- und Handelsvertrag nach diesem Zeitraum zu erneuern ist. Ungarn wurde mit Siebenbürgen, dem Banat und dem Ungarischen Küstenland vereinigt, während Kroatien eine gewisse Selbständigkeit erhielt. Der Kaiser ließ sich zum König von Ungarn krönen und hatte schon vorher den Grafen Andrassy mit der Bildung eines selbständigen ungarischen Ministeriums betraut.

Durch den Ausgleich mit Ungarn wurde die Unterscheidung zwischen einem weiteren und einem engeren Reichsrat gegenstandslos. Das neue für die nichtungarischen Länder zustande gekommene Grundgesetz über die Reichsvertretung kannte demgemäß nur mehr einen Reichsrat, dessen Zuständigkeit

im Gegensatz zum Februar-Patent taxativ festgelegt wurde. Alle übrigen Angelegenheiten sollten vor die Landtage gehören. Das war das Zugeständnis an die föderative Richtung. Die nicht ungarischen Länder führten nunmehr die Bezeichnung „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder", hatten also keinen gemeinsamen Namen.

Jenseits der Leitha sollten die Ungarn, diesseits die Deutschen die führende Nation sein, aber dort den Kroaten, hier den Polen eine größere Selbständigkeit gelassen werden. So waren die Dezember-Gesetze vom nationalen Standpunkt gedacht. Drohend schrieb darum schon 1865 Palacky: „Der Tag der Verkündigung des Dualismus wird mit zwingender Notwendigkeit auch der Geburtstag des Panslawismus in seiner am wenigsten wünschenswerten Form sein." Den Tschechen handelte es sich um den Beweis, daß sie nicht so vereinsamt dastehen, wie man vielleicht glaubte, und so setzten sie jene Drohung schon im Mai 1867, also noch vor Erlassung der Dezember-Verfassung in die Tat um. Anläßlich einer ethnographischen Ausstellung traten ihre politischen Führer, die unter dem Namen der „Wallfahrt nach Moskau" bekannte Reise an, um, wie ein Teilnehmer, Dr. Brauner, sich ausdrückte, den Mächtigsten unter den Slawen an das brüderliche Herz zu drücken. Die Fahrt brachte schwere Enttäuschungen. Das damalige Rußland war politisch unklug genug, um von den Tschechen als Beweis ihrer Anhänglichkeit die Annahme der russischen Sprache und Religion zu verlangen. Aber auch der erwartete Eindruck auf das Inland blieb vollständig aus. Man nahm an leitender Stelle diese Vorgänge gar nicht ernst. Erst als anläßlich des Prager Kaiserbesuches im Juni 1868 demonstrative Ausflüge in die Umgebung gemacht und Feierlichkeiten zu Ehren der nach der Schlacht am Weißen Berge Hingerichteten begangen wurden, wurde man aufmerksam und entschloß sich zu energischen Maßregeln. Als dann im Jahre 1870 auch die deutschen Klerikalen und bald darauf die Polen, Slowenen und Italiener nicht mehr im Abgeordnetenhause erschienen, wurde jedoch die ganze innerpolitische Lage unhaltbar.

Es folgte das föderalistische Zwischenspiel, wie Charmatz treffend die Herrschaft der Ministerien Potocky und Hohenwart-Schoeffle genannt hat. Ihre Bemühungen waren ergebnislos, hauptsächlich wegen der ungemessenen Forderungen der Tschechen, welche die Gleichstellung der Wenzelskrone mit der Stephanskrone verlangten. Unter dem Fürsten Adolf Auersberg kam daher wieder die zentralistische Richtung zur Führung. Die Thronrede vom 28. Dezember 1871 erklärte, „daß, wie den Landtagen eine autonome Stellung gewährleistet sei, so müsse auch dem Reichsrate die volle Unabhängigkeit dadurch gesichert werden, daß die Reichsvertretung in selbständiger Weise gebildet werde". In diesem Sinne wurden durch das Gesetz vom 3. April 1873 die direkten Reichsratswahlen eingeführt, der Reichsrat hörte also auf, eine bloße Länderkammer zu sein. Noch war die innerpolitische Lage keineswegs erfreulich, aber sie berechtigte doch zu Hoffnungen für die Zukunft und auf eine weitere Ausgestaltung des

zentralistischen Gedankens. Diese Entwicklung wurde durch die schon seit längerem unerfreuliche Politik der deutschen Liberalen unter der Führung des Dr. Herbst gestört. Ihre Haltung gegenüber der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina, der Kampf des „Doktorendutzends" in der Reichsratsdelegation gegen Andrassy mußte die Krone zu der Erkenntnis bringen, daß hier ein Zusammenarbeiten auf die Dauer unmöglich sei.

Ein neuer Ministerpräsident, Graf Taaffe, ging daran, sich eine andere Regierungsmehrheit zu sichern. Die Tschechen waren schon lange ihrer passiven Haltung müde, Clam-Martinitz hatte ihnen im „Vaterland" nachdrücklich genug von der weiteren Pflege der russischen Beziehungen abgeraten. 1879 traten sie in den Reichsrat ein, um in langsamer, zielbewußter Arbeit sich immer mehr ihrem Ziele zu nähern, das sie bis dahin mit einem Schlage zu erreichen gehofft hatten. Ihre Wünsche wurden seither für die innere Politik ausschlaggebend — einen Einfluß auf die auswärtige Politik zu gewinnen, haben sie trotz eifrigster Anstrengungen nicht vermocht —, aber auch da gelang es ihnen nicht, das föderalistische Prinzip wieder zur Herrschaft zu bringen. Der Zentralismus erfuhr im Gegenteil manche Verstärkung, als welche insbesondere die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für das Abgeordnetenhaus des Reichsrates anzusehen ist. Nur in der Form der sogenannten „Länderautonomie" konnte der föderalistische Gedanke umsomehr zu Erfolgen führen, als auch die deutschen Alpenländer ähnliche Gesichtspunkte vertraten.

Während dieses Krieges ist die Bezeichnung „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" durch den Namen Österreich ersetzt worden. Damit ist die zentralistische Auffassung der nichtungarischen Hälfte der Monarchie wieder schärfer in den Vordergrund getreten. Doch soll, nach dem kaiserlichen Handschreiben vom 4. November 1916 zu schließen, dieser Grundsatz durch die geplante Sonderstellung Galiziens abgeschwächt werden. Eine Entwicklung in diesem Sinne hat schon in den 1860er Jahren der bekannte Rechtshistoriker Heinrich Brunner empfohlen; später hat dieser Gedanke in das Linzer Programm der deutschen Parteien Eingang gefunden. Von sozialdemokratischer Seite ist in diesem Zusammenhange von einer Rückzugslinie der deutschamtierenden Bureaukratie gesprochen worden: „Vordem, unter Bach, begeistert von dem Traume, ganz Österreich zu beherrschen, sah sie sich unter Goluchowski aus den ungarischen Ämtern vertrieben und war nun froh, diesseits der Leitha konzentriert zu sein. In dem kleineren Reiche, das sie nun ihr ‚Österreich' nannte, getraute sie sich noch, der Nationalitäten Herr zu werden. Aber 1869 konzentrierte sie sich faktisch auch aus Galizien nach rückwärts, und 1882 erhob sie diese nächste Etappe — los von Galizien und Dalmatien — zum Programm. Auf diesem Konzentrationsmarsch hat sie zwei Millionen jenseits der Leitha, viele Kolonien in Galizien zurückgelassen und strebt jetzt mit aller Leidenschaft danach, die Czernowitzer nationale Universität und noch manches andere zu opfern." Wohl mit Absicht wurde dabei ver-

kannt, daß diese Rückzugslinien, welche mit der deutschen Bureaukratie auch der österreichische Zentralismus ging, eine bedauerliche aber doch unabweisliche Notwendigkeit darstellte. Denn abgesehen von diesem Wege, blieb der österreichischen Verfassungsentwicklung nur die Möglichkeit des Kronlands- oder des nationalen Föderalismus. Die erste Richtung würde Österreich, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt, in eine Reihe höchst ungleichmäßiger Teile zerlegen, und insbesondere die Deutsch-Österreicher in einer ganz zwecklosen Weise auseinanderreißen. Der nationale Bundesstaat, wie ihn der sozialdemokratische Parteitag zu Brünn im Jahre 1898 verlangt hat, und den besonders der Abgeordnete Renner als den sichersten Weg zu Österreichs Erneuerung nach dem Kriege ansieht, stellt sich bei näherer Betrachtung als gänzlich undurchführbar heraus. So erscheint denn jener „rückwärts konzentrierte" Zentralismus als die einzig mögliche, gleichzeitig aber auch als die durch den bisherigen Gang der Verfassungsentwicklung logisch gegebene Lösung der österreichischen Frage. Es ist anzunehmen, daß der gegenwärtige Ministerpräsident, dessen politische Anschauungen sich keineswegs in allem mit jenen seines hier öfters erwähnten Onkels decken, diesen durch die erwähnten Umstände vorgezeichneten Weg gehen wird.

Die Zukunft Konstantinopels als Industriezentrum

Von Bernhard Seiger

Mit dem Namen des alten Byzanz ist untrennbar die Vorstellung zweier Begriffe verbunden: Krieg und Handel. Von jeher war Konstantinopel — wozu seine unvergleichliche, beherrschende Lage den Anreiz bildete — der Mittel- und Ausgangspunkt kriegerischer Stürme und Aktionen; es war die Ursache vieler Kriege, und nicht zuletzt eine solche des gegenwärtigen Völkerringens. Zwischen Krieg und Handel besteht zweifellos ein inniger Kausalnexus; denn niemals war der Krieg Selbstzweck, seit den Uranfängen der Geschichte waren vielmehr Kämpfe die steten unvermeidlichen Begleiterscheinungen des Handelsverkehres zwischen den Völkern gewesen. Läßt doch schon Goethe den Mephisto sprechen:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Diese Tatsache läßt für Konstantinopel schon von altersher auf eine hohe Wertschätzung als Hafen- und Handelsstadt schließen, denn nicht gering ist die Zahl heftiger Kämpfe, die um seinen Besitz ausgefochten wurden. Werfen wir einen Blick auf die Statistik, in der sich der rege Handelsverkehr — vorwiegend als Transithandel — widerspiegelt, so erscheint diese Wertschätzung vollauf durch die uns hier entgegentretenden bedeutenden Ziffern gerechtfertigt. Um nur eine Zahl zu nennen, sei angeführt, daß sich der Gesamtschiffsverkehr — Konstantinopel besitzt einen ausgezeichneten Naturhafen — des Jahres 1911 auf 21338 Fahrzeuge mit insgesamt 21572065 Registertonnen belief. In engem Zusammenhange mit diesem umfangreichen Handelsverkehr, der naturgemäß begünstigt und angezogen wird durch die Lage am Seewege vom Pontos ins Mittelmeer sowie durch die Mittlerstellung zwischen Europa und Vorderasien, — kommt der Hauptstadt des Osmanenreiches überragende Bedeutung auch als politischer, geistiger und militärischer Mittelpunkt der Levante zu, in ihr kulminieren die gesamten wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte und Strömungen des Landes. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird Konstantinopel von keiner anderen Stadt des Orients an Wichtigkeit und Einfluß auch nur annähernd erreicht. Die Voraussetzungen für eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung finden sich somit hier in reicherem Maße als an anderen Plätzen der Türkei. Konstantinopel verbindet mit seiner für den Seeverkehr günstigen Lage ein ergiebiges, wenn auch bisher wenig nutzbar gemachtes Hinterland.

Eine der wichtigsten wirtschaftspolitischen Forderungen für die Türkei: die absolute Steigerung der industriellen Produktivität des Landes wird durch diesen Krieg ihrer Verwirklichung einen gewaltigen Schritt näher gebracht werden. Wird die Hauptstadt des Osmanischen Reiches auch bei dem Streben nach diesem neuen Ziele ihre Führerrolle behaupten können? Wird dieser von Tradition und Geschichte umwobenen Handelsstadt der Sprung über Jahrhunderte hinweg zu einer modernen Industriestadt gelingen? Besitzt die türkische Metropole in und um sich die notwendigen Voraussetzungen, das Herz des künftigen industriellen Lebens, dessen unausgesetzt treibende Kraftquelle zu werden; wird sie durch Aufsaugen und Ausströmenlassen der wirtschaftlichen Kräfte und Säfte, den Anforderungen als Triebstelle und Regulator der Industrietätigkeit des ganzen Landes gerecht zu werden vermögen?

Betrachtet man die zur Industrialisierung des türkischen Reiches drängenden Ursachen, die Gründe für die seitens der Pforte getroffenen industriefördernden Maßnahmen, so erscheint es als gewiß, daß die Grundlagen für die Schaffung einer starken heimischen Industrie in großem Umfange allgemein gegeben sein müssen. Dies wird zum Teil noch erhärtet durch die bestehenden, die künftige Entwicklung bereits andeutenden industriellen Anfänge; aus dem Standort und der Gruppierung dieser letzteren läßt sich heute schon erkennen, welches die künftigen Industriezentren des Orients sein werden. Da nun die meisten dieser Städte hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Struktur der Hauptstadt in hohem Maße

ähnlich gestaltet sind, ist die Möglichkeit gegeben, Schlüsse und Folgerungen, aufgebaut auf den Verhältnissen Konstantinopels, ungeachtet der besonderen Vorzüge dieser Stadt, auch in vielen Fällen auf die Verhältnisse wichtiger Städte im Lande zu projizieren. Die Zustände in und um der türkischen Reichshauptstadt, besonders was die wichtigsten natürlichen und gesellschaftlichen Wirtschaftsfaktoren anbetrifft, dürfen in weiterem Sinne als typisch für die gesamte Türkei bezeichnet werden.

Daß Konstantinopel als günstiger Standort für großindustrielle Unternehmungen anzusehen ist und als solcher auch unzweifelhafte Vorzüge vor anderen Städten besitzt, wird durch die beträchtliche Zahl der industriellen Großbetriebe, die bereits in den Vororten der Stadt und weiter entfernt seit langem bestehen, dargetan. Wie sich aus der Mannigfaltigkeit der vertretenen Industriezweige schließen läßt und, falls Regierungsmaßnahmen sowie der spätere Abbau der in nächster Nähe festgestellten noch unerschlossenen Bodenschätze nicht bestimmte Branchen besonders begünstigen werden, können die verschiedensten Industrien im Wirtschaftsbereich Konstantinopels die Vorbedingungen für ihr Wachstum finden. Heute sind bereits die Textil-, Mühlen-, Brau-, Leder-, Metall- und Elektrizitätsindustrien durch Unternehmungen vertreten, die ihrer Organisation nach als Großbetriebe in modernem Sinne bezeichnet werden können*). Sie verdanken überwiegend der Initiative des Staates ihre Entstehung, der bei ihrer Errichtung vor allem die Versorgung des Heeres mit allem Notwendigen im Auge hatte. Die Privatbetriebe sind in der Minderzahl. Der Krieg hat nur wenige Fabriken lahmgelegt; im Gegenteil, auch die türkische Industrie hat es verstanden, sich auf die Bedürfnisse des Krieges einzustellen und trotz mannigfacher Schwierigkeiten beachtenswerte Leistungen zu erzielen; es werden vorwiegend weibliche Arbeitskräfte beschäftigt. Der Einfluß des Krieges wirkte auf gewisse Industriezweige sogar außerordentlich fördernd und anregend, worauf die Bildung des neuen Industrieviertels bei Jedikule an der Südseite von Stambul außerhalb der Stadtmauer zurückzuführen ist.

Für den weiteren industriellen Aufschwung Konstantinopels wird es von größter Wichtigkeit sein, inwieweit die bedeutenden Bodenreichtümer Kleinasiens — es ist das Vorkommen folgender Mineralien festgestellt: Blei, Silber, Mangan, Chrom, Kupfer, Kohlen, Braunkohlen, Schmirgel, Borazit, Meerschaum und Petroleum — zur Hebung gelangen werden. Ferner wird die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität durch Einführung moderner Wirtschaftsmethoden, wie Bewässerung ganzer Landstriche, eine Ausbreitung der Industrien ermöglichen. Die außer der Zuckerindustrie für die Türkei als wichtigste Industrie zu bezeichnende Textilindustrie wird, falls die Baumwollkultur fernerhin mit weit größerer Intensität betrieben wird, und die in Aussicht ge-

*) Vgl. den ausführlichen Artikel „Über Industrie und Handwerk in Konstantinopel" von N. Honig in Heft III/IV des Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient.

nommenen Pläne für diesen Zweck durchgeführt werden, einen großen Aufschwung nehmen. Bedeutende Summen, die bisher für Baumwollgarne und -Produkte in das Ausland geflossen sind, würden dadurch dem Lande erhalten bleiben. Die Frage der Versorgung der Betriebe mit Brennmaterial wird in Zukunft, sobald die auf der thrakischen Halbinsel festgestellten Kohlenfelder erschlossen werden, restlos gelöst sein, um so mehr als die bereits jetzt sehr ergiebige Steinkohlengrube in Heraklea am Schwarzen Meer durch eine die Kohlenzufuhr sichernde Bahn mit Konstantinopel verbunden werden soll. Natürlich spielt auch das Verkehrsproblem, d. h. die gute Verbindung Konstantinopels mit seinem Hinterlande und allen wichtigen Rohstoffe produzierenden Gebieten von der Nordküste Kleinasiens bis zum Persischen Golf eine bedeutende Rolle. Auch für den Ausbau des Eisenbahnnetzes ist noch viel zu tun, nichtsdestoweniger kann Konstantinopel auch als der Mittelpunkt des das ganze Land überspannenden Eisenbahnnetzes angesehen werden. Richtet man den Blick von den natürlichen und technischen Faktoren, die bei der Standortswahl der Industrien eine entscheidende Rolle spielen, auf die Bevölkerung als wichtigsten Faktor für die Entwicklung moderner Industrie, so erkennt man, daß innerhalb der Bevölkerung wirkende Erscheinungen sozialer Natur die fortschreitende Industrialisierung begünstigen, ja geradezu fordern.

Die Einwohnerschaft umfaßt viele unternehmende und anpassungsfähige Elemente, die sich bisher teils aus Mangel an Kapital, teils durch Gründe wirtschaftspolitischer Natur — wie sie durch den niederdrückenden Einfluß Englands und Frankreichs gegeben waren — nicht industriell betätigen konnten. Der Handel stand ihnen ausschließlich offen. Allerdings muß zugegeben werden, daß es diesen Kreisen fast durchweg an genügender technischer Schulung, allgemeiner Bildung und den nötigen Erfahrungen zur Errichtung und Leitung von industriellen Unternehmungen fehlt; doch kann diesem Mangel größtenteils durch Heranziehung ausländischer Kräfte abgeholfen werden. Es wird die Aufgabe der Mittelmächte sein, ihren Verbündeten im Osten in bezug auf die Errichtung und Organisation seiner Industrien mit Rat und Tat zu unterstützen! Auch wäre der Gedanke der Gründung von Filialfabriken seitens deutscher Großbetriebe zu erwägen. Die Macht der äußeren Umstände drängte den größten Teil der 1,1 Millionen starken Bevölkerung in das Handelsgewerbe. Es sind hauptsächlich Griechen, Armenier, Levantiner und Juden, die sich seiner bemächtigt haben. Diese Nationalitätenverschiedenheit in Verbindung mit der Überflutung des Handels zeitigte naturgemäß zwischen den einzelnen Volksgruppen einen scharfen Wettbewerb, in dem mitunter auch nicht vor der Anwendung unlauterer Mittel zurückgeschreckt wurde, um so mehr, als der dem Kaufmann gewährte Rechtsschutz vollkommen ungenügend war. Diese Zustände setzten das Ansehen des türkischen Handels im In- und Auslande sehr stark herab. Eine durchgreifende Besserung kann allein neben der gründlichen Reform der Rechtsverhältnisse und der

Beseitigung gewisser Auswüchse von der Schaffung neuer Erwerbsmöglichkeiten — wie sie vor allem ein entwickeltes industrielles Leben bietet — erwartet werden. Darum wird eine Zunahme der Industriebetriebe auch von günstigem Einfluß auf den Handel sein und dessen Niveau bedeutend heben. Bemerkenswert ist, daß unter den in strengem Wettbewerb miteinander stehenden Nationen, die Muselmanen — die über ein Drittel der Bevölkerung ausmachen — wenig hervortreten. Sie wenden sich mit Vorliebe der Beamtenlaufbahn zu; ihre sprichwörtliche Genügsamkeit — beeinflußt durch Religion und Sitte — läßt sie auf eine rege Anteilnahme am Wirtschaftskampfe verzichten. Da das Interesse des Landes die Anspannung und Nutzbarmachung aller Kräfte erfordert, wäre eine Wandlung der fatalistischen Weltanschauung des Moslems in eine zeitgemäße, mehr aktive sehr wünschenswert. Der auf Muße und Beschaulichkeit angelegte Charakter des Orientalen — sein Lieblingswort ist „javasch, javasch“ (langsam, langsam) — muß sich den modernen Forderungen anzupassen suchen.

Ganz in vorkapitalistische Zeiten zurückversetzt fühlen wir uns, wenn wir die Formen etwas näher betrachten, in denen heute noch größtenteils, innerhalb der Mauern Konstantinopels, die verschiedensten Gewerbe betrieben werden. Die Organisation der Handwerker erinnert lebhaft an das mittelalterliche Zunftwesen. Die traditionellen Arbeitsmethoden, deren Vorteile und Nachteile gegenüber moderner Arbeitsweise, haben sich nirgends so rein erhalten wie im türkischen Handwerk. Mit den primitivsten Werkzeugen, häufig ohne sich maschineller Hilfsmittel zu bedienen, verfertigt der türkische Handwerker sehr geschmackvolle und dauerhafte Gegenstände und kämpft, wie beispielsweise im Schuhgewerbe, erfolgreich gegen das Eindringen der ausländischen Fabrikware an. Unterstützt wird er darin von dem manchmal nicht unberechtigten Mißtrauen des Publikums gegen die letztere, trotz ihrer meist erheblich niedrigeren Preise. Gelingt es dem Handwerker nicht, sich gegenüber der ausländischen Konkurrenz erfolgreich zu behaupten, so sucht er sich durch die Herstellung minderwertigerer Waren oder Herabdrückung seines Daseinsniveaus über Wasser zu halten. Mit zunehmender Industrialisierung wird ihm dies jedoch immer schwerer fallen, so daß er schließlich genötigt sein wird, seine Selbständigkeit aufzugeben, und seine Arbeitskraft als Lohnarbeiter zu verwerten. Auf diese Weise wird die Schwierigkeit der Beschaffung von Arbeitskräften für die Großindustrie, wenn auch nicht ganz, so doch teilweise behoben werden. Weiter wird die jetzt noch in vielen Gewerbezweigen, besonders in der Textilindustrie vorherrschende hausindustrielle Betriebsform mit der Errichtung von Fabriken immer mehr verschwinden. Auch die hier beschäftigten Kräfte werden in den Fabriken Verwendung finden können, trotzdem es größtenteils Frauen sind, die, mit Rücksicht auf religiöse Vorschriften, die Heimarbeit vorziehen; es wird sich jedoch, wie es bereits in der Kriegsindustrie gelungen ist, ein Ausweg finden lassen, ohne dem Empfinden der islamitischen Bevölkerung Gewalt anzutun.

Handwerk und Hausindustrie Konstantinopels waren vielfach nicht einmal in der Lage, allein den Bedarf der Riesenstadt an gewerblichen Erzeugnissen herzustellen, so daß eine große Einfuhr derartiger Waren aus dem Auslande erforderlich war. Hinsichtlich der Versorgung des Heeres und der Bevölkerung angefangen von den notwendigsten Lebensmitteln*) bis zum Waffen- und Munitionsmaterial, war man einerseits auf das Ausland angewiesen, andererseits bestand eine bedeutende Ausfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten. Infolge der Einfuhr von Ganzfabriken in großem Maßstabe zeigte sich eine bedenkliche Passivität der Handelsbilanz, wodurch die Türkei in finanzielle Abhängigkeit von seinen Hauptlieferanten England und Frankreich, die ihre Überlegenheit gehörig auszunutzen verstanden, geriet. Alle diese Momente machen die Errichtung leistungsfähiger Industrien bezw. Modernisierung der bereits bestehenden zur gebieterischen Notwendigkeit. Die Gesundung der türkischen Finanzverhältnisse ist in erster Linie von der Verwirklichung dieses Zieles abhängig, bedingt aber gleichzeitig: Hebung der Landwirtschaft, Erschließung der reichen Bodenschätze und Ausbau des Eisenbahnnetzes. Werden sich diese Forderungen erfüllen, dann wird wie ein Phönix aus der Asche des Weltkrieges sich eine neue Türkei als starker, selbständiger Bundesgenosse der Mittelmächte erheben!

Die soziale Umwertung

Gedanken eines Heimgekehrten

Von E. Hampe

Wer nach langer Kriegszeit an der Front wieder in die heimischen Verhältnisse, wie sie sich im Verlauf der Kriegsjahre gestaltet haben, zurückkehrt, wird erstaunt sein über den Gang der Entwicklung, den das soziale Leben der Heimat in dieser Zeit genommen hat. Mag auch dem Zeitgenossen, der stufenweise die Entwicklung des heimischen Lebens miterlebt hat, die Veränderung nicht so auffällig erscheinen, so darf doch das Kriegerauge, das gewissermaßen aus einer anderen Welt heimkehrt und die Bilder des heimischen Lebens der Friedensjahre in sich bewahrt hat, hierfür als ein besonders scharfer Beobachter gelten.

*) Die jährliche Einfuhr der Türkei an Lebensmitteln betrug 50 Millionen Ltg.

Schon das Außenbild des heimischen Lebens zeigt eine merkliche Veränderung. Von dem Elend des Krieges ist im Volke wenig zu spüren. Vielmehr sind teilweise gerade diejenigen Bekannten unter den Zurückgebliebenen, deren Fortkommen in Friedenstagen sehr in Frage gestanden hatte, unterdes große Leute in der Heimat geworden. Gesichter, die man früher nur im Arbeiterrock zu sehen gewohnt war, tragen jetzt weltmännisch feinen Staat zur Schau. Das gilt vom weiblichen Geschlecht in erhöhtem Maße. Die dabei bis in das Wucherhafte gestiegenen Preise für Bekleidungsstücke jeglicher Art lassen die Wahrnehmung, daß gerade die unteren Schichten der Bevölkerung immer feiner und geputzter einhergehen, um so krasser erscheinen.

Und doch wird von dieser Erscheinung das Straßenbild der Großstädte bestimmt. Die wirklich vornehme Schicht wie die ruhige Einfachheit des Mittelstandes ist verdrängt. Sie wagt sich anscheinend mit ihrem dagegen schäbig gewordenen Äußeren nicht mehr recht öffentlich an das Tageslicht. Vielleicht, daß man deshalb auch so wenig öffentlich von der Not sieht, denn diese Kreise — und sie sind es, die heute in erster Linie unter dem Kriege leiden — sind zu stolz, ihre Armut öffentlich zu zeigen. Sie sind froh, genügend Nahrung zum täglichen Leben zu finden, leben still vor sich hin und gehen der Öffentlichkeit tunlichst aus dem Wege, da sie doch bei der Verrohung im öffentlichen Benehmen stets die Kürzeren ziehen.

Das gleiche Bild wie auf der Straße gewährt ein Blick in die Gasthäuser und Eisenbahnabteile. Die Angehörigen der wirklich besseren Kreise sind fast daraus verschwunden. Wie sollten sie auch die unerschwinglichen Gasthauspreise zahlen können? Von unten heraufgekommene Schichten bevölkern jetzt diese Stätten. Sie haben sich auf die Plätze der Oberen gesetzt. Und diese sind still zurückgetreten.

Auch im politischen Kampf erscheint ihr Einfluß weniger fühlbar. Gleichlaufend mit der äußeren Umwälzung ist eine innere im ständigen Fortschreiten. Mit fliegenden Fahnen ist die Demokratie überall auf dem Vormarsch. Sie ist das Schlagwort im Tagesgeschrei, dem kein Kraut gewachsen scheint. Im Sturmschritt glaubt sie die Gesetze aller ruhigen gedeihlichen Entwicklung überlaufen zu können. Manche notwendige Schranken sind bereits unter ihrem brutalen Druck niedergebröckelt. Aber statt dessen erheischt die politische Mehrheit nur immer mehr Rechte, stellt immer höhere Eigenansprüche, just in einer Zeit, wo das Vaterland gerade Erfüllung der kleinsten Pflicht und Entsagung jeder persönlichen Ansprüche am allerbrennendsten fordert. Wem noch die Seelenstimmung zu Anfang dieses Krieges im Gedächtnis geblieben ist, dem muß der Unterschied der Jetztzeit erschreckend ins Auge springen: damals eine allgemeine Selbstlosigkeit und ein Riesenopfer, heute steigende Selbstsucht und Riesengeschäfte! Welcher Geschäftsmann will heute am Kriege noch zusetzen? Alle wollen daran gewinnen. Woher sonst die teilweise sinn- und zwecklosen Preise? Woher sonst die häufige Untreue im Geschäftsverkehr? Bei Kriegs-

beginn brachen damals klaglos die angesehensten Häuser zusammen, es war Krieg; heute darf sich nur des geringsten kleinen Mannes Lage etwas verschlechtern, so erhebt sich ein weithin hallendes Beschwerdegeschrei, das auch vor Vaterlandslosigkeit nicht zurückschreckt, wie es der Teilstreik zeigt. Der Rausch des materiellen Gewinnes hat die unteren Klassen gepackt und verwirrt!

Möchten sie in ihrer Lebenslage gebessert werden! Wer wollte es seinem Bruder mißgönnen? Aber eine schwarze Wolke schweren Bedenkens steht hinter solchem Sonnenblick. Denn während diese Schichten stiegen, sanken dafür andere, die hauptsächlich geopfert hatten und stündlich noch opferten, statt zu gewinnen, immer tiefer in Verarmung und Elend. Das waren dieselben treuen Kreise, auf deren Schultern jeher das Staatsgefüge fest gelagert gewesen war, deren Stellungen im öffentlichen Leben dem Maß ihrer Bildung, Erziehung und Gesinnung entsprach, und die auch jetzt klaglos ihre Pflicht, wie sie gewohnt waren von altersher, weiter erfüllten. Aber konnte es ausbleiben, daß die ständige Sorge wegen ihrer äußeren Not sie mählich verbitterte, der für ihren Unterhalt notwendig gewordene Nebenverdienst sie abhängiger und die schlechte Entlohnung ihrer selbstlosen Arbeit im Vergleich zum Verdienst der selbstsüchtigen Masse unzufrieden machen mußte? Es war also keine Höherentwicklung des gesamten Volkes im ganzen, sondern nur eine Umwertung innerhalb des Volkes auf Kosten treuer und bewährter Kreise!

Selbst alle gerade dem Inland so deutliche Zeichen der Zeit schienen dieser Entwicklung keine Lehre gewesen zu sein. Die Demokratie hatte ihren Grundsatz der Gleichheit endlich einmal in Form der gleichmäßigen Lebensmittelverteilung in die Wirklichkeit übersetzt bekommen. Und wie hatte der Schiffbruch gelitten! Dieselben Kreise, die mittels dieses Grundsatzes die Besserstellung ihnen verhaßter Kreise ausschalten wollten, waren jetzt am eifrigsten und mit allen Mitteln bemüht, die Gleichheit umzustoßen, indem sie für sich Bevorzugungen zu erreichen versuchten. Jetzt erst recht wurde Begünstigung die Regel. Auch hier keine Besserung, aber eine viel schlimmere Umwertung, die an Treu und Wandel des öffentlichen Lebens die Axt legte.

Und das Menetekel der russischen Revolution? Hier hatte sich die Unvernunft der Masse freie Bahn geschafft. Im alten Regiment mochte vieles brüchig gewesen sein! Was aber vermochte die Masse dafür zu setzen? An Stelle zahlreicher Fehler des Staatswesens trat jetzt vollkommene Verwirrung, statt harter Strenge die roheste blutige Grausamkeit! Das unterste ward zu oberst gekehrt. Nur wer selbst auf dem Kopfe steht, vermag einen freiheitlichen Fortschritt darin zu erblicken, daß der gemeine Soldat über seinen General bestimmt. Und doch haben zweifellos die Wogen des russischen Chaos auch in den Köpfen bestimmter deutscher Schichten ihre Kreise geschlagen und statt einer furchtbaren Warnung eine Aufmunterung zu größerer Dreistigkeit gegen die Staatsordnung abgegeben.

Wohl waren kleine Kreise daheim mit sachlichem Ernst und ruhiger Wägung um eine Neuorientierung unseres Volkes nach dem Kriege bemüht. Aber die Allgemeinheit war bereits mit Riesenschritten in eine ganz andere Orientierung eingetreten. Wirtschaftliche Gewinne auf der einen, anmaßende politische Rechte auf der anderen Seite bezeichnen ihre Ziele, Selbstsucht ist ihr Triebgedanke! Eine innere Umwertung auch der bisherigen Ideale begann sich damit zu vollziehen. Und die Führer auf solchen Bahnen scheuten sich nicht, für die Richtigkeit dieses Weges auf eine angeblich gleiche Willensrichtung der kämpfenden Krieger draußen zu verweisen.

Nun, wenn dies die Lehren des Krieges für die Heimat sein sollten, so sind die des Kriegserlebens an der Front genau entgegengesetzt. Nicht Ansprüche stellen für die eigene Person lehrt das harte Kriegsleben den Krieger, sondern sich bescheiden. Er lernt auch unter Verzicht sämtlicher Annehmlichkeiten des äußeren Lebens sich zufrieden fühlen. Bei der Abgeschlossenheit von der Außenwelt schwindet ihm der Maßstab nach den äußeren Gütern des Lebens. Den inneren Regungen, deren entscheidende Bedeutung für sein Befinden er jetzt klarer erkennt, lernt er dafür mehr Beachtung schenken. In Gefahr und Not wird ihm an täglichen Beispielen klar, daß Eigenschaften wie Mut, Treue und Selbstüberwindung nicht leere Wahngebilde sind, sondern wundertätige Kräfte, deren Maß in Prüfungsstunden den wirklichen Wert eines Menschen ausmacht.

Aus solcher Gedankenrichtung fließt nicht der Wunsch nach Reichtum oder glänzenden Rechten, wie ihn weite Kreise daheim durch ihr Tun kundgeben. Die Art der Pflichterfüllung kennzeichnet für den Krieger den Mann, nicht die Größe seiner Rechte oder die äußeren Vorteile seiner Stellung. Darin kann auch der einfachste Mann in der geringsten Stellung der Größte sein!

So haben in Wirklichkeit die beiden Willensrichtungen, die der großen Masse daheim und jene des wahren Kriegserlebens, nicht nur nichts gemein, sondern sind wesensverschieden. Letztere weist hinauf zu den Höhen praktischer Menschheitsideale, erstere aber in den Abgrund des Materialismus. Wie auf dem einen Wege unser deutsches Volk groß geworden und noch in diesem Weltkrieg einen seltenen Höhepunkt erreicht hat, so sind auf dem andern immer schon gerade die glanzvollsten Völker der Geschichte in die Tiefe des Verfalls hinabgeglitten. Auch für die spätere Zukunft unseres Volkes wird es entscheidend sein, welche der beiden Willensrichtungen sich schließlich bestimmend durchsetzen wird!

Der Brüſſeler Boulevard während des Krieges

Von Dr. R. Schacht

Wenn man vom Brüſſeler Boulevard ſpricht, ſo verſteht man darunter weniger jene prächtige Promenade, die, der früheren Umwallung folgend, vom Nordbahnhof anſteigt zum Botaniſchen Garten und ſich an Schloß und Juſtizpalaſt vorbei bis zum Haler Tor erſtreckt, ſondern vorzugsweiſe die breite, im weſentlichen in den ſiebziger Jahren geſchaffene gerade Verbindungsſtraße zwiſchen Nord- und Südbahnhof. Als Straße an eigenartiger Schönheit und Geſchloſſenheit mit den Pariſer Boulevards, ſchon weil ihr die Bäume fehlen, nicht zu vergleichen, iſt ſie in Friedenszeiten durch das Nebeneinander von Internationalität und dem aus jeder Seitenſtraße dazwiſchenbrodelnden provinzſtädtiſchen Kleinleben für den Beobachter von eigenartigem Reiz. Die Unterſchiede aber, die dieſes Bild im Vergleich mit dem jetzigen Anblick des Boulevards aufweiſt, bilden einen guten Maßſtab für die Veränderung, die mit der Stadt während des Krieges vor ſich gegangen iſt.

Das erſte, was einem jetzt auffällt, gleichſam ein Symbol dafür wie die Lebensmittelfrage unabweislich alle anderen Bedürfniſſe zurückdrängt, iſt die für eine Prunk- und Verkehrsſtraße gewiß ganz ungewöhnlich große Zahl von — Schlachter- und Wurſtwarenläden. Wie man auf den erſten Blick ſieht, handelt es ſich faſt durchweg um neu eingerichtete blühende Großbetriebe. In geſchickt aufgemachten Schaufenſtern wird hier durch große gleichförmige Maſſen ein die Kauf- und Eßluſt anregender Überfluß vorgetäuſcht, der in Wirklichkeit leider nicht vorhanden iſt. Denn ſchon die Auslage der jüngſten dieſer Niederlagen mit dem bezeichnenden Namen „Chacuterie naturelle (!) du bon vieux temps“ belehrt uns, daß die leckere Aufmachung z. B. der vorgekochten Schüſſeln und kalten Platten zwar geblieben iſt, daß aber die Preiſe mindeſtens das Dreifache gegen Friedenszeiten betragen, während bei Schinken, Speck, Würſten und dem rieſigen Schmalzgebirge in ihrer Mitte — ſchon ſeit Monaten — die Preiſe weggelaſſen ſind, weil ſonſt einfach überhaupt kein Menſch mehr einen Fleiſcherladen betreten würde. Wenn alſo hier und da in der deutſchen Tagespreſſe behauptet worden iſt, in Belgien herrſche noch gewaltiger Überfluß, ſo beruht das auf ganz oberflächlicher Orientierung. In Wirklichkeit iſt die Bevölkerung durch das im Einvernehmen mit dem bisher ſpaniſch-amerikaniſchen Hilfskomitee arbeitende Comité National genau ſo rationiert wie in Deutſchland, und von der Einführung der Fleiſchkarte hat man nur deswegen abſehen müſſen, weil bei einer

gleichmäßigen Verteilung die auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Ration so lächerlich gering sein würde, daß man von Fleischnahrung überhaupt nicht sprechen könnte. Auch sonst kann man nicht gerade behaupten, daß die Engländer sich für ihre belgischen Freunde in Stücke rissen, und es ist bezeichnend für die Stimmung im Lande, daß neulich ein hitziger Kopf in einer eigens den Lebensmittelwucher bekämpfenden Wochenzeitung vorschlagen konnte, die „Commission for Relief in Belgium" in „Commission for to hinder the Belgians to starve" umzutaufen.

In einem Papierladen mustern wir die ausgehängten Karikaturen, mit denen sich ein paar flotte Zeichner durch den Krieg helfen („Plus que lard monte, l'art descend!"). Sie sind der Ausdruck eines gewissen, echt großstädtischen Galgenhumors, der sich über die kleinen und in ihrer Menge und langen Dauer doch so peinlich empfundenen Nöte des Alltags hinwegzuhelfen sucht. Da ist ein Ofen, der sich aus Verzweiflung über die Kohlennot aufgehängt hat, ein heiteres Stück zu dem wirklichen Bild, das man gelegentlich auf der Straße sehen kann: Frauen aus dem Volke, die mit der Hand vereinzelte von einem Kohlenwagen heruntergefallene Stückchen vom Fahrdamm aufleſen, oftmals und auch nach dem kleinsten Brocken wie nach einer Kostbarkeit sich bückend. Da ist der in allen Couplets auf das heftigste mitgenommene Butterhamster, da ist die Kartoffel als Museumsgegenstand und das Stück Zucker als Busennadelstein des Millionärs. Da ist endlich auch der charakteristische Streit um die „Zeiten". Bekanntlich hat die deutsche Verwaltung in Belgien und Nordfrankreich für die hier vor dem Kriege geltende west- die mitteleuropäische Zeit eingeführt, und alle öffentlichen Uhren zeigen diese Zeit, mit der auch alle öffentlichen Anschläge von Theatern usw. rechnen müssen, an. Trotzdem aber versteift sich der Belgier aus Patriotismus darauf, nach seiner alten Zeit weiter zu rechnen, seine Privatuhren gehen gegen die öffentlichen unentwegt eine Stunde nach, und es ist keine Verabredung möglich, ohne daß man festsetzt, ob man „heure belge" oder „heure allemande" (offiziell „heure centrale") meint. Die größte Verwirrung aber entstand, als man im vorigen Jahre die Sommerzeit einführte. Den Vorteil dieser Änderung vermochten sogar die verstocktesten Patrioten einzusehen, aber da die Änderung von den Deutschen eingeführt war, war es gewissermaßen Ehrenpflicht, wenigstens privatim nicht mitzumachen. Als dann herauskam, daß auch die Entente die Sommerzeit einführte, gab man nach, aber bei „heure belge" und „heure allemande" ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Das ganze ist bezeichnend für die oft in lächerliche und unpraktische Kleinkrämerei ausartende Weise des passiven belgischen Widerstandes.

Vor der Auslage der deutschen Buchhandlung mit ihrer recht zufälligen Ansammlung von Sprachführern, Kriegsliteratur und nicht eben durchweg wertvoller Unterhaltungslektüre muß man wieder bedauern, daß der Büchervertrieb in den besetzten Gebieten gänzlich der Privatinitiative überlassen geblieben ist.

Mit einem Staatszuschuß und der beratenden Hilfe von Volkspädagogen, etwa des Dürerbundes, hätte man bei richtiger Organisation weit mehr gute Lektüre verbreiten können, als es anerkennenswerter Weise durch einzelne Organisationen geschehen ist. Auch politische Interessen, z. B. in der Flamenfrage, hätten auf diese Weise eine systematische Förderung erfahren können. Statt dessen ist die größere der beiden deutschen Buchhandlungen in Brüssel jetzt auch noch in belgische Hände übergegangen.

Charakteristisch ist auch, daß im Schaufenster der Buchhandlung — Seife ausliegt. Der Ansässige wundert sich darüber kaum mehr, denn Seife gibt es beinahe überall zu kaufen. Seife neben Käse, Seife im Blumenladen, Seife neben Holzpantinen und Ledertäschchen, Seife im Milchladen. Fast immer von der Art, die acht Tage lang vorhält und dann entweder zu einer steinharten Tonschicht zusammenschrumpft oder zu Sand zerfällt, aber immer Stempel aus der guten alten Zeit aufweist und hübsch blank poliert ist. Wieviel brauchbares Fett trotz aller Wachsamkeit der Behörden, die von Zeit zu Zeit durch Mansarden und Schuppen regelrechte Razzias nach „wilden" Seifenfabriken abhalten, auf diese Weise infolge der Gelegenheitskaufwut und unangebrachter Sparsamkeit des Publikums vergeudet wird, ist schwer abzuschätzen.

Auf dem Brouckèreplatz legt eine riesige Plakatwand Zeugnis davon ab, daß die Brüsseler Theaterfreudigkeit ungeschwächt fortbesteht. Ist doch das Theater im Gegensatz z. B. zu den jetzt immer mehr verödenden Restaurants das einzige Vergnügen, das abgesehen von einer städtischen Lustbarkeitssteuer, noch nicht teurer geworden ist, und die Brüsseler sind ein dankbares und anhängliches Publikum. Während der wegen alberner politischer Demonstrationen verhängten Abendsperre ging man nachmittags ins Theater, während der Kohlennot saß man in Mantel oder Pelz im Parkett, aber ins Theater ging man, und im Theater läßt man sich sogar „Bocherien" gefallen, wenigstens wurden die „Lustige Witwe" und die „Keusche Susanne" eine Zeitlang als Zugstück gespielt, und das Galerietheater gibt gegenwärtig Sudermanns „Stein unter Steinen." Man hat auch schon „Heimat" und, im flämischen Theater, Hebbels „Maria Magdalena" gespielt.

Jetzt, auf dem Boulevard Anspach treten die Läden gegen die Restaurants und Cafés zurück, und wir haben Zeit, das Publikum zu mustern. Die französierten Typen von ehedem: die feine schlanke Dame mit den hellen Sphinxaugen und ihr Partner, der schmächtige dunkle oder „keltisch" blonde elegante Herr mit gepflegtem Vollbart sind selten geworden, dafür treten die eigentlichen Brüsseler mehr hervor: unter den Männern am häufigsten ein rotgesichtiger, etwas vierschrötiger Typus mit Bürstenhaaren und starkem Schnurrbart und um die feisten Wangen einen urwüchsig genießerischen Zug, energisch, etwas lärmerisch und turbulent, sehr beweglich und leicht vom Augenblick zu Worten inspiriert, deren Tragweite er morgen schon wieder vergessen hat, und in drei Abstufungen die Frauen: das frische Mädchen aus dem Volk mit prallen roten

Backen, weißen starken Zähnen, tiefblauen Augen, langen gebogenen Wimpern und einer wirren Ponyfrisur, kreischend und prustend, lebhaft und sinnlich, dann die fette, aufgeputzte schlecht gepuderte Emporkömmlingsmadame mit Brillantohrringen und endlich die häufigste Boulevardtype: kurzer Faltenrock, hohe helle Stiefel, einen weiten, gut geschnittenen Mantel, den Hals in Pelz eingewickelt, mit vollen roten (nicht immer ganz echten) Lippen, einem hübschen weichen Näschen, runden frischen Wangen, großen, blanken, ein weniges vorstehenden, von kräftigen Brauen ausdrucksvoll überwölbten Augen und vor dem zierlich und fest geformten Ohr unter dem kleinen enganliegenden kleidsamen Hut hervor ein paar sorgfältig berechnete Wirrlöckchen. Das liebt und flirtet, schiebt Schmucksachen und Lebensmittel, Möbel und Kunstgegenstände, schimpft auf die Deutschen, tyrannisiert sich untereinander, sehnt das Kriegsende herbei und lebt mit glücklichem Leichtsinn in den Tag hinein.

An der jetzt geschlossenen Börse trompeten die Zeitungsverkäufer ihre wilden und klingenden Rufe in die Straßen. Jetzt, während der Kämpfe im Westen haben sie gute Tage, denn der Belgier hofft nach wie vor auf „Befreiung" und diskutiert, sich am Reden berauschend, in den Cafés eifrig die Chancen der Entente. Die Schadenfreude der Brüsseler bei jedem, wenn auch noch so geringfügigen Rückschlag der deutschen Sache, ist unbeschreiblich. Auf dem Lande und in kleineren Städten, wo man zum Teil selber Granaten hat sausen hören, wo noch hier und da ein paar zerstörte Häuser an den wüsten Traum von 1914 erinnern, denkt man über einen Rückzug der Deutschen anders und möchte mehr Hoffnungen auf die Blockade, denn auf die Kriegsoperationen der Entente setzen.

Am leichtesten tut sich wie überall so auch in Brüssel das einfache Volk, das sich ohne Nachdenken an den Moment hält und, wenn es nicht aufgehetzt wird, im Gegner viel mehr den Menschen als das verkörperte Prinzip sieht. Biegt man des Abends hinter der Börse vom Boulevard in eine Seitengasse ein und betritt das riesige Lokal „Bruxelles-Kermesse", wo in dickem Tabak- und Bierdunst bei rauschender Musik und grellem Licht Belge und Boche einträchtiglich und oft genug Arm in Arm beieinander sitzen, wo die Belgier deutsch, die Feldgrauen französisch lernen, wo vom Krieg nicht gesprochen und von Feindschaft keine Rede ist, so fragt man sich einen Augenblick lang, ob nicht die Regierungen viele Fragen aus Prinzipienreiterei ganz unnütz komplizieren. Aber dann denkt man wieder an in Restaurants aufgefangene Privatgespräche zwischen deutschen und belgischen Beamten für und wider die belgische Neutralität, in denen jeder unentwegt auf die Äußerungen der eigenen Regierung schwört und keiner den andern zu überzeugen vermag, und sofort weiß man wieder, daß es in diesem Krieg um andere Dinge als dumpfen Genuß geht, aber auch, daß nicht Diplomatenkünste über das Schicksal Belgiens entscheiden werden, sondern nur die Gewalt der militärischen Tatsachen.

Neue Bücher

Georg Bamberger, Erbrecht des Reiches und Erbschaftssteuer. Leipzig 1917, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. 50 S. Preis 80 Pf.

Der Verfasser, der seit 1908 bereits wiederholt für eine bessere Ausgestaltung der Erbschaftssteuer eingetreten ist, hat im Hinblick auf die ungeheuere Steigerung des Reichsbedarfes durch den Krieg seine zum Teil schon früher geäußerten Gedanken über Erbschaftsreform in der vorliegenden Schrift in sehr beachtenswerter Weise ergänzt und vertieft. Er sucht dabei zu zeigen, daß ohne Verletzung wohlerworbener Rechte nahezu eine Milliarde aufgebracht werden kann, wenn man die Erbschaftsnormen, die aus den Zeiten des byzantinischen Kaisers Justinian bis auf die Gegenwart herab fortgeschleppt worden sind, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend umgestaltet und das Intestaterbrecht auf die Pflichtteilsrechte besitzenden Verwandten beschränkt, also auf Kinder, Kindeskinder, Eltern und Gatten. Werden die vom Intestaterbrecht ausgeschlossenen Verwandten durch Testament zur Erbschaft berufen, hat eine kräftige Besteuerung, die übrigens auch nicht vor dem Gatten- und Kindeserbe Halt machen darf, einzusetzen. Im Anschlusse an Vorschläge des Generals Rathgen, soll die Besteuerung des Kindeserbes um so stärker ausfallen, je weniger Kinder ein Erblasser hinterläßt. Im Interesse der Hebung unserer Geburtenfrequenz ließe sich so die willkürliche Begrenzung der Nachkommenschaft wenigstens dort einigermaßen bekämpfen, wo diese durch den Wunsch, den Kindern eine große Erbschaft zu sichern, herbeigeführt worden ist.

Eine große Zahl ausgezeichneter Vertreter der Rechts- und Staatswissenschaften steht bereits auf dem Boden dieser Anschauungen, wie der im Anhang wieder abgedruckte „Aufruf für das Erbrecht des Reiches" zeigt, der am 27. November 1912 in den „Grenzboten" veröffentlicht worden war.

Wenn der Verfasser glaubt, der Deutsche werde lieber dem Reichsfiskus als dem Fiskus der Einzelstaaten ein Erbrecht zugestehen, so scheint er mir die Stärke der partikularistischen Empfindungen, die in erheblichen Teilen unseres Volkes noch besteht, zu unterschätzen. Ich würde es deshalb für richtiger halten, den Einzelstaaten und unter Umständen auch den Gemeinden einen größeren Anteil an den Erträgnissen zu überweisen, als er vorschlägt.

Wenn infolge eines Erbrechts des Reiches an Stelle der jetzt allein in Betracht fallenden Erbschaftssteuern öfters ganze Verlassenschaften dem Fiskus zufallen, so wird für angemessene Verwaltung und Verwertung dieser Vermögensobjekte in eingehender Weise zu sorgen sein. Es wäre der Sache nützlich, wenn sich der Verfasser über diese wichtige Frage gelegentlich noch ausführlicher aussprechen würde. Auch möchte man mehr darüber erfahren, wie die Auszahlung sehr hoher Erbschaftssteuern in die Wege geleitet werden kann, wenn die Erbmasse aus schwer zu liquidierenden und abschätzbaren Werten besteht.

Die vortreffliche, populär im besten Sinne des Wortes gehaltene Schreibweise des Verfassers wird seinen Erbschaftsvorschlägen, denen zweifellos die Zukunft gehört, gewiß auch in weiteren Kreisen zahlreiche Freunde erwerben.

Professor H. Herkner

Leop. Karl Goetz, Deutsch-Russische Handelsverträge des Mittelalters. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Bd. XXXVII. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. Preis geh. 8 M.

Anfang dieses Jahres veröffentlichte Professor Goetz in den „Grenzboten" als Vorspiel zu seinem neuesten Buch, das sich bereits unter der Presse befand, einen größeren Aufsatz über „Deutsch-Russische Handelsverträge", *) der das starke Aufeinanderangewiesensein Deutschlands und Rußlands in helles Licht rückte. Wo jahrhundertelang Handelsverträge geschlossen werden, sind Faktoren im Spiel, die nicht plötzlich aus der Welt geschafft werden können, und der Lärm über die „deutsche Vergewaltigung" wird angesichts der lebendigen Wirklichkeit, die gebieterisch ihr Recht fordert, bald verstummen. Es ist gute deutsche Art, geschichtliche Entwicklungen leidenschaftslos zu betrachten und erst aus der Aufdeckung der treibenden Kräfte in der Vergangenheit Zukunftsmöglichkeiten zu erwägen. Trotz des als rein wissenschaftliche Untersuchung völlig zeitlosen Charakters des groß angelegten neuen Werkes von Goetz ist es in jenem Sinne höchst zeitgemäß. Der vorliegende Band ist das erste Stück einer deutsch-russischen Handelsgeschichte, die eine Lücke in der Forschung auszufüllen sich anschickt, denn weder in der deutschen noch in der russischen Literatur findet sich eine das Quellenmaterial erschöpfende Darstellung dieser Art; namentlich sind in den bisher erschienenen Werken die deutsch-russischen Handelsverträge nicht genügend berücksichtigt worden, so daß gerade ihre Mitteilung, als der Marksteine in der Entwicklung des deutsch-russischen Handels, besonders wertvoll erscheint. Im vorliegenden Band sind, da über den Handel mit Südrußland keine Verträge bestehen, das Nowgoroder- und das Dünahandelsgebiet Gegenstand der Betrachtung, wobei neben dem eigentlichen Thema die Frage Berücksichtigung findet, in welcher Weise die deutschen und russischen Rechtsanschauungen sich in den Vertragsbestimmungen geltend machen. Quellenstellen sind vielfach in ihrem Wortlaut angegeben, da es dem Verfasser zunächst auf die Grundlegung für einen später folgenden, darstellenden Teil des großzügigen Werkes ankommt. Wir glauben in der Annahme nicht fehlzugehen, daß alle interessierten Kreise die tiefgründige Arbeit aufs freudigste begrüßen werden, nicht zuletzt als Mittel zur Völkerversöhnung, die durch schöne Redensarten und Schlagworte nicht herbeigeführt werden kann. M. K.

*) Als Broschüre für 1,25 M. besonders zu haben. Verlag der Grenzboten, Berlin.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 496, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bitzow 6950.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 26/27.

Zweiter offener Brief an Herrn von Heydebrand und der Laſe

Von Dr. Friedrich Thimme

Wohin iſt unter Ihrer Führung die konſervative Partei geraten? Es beſteht die dringende Gefahr, daß ſie den inneren Zuſammenhang mit ihren beiden urſprünglichen Baſen, mit Thron und Altar, Monarchie und Chriſtentum zum guten Teil verliere. Gewiß, die konſervative Partei erklärt noch immer, an beiden feſt und unerſchütterlich feſtzuhalten, ſie will auch nicht das kleinſte Tüttelchen der Thronrechte aufgegeben ſehen, und ihr Programm ſtellt bis auf den heutigen Tag die „praktiſche Betätigung der chriſtlichen Lebensanſchauung auch in der Geſetzgebung“ in den Vordergrund. Aber es kommt nach den bibliſchen Worten nicht auf das Bekenntnis, ſondern auf die Tat, nicht auf den Buchſtaben, ſondern auf den lebendigen Geiſt an. Und welches iſt denn der wahre Sinn der Monarchie von Gottes Gnaden, die die konſervative Partei nach dem Tivoliprogramm unangetaſtet wiſſen will? Doch ſicherlich nicht der, daß der Monarch in einem myſtiſchen Verhältnis beſonderer Berufung und Erleuchtung durch Gott ſteht, ſondern der, daß die Krone ihr Amt nach den Richtlinien, wie ſie Gott in ſeinem Worte klar und erkennbar für immer gegeben hat, mit anderem Worte, nach göttlichem Vorbilde ausübt. Vor Gott aber ſind ſämtliche Menſchen gleich, ohne irgendeinen Unterſchied der Geburt, des Standes oder gar des Beſitzes; vor Gott iſt der Geringſte wahrlich nicht weniger geachtet wie der Höchſte; läßt er doch ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten und regnen über Gerechte und Ungerechte. Vor Gott bedeutet das willige Scherflein der armen Witwe unvergleichlich viel mehr als die koſtbarſten Gaben der Reichen; überhaupt gilt die Verheißung des Evangeliums ganz vorzugsweiſe den Entrechteten und Armen: die letzten werden die erſten und die erſten werden die letzten ſein! Wir dürfen mit Freuden konſtatieren, daß dieſe innere und durchgeiſtigte Auffaſſung des Gottesgnadentums, die einzige, die in

unseren Zeiten noch einen Sinn und eine Berechtigung hat, von je in dem preußischen Königtum, dem sozialen Königtum par excellence, gelebt hat; auch ein Friedrich der Große, der Zweifler und Spötter, hat sich mit Stolz als einen König der Armen, un roi des gueux, bekannt. Keiner der Hohenzollern aber hat dies richtig verstandene Gottesgnadentum so bewußt seiner Regierung zugrunde gelegt, wie Wilhelm der Zweite. Die Februarerlasse von 1890, die den Grundsatz der vollen sozialen und politischen Gleichberechtigung der arbeitenden Volksklassen proklamierten, das große und staunenswerte Werk der sozialen Gesetzgebung, das durch die kaiserliche Initiative trotz aller Stockungen und Hemmungen immer wieder, bis zum Ausbruch des Krieges und in diesem selbst vorwärtsgeführt ist, das leuchtende Wort des Kaisers aus dem Kriegsanfang, daß er keine Parteien, nur noch Deutsche kenne, also jedwede unterschiedliche Bewertung zwischen nationalen und nichtnationalen Parteien, zwischen Konservativen und Sozialdemokraten als ein für allemal aufgehoben betrachte, die preußische Thronrede vom Januar 1916, die dem Geiste gegenseitigen Verstehens und Vertrauens als der Vorbedingung für die gemeinsame Arbeit des ganzen Volkes am Staate und damit für die Volkseinheit mit aller Eindringlichkeit das Wort redete, die Friedensbotschaft vom Dezember 1916, die aus dem tiefsten Gefühl der Verantwortung heraus, wie es eben nur ein Hohenzoller empfinden kann, den Willen zum Frieden kund gab, die Osterbotschaft endlich, die das Klassenwahlrecht mit seiner ausgesprochen mammonistischen, durch und durch unchristlichen Tendenz völlig preis gibt und endgültig die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes zum Grund- und Eckstein der Staatsneubaues erklärt: alles, alles dieses stellt sich dar als ein Ausfluß eines wirklichen und wahren Gottesgnadentums. Ein solches Königtum von Gottes Gnaden kann natürlich nach seinem innersten Wesen und nach seinem hohen Vorbilde auch nicht in erster Linie darauf aus sein, möglichst viel von Vorrechten an sich zu raffen und ängstlich festzuhalten, es wird und muß vielmehr einem treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickelten Volke, um mit den Worten der Osterbotschaft zu reden, das rückhaltlose Vertrauen entgegenbringen, das es verdient, d. h. es wird ihm und seiner gesetzmäßigen Vertretung alles dasjenige, und sei es auch auf Kosten der eigenen Vorrechte, an Volksrechten einräumen, was die freie und freudige Mitarbeit aller Volksglieder in Tat und Wirklichkeit umzusetzen geeignet ist. Wenn so nach dem göttlichen Vorbild alle gute und alle vollkommene Gabe von oben her, von einem Kaiser- und Königtum von Gottes Gnaden herab kommt, sollte das eine Minderung der Macht und des Ansehens der Krone bedeuten können, müßte es nicht vielmehr die Autorität der Krone tausendfältig steigern und in dem Herzen des Volkes immer tiefer verankern?

Welche Stellung aber nimmt die konservative Partei, Herr von Heydebrand, zu diesem Königtum von Gottes Gnaden, wie es offensichtlich unser Kaiser und König auffaßt, ein? Sie werden es nicht leugnen wollen und können: Unter

Ihrer Leitung folgt die konservative Partei diesem Königtum nur höchst unwillig und zögernd. Keine andere Partei hat der vollen politischen und sozialen Gleichberechtigung aller Volksklassen, vor allem auch der Arbeiterschaft, von Anfang an so sehr widerstrebt, als die konservative. Keine hat sich noch während des Krieges den sozialen Fortschritten, wie sie u. a. mit der Einführung des Hilfsdienstgesetzes als eine Probe für die Zukunft verbunden wurden, keine der freieren Stellung der Gewerkschaften, die durch ihre patriotische, hochverdienstliche Haltung vollauf gerechtfertigt war, so schroff widersetzt. Keine hat sich so sehr gegen die Gleichstellung der „nationalen" und der „nicht nationalen" Parteien gesträubt, ist noch heute so sehr darauf aus, die Kluft zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien wieder von neuem aufzureißen und als innerpolitischen Hebel auszunutzen. Keine einzige andere Presse hat die kaiserliche Initiative bei der Friedensbotschaft, hat die Osterbotschaft so frostig, um nicht zu sagen so mißvergnügt und unfreundlich aufgenommen, wie die konservative mit ihren alldeutschen Anhängseln. Das kaiserliche Handschreiben an den Kanzler vom 31. Oktober 1916, das die Initiative Wilhelms des Zweiten bezüglich des Friedensangebots im hellsten Licht erstrahlen ließ, wurde von den „Alldeutschen Blättern" mit den Worten glossiert: „Wir können es im Interesse der nächstbeteiligten Person in jeder Hinsicht und nach allen Richtungen hin nur auf das tiefste bedauern, daß dieses Schreiben zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht ist." Und die „Kreuzzeitung" wußte, als die Osterbotschaft erschien, weiter nichts zu sagen als: „Einen Halt auf dem weiteren Wege zur Einführung des Reichstagswahlrechts für Preußen und zur vollen Demokratisierung Preußens und Deutschlands vermögen wir — darin bestärkt uns auch diese neue, nicht unerwartete Erfahrung — von der Politik des Reichskanzlers nicht mehr zu erwarten." Muß es hiernach erst gesagt werden, daß der königlichen Willensmeinung auf eine durchgreifende Reform des preußischen Wahlrechts wiederum keine Partei so feindlich gegenübersteht wie die konservative? Sie aber, Herr von Heydebrand sind, das haben Ihre Reden nur zu deutlich gezeigt, die Seele dieses hartnäckigen, wenngleich vollkommen aussichtslosen Widerstandes. Sie haben auf die Ankündigung der Wahlreform durch die Thronrede am 17. Januar 1916 mit erregten Worten erwidert: „das ist einfach unverantwortlich!" Sie haben eben damals ein förmliches Hoheslied auf das Dreiklassenwahlrecht gesungen, das eine den Bedürfnissen des Landes fast ideal entsprechende Gestaltung der preußischen Volksvertretung — in Wahrheit doch nur das Zerrbild einer Volksvertretung! — zur Folge gehabt habe. Sie haben in Ihrer Frankfurter Rede vom August v. J. noch die Forderung erhoben, daß dem preußischen Wahlrecht die preußische Eigenart erhalten bleiben müsse, als ob nicht das Klassenwahlrecht mit seiner einseitigen Bevorzugung von Besitz und Einkommen dem ersten Grundsatz wahren Preußentums, dem Grundsatz auch unseres Hohenzollernhauses, dem Suum cuique ins Gesicht schlüge. Sie sind, wenn ich recht unterrichtet bin, auch heute noch, nachdem dieses durch und durch

unsittliche, mit dem Geist des Christentums vollkommen unvereinbare Klassenwahlrecht auch durch den Mund des preußischen Königtums gerichtet, nachdem es klipp und klar aufgegeben ist, willens, an einer Abstufung des Wahlrechts, die sich in erster Linie auf Besitz und Einkommen gründet, festzuhalten. Ja, glauben Sie denn, Herr von Heydebrand, daß Sie auf diesem Wege denjenigen Teil der Konservativen, denen es noch eine ernste Herzenssache um eine praktische Betätigung des Christentums ist, und denen nun durch das Vorgehen der Krone das Gewissen geschärft ist, bei der Partei festhalten könnten? Ich darf Sie daran erinnern, daß der „Reichsbote", der leider fast das einzige konservative Blatt ist, das getreu den alten konservativen Traditionen, das Christentum zur Richtschnur allen öffentlichen Lebens erheben will, gegen die Ihnen so nahestehende „Kreuzzeitung" ausführen mußte: „Daß sich die Steuerleistung besser als jede andere Leistung zur Grundlage des Wahlrechts eigne, ist eher einer mammonistischen, vom christlichen Standpunkt zu bekämpfenden als einer christlich-konservativen Staatsauffassung würdig." Rückhaltlos stimmt der „Reichsbote" bei der Besprechung der von mir in diesen Blättern mehrfach vertretenen Vorschläge zur Einführung eines nach der gesamten staatlichen und sozialen Leistung abzustufenden Wahlrechts (Vorschlägen, die vor Jahr und Tag vielleicht eine geeignete Basis für eine den konservativen Interessen gerecht werdende Lösung der Wahlrechtsfrage geboten hätten, für die aber heute, dank Ihrer intransigenten Haltung die Zeit völlig verpaßt ist), meiner Auffassung zu, daß das Dreiklassensystem dem preußischen Grundsatz „Jedem das Seine" auf keine Weise entspreche. Die klare Erkenntnis, daß die im konservativen Tivoliprogramm geforderte praktische Betätigung der christlichen Weltanschauung in der Gesetzgebung die völlige Umgestaltung des preußischen Wahlrechts zur gebieterischen Notwendigkeit mache, ist heute vor allem auch in den kirchlichen Kreisen weit verbreitet, man darf ruhig sagen, herrschend. Vielleicht gibt Ihnen, Herr von Heydebrand, die Äußerung eines Führers der rechts stehenden Hannoverschen Geistlichkeit doch etwas zu denken, der in der „Hannoverschen Pastoral-Korrespondenz" vom 15. August 1916 schrieb: „Es ist selbstverständlich, daß wir vom Standpunkt des christlichen Glaubens — welches auch immer unsere persönliche Anschauung sein möge — nicht den geringsten Grund haben, das alte Wahlrecht zu konservieren. Wehe der Kirche, wenn sie den Schein auf sich laden würde, als ob sie mit der Reaktion — das Wort in üblem Sinne genommen — sich verbinden wollte." Als ebenso selbstverständlich für jeden Christen und Geistlichen bezeichnet derselbe kirchliche Führer es, daß man jeden sozialen Fortschritt — hören Sie, Herr von Heydebrand, jeden! — mit Freude und tätiger Hilfe begleite. Sie mögen danach ermessen, welche Massenflucht gläubiger Christen und Pastoren aus der konservativen Partei eintreten müßte und würde, wenn diese unter Ihrer Leitung dabei beharren sollte, für ein sozial ungerechtes Wahlrecht einzutreten, oder sich in der sozialen Frage, wie es leider, ungeachtet der dringendsten Warnungen echt konservativer Männer, wie

des prächtigen alten Dietrich von Oertzen und konservativer Blätter, wie des „Reichsboten", immer mehr den Anschein gewinnt, auf die Unternehmerseite zu stellen. Daß die konservative Partei auf diesem Wege auch den letzten schwachen Zusammenhang mit der christlich-nationalen Arbeiterschaft verlieren würde, der einst unter Stoecker so erfreulich stark war, liegt klar zutage. Mit aller Deutlichkeit hat die christlich-nationale Arbeiterschaft es jüngst ausgesprochen*), daß sie für die Einführung des allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrechts zum preußischen Abgeordnetenhause, für die volle politische und soziale Gleichberechtigung der Arbeiterschaft mit den übrigen Klassen, für die Anbahnung eines gedeihlichen Verhältnisses auch der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zum Staat und für Aufrechterhaltung der Gemeinschaftsarbeit mit den freien Gewerkschaften über den Krieg hinaus ist. Die christlich-nationale Arbeiterschaft sieht weiter das größte vaterländische Interesse darin, wenn irgend möglich gerade das zu verhindern, worauf Ihre Politik, Herr von Heydebrand, ich will nicht sagen abzielt, aber ganz unausweichlich hinführt, daß nämlich nach dem Kriege die stärkste Partei in Deutschland wieder bellend neben dem Staatswagen herläuft. Die christlich-nationale Arbeiterschaft hat endlich mit vollster Bestimmtheit dokumentiert, daß sie in allen innerpolitischen Zukunftsfragen wie ein Mann geschlossen hinter dem Kanzler steht!

Ihre Politik, Herr von Heydebrand, bedeutet also den Bruch nicht bloß mit dem Geist des Christentums, nicht bloß mit den eigenen Traditionen der konservativen Partei, insofern sie die praktische Betätigung der christlichen Lebensanschauung in der Gesetzgebung kategorisch fordern, sondern damit auch den Bruch mit allen wahrhaft christlich und kirchlich gesinnten Kreisen, die die christlichen Grundsätze befolgt, nicht bloß gepredigt wissen wollen. Ich fürchte, Herr von Heydebrand, Ihre Politik bedeutet aber auch den Bruch mit der Monarchie. Letzten Endes richtet sich die jedes Maß und Ziel überschreitende Kritik, die Sie an der Reichsregierung, d. h. an dem Kanzler üben, gegen den Träger der Krone selbst, der es doch Herrn von Bethmann Hollweg in der Osterbotschaft noch ganz ausdrücklich bestätigt hat, daß er die Grundsätze, die dieser für die innerpolitische Neugestaltung Preußen-Deutschlands aufgestellt habe, vollkommen billige. Gewiß, der Reichskanzler und Ministerpräsident trägt die staatsrechtliche Verantwortung für alle Regierungshandlungen, und es ist völlig in der Ordnung, daß die offene Kritik, die selbstverständlich auch der konservativen Partei nicht verwehrt sein kann, sich an die Adresse des verantwortlichen Ratgebers wendet. Aber eine solche Kritik darf nie übersehen, daß sie indirekt doch immer mit mathematischer Sicherheit den Monarchen selbst, solange er seinem Ratgeber das Vertrauen erhält, in

*) Vgl. Arbeiterinteresse und Friedensziele. Vortrag, gehalten von Generalsekretär Stegerwald auf der Konferenz der Vertrauensleute der christlich-nationalen Arbeiterbewegung am 6. Mai in Essen. Köln 1917. Christlicher Gewerkschaftsverlag. Der Vortrag verdient die ernsteste Beachtung aller politisch Interessierten.

Mitleidenschaft zieht; sie muß daher, wenn sie von treu monarchischer Seite ausgeht, unbeschadet aller Offenheit und allen Freimuts, unbeschadet des Männerstolzes vor Königsthronen, stets so gehalten sein, daß sie den Monarchen nicht verletzen und kränken kann. Ich überlasse es Ihrer eigenen Einsicht und Selbsterkenntnis, Herr von Heydebrand, ob Ihre Herforder Kritik diese für jeden treuen Monarchisten selbstverständliche Grenze noch eingehalten hat. Nach meinem persönlichen Gefühl konnten Sie den Hohenzollernstolz kaum tiefer treffen und verwunden, als indem Sie der „bangen" Frage Ausdruck gaben: „Wer regiert denn jetzt augenblicklich im Deutschen Reiche? Regiert noch unser Kaiser und König? Oder regiert Herr Scheidemann die Welt?" Eine solche Fragestellung hätte um so mehr vermieden werden müssen, als sie innerlich völlig unwahr, ja geradezu absurd ist. Oder glauben Sie, Herr von Heydebrand, daß unser Kaiser und König, als er den Anstoß zur Friedensbotschaft und zur Osterbotschaft gab, dem Gebot des Herrn Scheidemann und nicht der freien und hochherzigen Regung seines Innern folgte? Im übrigen, Herr von Heydebrand, wie verträgt sich Ihre Fragestellung mit dem eben erst wieder in der deutsch-konservativen Delegiertenversammlung in Breslau festgestellten konservativen Prinzip: „Die Person unseres Königs scheidet für uns aus der politischen Diskussion vollkommen aus, andererseits werden wir uns aber jederzeit das Recht der Kritik an der Politik des gerade im Amte befindlichen Staatsmannes vorbehalten?" Ihre eigene Entgleisung zeigt, daß dieses Prinzip gar nicht haltbar ist. Der „Vorwärts" hat vollkommen recht, wenn er in seinem Leitartikel vom 7. Juni die innere Unwahrhaftigkeit eines solchen modus procedendi geißelt. Der „Vorwärts" hätte sich für seine Auffassung auf keinen Geringeren als den geistigen Nährvater und das Haupt des preußischen Konservativismus, den Staatsrechtslehrer Fr. Julius Stahl, berufen können, der in seiner Schrift „Das monarchische Prinzip" geradezu verlangt, es müsse nach monarchischem Prinzip verpönt sein, die Regierungsakte so zu bezeichnen, als wenn sie von den Ministern statt vom Könige ausgingen, und der das auch in die parlamentarischen Geschäftsordnungen eingedrungene Verbot, den Fürsten zu nennen, eine der stärksten Verletzungen des monarchischen Prinzips nennt, das nur scheinbar dazu diene, die Erhabenheit des Fürsten zu sichern, in Wahrheit ihn aber beseitige. Nach einer so hohen konservativen Autorität wie Stahl würde also durch die innere Unwahrhaftigkeit einer Taktik, die den verantwortlichen Ratgeber und Vertrauensmann der Krone in den Staub zieht, gleichzeitig aber die reservatio mentalis hinzufügt: „von dem Könige sprechen wir nicht," nur der König selbst — beseitigt! Glauben Sie, Herr von Heydebrand, daß der Träger der Krone nicht von sich aus die gleichen Schlüsse ziehen wird? Glauben Sie im Ernst, daß er, wenn Sie und Ihre Gefolgschaft im konservativen und alldeutschen Lager, ihr Möglichstes tun, um den ausgesprochenen Vertrauensmann des Monarchen zu stürzen, Ihrer Aufforderung: „Wir erwarten, daß der König uns ruft. Hier sind wir" folgen wird? Sie

rufen wird, nicht etwa um die von ihm für richtig erkannte Politik durchzuführen, denn die ist ja nach der innersten Meinung Ihrer Herforder Rede — seien wir ehrlich! — eine Politik haltloser Schwäche, sondern um die vermeintlich bedrohten Rechte des Monarchen zu retten, die Sie, päpstlicher als der Papst, monarchischer als der Monarch, selbst dann unter allen Umständen festhalten wollen, wenn der Monarch einen Teil von ihnen auf das zur freien und freudigen Mitarbeit im Staate berufene Volk zu übertragen möglich fände? Sie können es selbst nicht glauben, daß der König Sie unter solchen Umständen rufen wird, können es nicht einmal wollen, denn es bedeutete die Unterwerfung der Krone unter ein konservatives Parteiregiment. Ihre Politik, Herr von Heydebrand, müßte in ihren Konsequenzen die konservative Partei vor die wahrhaft verhängnisvolle Alternative stellen: Bruch mit der Krone oder Unterwerfung der Krone unter Ihren Willen! Es gibt aus dieser Lage, zu der Sie hintreiben, nur einen Ausweg, wie mir scheint: Änderung Ihrer, der konservativen Politik. Oder können Sie noch irgendeine Zukunftsmöglichkeit für Ihre Partei sehen, wenn diese auf die Dauer des Zusammenhangs mit Thron und Altar verlustig ginge? Worauf sollte sich Ihre Partei denn noch gründen, wenn diese beiden natürlichen, einzig möglichen Grundlagen der konservativen Partei ihr wirklich unter den Füßen davonglitten? Etwa auf die Autorität eines Bismarck, dessen stolzes Erbe ungeschmälert zu erhalten jetzt so oft in konservativer und alldeutscher Presse als höchste konservative Aufgabe reklamiert wird? Ich fürchte, darüber werde ich mich noch weiter mit Ihnen aussprechen müssen. Oder auf eine reine Macht- und Interessenpolitik, wie sie die Alldeutschen auf der einen, die Agrarier und Schwerindustriellen auf der anderen Seite vertreten? Dann wird es eine konservative Partei nur noch dem Namen, nicht dem Wesen nach geben. Oder gar auf Ihre persönliche Autorität? Ach, ich glaube, die könnte leicht ins Wanken geraten, sobald erst einmal in Ihren Reihen erkannt wird, wohin die Reise von Herford aus geht. Und diese Erkenntnis kann nicht mehr fern sein. Sie spricht schon aus der warnenden Rede, die der Hospitant der konservativen Landtagsfraktion, der Abgeordnete Wallbaum, in demselben Herford, in dem Ihre verhängnisvolle Rede erscholl, in den letzten Tagen gehalten hat: Wer die Einigkeit des Volkes störe, das Vertrauen zur Regierung untergrabe, der versündige sich am deutschen Volk und seiner Zukunft. Es ist vielleicht von symptomatischer Bedeutung, daß diese Warnung von einer Seite kommt, die mitten in der christlich-sozialen Bewegung steht. Eine Erneuerung und Verjüngung der konservativen Partei, die dringend notwendig ist und auf die ich vertraue, weil ich aus voller Überzeugung an die Lebenskraft des konservativen Prinzips glaube, kann nur vom Christentum und Sozialismus her — dies Wort in seiner reinen und idealen Bedeutung genommen — erfolgen.

Das eine steht jedenfalls fest, und ich hoffe, auch Sie, Herr von Heydebrand, werden es unterschreiben, obwohl mir Ihre Politik damit nicht in Ein-

klang zu stehen scheint: Die konservative Partei wird eine wahrhaft christliche und eine wahrhaft monarchische Partei sein, oder sie wird nicht sein.

Golgatha

Klang's wie ein Märchen nicht? „Es war einmal,
Da starb des Menschen Sohn am Marterpfahl" — —
Wir dünkten uns so klug; wir waren stolz
Und schritten gern vorbei an jenem Holz,
Wo einsam und verkannt der Beste hing,
Der uns zum Heil ins bitt're Sterben ging.
Wie warst du fern und bist uns jetzt so nah,
Du stiller Opfertag auf Golgatha!

Allüberall ist Kreuz an Kreuz gestellt,
Tod hat zu Tod, Schmerz sich zu Schmerz gesellt,
Und jede Mutter trifft das heiße Blei,
Und jede hört vom Kreuz herab den Schrei:
„Mich dürstet!" — hört in ihres Herzens Nacht
Des Sohnes letzten Gruß: „Es ist vollbracht . . ."
Wie warst du fern und bist uns jetzt so nah,
Du stiller Opfertag auf Golgatha!

Karl Berner

Der Bund der bewaffneten Neutralität von 1780 bis 1783

Von Dr. H. Knüfermann

In jedem seiner zahlreichen Seekriege hat England mit der größten Willkür, unter Mißachtung aller bestehenden Abkommen die Rechte der Neutralen unterdrückt und ihren Handel mit seinen Feinden zu verhindern gewußt. Die Geschichte der Kriege, die England um die Erringung und Behauptung der Seeherrschaft geführt hat, berichtet davon in überreichem Maße. Diese Rücksichtslosigkeit führte erklärlicherweise zu entsprechenden Gegenmaßregeln, sodaß alle diese Streitigkeiten mit einer furchtbaren Erbitterung geführt worden sind. Andererseits hat die Mißachtung der Rechte der Neutralen, die Störung ihres Handels, wiederholt Versuche gezeitigt, durch den Zusammenschluß mehrerer neutraler Staaten den Seehandel vor den Übergriffen der Kriegführenden, insbesondere Englands, zu schützen. Nur einer von diesen Vereinigungen aber ist es gelungen, durch besondere Umstände begünstigt und durch die Aufstellung einer bewaffneten Macht, Rücksichtnahme auf den neutralen Handel zu erzwingen und so zu einer milderen Seekriegsführung beizutragen. Es ist der von der Kaiserin Katharina der Zweiten von Rußland während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges mit Dänemark und Schweden ins Leben gerufene Bund der bewaffneten Neutralität vom Jahre 1780. Dieser Bund hat nicht nur in Anbetracht unseres jetzigen Seekrieges mit England und der Stellung der neutralen Staaten dazu ein geschichtliches Interesse, die durch ihn aufgestellten Rechtsgrundsätze sind auch für die Entwicklung des Seekriegsrechtes während des neunzehnten Jahrhunderts von Bedeutung gewesen*).

Seit 1775 befand sich England im Kriege mit den aufständischen Kolonien in Nordamerika, die am 4. Juli 1776 die Freiheit der Union der Vereinigten Staaten erklärten. Um sich für die im Siebenjährigen Kriege erlittenen Verluste zu rächen und die englische Vorherrschaft zur See zu brechen, erkannte Frankreich die Selbständigkeit der Vereinigten Staaten an und trat seit dem Frühjahr 1778 auf ihre Seite. Da nun jeder der beiden Staaten, Frankreich wie

*) Die Geschichte der bewaffneten Neutralität ist in umfassender Weise dargelegt von E. Bergbohm in seinem Werke „Die bewaffnete Neutralität 1780—83", Berlin 1884. Alle irgendwie in Betracht kommenden Quellen sind in dem Werke benutzt und besprochen worden. Vgl. auch Eichelmann „Der bewaffnete Neutralitätsbund", „Russische Revue", 1888.

England, der Angegriffene sein wollte, um dadurch Ansprüche auf Unterstützung von seinen Verbündeten, Frankreich auf die Hilfe Spaniens und England auf die Hollands, geltend machen zu können, so begann der Krieg zwischen beiden ohne eigentliche Kriegserklärung durch Aussendung von Kaperschiffen als Kaperkrieg. Während es nun der französischen Diplomatie gelang, auch Spanien durch die Aussicht auf Rückgewinnung Gibraltars und der an England verlorenen Kolonien in Amerika für das Bündnis gegen England zu gewinnen, waren die Niederlande weder durch den Hinweis auf die bestehenden Allianzverträge noch durch Drohungen zu bewegen, auf Englands Seite zu treten. Zwar neigte die oranische Regierung zu England. Aber die Partei der aristokratisch-republikanischen Patrioten, die reichen Kaufmannsgeschlechter in Amsterdam, waren für Beibehaltung der Neutralität, die ihnen den größten Vorteil brachte. Von den übrigen Mächten Europas war für England keine Hilfe zu erwarten. Den Seemächten Dänemark, Norwegen und Schweden konnte es, wie den Niederlanden, nur recht sein, wenn die britische Übermacht zur See geschwächt wurde, und in Preußen war es noch unvergessen, wie der englische Eigennutz Friedrich den Großen in seiner höchsten Not in Stich gelassen hatte. Nur von Rußland konnte Hilfe erhofft werden; diese Aussicht, schon begründet in der Gemeinsamkeit wirtschaftlicher Interessen — drei Viertel der Ausfuhr Rußlands und neun Zehntel seiner Einfuhr wurden durch englische Schiffe vermittelt*) —, wurde verstärkt durch die offenkundige Vorliebe der Kaiserin Katharina für England. Sie sah in der Freiheitserklärung der Amerikaner eine Empörung gegen die rechtmäßige Gewalt und haßte Frankreich, das ihren Plänen gegen die Türkei und Polen entgegengearbeitet hatte. Der Gesandte Englands in Petersburg J. Harris, der spätere Lord Malmesbury, wußte diese Vorteile in geschickter Weise auszunutzen und mit Hilfe des Fürsten Potjemkin die Kaiserin mehr und mehr für England zu gewinnen, trotz des entgegenwirkenden Bestrebens des russischen Staatskanzlers, des Grafen Panin, der Rußland nach der finanziellen Erschöpfung im letzten Türkenkriege vor einer abenteuerlichen Bündnispolitik mit England bewahren wollte. Schon wurden die Aussichten der englischen Diplomatie immer günstiger, Rußlands Macht für die britischen Interessen zu gewinnen, da trat durch den Kaperkrieg ein Umschwung der politischen Lage ein.

Solange der Kriegszustand nur zwischen England und seinen abgefallenen Kolonien bestand, hatte die neutrale Schiffahrt verhältnismäßig wenig zu leiden. Die Vereinigten Staaten hatten schon in den ersten Jahren des Krieges, um sich mit den Neutralen Europas gutzustellen, allgemein den Grundsatz anerkannt, daß „frei Schiff — frei Gut" mache, und daß von den amerikanischen Kapern nur die direkte Konterbande auf neutralen Schiffen beschlagnahmt

*) E. Lavisse „Histoire de France depuis les origines jusqu'à la revolution", Paris 1910, IX 111.

werden solle. England dagegen blieb seinen alten Grundsätzen treu, jedes feindliche Gut auf neutralen Schiffen wegzunehmen. Zwei Parlamentsbestimmungen vom 2. Mai 1776 und vom 20. Februar 1777 und die entsprechenden Kaperanweisungen verboten jeden Handel und Verkehr mit den Vereinigten Staaten und bedrohten jedes Schiff, das Konterbande führte, mit Wegnahme des Schiffes und der ganzen Ladung. Die feindlichen Häfen wurden in Blockadezustand erklärt, obwohl diese Blockade nicht effektiv war. Nur die russische Schiffahrt sollte auf Grund alter Verträge glimpflich behandelt werden, eben in der Absicht, Rußland den englischen Interessen geneigt zu machen. Frankreich dagegen schloß sich beim Eintritt in den Krieg in seinem Reglement über die neutrale Schiffahrt vom 26. Juli 1778 der milderen Auffassung an, daß die neutrale Schiffahrt im allgemeinen frei sei, daß neutrale Schiffe nur aufgebracht werden sollten, wenn sie wirklich blockierten Häfen Zufuhr zu bringen suchten, und daß von der Ladung unter neutraler Flagge nur direkte, für den Feind bestimmte Konterbande weggenommen werden solle. Es forderte die Neutralen auf, diesen Grundsätzen beizutreten. Dies geschah aber nur von Preußen. Holland, das auf den Rat des französischen Gesandten versuchte, seine Kauffahrteischiffe durch Kriegsschiffe begleiten zu lassen, wurde von England durch Drohungen gezwungen, hiervon abzustehen*). Auch sonst ließ sich England in keiner Weise beirren und von seinen schroffen Grundsätzen nicht abbringen. Es betrachtete nicht nur Waffen, Munition und sonstiges Kriegsgerät als Bannware, sondern auch Schiffsbauholz, Teer, Tauwerk, Getreide und Gemüse.

So wurden die Schwierigkeiten für die neutrale Schiffahrt größer, nachdem durch Frankreichs Teilnahme am Kriege sich der Kriegsschauplatz auf die europäischen Gewässer, besonders die Nordsee, ausgedehnt hatte. In dieser Zeit, im Sommer 1778, drangen amerikanische Kaper zum ersten Male in die Nordsee, ja bis zum Nordkap vor und nahmen eine Anzahl englischer Schiffe, die auf der Fahrt nach Archangel waren. Über diese Beunruhigung des Handels von und nach Rußland erbittert, ließ Katharina ein Übereinkommen mit dem verbündeten Dänemark anregen, durch das man diesen Störungen der Kauffahrteischiffahrt in den skandinavischen und russischen Küstengewässern ein Ende machen könne. Der dänische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorf, schlug darauf Ende 1778 vor, in der deutlichen Absicht, das Übereinkommen gegen England, den Hauptstörer des neutralen Handels, zu richten, durch den solidarischen Zusammenschluß Rußlands und Dänemarks, zu dem auch Schweden hinzutreten sollte, und durch eine Flottendemonstration die Kriegführenden zu einer milderen Handhabung der Kapergesetze und zur allgemeinen Anerkennung von fünf von ihm aufgestellten Grundsätzen**), betreffend die Ausübung der neutralen Schiffahrt in Kriegszeiten, zu zwingen. Diese Vorschläge konnten

*) Vgl. Lavisse IX 111.

**) Diese fünf Sätze liegen den von Katharina später aufgestellten fast wörtlich zugrunde. Siehe daher dort S. 233 f.

sich nur gegen England richten, da Frankreich und die Vereinigten Staaten sich ja schon der weniger schroffen Auffassung des Seekriegsrechtes angeschlossen hatten. Rußland aber war zu solchem Vorgehen gegen England wegen der bestehenden freundschaftlichen Beziehungen nicht geneigt. So kam es nur zu dem wenig bedeutenden Übereinkommen, dem sogenannten „Konzert von 1779", zwischen Rußland, Dänemark und Schweden. Danach sollte die Schiffahrt in der Ostsee und den östlichen Küstengewässern der Nordsee und des Atlantischen Ozeans durch sechs russische und je sechzehn dänische und schwedische Kriegsschiffe gesichert werden. England aber konnte mit dem Übereinkommen zufrieden sein. Wurde doch dadurch auch sein Handel mit Rußland geschützt.

Wesentlich verschärft wurde die Lage durch den Zutritt Spaniens zu dem englandfeindlichen Bündnis im Juni 1779. Brachte die Vermehrung der Zahl der Kriegführenden schon an und für sich für den neutralen Handel größere Schwierigkeiten, so geschah das in ganz besonderem Maße noch dadurch, daß Spanien sich nicht der Auffassung seiner Verbündeten anschloß, sondern in Erwiderung der harten englischen Kaper- und Prisengerichtsverordnungen Gleiches mit Gleichem vergalt und verkündete, daß es, da England den Schutz der neutralen Flagge nicht anerkenne, ebenfalls jedes feindliche Gut auf neutralem Schiffe wegnehmen werde. Ferner erklärte Spanien alles das als Konterbande, was nach englischer Auffassung als solche galt.

Infolge der schwieriger gewordenen Lage Englands verdoppelte die englische Diplomatie in Petersburg ihre Anstrengungen, Rußland für ein Bündnis zu gewinnen, und das scharfe Vorgehen Spaniens schien ihre Bestrebungen zu begünstigen. Infolge der spanischen Kaperanweisungen wurden zwei Schiffe, ein holländisches, das von Archangel mit russischem Getreide nach Lissabon, Barcelona oder Livorno unterwegs war, und ein russisches, nach Malaga und Livorno mit Getreide befrachtet, von spanischen Kriegsschiffen aufgebracht, da man den Verdacht hatte, das Getreide sei nach Gibraltar bestimmt. Aufs äußerste erregt über diese Schädigung russischer Kaufleute und die Mißachtung der russischen Flagge, erließ die Kaiserin, einem impulsiven Entschlusse folgend, ohne den Grafen Panin zu befragen, am 8. Februar 1780 den Befehl an die Admiralität, eine Flotte von fünfzehn Kriegsschiffen auszurüsten, für ein halbes Jahr zu verproviantieren und zum Auslaufen bereitzuhalten. Erst sechs Tage nachdem erhielt dann der Kanzler Panin von der Kaiserin den Auftrag, einerseits durch eine Note an Spanien Rechenschaft und Entschädigung für die erlittene Unbill zu fordern, und andererseits unter Erläuterung der russischen Auffassung vom erlaubten Handel der Neutralen und von Konterbande den kriegführenden Mächten Aufklärung zu geben über die Flottenrüstung und ihre Bestimmung, die Ehre Rußlands zu schirmen und seinen Handel zu schützen. Ferner sollte Panin die Regierungen von Dänemark, Schweden, Portugal und Holland auffordern, sich zum Schutze der neutralen Schiffahrt mit Rußland zu einer Konvention zu verbinden. Solange nun der Kanzler über diese Absichten

der Kaiserin den Gesandten der europäischen Mächte in Petersburg noch keine Eröffnung gemacht hatte, hatte der englische Bevollmächtigte scheinbar allen Grund zu glauben, die Rüstungen seien gegen Spanien, also gegen die Feinde Englands gerichtet. Während er aber noch diese Hoffnungen hegte, vollzog sich in der Ausführung des von Katharina an Panin gegebenen Auftrages eine vollständige Veränderung des von der Kaiserin geplanten Vorhabens, und die durch Panin entworfene, von Katharina unterzeichnete und am 28. Februar 1780 veröffentlichte Deklaration wandte sich in fast wörtlicher Übereinstimmung mit dem Entwurf des dänischen Ministers Bernstorf von 1778*) im Grunde genommen gegen England.

Die Deklaration enthielt als wichtigste Punkte zur Frage des Rechtes der neutralen Schiffahrt im Kriege folgende Sätze**):

1. „Daß die neutralen Schiffe ungehindert von Hafen zu Hafen und die Küsten der kriegführenden Staaten entlang fahren dürfen;

2. daß die den Untertanen der kriegführenden Mächte gehörigen Güter auf neutralen Schiffen frei sein sollen, Konterbande ausgenommen;

3. daß hinsichtlich der Definition der letzteren die Kaiserin sich daran hält, was in den Artikeln X und XI ihres Handelsvertrages mit Großbritannien (vom Jahre 1766) erklärt ist, indem sie diese Bestimmungen auf alle kriegführenden Staaten insgesamt ausdehnt;

4. daß man, um näher zu bestimmen, was einen blockierten Hafen charakterisiere, diese Bezeichnung ausschließlich in dem Falle gelten lasse, wo infolge von Vorkehrungen der den Hafen mit nahe genug herangeführten und dort verweilenden Schiffen attackierenden Macht die Einfahrt in denselben mit augenscheinlicher Gefahr verbunden ist;

5. daß diese Grundsätze als Normen in den Prozessen und Urteilen über die Legalität der Prisen zur Anwendung kommen sollen."

„Indem sie dieselben verkündigt", heißt es dann zum Schluß, „zögert Ihre Kaiserliche Majestät keinen Augenblick, bekanntzugeben, daß sie behufs Aufrechterhaltung derselben und Beschützung der Ehre ihrer Flagge sowie der Sicherheit des Handels und der Schiffahrt ihrer Untertanen, gegen wen immer es sei, einen ansehnlichen Teil ihrer Seemacht segelfertig stellen läßt. Diese Maßregel wird jedoch in keiner Weise die strenge Neutralität beeinflussen, die sie gewissenhaft beobachtet hat und fernerhin bewahren wird; solange sie nicht herausgefordert und gezwungen werden wird, aus den Schranken der Mäßigung und der vollkommensten Unparteilichkeit herauszutreten. Nur in diesem äußersten Falle wird ihre Flotte den Befehl erhalten, überall dort zu erscheinen, wohin Ehre, Nutzen und Bedürfnis sie rufen.

Indem sie diese formelle Versicherung mit dem ihrem Charakter eigenen Freimut erteilt, kann die Kaiserin sich nicht der Hoffnung entschlagen, daß die

*) Vgl. S. 231.

**) Nach Bergbohm S. 137ff.

kriegführenden Mächte, von den gleichen Gefühlen der Gerechtigkeit und Billigkeit wie sie erfüllt, zur Vollführung ihrer heilsamen Absichten, die so offenkundig den Nutzen aller Nationen und den Vorteil selbst der im Kriege begriffenen anstreben, mitwirken und demgemäß ihre Admiralitäten und kommandierenden Offiziere mit Instruktionen versehen werden, die den vorstehend verlautbarten, aus dem Urgesetzbuch der Völker geschöpften und so oft in ihren Verträgen adoptierten Prinzipien analog und konform sind."

Wie aus den ursprünglich von Katharina der Zweiten anläßlich der spanischen Übergriffe dem Grafen Panin gegebenen Anweisungen diese amtliche russische Erklärung geworden ist, die sich in der Hauptsache gegen England richten mußte, als die kriegführende Macht, deren harte Kaperbestimmungen von den Neutralen am meisten gefürchtet wurden, ist ein interessantes geschichtliches Problem, über das mancherlei Erzählungen verbreitet sind. Jedenfalls ist der Vorgang so zu erklären*): „Katharina faßte unter dem Eindruck einer Reminiszenz an ein früheres Projekt**) den Entschluß, aus welchem das ganze Werk hervorging, Graf Panin aber, nur mit Widerwillen sich in den Plan fügend, gab durch Aufnahme der fünf Sätze, zu welchen Bernstorf einst die Forderungen, welche England abgenötigt werden müßten, zusammengefaßt hatte, der Idee in der Ausführung die Richtung gegen England"***). So nahm der russische Kanzler eine glänzende Rache an der englischen Diplomatie, die Rußland aus seiner Neutralität zu reißen versuchte†). Indem er der Kaiserin zeigte, welchen Ruhm sie als „Gesetzgeberin der Meere", als Beschützerin der gesamten neutralen Schiffahrt ernten würde, hat er sie jedenfalls nicht darauf aufmerksam gemacht, daß diese Sätze gegen England gerichtet seien. Nachdem sie an dem Beifall der Neutralen, besonders auch Frankreichs, gemerkt hatte, wie sehr sie mit den Sätzen ihre bisherigen Freunde, die Engländer, getroffen habe, konnte sie den Schritt nicht mehr rückgängig machen. Auch überwogen wohl die überaus großen Huldigungen und Schmeicheleien, die ihr ob ihres Vorgehens zuteil wurden, die Bedenken, die ihr etwa über den anders gewordenen Ausgang ihres Planes aufsteigen konnten.

---

*) Nach Bergbohm, S. 244.

**) Des Grafen Bernstorff.

***) Selbst die moderne englische Geschichtsschreibung behauptet in ihrer Abneigung gegen Preußen immer noch das Märchen, Friedrich der Große habe den Anlaß zu dem Vorgehen Katharinas gegeben. Vgl. W. Hunt „The political History of England (Bd. 1760 bis 1801, Kap. XI, S. 208): „Frederick of Prussia always eager to do England a bad turn, used his influence with the Empress Catherine in the cause of the freedom of commerce in neutral ships, and was supported by her minister Panin. Catherine, though not unfriendly towards England, yielded to his representations . . . . .".

†) Vgl. Panins Worte (Bergbohm S. 235, Anmerk.): „Ich schmeichle mir damit, daß es mir gelingen wird, das Unwetter auf diejenigen, die es heraufbeschworen haben, selbst niederfahren zu lassen, auf diejenigen, die nicht zufrieden mit dem eigenen Verderben, sich retten zu können vermeinen, indem sie durch ihre Ränke ganz Europa in Brand setzen."

Von den Kriegführenden antworteten die gegen England Verbündeten im allgemeinen den aufgestellten Sätzen zustimmend, Frankreich mit großem Beifall, Spanien mit dem Vorbehalt, auch den zweiten Satz anzuerkennen, wenn England dasselbe tue. England dagegen verhielt sich den aufgestellten Grundsätzen gegenüber ablehnend und berief sich darauf, daß ja die englische Regierung schon strikteste Anweisung gegeben habe, die russische Schiffahrt zu schonen. Auch suchte Großbritannien durch Bestechung des Fürsten Potjemkin mit zwei Millionen Franks und durch das Angebot der vor der spanischen Küste gelegenen Insel Minorka die Kaiserin doch noch zu gewinnen, oder, wenn sie auf das Angebot einging, wenigstens in Schwierigkeiten mit den Westmächten zu verwickeln.*)

Im weiteren Verfolg des Planes entstand nun im Sommer 1780 der von Rußland vorgeschlagene Bund der Neutralen, zunächst der drei Nordstaaten Dänemark, Schweden und Rußland. Das Ergebnis der Verhandlungen mit Dänemark war die Konvention vom 9. Juli, mit Schweden die vom 1. August 1780. Beide Verträge stimmen inhaltlich ziemlich genau überein, sodaß man insgesamt von einem einheitlichen Bündnisvertrage der drei Staaten sprechen kann. Dieses Bündnis bildet die Grundlage der sogenannten „bewaffneten Neutralität". Die hauptsächlichsten Bestimmungen aus den zwölf Artikeln und den sechs Separatartikeln der Bündnisverträge sind folgende*):

Art. 1. „Ernstlich entschlossen, mit den gegenwärtig kriegführenden Mächten beständig in vollkommenster Freundschaft und Harmonie zu leben und fortgesetzt die strikteste und exakteste Neutralität einzuhalten, erklären JJ. MM. usw. usw. die gegen den Konterbandehandel ihrer Untertanen, sei es mit den augenblicklich im Kriege Begriffenen, sei es mit etwa zukünftig in den Kampf Eintretenden, erlassenen Verbote nachdrücklichst durchführen zu wollen.

Art. 2. Um allen Zweifel und jedes Mißverständnis darüber, was als Konterbande erachtet werden müsse, auszuschließen, erklären JJ. MM. usw., daß sie als solche nur diejenigen Waren anerkennen, welche unter dieser Benennung in den zwischen JJ. MM. usw. und der einen oder anderen Kriegsmacht bestehenden Traktaten begriffen sind." (Es folgen etwas genauere Angaben über diese Abmachungen).

Art. 3. „Da die Konterbande also bestimmt und . . . . . aus dem Handel der neutralen Nationen ausgeschlossen worden, erwarten und wollen JJ. MM., daß jeder sonstige Handelsverkehr vollkommen frei sei und bleibe. Nachdem sie bereits in ihren Deklarationen an die Kriegsmächte die allgemeinen Prinzipien des natürlichen Rechts, deren unmittelbare Konsequenz die Freiheit des Handels und der Schiffahrt der neutralen Völker ist, an-

*) Bergbohm, S. 200, 202.

*) Nach Bergbohm S. 164 ff.

gerufen, haben daher JJ. MM. usw. beschlossen, jene Grundsätze fernerhin nicht mehr von einer willkürlichen, durch Augenblicks- und Sonderinteressen eingegebenen Interpretation abhängen zu lassen. In dieser Absicht sind sie dahin übereingekommen:

1. daß die neutralen Schiffe ungehindert von Hafen zu Hafen und die Küsten der kriegführenden Staaten entlangfahren dürfen;
2. daß die den Untertanen der kriegführenden Mächte gehörigen Güter auf neutralen Schiffen frei sein sollen, Konterbandewaren ausgenommen;
3. daß man, um näher zu bestimmen, was einen blockierten Hafen charakterisiere, diese Bezeichnung ausschließlich in dem Falle gelten lasse, wo infolge von Vorkehrungen der den Hafen mit nahe genug herangeführten und dort verweilenden Schiffen attackierenden Macht die Einfahrt in denselben mit augenscheinlicher Gefahr verbunden ist;
4. daß die neutralen Fahrzeuge nicht anders als auf rechtmäßige Ursachen und evidente Tatsachen hin arretiert werden dürfen; daß sie unverweilt abgeurteilt werden sollen; daß die Prozedur in allen Fällen gleichförmig, prompt und gesetzmäßig geschehe und daß jedesmal, außer den Entschädigungen für diejenigen, die, ohne sich vergangen zu haben, Verluste erlitten, auch für die der Flagge JJ. MM. zugefügte Insulte volle Genugtuung gegeben werde.

Art. 4. JJ. MM. usw. haben es für dienlich erachtet, zum Schutze des den obigen Prinzipien gemäß betriebenen Handels ihrer Untertanen jeder für sich eine zu diesem Zwecke im Verhältnis stehende Anzahl Kriegsschiffe und Fregatten zu equipieren; diese Eskadrons jeder Macht sollen stationiert und als Convois benutzt werden, wo und je nachdem wie die Natur und Art des Handels und der Schiffahrt der betreffenden Nation es erheischen.

Art. 5. Sollte es sich ereignen, daß Kauffahrer der einen Macht sich in Gegenden befinden, wo keine Kriegsschiffe ihrer eigenen Nationalität stationiert sind und wo sie keine eigenen Convois benutzen können, dann hat auch der Kommandant der Kriegsschiffe eines anderen Vertragsstaates, sobald er darum angegangen wird, ihnen treu und gewissenhaft die erforderliche Unterstützung zu leisten; .... stets vorausgesetzt, daß die Anrufenden nicht unerlaubten oder mit den Prinzipien der Neutralität unverträglichen Handel getrieben haben.

Art. 7. Sollte es sich ..... ereignen, daß Handelsschiffe JJ. MM. doch von Kriegsschiffen oder Kapern der einen oder anderen Kriegsmacht insultiert, geplündert oder aufgebracht werden sollten, so wird der diplomatische Vertreter des verletzten Teils ... Vorstellungen machen und auf die entsprechenden Entschädigungen bestehen, dabei niemals die Reparation der der Flagge zugefügten Beleidigung außer Acht lassend. Die Gesandten der anderen Vertragsstaaten werden sich mit ihm vereinigen und seine Beschwerden in möglichst energischer und wirksamer Weise unterstützen . . . Wenn jedoch

auf solche Klage Justiz verweigert oder .... hinausgeschoben werden sollte, dann werden JJ. MM. zu Repressalien greifen ....

Art. 8. Sollte einer der kontrahierenden Teile oder alle aus Anlaß der gegenwärtigen Konvention .... beunruhigt, belästigt oder angegriffen werden, so gilt in gleicher Weise, daß die drei Mächte gemeinsame Sache machen, um sich gegenseitig zu verteidigen und darauf hinzuarbeiten, daß sowohl für die Beleidigung der Flagge als auch für die den Untertanen geursachten Schäden volle und ganze Satisfaktion geleistet werde.

Art. 9. Für die Dauer des gegenwärtigen Krieges vereinbart . . ., wird diese Konvention auch denjenigen Vereinbarungen als Grundlage dienen, deren Eingehung durch zukünftige Ereignisse und neue Seekriege .... veranlaßt werden könnten. Jedenfalls werden diese Stipulationen dauernde sein und das permanente Gesetz in allen Fällen, wo es sich um die Rechte neutraler Nationen handelt, bilden."

Die weiteren Artikel 10 bis 12 enthalten die Bestimmung, daß auch andere neutrale Mächte diesem Vertrage beitreten können, daß der Abschluß des Vertrages den Kriegführenden freundschaftlichst mitgeteilt werden soll, und endlich die Ratifikationsklausel. In den Separatartikeln wird dann noch festgesetzt:

1. „die Ostsee, als geschlossenes Meer, soll gleich den Nordseeküsten den Kriegsunruhen nicht zugänglich sein;
2. die verbündeten Neutralen wollen auf die Wiederherstellung des Friedens hinwirken;
3. jeder Vertragsteil behandelt die in seinen Häfen überwinternden Schiffe seiner Mitkontrahenten so, als wären sie seine eigenen;
4. wenn gemeinschaftlich operiert werden soll, so wird das auf ganz gleichem Fuße geschehen. Über den Vorzug im Kommando vereinigter Flottillen entscheidet . . . der Rang . . . bzw. das Dienstalter.
5. Beim Friedensschluß will man sich dafür verwenden, daß auch die Kriegsmächte die fünf Punkte der Deklarationen und Konventionen anerkennen;
6. diese Separatartikel sind als Bestandteile des Hauptvertrages und mit der gleichen verbindlichen Kraft wie dieser ausgestattet anzusehen."

So war durch diesen Dreibund eine starke Macht geschaffen, um weitere Störungen des neutralen Handels zu verhindern. England und Spanien beantworteten die Mitteilung von dem Abschluß des Bündnisses nicht. Nur Frankreich beglückwünschte die drei Staaten zu ihrem Werk. Erweitert wurde der Bund dann in der folgenden Zeit durch den Hinzutritt Preußens am 19. Mai 1781, das in Anbetracht des Mangels einer Kriegsflotte die Vergünstigung erhielt, keine Schutzflotte zu stellen, sondern nur seinen diplomatischen Einfluß gegebenenfalls in die Wagschale zu werfen. Weiterhin wurden in den Bund aufgenommen Österreich unter Joseph dem Zweiten mit Belgien am 30. Oktober 1781, Portugal am 24. Juli 1782 und das Königreich beider

Sizilien, dieses allerdings erst einige Tage nach dem Frieden von Versailles. Unter eigentümlichen Umständen erfolgte der Beitritt Hollands. Hier neigte die Partei der Patrioten, besonders die Stadt Amsterdam immer mehr den Vereinigten Staaten zu. Nach dem Eintritt Spaniens in die Allianz gegen England drängte dieses immer stärker auf die Einhaltung der alten Verträge mit England. Als die Niederlande sich aber nicht willfährig zeigten, ihre überaus gewinnbringende neutrale Stellung aufzugeben, drohte England mit der Aufhebung der zwischen ihnen bestehenden günstigen Handelsverträge, denen zufolge in der Kriegszeit die holländische Schiffahrt von den englischen Kapern sogar verhältnismäßig wenig belästigt wurde. Als nun Holland, aufgefordert, dem Bunde der bewaffneten Neutralität beizutreten, England gegenüber mit einer klaren Antwort zögerte, hob England wirklich seinerseits die Verträge auf und stellte damit die Niederlande den anderen Neutralen gleich. Sofort gingen die englischen Kaper schonungslos gegen die holländische Schiffahrt vor. Anstatt nun zu rüsten, schnell zu handeln, dem Neutralitätsbunde beizutreten und sich dadurch dessen Schutz zu sichern, zögerten die Holländer die Angelegenheit hin. Als sie endlich wirklich den Entschluß gefaßt hatten, sich der bewaffneten Neutralität anzuschließen, war es bereits zu spät. Um die Pläne der Holländer zu kreuzen, benutzte England die eben erlangte Kenntnis von einem kurz vorher abgeschlossenen Handelsvertrage der Stadt Amsterdam mit den Vereinigten Staaten, um Holland am 20. Dezember 1780 den Krieg zu erklären. Mittlerweile waren die Abgesandten Hollands endlich in Petersburg angekommen, und am 4. Januar 1781 wurden die Niederlande in den Bund aufgenommen. Als nun die englische Kriegserklärung bekannt wurde, befand sich die bewaffnete Neutralität in einer sehr peinlichen Lage. Sollte sie die eben aufgenommenen Bundesgenossen unterstützen, oder nicht und damit sich ein bedenkliches Zeichen der Schwäche ausstellen? Nach längeren Verhandlungen, namentlich zwischen Schweden und Norwegen, kam man auf den Ausweg, der wohl auch auf Katharinas Abneigung zurückgeht, gegen England Krieg führen zu müssen, man könne, da Holland am Tage der Aufnahme in den Bund schon im Kriege gegen England, also nicht neutral gewesen sei, nicht mehr als Schiedsrichter über die vor dem Kriegsbeginn stattgehabten Streitigkeiten auftreten, und so müsse man, da der Krieg einmal ausgebrochen sei, eine Unterstützung ablehnen. Trotzdem blieb Holland im Bunde in der merkwürdigen Stellung eines gleichzeitig kriegführenden und neutralen Mitgliedes.

Trotz dieses Ausweichens vor einer Kriegsmöglichkeit blieb die Wirkung der bewaffneten Neutralität bedeutend. Die von dem Bunde ausgehenden Kriegsschiffsgeschwader, von denen ein russisches gar im englischen Kanal stationiert war*), schützten die Handelsschiffe der Verbündeten vor weiteren Übergriffen der Kaperschiffe. Die lange behauptete Stellung Englands zur See

*) Vgl. Oncken „Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen", 4. Hauptabt. 4. Teil, „Bundesstaat und Bundeskrieg", von Dr. Hopp. S. 221, 227.

wurde bedenklich erschüttert. Zwar erkannte es auch weiterhin die Bestimmungen der Deklaration nicht an; doch mußte es, um die Gunst der Kaiserin Katharina nicht zu verlieren und sich nicht weitere Feinde zu schaffen, allerhand Zugeständnisse machen, namentlich Rußland gegenüber. So kam es gegen Ende des Krieges tatsächlich auch von seiten Englands zu dem Brauche, die neutrale Schiffahrt mehr und mehr zu schonen. So wurde in den letzten beiden Kriegsjahren allgemein von den Kriegführenden die neutrale Flagge respektiert und damit der Zweck des Bundes erfüllt.

Jedenfalls war der Erfolg der bewaffneten Neutralität damals von großer praktischer Bedeutung. Zur Festlegung der von ihr aufgestellten Rechtsnormen als Grundgesetze eines allgemein anerkannten Seekriegsrechtes ist es aber im Frieden zu Versailles 1783, trotz des Vorhabens der verbündeten Neutralen, die Kriegführenden zur allgemeinen Anerkennung der Grundsätze der Deklaration zu veranlassen*), nicht gekommen. Katharina hatte mittlerweile das Interesse an ihrer Schöpfung im wesentlichen verloren**). Auch mochte sie sich wohl mit England weiterhin freundlich zu stellen die Absicht haben. Und England hatte sicher kein Interesse daran, die Sätze der Deklaration zu festen Rechtsnormen werden zu lassen. Die anderen kriegführenden Staaten aber waren wohl zunächst damit zufrieden, Frieden und Ruhe zu haben.

So hat denn auch der Bund der bewaffneten Neutralität sich mit dem Friedensschluß stillschweigend aufgelöst, nachdem ein weiterer Schutz der Schiffahrt durch die Kriegsschiffe des Bundes unnötig geworden war. Damit blieb die Wirkung des Bundes und seiner Grundsätze auf den damaligen Krieg beschränkt. Jedenfalls hat in den Seekriegen der napoleonischen Zeit, nachdem Dänemark, der letzte Kämpfer für die Rechte der neutralen Flagge, am 2. April 1800 in der Seeschlacht auf der Reede von Kopenhagen durch die englische Flotte unter Nelson geschlagen war, keine Macht sich mehr ernstlich um sie gekümmert.

Immerhin bildet die bewaffnete Neutralität von 1780 bis 1783 eine wichtige Stufe auf dem Wege zur menschlicheren Gestaltung des Seekrieges, und vor allem hat sie eins gezeigt***): „daß auch die stärkste Seemacht und umso sicherer, je länger ein Seekrieg dauert, gezwungen werden kann, ihr Verfahren den Ansprüchen der unter sich einigen Neutralen anzupassen†). Sie hat aber auch zugleich durch ihre eigene Existenz erwiesen, daß Macht mit in die Wagschale geworfen werden muß, wenn es gilt, neues Recht, zumal Kriegs-

*) Vgl. Separatartikel Satz 5.

**) Hatte sie doch auch schon Äußerungen getan, nach denen sie die Bedeutung der bewaffneten Neutralität nicht sonderlich hoch einschätzte. In Gesprächen mit dem englischen Gesandten hatte sie wiederholt das Wortspiel „neutralité armée“ und „nullité armée“ gebraucht. Vgl. Bergbohm, S. 203; Laviſſe, S. 112.

***) Nach Bergbohm, S. 216.

†) Das hätten auch im jetzigen Kriege die Neutralen bedenken können, bevor sie sich der englischen Seewillkür fügten.

recht, unter unabhängigen Völkern zur Anerkennung zu bringen. Das Verhältnis der Neutralen zu den Kriegführenden bei der Erzeugung des Seekriegsrechts ist durch sie in überraschender Weise aufgehellt worden — darin liegt eine nicht gering zu achtende Bedeutung der bewaffneten Neutralität."

Der Kampf um die Schule der Zukunft

Von Professor Dr. Paul Sſymank

Noch ist das gewaltige Völkerringen, das die Augen der ganzen Welt auf sich zieht, nicht zu Ende; auch wissen wir noch nicht, wie sich die politische Karte Europas ändern und welche Stellung unter den Weltvölkern uns Deutschen vom Schicksal beschieden sein wird. Wohl fühlen wir alle, daß eine neue Zeit gekommen ist, die mit den Tagen der deutschen Mobilmachung begonnen hat, und daß durch sämtliche Gebiete unseres völkischen Lebens gleichsam ein Frühlingssturm braust, der wertlos Gewordenes vernichtet und künftigem Besseren machtvoll Raum schafft. Aber erst nach beendetem Kriege ist eine Neuordnung und ein Neuaufbau aller Lebensverhältnisse Deutschlands möglich und durchführbar, ja beides erscheint vorher nicht einmal wünschenswert, weil sich unter dem Eindrucke der raschem Wandel unterworfenen Kriegsstimmungen und der ebenfalls nur zeitlich bedingten Kriegserfahrungen eine für normale Friedensverhältnisse gültige Regelung schwerlich erzielen ließe.

Unter den vielen Lebensfragen für das deutsche Volk, welche durch den Krieg in raschen Fluß gekommen sind, steht als eine der wichtigsten voran die Frage nach der zukünftigen Gestalt unseres gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Was für daseinskräftige Keime auf diesem Gebiete einer hoffentlich schönen Ernte entgegenreifen, davon geben die vier stattlichen Sammelbücher pädagogischer Zeit- und Streitfragen*), welche während des Weltkrieges er-

*) „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft". Beiträge zur Entwicklung des Unterrichtswesens. Gesammelt und herausgegeben von Jakob Wychgram. Leipzig 1916. Verlag von Otto Nemnich. — „Der Aufstieg der Begabten". Vorfragen. Im Auftrag herausgegeben und eingeleitet von Peter Petersen. Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht. Leipzig-Berlin 1916. Verlag und Druck B. G. Teubner. — „Kriegspädagogik". Berichte und Vorschläge. In Verbindung mit Dr. Walther von Hauff, Georg C. Kik, Dr. Otto Nothdurft herausgegeben von Professor Dr. Walther Janell. Leipzig 1916. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. — „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege". Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens. Gesammelt von Dr. F. Norrenberg, Geheimer Oberregierungsrat. Leipzig und Berlin 1916. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

schienen sind, beredte Auskunft. Sie ergänzen sich in glücklicher Weise. Probleme, die in dem einen Bande nicht oder nur kurz erörtert werden, erhalten in dem anderen eingehendere Behandlung, so daß wohl keine Seite des Unterrichts und der Erziehung, abgesehen von dem nirgends behandelten Hochschulwesen, völlig unberücksichtigt geblieben sein dürfte; allerdings muß man sagen, daß das Elementarschulwesen nur in sehr allgemein gehaltenen Grundzügen zur Darstellung kommt, während beim höheren Schulwesen auch die Sonderfragen bis ins einzelne erörtert werden. Außer Württemberg und einigen deutschen Kleinstaaten, die — soweit ich sehe — keinen pädagogischen Schriftsteller in den Chor der Mitarbeiter entsandt haben, sind wohl alle deutschen Gaue durch mindestens einen ihrer Wortführer in Erziehungsfragen vertreten, und in dem Norrenbergschen Buche erscheint eine große Anzahl frischer vorzüglicher Kräfte gewissermaßen als neue Stoßtruppe für den pädagogischen Kampf der Zukunft. Von bekannten zeitgenössischen Männern der Erziehungswissenschaft habe ich nur zwei vermißt, die sicherlich der Gegenwart auch manches zu sagen hätten: Adolf Matthias und Paul Natorp. Eine in sich geschlossene Einheitlichkeit der Mitarbeiterschaft findet sich bloß bei Norrenberg, der nur schultechnische Verwaltungsbeamte und Schulmänner heranzieht, während bei Petersen und noch mehr bei Wychgram sich Vertreter aller Richtungen, darunter auch der Sozialdemokratie, in buntem Nebeneinander begegnen.

Am weitesten hat Wychgram den Kreis der Erörterung gezogen, indem er alles, was die deutsche Schule und die deutsche Zukunft angeht, zur Debatte stellte, am engsten dagegen Petersen, indem er nur die Fragen ins Auge faßt, die den Aufstieg der Begabten betreffen. Die Bücher von Janell und Norrenberg behandeln beide den gleichen Ausschnitt aus dem Gesamtschulwesen; sie gehören innerlich zusammen und ergänzen sich vortrefflich. Janell und seine Mitarbeiter stellen auf Grund einer umfangreichen und sorgfältig bearbeiteten Materialsammlung mit möglichster Unparteilichkeit fest, in welcher Weise die einzelnen Fragen des höheren Schulwesens im Verlaufe der Kriegszeit behandelt worden sind, und zu welchen Ergebnissen die Erörterungen der „Kriegspädagogik" geführt haben. Bei Norrenberg dagegen erforschen die einzelnen Mitarbeiter die verschiedenen Probleme des höheren Schulwesens mit tiefgehender theoretischer Gründlichkeit und stellen selbständige, wissenschaftlich gestützte Forderungen auf, wobei allerdings jeder für sein Fach die höchstmöglichen Forderungen stellt, ohne auf die anderen Lehrgegenstände Rücksicht zu nehmen. Bei Janell wird auch der durchaus geglückte Versuch gemacht, die gesamtdeutsche Entwicklung im höheren Schulwesen während der Kriegszeit zu veranschaulichen, während Norrenberg, wie schon der Stab seiner Mitarbeiter zeigt, nicht so sehr die allgemein-deutsche als vielmehr die preußisch-deutsche Ausgestaltung im Auge hat.

Wie es bei Sammelwerken natürlich ist, sind nicht alle Beiträge gleichwertig; geistig am höchsten steht als Ganzes zweifellos das Buch von Norrenberg, das auch sonst in seiner Anlage einen klaren und umfassenden Plan verrät,

aber doch nicht wie die Janellsche Schrift zu einem festen, einheitlichen und diskutierbaren Schulprogramm gelangt. Fast alle Artikel der vier Bücher atmen noch den an hochstrebendem Idealismus reichen Geist des ersten Kriegsjahres; in manchem haben wir alle seitdem umgelernt, und besonders in unseren geistigen Beziehungen zum Auslande werden wir uns in der kommenden Friedenszeit nicht von den nur zeitweise berechtigten Erfahrungen einer scharf ablehnenden und Fremdes verwerfenden Kriegspädagogik leiten lassen, wie sie sich besonders bei der Frage nach der zukünftigen Stellung von Französisch und Englisch geltend macht (Janell, S. 140, Wychgram, S. 45).

Wir bedürfen nicht einer Kriegspädagogik, sondern einer Friedenspädagogik, einer Pädagogik, welche die Erfahrungen der Kriegszeit eingehend prüft und verwertet, aber über sie hinaus für normale Friedensverhältnisse wirkt und an den Idealen der neuen werdenden Zeit mitarbeitet. Mit Recht sagt der verstorbene Karl Lamprecht in einer seiner letzten Reden: „Es ist klar, daß wir in den Frieden mit dem ernsten Vorsatz eintreten müssen, hohen Idealen nachzustreben. Dazu bedürfen wir geistiger Mittel, Mittel, die nur geboren werden können aus starker Überzeugung, durch geistige Durchbildung und Kräftigung der Nation." Und welche zentrale Bedeutung im Gesamtleben unseres Volkes der Schule zukommen wird, darauf weist in schönen zusammenfassenden Worten der Leipziger Direktor Gaudig hin: „Die deutsche Schule der Zukunft, die wir uns so schön und so wertvoll denken wollen, wie sie unser Volk verdient, können wir uns nicht schöner denken denn als einen von wertvollen Kräften durchwalteten Lebenskreis inmitten des gewaltigen Lebens der Nation. Dieser Lebenskreis muß sein Leben in sich selber haben, aber voll entfalten kann er sein Leben nur, wenn vom gesamten Volksleben, von allen Lebensgebieten der Kultur Kräfte auf ihn einströmen: von den Lebensgebieten der Kunst, der Wissenschaft, der freien Bildung, der religiösen Gemeinschaften, der Gesellschaft, vor allem aber vom Staat und den Gemeinden. Alle aber, die in der Schule und auf die Schule wirken, müssen die Schule in dem großen Zusammenhang des nationalen Lebens auffassen: sonst bleibt die deutsche Schule sicher hinter dem zurück, was unser Volk von ihr erwarten darf" (Wychgram, S. 97).

Die eingehendste Erörterung haben von allen Fragen der Erziehung diejenigen gefunden, welche mit dem höheren Schulwesen zusammenhängen, und wenn sie auch noch keineswegs völlig geklärt erscheinen, sondern der ihretwegen entfachte Meinungskampf lebhaft andauert, so treten doch bestimmte Richtungslinien für die zukünftige Entwicklung immer deutlicher und schärfer hervor, und es lohnt sich durchaus, diese genauer zu verfolgen und darzustellen, soweit es bei dem mir zur Verfügung stehenden knappen Raum möglich ist. Als bedeutungsvollste theoretische Leistung erscheint mir die Studie des Münchener Universitätsprofessors Fischer, der alle wichtigen Grundfragen des höheren Schulwesens von einem einheitlichen Standpunkt aus zusammenfaßt und ihnen in vorsichtigen Worten eine ganz bestimmte, dem neuen Zeitgeist angemessene

Richtung gibt. Er findet in vieler Hinsicht das erlösende Wort, er spricht Gedanken aus, die bei vielen als unbestimmte Gefühle und Ahnungen schon lange geschlummert haben.

Wenn die höhere Schule, wie Norrenberg sagt, den Anspruch, „das, was in der Front erkämpft und hinter der Front an reichen sittlichen Gütern ererbt worden ist, zu erwerben und zu einem unverlierbaren Besitze zu erarbeiten", mit vollem Ernst auch durchsetzen will, so ist eine zeitgemäße Erneuerung unvermeidlich. Diese bedeutet keineswegs einen Umsturz alles Bestehenden und die Schaffung einer völlig neuen höheren Schule, wie sie Gymnasialdirektor Heeren vom Schützengraben aus mit Leidenschaft gefordert hat, sondern sie kann sehr wohl andere, zu einem greifbareren Ziele führende Wege gehen. „Nicht zu Schulreformen großen Stils", sagt Norrenberg, „braucht sich eine solche Auswertung unserer Kriegserfahrungen auszubauen. Große Reformen gehen mit wirklichen Verbesserungen nicht immer im Gleichschritt. Auch geben uns die Leistungen unserer Kriegsprimaner Mut und Vertrauen, an den geschichtlich gewordenen Grundlagen unserer heutigen Schulorganisation, die auf erreichbaren Forderungen und auf einer mit Wohlwollen gepaarten Zucht festgefügt ist, in Treuen festzuhalten." Diese ruhig abwägenden Worte eines hohen Regierungsbeamten beweisen, daß man an maßgebender Stelle keinen jähen Bruch mit der pädagogischen Vergangenheit wünscht, wohl aber eine Höherentwicklung unter Benutzung der neuen Erfahrungen. Und daß man in dieser Hinsicht nicht kleinlich denkt, zeigt die Herausgabe des Norrenbergschen Buches, das zunächst selbständige Forderungen nicht stellt, sondern berufene Sachkenner ihre Wünsche in voller Breite und Tiefe entwickeln läßt. Ob im Laufe der Zeit vielleicht einmal das eine oder andere Wissenschaftsgebiet als überlebt völlig ausgeschieden wird, kann späterer Sorge überlassen bleiben; für den nächsten Entwicklungsabschnitt dürfte es sich zweifellos nur um eine Neugruppierung und Umgruppierung der einzelnen Schulfächer handeln, die zugleich eine stärkere oder schwächere Betonung des einen oder anderen zur Folge hat.

Auf eins aber deutet schon heute die Lage mit aller Entschiedenheit, und Fischer leiht diesem Ziel einen klaren Ausdruck. „Nur in einer einzigen Forderung", sagt er, „klingen alle Stimmen, die sich aus Kriegserfahrungen heraus über die deutsche höhere Schule äußern, bis zur Ununterscheidbarkeit zusammen, in dem Verlangen nach nationalen Grundlagen, nationalem Charakter unserer höheren Bildung, noch einer deutschen höheren Schule, deutsch nicht nur allenfalls in ihrem Erfolg, sondern auch in ihrem Bildungsinhalt und Bildungsmitteln. ... Es scheint mir mit der Leistung und Würde unseres Volkes unvereinbar, seine Sprache, Geschichte, Kunst, Literatur nicht für geignet oder ausreichend zur Jugendbildung zu erachten, unsere Jugend aus fremden, nicht aus heimischen Vorbildern sogar die Impulse zu nationaler Arbeit ableiten zu lassen. Von dem Einheitsbewußtsein, zu dem wir uns in der Kriegsnot zurückfanden, müssen Nachwirkungen auch auf das pädagogische Gebiet ausgehen.

Wir Deutschen können unsere Erziehung mit deutschem Bildungsgut bestreiten, mehr noch als für unsere Wirtschaft und Wehrkraft wird für unser Bildungswesen eine Selbstzulänglichkeit Ehrenfrage werden." Auch Fischer sieht das Grundprinzip aller höheren Bildung in der „langjährigen, planmäßig konzentrierten Beschäftigung der reifenden Jugend mit einer klassischen Kultur", aber er findet die letztere in der klassischen Zeit Deutschlands und meint, daß man dem pädagogischen Gedanken des Gymnasiums treu bleibe, auch wenn man diese in den Mittelpunkt der höheren Bildung rücke.

Bei einer Vormachtstellung der deutschen Kultur im höheren Schulwesen, wie sie Fischer vor andern besonders scharf betont, erhielten wir zweifellos eine breite und feste gemeinsame Grundlage für unser gesamtes höheres Bildungswesen, die uns bisher in allen drei Schulgattungen gefehlt hat. Etwas weiteres Gemeinsames würde auch darin bestehen, daß man der Staatsbürgerkunde und der Erdkunde einen größeren Raum zubilligte, und daß die körperlichen Ertüchtigungsbestrebungen ohne sportmäßige Rekordfexerei und kasernenmäßigen Drill einen bedeutenden Anteil am Schulleben bekämen. Auf diesen Fächern würde der allgemeine Teil der zukünftigen „Nationalerziehung", wie sie Ferdinand Jakob Schmidt nennt, beruhen, und ihnen fiele die Aufgabe der „Heranbildung zu wissenschaftlich begründetem Verständnis der Lebensaufgaben eines deutschen Mannes" zu (Lorenz) oder, wie es Kerschensteiner kurz ausdrückt, die Aufgabe der „Erziehung zum deutschen Staatsbürger".

Eine solche veränderte Stellung des Deutschen und der verwandten Fächer, wie Geschichte und philosophische Propädeutik, verlangt notwendig eine Vermehrung der Stundenzahl, und da die höhere Schule der Gegenwart eine Weiterbelastung nicht verträgt, sondern nach Entlastung geradezu schreit, so fragt es sich, wie die übrigen wissenschaftlichen Fächer auf ihre Rechnung kommen sollen. Um Wandel zu schaffen, müssen wir mit dem überaus unklaren Begriff der „allgemeinen Bildung" brechen, der sich ja doch, wie der Spandauer Gymnasialdirektor Lorenz und Ferdinand Jakob Schmidt überzeugend nachweisen, als ein wesenloses Traumbild erweist. Wir müssen uns entschließen, das heute noch übliche Vielerlei des Lehrplans und alles überflüssige und wertlose Beiwerk (wie z. B. fremdsprachliche Aufsätze) zu beseitigen, ja wir dürfen selbst nicht davor zurückschrecken, uns wichtig Erscheinendes zu streichen. Vor allen Dingen gilt es, den „fachlichen Einschlag", den jede Schulgattung auch fernerhin besitzen muß, wirklich klar und deutlich, vielleicht sogar mit einer gewissen Einseitigkeit, zum Ausdruck zu bringen. Unsere höheren Schulen haben die Pflicht, bestimmten Wurzeln unserer Kultur nachzuspüren: der Welt der Antike, der Welt der neueren Sprachen und der Welt der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung. Keine dieser drei können wir bei einer tiefer gehenden Betrachtung unserer eigenen Kultur entbehren, aber wir vermögen nicht, sie alle drei gleich eingehend an jeder höheren Schule zu behandeln. Auch hier drängt sich ganz von selbst der Grundsatz der Arbeitsteilung auf. Entschließt man sich aber zu

dieser, so kann jeder der drei fachlichen Kulturkreise stärker als bisher gepflegt werden, und jede der bestehenden Schulgattungen erhält eine schärfer ausgeprägte Eigenart als bisher und wird in ihrem Fach auch Befriedigenderes leisten können als bis jetzt. Ja, vielleicht erhalten wir dann zu den seitherigen Schultypen noch einen neuen, einen auf Mathematik und Naturwissenschaften beruhenden, sprachenfreien, wenn die organische Ausgestaltung des technischen Mittelschulwesens, wie sie Geheimer Regierungsrat Kühne vorschlägt (Petersen S. 121), wirklich stattfinden sollte. Ohne Zweifel werden wir nicht umhin können, bei jeder Schulgattung in Zukunft außer den Mittelpunktswissenschaften noch Peripheriewissenschaften zu unterscheiden, die nicht ihrem Werte nach Nebenfächer sind, sondern sich nur durch weitestgehende Beschränkung des Lehrstoffes und teilweise — besonders bei einigen Sprachen — durch eine anders geartete, rein praktische, auf Lesen und Verstehen gerichtete Methode auszeichnen. Außerdem würden wie bisher, nur vielleicht in größerem Umfange, in wahlfreien Sonderkursen Gegenstände getrieben werde können, die wie Hebräisch, Russisch, Polnisch, Türkisch oder Spanisch nicht in den regelrechten Lehrgang der Schule passen, deren Förderung aber gleichwohl von allgemeinem Nutzen ist.

In eine neue Beleuchtung hat man die schon vor dem Kriege reichlich erörterten Berechtigungsfragen gerückt, doch ist man auch da noch zu keinem greifbaren Ergebnis gekommen, insbesondere vermag niemand etwas Besseres an die Stelle der bisherigen „Berechtigungen" zu setzen, und die starke Bewegung in England, die nach ihrer Einführung strebt, gibt Kennern wie Dr. Kühne und dem Lübecker Direktor Sebald Schwarz mit Recht Veranlassung, vor einer übereilten Abschaffung zu warnen (Wychgram S. 361). Insofern nur bedarf das Berechtigungswesen einer Verbesserung, als die Schule wieder höhere wissenschaftliche Forderungen stellen und wieder wie einst eine wirklich strenge Auslese treffen muß. Nur den Begabten darf sie den Aufstieg sichern, und die rücksichtslose Abstoßung aller Minderwertigen wäre auch insofern eine soziale Tat, als man dadurch den ärmeren Begabten ein leichteres Vorwärtskommen ermöglichte.

Ferner erscheint mir der Wunsch von Oberlehrer Kuckhoff, daß das Reifezeugnis jeder Schulgattung zum Studium jedes Faches berechtigen soll, als dem Zeitgeist durchaus entsprechend. Es wäre dann Sache der Hochschule, nach einer bestimmten Zeit durch eine Prüfung festzustellen, ob der Student in seinem Spezialfach die dafür nötigen Vorkenntnisse besitzt. Diese Forderung paßt auch vortrefflich zu der neuen Auffassung, wie sie ganz besonders beredt Ferdinand Jakob Schmidt vertritt. Die höhere Schule, so erklärt er (Norrenberg S. 44), „kann nicht Fachvorbildungsschule für die akademischen Fachstudien werden, weil sonst, streng genommen, für jedes dieser Grundfächer auch eine besondere Vorbildungsschule errichtet werden müßte, und das hieße nichts anderes als mit der gänzlichen Zersplitterung unseres geistigen Lebens ein gefährliches Spiel treiben. Sie darf es aber auch nicht, weil es im National-

staat ihre wesentliche Bestimmung ausmacht, Erziehungsorgan der geistigen Einheit zu sein. Durch die höhere Fügung des geschichtlichen Waltens ist der Schule die heilige Pflicht auferlegt worden, daß sie der Träger der grundlegenden Persönlichkeitsbildung, nicht der Fachvorbildung sei, daß sie Erziehungsunterricht, nicht Fachunterricht zu treiben habe. Dieser ihr heiliger Beruf muß aber auch von der Universität respektiert werden; denn diese selbst soll mehr sein als nur ein Komplex von Fachwissenschaften, und darum darf sie auch die Schule nicht in eine falsche Bahn drängen, auf der um der fachlichen Wissensbildung willen die nationale Gesittungsbildung zurückgestellt wird. Was Schule und Universität zu verbinden hat, ist nicht die spezialwissenschaftliche, sondern die persönlichkeitsbildende Geisteszucht. Jene soll dieser so weit gereifte Persönlichkeiten übergeben, daß auf der vorhandenen Gesittungsgrundlage der harmonischen Humanitätsbildung nunmehr der eigentlich wissenschaftliche Betrieb der Berufsstudien beginnen kann. Und daraus ist der entscheidende Satz abzuleiten: die Universitäten haben die Anfänge des spezifisch-wissenschaftlichen Fachbetriebs nicht der Schule aufzubürden, sondern selbst zu übernehmen."

Mit der Verwirklichung dieser Gedanken erhält das Arbeiten der höheren Schule nicht nur einen Selbstzweck, sondern ihr bisheriger Charakter als Lernschule geht völlig über in den der Erziehungsschule. Und dahin drängt, wenn nicht alle Zeichen trügen, die gesamte Entwicklung. In dieser Richtung bewegt sich augenscheinlich auch die zukünftige Ausbildung unserer Oberlehrer, bei denen mehr als bisher auf das erzieherische Können Wert gelegt werden dürfte. Sie sollen sich nicht mehr als zweitklassige Gelehrte fühlen, sondern als erstklassige Erzieher, meint Ferdinand Jakob Schmidt, die ihre Unterrichtsgegenstände nicht lediglich im Fachinteresse lehren, sondern „um des höheren, persönlichkeitsbildenden Erziehungszweckes willen." Mit Recht wird allgemein betont, daß die heutige pädagogische Vorbildung der Oberlehrer auf der Universität infolge der unzureichenden Vertretung der Pädagogik völlig ungenügend ist; aber es fragt sich sehr, ob die allseitige Ausbildung, wie man sie jetzt vielfach wünscht, nicht doch zu einer geistigen Verflachung führt. Der wissenschaftlich durchgebildete Wandervogel- und Pfadfindertypus, wie ihn Direktor Neuendorff entwickelt, ist schwerlich ein allgemein gültiges Ideal, und so sehr ich die vortrefflichen Ausführungen von Gymnasialdirektor Erythropel über die wissenschaftliche Fortbildung der Oberlehrer begrüße, so muß ich eines scharf betonen, worüber kein Artikel aller vier Sammelbücher etwas sagt: „Woher soll bei all' den neuen Pflichten und Forderungen schließlich die Zeit kommen, um das Wünschenswerte zu betreiben? Ebenso wie die höhere Schule bedarf heute auch der Oberlehrerstand dringend der Entlastung. Nur dann werden wir wirklich zu einer Erziehungsschule gelangen, die ohne hingebende Berufsfreude der Lehrenden und ohne freudig mitschaffende Arbeit der Schüler gleich undenkbar bleibt. Daß man der Jugend nicht in jedem Punkt entgegenkommen

kann, ist sicher; aber auch da wird man umlernen müssen; die Jugendbewegung der letzten Jahre, die in keinem der vier Bücher die ihr gebührende tiefgehende Darstellung gefunden, hat deutlich bewiesen, daß die Jugend nicht mehr ausschließlich Objekt der Erziehung sein will, sondern bis zu einem gewissen Grad auch Subjekt. Das wird unsere Gymnasialpädagogik in Zukunft beachten müssen.

Als bemerkenswertes Ergebnis der Entwicklung erscheint auch die Zunahme der Stimmen, welche die einheitliche Regelung des gesamten deutschen Schulwesens durch das Reich wünschen. Gleichwohl dürfte ein Reichsschulgesetz heute noch verfrüht erscheinen, da es den für den Fortschritt noch sehr notwendigen Wettbewerb der einzelnen Bundesstaaten beseitigen würde. Dagegen ist als Vorbereitung dazu die Schaffung eines wirklichen Reichsschulamtes, wie es erneut der Frankfurter Stadtrat Ziehen vorschlägt (Wychgram S. 457 flgd.), dringend geboten, vorausgesetzt, daß es, wie der genannte Pädagog wünscht, dafür sorgt, daß Einheit im Notwendigen und Freiheit in dem herrscht, was außerhalb der Grenzen des Notwendigen liegt.

Das Land ohne Geheimnis

Zur Psychologie des Ostlandes

Von Dr. Erich Klein

Der Mensch ist ein Organismus der Natur, und somit wie Baum und Strauch und Tier den Bedingungen des Bodens unterworfen, auf dem er wächst. Eine Grunderkenntnis, in welcher letzten Endes die gesamte Völkerpsychologie wurzelt. Denn die Eigenarten der Völker sind aus den verschiedenen Naturbedingungen zu erklären, unter denen sie stehen. Die fortschreitende Zivilisation nun freilich, die die Menschen von ihrer Scholle löst und in immerwährender Bewegung über die Erde streut, muß ihnen allmählich die Muttermale ihrer Heimat rauben und stellt große gleichartige Massen her, oft sogar über die nationalen Grenzen hinweg.

Mit gewaltigen Schritten eilen wir auf diesen Vorgang zu. Noch aber ist er erst in den Anfängen der Entwicklung. Die allgemeine Freizügigkeit ist noch zu jung, um auch nur innerhalb einer Nation alle Unterschiede zu verwischen.

Zahlreich sind die Unterschiede auch in Deutschland noch, besonders im Westen und Süden, wo die Stämme in einer reich gegliederten Natur, mit einer langen geschichtlichen Entwicklung hinter sich, bis auf den heutigen Tag ihre Eigenart bewahren.

Demgegenüber ist der deutsche Osten, zunächst geographisch, eine einheitliche große Masse. Die sogenannte niederdeutsche Tiefebene hebt sich, etwa von der Oder an, ostwärts zu einem niedrigen Plateau. Armes Land, möchte man schon sagen, das also weder eines noch das andere ist, weder eine Ebene, noch eine Höhe, sondern eine einzige große Unentschiedenheit, als hätte es eine Entwicklung nehmen wollen und wäre mitten drin stecken geblieben. Eine Halbebene also: ohne einen endlosen Ausblick, vielmehr durchschnitten von Wäldern, gehemmt durch hügelige Ketten und Züge, unterbrochen durch Seen und Moore; auch kein fruchtbarer, reich bewässerter Boden mit fetter Pflanzenwelt, sondern trockenes dürres Feld. Klimatisch dieselbe Unentschiedenheit: halb Kontinentalklima von Rußland her, halb Seeklima von dem Westen her; eine Wettergrenze, auf der die Sturm- und Regengewalten der Erde ihren großen Kampf ausfechten.

Wenn gleiche Naturbedingungen gleiches Menschenwesen zeitigen, muß im Osten auch völkisch betrachtet eine einheitliche Masse liegen. Und tatsächlich ist das der Fall (abgesehen von dem polnischen und litauischen Fremdkörper), obwohl die geschichtliche Entwicklung der Gleichförmigkeit zum Teil entgegenstand. Denn der Osten ist seit dem dreizehnten Jahrhundert von sehr verschiedenen deutschen Stämmen aus bevölkert worden. Aber die Natur ist stärker gewesen als die Verschiedenheiten der Kolonisten.

„Ostelbisch" ist die gangbare Bezeichnung für den deutschen Osten. Ein Begriff, der mehr besagt, als man bei dem Parteigebrauch des Wortes so gemeinhin anzunehmen pflegt. Es geht tatsächlich etwas wie eine unsichtbare Scheidewand etwa von Schlesien nach Mecklenburg hinüber, eine Schranke für das Heimatgefühl, die sich auf keiner Seite ganz überwinden läßt. Jenseits der Elbe beginnt für den Ostländer die Fremde (relativ gesagt, d. h. innerhalb des Vaterlandes. Der Begriff „Heimat" ist ja eine wandelbare Größe, je nach dem Standpunkt, von dem aus man spricht). Diesseits der Elbe jedoch machen die einzelnen Provinzen für ihn kaum einen Unterschied. Eine Provinzialheimat ist für den Osten erst in neuester Zeit künstlich geschaffen worden, und zwar bei dem Einsetzen der Heimatbewegung. Eingewurzelt ist sie noch nicht. So erscheint z. B. in Lissa eine Heimatzeitschrift, die Posen, Westpreußen und einen Teil Ostpreußens mit einbezieht.

Die Psychologie dieser Volksmasse ist aus der Naturbeschaffenheit des Landes unschwer herauszuspiegeln. Denn sie ist einfach und klar, wie alles in der Welt, was weder Höhe noch Tiefe ist. An zwei Grundmotiven läßt sie sich entwickeln:

Durch die Ebene eingeladen, will der Blick des Menschen in die Weite gehen, aber nur zu bald bleibt er an einem Wald, an einem Hügel hängen.

Das weiß er schließlich, und eine hemmende, dämpfende Schicht legt sich über seinen Tatendrang. Nicht verbohrt und kurzsichtig ist also der Ostdeutsche, aber schwer zu bewegen, weil immer und überall gehemmt. Lebenselixier muß in ihn gegossen werden.

Und noch eins: Dem Osten fehlt die Phantasie!

Gebirgsbewohner können an ihren Bergen bis in den Himmel steigen, jede Biegung des Tales reizt zur Frage nach dem Dahinter, jede Höhle gibt der Neugier Nahrung, jeder Abgrund läßt erschaudern vor der Tiefe, jeder Felsen lockt zum Sprung, jeder Schritt trotzt einer Gefahr; eine Natur also, die das ganze Saitenspiel der Seele rührt. Mit gewaltigem Akkord läutet das Meer dem Menschen in die Seele und lehrt ihn schweigen. Zu lebensfroher, hüpfender Leichtigkeit verlockt das farbenfrohe Hügelland mit seinen traubenbewachsenen Hängen und blanken Flüssen. In die blauen Dünste des fernsten Horizonts weist die flache Ebene und weckt die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren.

Das alles ist dem Ostland unbekannt. Ostlands halbe Ebene rührt an die Seele wenig. Kein schweifender Blick in die Ferne, keine Weglosigkeit des Gebirges, kein großer Akkord des Meeres. Denn das zahme Binnenmeer der Ostsee ist dem Ostländer fremd. Er kommt ja kaum an die offene See heran. Ruhige Buchten und sandige Haffs liegen davor, Landzungen und Nehrungen zähmen das an sich schon zahme Meer. Ein Land des Durchschnitts also, der Mittelmäßigkeit, der nahsichtigen, beschränkten Übersichtlichkeit, ein Land des wenig bewegten Seelenlebens, ein Land ohne Geheimnis.

Und so auch die Bewohner. Durchschnittsmenschen, selber ohne Geheimnis. Nicht leidenschaftlich in Haß und Liebe, nicht schweifend in ihren Wünschen, nicht weitreichend in ihrem Blick, aber auch wieder nicht zu schärfstem Nahsehen gezwungen. Eine große Unentschiedenheit in allem, die aber kein Schwanken ist, sondern Unausgesprochenheit und Unbewegtheit.

Es arbeitet also im Innern des Menschen nur wenig. Es gibt ja nichts, was ihn vorwärts drängt, keinen bunten Wechsel, der zu Neuem reizt. Einförmig wie das Land um ihn steht, verläuft auch sein Leben, und alles ist dazu angetan, Ausschweifendes verdorren zu lassen: wie Pflanzen, die ohne Wasser auf sandigem Boden stehen. Will man den Ostländer zum Fortschritt bringen, so wird man nicht unterstützt durch bunte Spritzer der Phantasie, sondern man muß den Weg wählen, ihm die Augen für die Nützlichkeit zu öffnen, was eine gewisse Zeit erfordert und Langsamkeit bedingt. Um so mehr, als der Verstand, der nicht durch Phantasiereize unterstützt wird, nicht leicht vom Mißtrauen loszulösen ist und Bedenken findet, die sonst übersprungen werden.

Eines also ist nötig und eines auch nur imstande, dem Osten zu helfen: Anregungen, künstliche Reize, die über das Land zu streuen sind, um die Armut der Natur zu ersetzen.

Es ist kein Zufall, daß im Osten kein geistiges Zentrum liegt, kein Zentrum der Kunst; nicht Zufall, daß im Westen mittlere Städte eine Rolle spielen, während gleich große im Osten kaum an die Landstädte des Westens reichen; kein Zufall, daß selbst größere Städte wie Königsberg und Danzig so wenig belebende Kunst durch ihre Adern fließen sehen. Kunst und Künstler sind dem Osten nur vergönnt wie etwa ein verwehtes Samenkorn eine Sonnenblume auf den Stoppeln gebiert. Denn diejenige Seeleneigenschaft, die das Leben in sprudelndem Fluß erhält, die bunte Bilder malt und frohe Lieder dichtet, die Menschen in die Ferne führt und Abenteuer sucht, die sie dann wieder in die traute Enge der Heimat führt und froh die Ferne mit der Nähe bindet, diese Seeleneigenschaft, das holde Mädchen Phantasie, wohnt ja im Osten nicht!

Wenn der Verstand sich einmal regt, so ist es nicht das rasche zugreifende Erfassen, das kühne Wagen, es ist das Grübeln. Aber auch das erhebt sich selten zur vollsten Höhe; denn dahin kommt auch das Denken nur, wenn es von einem Hauch der Phantasie getragen wird. Ostlands Denken ist wie seine Hügel: es hebt sich langsam über die Ebene, wölbt sich breit zu massiger Kuppe und schaut bis in die — Nachbarschaft.

Die Nachbarschaft ist für den Osten ein Begriff. Die größere Maßenweite des Landes haben zu geringerer Reichweite des Menschen geführt und ihn in die nächste Nachbarschaft geworfen, die er noch gerade mit seinem Auge umfassen konnte. Und das ist selten mehr als sein Dorf oder seine Stadt mit ihrer Umgebung. Schwerlich findet man daher den sogenannten Lokalstolz irgendwo so stark vertreten wie im Osten. Schwerlich ist das Lokalbürgertum irgendwo so hart und herbe durchgeführt. Der Mensch des Ostlandes ist nicht Ostpreuße oder Westpreuße, nein, er ist Königsberger, Allensteiner, Danziger, Graudenzer. Dieser Lokalsinn ist aber entsprechend der Art der Bewohner nicht ein begeistertes Emporstreben der Ortschaften, sondern hat, je kleiner der Ort, desto mehr, einen selbstgenügsamen Hintergrund, verbunden mit materieller Färbung und sparsamem Pfennigzählen. Eine Spur von der Eigenliebe und Eigengenügsamkeit des Geizigen ist bemerkbar, gelegentlich auch einmal durchbrochen von der nicht immer geschmackvollen Großspurigkeit des Parvenüs. Wo nicht nach diesen Seiten hin ausgeartet, ist es die Eigenschaft der Sparsamkeit, die darin zutage tritt. Denn der Osten ist sparsam, wie natürlich, wo keine Laune reizt und nur geduldige stetige Arbeit Gewinne bringen kann. Doch bezeichnend auch wieder: wo die Anregung kommt und Gelegenheit sich aufdrängt, da gibt es auch häufig keine Grenzen, und keine Ausartung ist ausgeschlossen. Berüchtigt sind die Gelage bei Hochzeiten und bei Sterbefällen. Und wo der Landwirt bei seinem Stadtbesuch gute Gesellschaft findet, da läßt er nicht selten seinen gesamten Markterlös.

Also auch hierin zeigt es sich wieder: die innere Unbelebtheit des Ostländers ist nicht eine zur Natur gehörende Seeleneigenschaft, wie etwa die Härte eine

Eigenschaft des Holzes ist, sondern sie ist wie eine Schicht, die die Seele überzogen hat, vielleicht wie eine Farbe über dem Holz. Ein Geringes genügt häufig, um den Ostländer völlig umzuwandeln, sonst wären die Leistungen, die trotz allem vielfach von ihm erzielt werden, auch schwer zu erklären. Das bedeutet also: der Ostländer ist entwicklungsfähig. Keiner der niedrigstehenden Volksstämme, denen die Natur jede Möglichkeit zum Aufkommen verweigert zu haben scheint. Großes läßt sich aus dem Osten noch gewinnen, wenn der Tatkraft der Bewohner Anstachelung gegeben wird, und viel muß hier noch geschehen an Eisenbahnen, Kanälen, Überlandzentralen, kurz, all den Errungenschaften, die im Westen schon nahezu selbstverständlich sind. Tut die Werke der Nächstenliebe an diesem kargen Lande, das nichts von dem glücklichen Reichtum in sich hat, den Gott aus seines Wesens unbegreiflicher Fülle über glücklichere Gegenden gestreut hat. Tut die Werke der Nächstenliebe an diesen Menschen, die nicht in solcher Fülle wandeln dürfen!

Neue Bücher

Alfred Wien, Liebeszauber der Romantik. Mit zahlreichen Bildnissen, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1917, Preis geh. 6,50 M., geb. 8,50 M.

Das Buch von Wien kommt nicht zur Unzeit, wenn es auch scheinen mag, daß das Liebesproblem der Romantik neben den grellen Lichtern der Gegenwart verblassen müßte. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die seelisch-sinnlichen Grundlagen der Romantik heute so lebendig sind wie vor hundert Jahren, da die politischen Wirren sich ebenfalls gewaltsam entluden, aber, wie alle Vernichtung, als Gegenspiel den Lebensdrang nur zu steigern vermochten. Mit Recht bemerkt Wien, daß die romantische Liebe am ehesten durch eine Darstellung zu erschöpfen ist, die vom Leben des Romantikers ihren Ausgang nimmt, und nicht von seinem Schaffen, denn der romantische Geist greift weit über die literarische Produktion hinaus und die Persönlichkeiten stehen uns heute näher, als ihre dichterischen Werke. Dies wird durch die Darstellung Wiens bestätigt. Die Menschen, die er uns mit zartem Verständnis im Kampf, der zur Vollendung durchdringt, in ihren in Sinnennacht und Liebestod endenden Irrungen und Wirrungen vorführt — von Caroline, Rahel und Schleiermacher über Hoffmann und Brentano, die Günderode und Charlotte Stieglitz zu Kleist, Lenau und Hölderlin — sie leben heute noch unter uns als wirkende Kräfte in der Bewußtheit ihrer seelischen Unergründlichkeit und Zwiespältigkeit. In der Dichtung legen Ibsen, Strindberg,

Maeterlinck Zeugnis hierfür ab. So mag denn Wiens feinsinniges, lebenswarmes Buch mit dem Verständnis für Vergangenes auch solches für die Gegenwart wirken. Wissenschaftlich in seinen Grundlagen legt der Verfasser es jedem in die Hand, dem Menschliches, Allzumenschliches an die Seele rührt.

Der Zufall fügt es, daß einer der Männer, in dem die Wesensart der Romantik besonders klar zum Ausdruck gelangt ist, kürzlich eine treffliche Neuausgabe seiner Werke erfahren hat. Es ist **Clemens Brentano**, dem Max Preitz als Herausgeber viel Liebe und Sorgfalt gewidmet hat (Meyers Klassikerausgaben, drei Bände, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Preis in Leinen gebunden 7,50 M.). Die einbändige Ausgabe der Klassikersammlung des Bibliographischen Instituts vom Jahre 1892 war veraltet und somit ergab sich die Notwendigkeit, aufs neue ans Werk zu schreiten, unbeschadet des gleichzeitigen Unternehmens von Carl Schüddekopf. In den vorliegenden kritisch durchgesehenen, reich und sachkundig erläuterten Bänden, steht die lyrische und epische Leistung Brentanos im Vordergrund. Der erste halbe Band bietet eine geschickte Auswahl seiner Gedichte. Es kam Max Preitz darauf an, zu zeigen, wie stark Brentano als Lyriker war. Einen breiten Raum nehmen die Märchen ein, die die neue Ausgabe vollständig bringt. Der Dramatiker Brentano kommt nur im Singspiel „Die lustigen Musikanten" zu Wort. M. K.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum III. Quartal 1917 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6514.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dritter offener Brief an Herrn von Heydebrand und der Lase

Von Dr. Friedrich Thimme

Auch Sie, Herr von Heydebrand, haben in Ihrer Herforder Rede, wie es in der konservativen und alldeutschen Presse seit langem gang und gäbe ist, gegenüber dem „jämmerlich schwachen“ Reichskanzler von Bethmann Hollweg den „starken“ Bismarck auszuspielen gesucht. Ja, haben Sie, gerade Sie, denn überhaupt ein Recht, sich auf den großen Toten zu berufen? Wissen Sie denn nicht, daß der Altreichskanzler es immer und zu allen Zeiten als die erste und vornehmste Pflicht der konservativen Partei betrachtet hat, die Autorität der Regierung mit allen Kräften zu stützen und zu wahren? Daß er der Partei und ihrer Leitung es stets zum schweren Vorwurf gemacht hat, wenn sie sich der Regierung in wichtigen Fragen — es sei nur an die Frage des Schulaufsichtsgesetzes in den siebziger Jahren oder an die der Altersversorgungs- und Invalidengesetzgebung in den achtziger Jahren erinnert — auch nur versagte oder gar widersetzte? Daß er grundsätzlich von der konservativen Partei verlangt hat, durch sie in der Gesamtheit der Politik gestützt und gehoben zu werden, da er sich doch nicht partiell stützen und heben lassen könne? Mit gutem Grunde hat Bismarck von der konservativen Partei, eben weil sie von alters her aufs engste mit dem Staat und der Regierung verwachsen war, ein besonderes Maß von Verantwortlichkeitsgefühl verlangt. Wie würde er nach alledem, Herr von Heydebrand, wohl von einem Parteiführer denken, der nicht etwa in gewöhnlichen Friedenszeiten, sondern mitten in der ungeheueren Not und Bedrängnis des Weltkrieges, statt seine letzten Kräfte aufzubieten, um die Autorität der Regierung zu wahren, im Gegenteil sein Möglichstes tut, um diese Autorität zu untergraben, wie Sie es mit Fleiß in Ihrer Herforder Rede getan haben?

Ich will es Ihnen sagen, Herr von Heydebrand: ich glaube, es gibt keinen Mann in ganz Deutschland, nicht einmal den armseligen Schächer Liebknecht ausgenommen, über den Bismarck ein so hartes und unerbittliches Urteil fällen würde, wie über den Mann der Herforder Rede! Wem viel gegeben ist, das steht schon in der Bibel, von dem wird auch viel verlangt. In keines Parteiführers Hand war in diesem Kriege ein solches Maß von Verantwortung gelegt wie in die Ihre. Wenn Sie Ihr möglichstes taten, wie es im Sinne Bismarcks völlig selbstverständlich war, um die Position der Regierung nach außen und innen zu stärken, mindestens aber ihr den Schein der Stärke zu geben, wenn Sie es dahin brachten, daß auch Ihre Partei einmütig und geschlossen hinter der Regierung stehen blieb, dann hätten Sie das Gewicht, das die Regierung in allen großen Fragen des Krieges und des Friedens in die Wagschale werfen kann, im höchsten Maße vermehrt, hätten Sie letzten Endes den vollen Sieg unendlich erleichtert! Statt dessen haben Sie es genau so gemacht, wie Ihre konservativen Vorgänger im Jahre 1872, denen Bismarck mit bitteren Worten vorwarf: „Sie sind in den Fehler verfallen, daß man die Regierung — auch damals handelte es sich um den vermeintlichen Abfall des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten zum Parlamentarismus; tout comme chez nous! — wie ein schädliches Tier behandeln müsse, das nicht eng genug angebunden werden könne, das nie Freiheit haben müsse sich zu bewegen, weil es dieselbe sofort mißbrauche." Man müsse doch, so hielt Bismarck in diesem Zusammenhange der konservativen Fronde vor, die Regierung immer als eine vernünftige, aus der Ernennung des Königs von Preußen hervorgehende, in ihrem Bestande mit der Wohlfahrt des Staates auf allen Seiten eng verbundene Körperschaft betrachten, nicht aber als ein gefährliches Wesen, welchem man jederzeit soviel Fesseln als möglich anlege, damit sie ihre Macht nicht mißbrauche. Dadurch beschränke man nur die Freiheit der Regierung, für das Wohl des Staates, ja für die Sicherheit des Staates zu sorgen, in einem ganz unzulässigen und unmöglichen Maße.

Was Bismarck aber damals mitten im Frieden als völlig ungerechtfertigt gerade vom konservativen Standpunkt aus verwarf, das kann und darf erst recht nicht sein in einer Zeit wie der heutigen, wo mit der Regierung das Deutsche Reich und das deutsche Volk um sein Dasein ringt. Daß in einer solchen Lage es für die konservative Partei schlechterdings keine andere Möglichkeit geben könnte, als wie ein Mann geschlossen hinter der Regierung trotz aller ihrer Schwächen und Fehler und erst recht um dieser willen zu stehen, das hätte einem Bismarck ganz felsenfest gestanden. Und nun sagen Sie selbst, Herr von Heydebrand, können Sie nach Ihrer Herforder Rede, in der Sie die Bismarckschen Grundsätze mit Füßen getreten haben, noch das Recht in Anspruch

nehmen, sich irgendwo und irgendwie auf den Namen und die Autorität Bismarcks zu berufen?

Sie haben, Herr von Heydebrand, nicht nur persönlich kein Recht mehr, den Fürsten Bismarck für Ihre Auffassung zu reklamieren, oder sich gar als den berufenen Hüter des Bismarckschen Erbes hinzustellen; Sie haben auch sachlich kein Recht dazu. Das gehört ja gerade zu dem überwältigend Großen an Bismarck, daß er seiner eigenen Lebensschöpfung, der Verfassung des Deutschen Reiches, mit einer souveränen inneren Freiheit und Unbefangenheit gegenüberstand. Niemals hat Bismarck in Anspruch genommen, mit der Reichsverfassung etwas Vollkommenes geschaffen zu haben, das nicht auch in seinen wesentlichen Grundzügen zu verbessern sein möchte. Als fertig gelöst würde er, das hat er des öfteren ausgesprochen, die Aufgabe der Konsolidierung der Reichsverfassung erst dann betrachtet haben, wenn alle Deutschen sich in den geschaffenen Verhältnissen wohl befänden, wenn die Reichseinrichtungen ihnen gefallen sollten als ein Besitztum, das zu verteidigen und zu vertreten sie alle bereit sein würden. Daß dies zu seinen Lebzeiten noch keineswegs der Fall war, das ist Bismarck nicht verborgen geblieben, und er hat sich oft genug, besonders in den einsiedlerischen Friedrichsruher Jahren gefragt, was wohl zu ändern und zu bessern sein möge. Er ist auch vor der Frage nicht zurückgeschreckt, ob er in der grundlegenden Frage der Verteilung der Gewalten zwischen Krone und Parlament durchaus das Rechte getroffen habe. Er, den die konservative Presse immer als den treuesten und unnachgiebigsten Verfechter der monarchischen Rechte hinzustellen und zu feiern liebt, hat es offen zugegeben, daß er in den sechziger Jahren in dem Streben, die Krone gegenüber dem Parlament zu stärken, des Guten zu viel getan haben möge. „Ich habe das meinige getan, um das Mißverhältnis, das damals zuungunsten der Krone bestand, auszugleichen, vielleicht etwas zu wirksam nach der anderen Seite hin; ich habe dem monarchischen Reiter in den Sattel geholfen, vielleicht war die Hilfe zu lebhaft im Eindruck des Kampfes“ (24. März 1894). Als die wichtigste Aufgabe hat Bismarck eben damals wieder und wieder die Stärkung der Autorität des Reichstags bezeichnet. „Wir brauchen die Autorität des Reichstags, wir müssen sie stützen und fördern“, das war sein ceterum censeo nach 1890. Auch in früheren Jahren, als er noch das Staatsruder mit seinen kraftvollen Händen lenkte, hat Bismarck sich keineswegs abgeneigt gezeigt, auf eine Diskussion über eine veränderte Verteilung der Rechte zwischen den gesetzgebenden Gewalten einzugehen. Für ihn hat es allezeit, das hat er in wundervollen Worten 1881 ausgesprochen, immer nur einen einzigen Kompaß, einen einzigen Polarstern, nach dem er steuerte, gegeben: salus publica! Er verlangte nur von dem Bau des Deutschen Reiches, von der Einigkeit der

deutschen Nation, daß sie fest und sturmfrei dastehe; alles andere, liberale, konservative, reaktionäre Verfassung kam ihm demgegenüber erst in zweiter Linie. „Schaffen wir zuerst einen festen, nach außen gesicherten, im Innern festgefügten, durch das nationale Band verbundenen Bau, und dann fragen Sie mich um meine Meinung, in welcher Weise mit mehr oder weniger liberalen Verfassungseinrichtungen das Haus zu möblieren sei, und Sie werden vielleicht finden, daß ich antworte: Ja, ich habe darin keine vorgefaßte Meinung, machen Sie mir Vorschläge, und wenn der Landesherr, dem ich diene, beistimmt, so werden Sie bei mir prinzipielle Schwierigkeiten wesentlich nicht finden. Man kann es so machen oder so; es gibt viele Wege, die nach Rom führen." Kann es hiernach, Herr von Heydebrand, irgendeinem Zweifel unterliegen, daß Bismarck der letzte, der allerletzte wäre, der nach den welterschütternden Umwälzungen unserer Tage einer Untersuchung darüber ausweichen würde, ob eine Fortbildung unserer Verfassungsverhältnisse in freiheitlichem Sinn, ob selbst eine anderweitige Abgrenzung der Kronrechte zugunsten der Volksrechte, immer natürlich unter der Voraussetzung, daß die Krone sie selbst wünschenswert oder erträglich finden sollte, ratsam sei? Daß Bismarck es zweckmäßig gefunden haben würde, mit einer solchen Untersuchung vorzuschreiten, so lange der Krieg dauert, wie es der Verfassungsausschuß getan hat, das mag billig bezweifelt werden. Aber in das Verdammungsurteil, das Sie über den Verfassungsausschuß und sein Werk, nicht minder über die passive Haltung der Regierung gefällt haben, in die bange Sorge, die Sie daraus für den Bestand des Reiches, ja der Monarchie herleiten wollen, hätte Bismarck ganz gewiß nicht eingestimmt. Er, der das stolze Wort geprägt hat: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt", hätte Ihre hysterische Furcht vor einigen im ganzen doch wenig erheblichen Verfassungsänderungen teilen sollen? Im Gegenteil, er würde, wenn er sich davon für Deutschlands Selbstbehauptung, für seine Weltgeltung Gutes versprechen könnte, kühn, freudig und entschlossen, ohne all die schweren Bedenken, die Sie vorschützen, zu einer weitgehenden Demokratisierung unserer Verfassungseinrichtungen schreiten, gegen die die Vorschläge des Verfassungsausschusses nichts sind. Oder wollen Sie bezweifeln, daß Bismarck, der 1866 die Trumpfkarte des Reichstagswahlrechts ausspielte, nicht heute in der so viel größeren Gefahr, in der wahren Schicksalsstunde Deutschland-Preußens Manns genug wäre, gleich dem jungen österreichischen Kaiser das Bekenntnis zu dem „Geist der wahren Demokratie", der wahrlich ganz und gar nicht identisch ist mit dem Geist der westmächtlichen Demokratie, demokratisch vielmehr im Sinne echten Christentums, unbekümmert um alle Ihre ängstlichen konservativen Unkenrufe zu wagen? . .

Können Sie glauben, daß er auch nur einen Augenblick Anstand nehmen würde, die Axt an das preußische Dreiklassenwahlrecht zu legen und es etwa selbst durch das Reichstagswahlrecht zu ersetzen? Wenn Sie das glauben zu können behaupten sollten, so haben Sie, was allerdings nach Ihrer Herforder Rede nicht mehr verwunderlich wäre, seines, Bismarcks, gewaltigen Geistes, der auch vor revolutionären Möglichkeiten nicht zurückschreckte, nie den leisesten Hauch verspürt. Sie wissen natürlich ganz genau, Herr von Heydebrand, wie unendlich hart und abfällig Bismarck auch in seinen konservativsten Tagen über das preußische Klassenwahlrecht insbesondere über das Zensussystem geurteilt hat. Sie kennen seinen Ausspruch aus dem Jahre 1868, daß noch niemand versucht habe, dies theoretisch und praktisch im Grunde unhaltbare System als ein konservatives Wahlsystem hinzustellen und zu verteidigen. Erst Ihnen, ausgerechnet Ihnen, sollte das, was Bismarck nie für möglich gehalten hätte, vorbehalten sein. Und Sie, Herr von Heydebrand, der Sie einem Bismarck, ja Ihrem Könige zum Trotz für dieses verrottete preußische Wahlrecht einzutreten wagen, der Sie dafür am liebsten — seien Sie ehrlich! — das Reichstagswahlrecht beseitigt sähen, das doch auch zu den Grundlagen des von Ihnen nach Bedarf so hoch gepriesenen stolzen Bismarckbaues gehört, Sie wollen als Hüter des Bismarckschen Erbes gegenüber Herrn von Bethmann Hollweg, der in Wahrheit viel bismärckischer als Sie denkt, auftreten?*) Difficile est satiram non scribere.

Wahrlich, Herr von Heydebrand, Deutschland und Preußen haben allen Anlaß glücklich zu sein, daß das Bismarcksche Erbe nicht in Ihren Händen, sondern vor allem doch in den Händen unseres Kaisers und Königs ruht. Unser Kaiser hat zum hundertsten Geburtstage Bismarcks, der schon mitten in die Stürme des Weltkrieges fiel, ein prachtvolles Wort an Herrn von Bethmann Hollweg gerichtet, das uns bürgt, daß er das Bismarcksche Erbe nicht gleich Ihnen in dem toten Buchstabensinne, sondern in dem lebendigen Geist, der in die Tiefe und das Wesen dringt, erfaßt. „Der Geist der Eintracht aber, der unser Volk daheim und auf den Kriegsschauplätzen über alles Trennende sieghaft erhoben hat, er wird — das hoffe ich zuversichtlich — den Waffenlärm überdauern, und nach glücklich erkämpftem Frieden auch die Entwicklung des Reichs — im Innern — segensreich befruchten und fördern. Dann wird uns als Siegespreis ein nationales Leben erblühen, in dem sich deutsches Volkstum frei und stark entfalten kann. Dann wird der stolze Bau gekrönt, zu dem Bismarck einst den Grund gelegt hat."

*) Vgl. meine Aufsätze „Bethmann Hollweg und Bismarck" in „Deutsche Politik". Jahrg. 1917, Nr. 4 und 5.

Ja, es ist ganz im Geiste Bismarcks gedacht, daß seinem stolzen Bau bisher die Krönung noch gefehlt hat; wir vernahmen ja schon seine Worte: fertig gelöst in dem Sinne, daß alle Deutschen sich in den geschaffenen Verhältnissen wohlbefinden möchten, daß die Reichseinrichtungen ihnen gefallen sollten als ein Besitztum, das zu verteidigen und zu vertreten sie alle bereit sein würden, sei die Aufgabe noch nicht. Das aber gerade ist das hohe und leuchtende Ziel, das unser Kaiser und in vollstem Einverständnis mit ihm der Kanzler sich gesetzt haben. Sie wollen und können es nur erreichen, indem sie „für die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes Raum schaffen", mit anderen Worten, indem sie den Geist des preußischen Klassenwahlrechts, den Geist der politischen und sozialen Bevorrechtung für immer aus Deutschland und Preußen verbannen, und an seine Stelle den Geist der „wahren Demokratie", der zugleich der Geist des wahren Christentums ist, setzen. Freilich, damit es ganz erreicht werde, muß es auch hier heißen: Der König rief, und alle, alle kamen! Müssen auch Sie kommen, Herr von Heydebrand, Sie und die konservative Partei.

Sie sagen in Ihrer Herforder Rede, ich muß Sie nochmals daran erinnern: „Wir erwarten, daß der König uns ruft. Hier sind wir!" Herr von Heydebrand, Ihr König ruft Sie ja dringend und wiederholt. Wollen Sie Ihrem König den Weg vorschreiben, den er Sie und Ihre Partei führen soll? Bedingt es die konservative Mannentreue nicht, daß sie dem König mutig und unverzagt folgt, wohin er sie immer führt; auch wenn sie auf diesem Wege Gefahren sieht? Darf und muß selbst ein konservativer Christ nicht zuversichtlich glauben und vertrauen, daß alle angeblichen Gefahren, die etwa auf dem Wege des Volkskönigtums der Hohenzollern liegen könnten, mit höherer Hilfe durch eine immer stärkere Hinwendung des ganzen Volkes zu Monarchie und Christentum überwunden werden? Sie schließen selbst Ihre Herforder Rede mit den Worten: „Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, ein gütiges Geschick hat ja über unserem teuren Vaterlande schon manchmal in schwerer Zeit seine Hand gehalten, es kann und wird uns auch jetzt nicht untergehen lassen." Nun, wenn Sie dieses Glaubens leben, so scheinen die schweren und bekümmerten Sorgen, die Sie in Ihrer Herforder Rede zur Schau tragen, doch innerlich wenig berechtigt. Im Zeichen des preußischen und deutschen Königtums und Kaisertums, das getragen wird von dem Geist des Christentums und von den Manen des großen Bismarck, gibt es keinen Niedergang, gibt es keinen Abgrund, von dem die konservativen und alldeutschen Blätter so viel reden, gibt es in Wahrheit nur Aufstieg zu größeren Höhen und Sieg. Und in diesem Zeichen gäbe es auch für die konservative Partei die Möglichkeit, ja die Gewißheit, dem konservativen Gedanken breite Schichten unseres Volkes

zu gewinnen. Aber auf dem Wege Ihrer Herforder Rede und des Geistes, in dem Sie die konservative Partei leiten, dem der Untergrabung der Autorität der Regierung, rund herausgesagt, des Widerstandes gegen Thron und Altar, der rückschrittlichen Bahnen, die, wenn sie von der Regierung eingeschlagen würden, die so höchst erfreuliche Erfüllung der breiten, auch der sozialdemokratischen Massen mit Staatsgesinnung völlig zum Stillstand bringen, ja aufheben müßten, gibt es nur das Grab der konservativen Partei, gibt es, was tausendmal schlimmer ist, nur den Niedergang des konservativen Gedankens selbst im Volke.

Nun noch ein persönliches Wort zum Schluß, Herr von Heydebrand! Ihre Anhänger suchen die Bedeutung meiner Anklagen und Vorhaltungen damit abzuschwächen, daß ich nicht Mitglied der konservativen Partei, zu meinem Vorgehen also nicht legitimiert sei. Nun, ich spreche auch gar nicht im Namen der konservativen Partei, wohl aber als ein Vertreter des konservativen Gedankens und konservativer Traditionen, die ich aus meinen historischen Studien genau kenne. Daß konservative Parteileitung nicht immer identisch mit der wahren konservativen Sache sei, das hat kein geringerer als Bismarck doch oft genug mit scharfen Worten betont. Vielleicht erinnern Sie sich der Worte, die einst der eiserne Kanzler (1873) an den konservativen Parteiführer von Kleist-Retzow richtete, Worte, die eigens auf Sie und Ihre Herforder Rede gemünzt scheinen: „Sie betrachten als Basis und konservative Partei Ihre Fraktion, von der hat sich nach Ihrer Meinung Seine Majestät mit der Königlichen Staatsregierung losgerissen und schwimmt nun steuerlos im Meer umher. Diese außerordentliche Überschätzung der Richtigkeit der eigenen persönlichen Ansichten ist ja gerade das staatszerstörende Element, verbunden mit dieser Unfähigkeit, sich unterzuordnen, mit diesem außerordentlichen Überfluß an Zeit, um nachzudenken über das, was die Regierung tut, und über die Kritik, die daran zu üben, während man den Beruf nicht hat und nicht fühlt, seinerseits für die Verteidigung des Staates gegen dessen Feinde einzutreten, sich aber monatelang zuhause mit den Waffen oppositioneller Kritik ladet und ausrüstet." In diesem Bismarckschen Sinne — und dem großen Kanzler wird doch niemand den Ruf eines innerlich konservativ gesinnten Mannes absprechen —, wollen auch meine Worte an Sie gerichtet sein. Im übrigen, Herr von Heydebrand, bestätigt die große Fülle von Zuschriften, die mir auf meine offenen Briefe auch von der konservativen Partei angehörigen Männern zugeht, daß meine Auffassungen über die verhängnisvolle Richtung, in der Sie die Partei leiten, auch in ausgesprochen konservativen Kreisen geteilt werden. So schreibt mir ein hochstehender Angehöriger der Partei aus freien Stücken wörtlich: „Mit mir bedauern so unendlich viele konservative Männer

die Haltung der konservativen Parteileitung der Regierung gegenüber. Bisher war es vornehmste Pflicht der konservativen Partei, Regierung und Krone zu stärken und zu stützen". Hören Sie, Herr von Heydebrand: unendlich viele konservative Männer! oder wollen Sie das Wort eines einfachen feldgrauen Landsturmmannes hören, der zwar nicht Mitglied der konservativen Partei ist, aber sicher zu den Unzähligen gehört, die für die konservative Sache, wie ich sie gemäß den Traditionen der Partei verstehe, zu gewinnen wäre: „Ein kleines Kommando sitzt an einem lauen Juniabend in der einsamen Landschaft, und ich habe soeben Ihren Brief an Herrn von Heydebrand vorgelesen. Erst tiefe Stille unter uns bejahrten Männern des Mittelstandes, dann aber rückhaltlose Zustimmung zu Ihren, geradeaus gesagt, zu Herzen gehenden kräftigen Worten gegen diesen Schädling der deutschen Sache. Wir sind natürlich keine Konservativen, aber mit Ihnen gehen wir durch dick und dünn und sind mit Freuden bereit, zu helfen, aufzubauen in Ihrem Sinne.

Dieser Mann zerstört mehr an anständiger Gesinnung, als er verantworten kann, und es ist hohe Zeit, daß er sich sein eigenes politisches Grab schaufelt."

Vielleicht bringen Sie, Herr von Heydebrand, wenn Sie meinen Worten durch Ihre Presse die Bedeutung absprechen zu können meinen, doch solche Worte, denen ich noch viele andere anreihen könnte, zur Selbstbesinnung und Einkehr. Möchte Ihre Herforder Rede, die blitzartig die wahre Situation der von Ihnen geleiteten Partei aufdeckt, zu einer inneren Umkehr der Partei im wahren konservativen Sinn und im wohlverstandenen konservativen Interesse werden! Dann ist der Zweck meiner offenen Briefe erfüllt!

Parlamentarismus

Von Dr. Heinrich Otto Meisner

Die Wiſſenſchaft bemüht ſich, alteingewurzelte falſche Vorſtellungen auszurotten, aber Tradition und Dogma erweiſen ſich als zähe Gegner, beſonders auf politiſchem Gebiete. Ein Muſterbeiſpiel dafür die Beurteilung der engliſchen Verfaſſung.

Es geht dabei zu wie auf dem Theater: der Inſelſtaat iſt die Bühne, auf deren Vorgänge die Augen der kontinentalen Zuſchauer geſpannt gerichtet ſind. Das Stück heißt: „Das freie Volk“ oder „Parlamentarismus“. Und jenſeits der Rampe verſteht man ſich trefflich darauf, die Rolle durchzuführen, um dem Publikum die Illuſion nicht zu rauben. Daß auch hier hinter Kuliſſenzauber und ſchönem Schein ſich Menſchen der Wirklichkeit bergen mit ihrem gerüttelten Maße eigener Sorgen und Schwächen, kommt der vom Spiel der Erſcheinung geblendeten Menge nicht in den Sinn. Wenn ſelbſt die Majeſtät in der Loge ſich gefangen gibt und von „politiſcher Erbweisheit“ des Engländers ſchwärmt, wie ſollen da die breiten Reihen des Parterres nicht überzeugt ſein von der unanfechtbaren Wahrheit dieſes Tendenzſtückes ohnegleichen? Schon lange geht das Spiel in Szene. Erſt ſah man das Weſen der engliſchen Verfaſſung in der Gewaltentrennung und dem Gleichgewicht der getrennten Machtfaktoren. Der Baron von Montesquieu formte dieſe ſchöne Theorie in ihrer Vollendung (1748), noch ohne übrigens zu unterſuchen, ob die Engländer ſeiner Zeit ihrer Vorzüge teilhaftig ſeien. Blackſtone errichtet auf ihr den gewaltigen Bau ſeiner „commentaries on the Laws of England“ (1765), und dem Genfer Louis de Lolme paßte ſie trefflich in ſeinen Hymnus auf die „constitution de l'angleterre“ (1771). Bei dieſer Täuſchung blieb es lange, obwohl ein Mann wie Görres auf die „drückende Miniſterialariſtokratie“ aufmerkſam machte. Nachdem man ſich bei den Verfaſſungsexperimenten der Revolutions- und Reſtaurationsperiode die größten Naivitäten bezüglich der elementaren Vorausſetzungen parlamentariſcher Regierungsweiſe geleiſtet hatte (die Revolution behütete die Vertreter der Exekutive ſorgſam vor der Berührung mit dem Parlament, die Reſtauration führte ſie ahnungslos zuſammen), brachten die Dreißiger Jahre Einblick in ihren Mechanismus und (ſchon vorher) eine neue Theorie, für die Herr Thiers verantwortlich zeichnete (1830). Ihm galt gerade umgekehrt die Vereinigung der Gewalten als das Geheimnis der Vollendung und die Kammern als Herren der Situation. Und

bei dieser ja sehr populären Vorstellung ist es bis auf unsere Tage verblieben, namentlich unter dem Einfluß des (übrigens noch vor dem zweiten Wahlgesetz von 1867 geschriebenen) Buches von Bagehot: „The English Constitution". Man übersah, in die Betrachtung des schönen Bildes einer souveränen Unterhausmajorität und „ihres" Kabinetts versunken, die Walpurgisnachtunterschrift: Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben. Man vergaß auch über der in die Augen stechenden Hauptaktion den Hintergrund zu betrachten! Wer von den gläubigen Bewunderern blickte wohl über Westminster hinaus ins Land und sah die furchtbaren Nöte der Industriearbeiter (in einem „Polizei"staate wären die Greuel von Lancashire unmöglich gewesen!), die miserable Erziehung infolge fehlender Schulpflicht, die vollkommen im argen liegende innere Verwaltung überhaupt (nach Niebuhrs weisem Worte: der wahre Prüfstein der Freiheit)? Waren sie nicht alle fasziniert durch jenes „große Gaukelspiel der englischen Verfassung" wie es — Richard Cobden, der Manchestermann, wahrlich ein unbefangener Zeuge, im Jahre 1838 genannt hat, während seine in einem Atem damit gesprochenen Worte über Preußen, das „für die große Menge des Volkes die beste Regierung in Europa besitze" in alle Winde verklangen?

Der Krieg hat die Diskussion von Verfassungsfragen auf die Bahn gebracht, dem Historiker eine nicht mehr ungewöhnliche Erscheinung, wenn er der Zeit vor hundert Jahren gedenkt. Der an Konstitutionen von Paris bis Peking geübte Geschmack verlangt eine Finesse in der Kost: parlamentarische Regierung genannt. Die Tagespresse ist voll der Vorschläge und Erörterungen über dieses Thema, mehr oder weniger sachkundige Politiker behandeln die Notwendigkeit und Erfüllung dieser Forderung wie eine Selbstverständlichkeit, über die erst gar nicht geredet zu werden braucht. Seit die Monarchie in Rußland abgewirtschaftet hat, gilt Preußen-Deutschland als die einzige noch übrige „Bastille" der Reaktion, gegen die Herr Gustave Hervé in der „Victoire" zu gemeinsamem Sturmlauf in die Trompete stößt. Uns brauchte das Geschrei wenig zu stören, antwortete man nicht diesseits der Mauern laut und immer lauter dem Ruf. „Die Kluft zu überbrücken, die uns durch die Unterschiede des politischen Systems vom Rest der zivilisierten Erde trennt, und das geringschätzige Urteil zu entkräften, mit dem an Selbstregierung gewöhnte Völker herblicken und den Glanz des deutschen Namens verdunkeln, ist ein dringliches Gebot kluger Politik", schrieb kürzlich in Berlin ein verbreitetes linksliberales Blatt.

Das ist ein Zeugnis für viele, die beweisen, wie sehr man (gutgläubig oder mit bestimmten politischen Absichten) sich bei uns zum Anbeter fremdländischer Legenden erniedrigt, ohne ihren Wahrheitsgehalt näher zu prüfen. Es wird jetzt häufig auf die Gefahren der Vereinsamung hingewiesen, in die Preußen-Deutschland durch sein innerpolitisches „Andersseín" (Preuß), besonders in jüngster Zeit infolge des Übergangs seines östlichen Nachbarn zu kon-

stitutionell-demokratischen Formen, geraten sei und ein ungünstiger Einfluß auf die Kriegführung befürchtet. Darauf ist zu erwidern: Dieser Kampf wird nimmermehr mit politischen Schlagworten entschieden werden, sondern einzig und allein durch die Gewalt der Waffen. Die Verdächtigung der gegnerischen Privatverhältnisse ist stets nur eine Begleiterscheinung des Konflikts, sind die Geschäftsbeziehungen erst wieder hergestellt, kümmert man sich den Teufel um das häusliche Leben des Kontrahenten. Wenn man also sähe, das Heilmittel taugt nicht für uns, es versagt selbst bei seinen Erfindern — sollte dann wirklich der Mut zu einer „splendid isolation" fehlen? Die Überzeugungen der Andersdenkenden in Ehren (soweit sie nicht heimliche Aspiranten bei der geforderten Machtumwälzung sind!) — aber erliegen nicht auch sie der großen Komödie jenseits des Kanals (das französische Konkurrenzunternehmen dürfte weniger gefüllte Häuser haben!), geben nicht auch sie der bestechenden Formel unbeschränkten Kredit in der Hoffnung, mit ihr gleich einem Zauberwort das ganze Werk vollbringen zu können, ohne der Hemmungen und Schwierigkeiten zu gedenken, die in unsern heimischen Verhältnissen sich derartigen Änderungen entgegenstellen? Gefühlsmäßige Neigungen werden hier auf die Frage: ubi veritas? nicht antworten, sondern allein Vertiefung in das Problem, nicht naturrechtliche Abstraktionen, sondern empirisch gewonnene Einblicke an der Hand der eigenen und fremden Literatur, sowie des geltenden Verfassungsrechts.

Unter dem Eindrucke der heimischen Erinnerungen von 1848 betrat einst Lothar Bucher die Insel der — konstitutionell — Seligen, froher Hoffnung gewiß, zurück kehrte ein Entzauberter, der seinen Landsleuten den „Parlamentarismus" schilderte, „wie er ist" (1855), d. h., als die Kabinettsautokratie, vor der einst Görres gewarnt hatte. So wie ihm ist es auch manchen unserer Zeitgenossen gegangen, die dem Gefühl heimischer Mißstände erliegend, auszogen auf „die Suche nach der Demokratie" (vergl. das gleichnamige Buch von Abel-Musgrawe 1914) und drüben ernüchtert ihr „Phantom", die Züge einer egoistischen Oligarchie hinter der täuschenden demokratischen Maske entdeckten. Buchers Warnungsruf blieb in seiner Zeit vereinzelt und ungehört, heute aber mehren sich die Zeugnisse angesehener und unvoreingenommener Männer, die sich bemühen, unseren Blick zu schärfen, indem sie ihn von den Trübungen des traditionellen Dogmas befreien. Sie können nachdenkliche Aufmerksamkeit beanspruchen. Wir nennen hier außer den im Text weiter unten herangezogenen Schriften: Eduard Meyer, „England"; Steffen, „Die Demokratie in England"; derselbe, „Krieg und Kultur"; Arnold Oskar Meyer, „Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus"; Kips, „Der deutsche Staatsgedanke," ferner die philosophisch vertieften Bemerkungen von Scheler in „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg."

England ist die bisher am idealsten verwirklichte „Demokratie", in der „der Wille des Volkes" mittelbar durch das Parlament und dessen Exekutiv-

ausschuß, das Kabinett, das innere und äußere politische Leben bestimmt — so will es die populäre Meinung.

England ist eine Aristokratie oder Oligarchie, in der das Volk sich nicht selbst regiert, sondern sich von einer kleinen Schicht durch Besitz, Geburt oder Bildung hervorragender Männer regieren läßt — so ergibt es die genaue Prüfung der Tatsachen. Parlamentarisierung der Verfassung bedeutet keineswegs ohne weiteres ihre Demokratisierung, das ist es, was uns das englische Beispiel lehrt.

Die neueren Zeugen für den „Parlamentarismus wie er ist" sind keineswegs ausschließlich Nichtengländer. Den Wortführern einer Umgestaltung unseres Systems wäre z. B. die Bekanntschaft mit dem Buche Sidney Lows über „Die Regierung Englands", das 1908 auch ins Deutsche übertragen wurde, sehr zu wünschen. Man muß in dem Kapitel über „die Grenzen der Demokratie" die Schilderung lesen, die er von der „parlamentarischen Oligarchie" und der (gewissermaßen noch einmal destillierten) „Oligarchie im Kabinett" entwirft. Manch einem unserer demokratischen Reformer würden die Augen übergehen angesichts der Exklusivität dieser regierenden Klasse, die aus „einigen tausend Repräsentanten des Adels, der Grundbesitzer, Kapitalisten und führenden Männern der höheren Berufsklassen" besteht und sich im Wandel der Zeiten gleichgeblieben ist, höchstens daß neuerdings das plutokratische Element mehr in den Vordergrund tritt; vielleicht würde er demgegenüber mit unserem „bureaukratischen System" ganz zufrieden sein*). Denn es wäre für ihn sicherlich eine delikate Frage, den Prozentsatz des „Volks"einflusses in beiden Fällen abzuwägen. Hans Delbrück hat in seinem noch vor dem Kriege erschienenen Buche: „Regierung und Volkswille" eine Antwort darauf gegeben.

Man klagt über die politische Teilnahmelosigkeit des deutschen Volkes in seinen breiten Schichten (Preuß: „Das deutsche Volk und die Politik"), die es mit verschulde, daß der genossenschaftliche Faktor noch nicht zu seiner gebührenden Stärke gediehen sei — aber ist es wo anders besser? Hören wir Low: „Es ist ein merkwürdiges Ergebnis, nicht so sehr der Demokratie, als der modernen industriellen und sozialen Verhältnisse und der Zunahme in der Größe aller Faktoren der Regierung und Bevölkerung:

Die politische Macht ruht bei der Masse der Bürger; aber die Masse der Bürger ist in den meisten Ländern zu beschäftigt oder zu gleichgültig, um politisches Verständnis zu erlangen; daher rührt es, daß ihre öffentlichen Angelegenheiten noch für sie verwaltet und die Leitung ihrer öffentlichen Politik wirklich bestimmt wird von einer Oligarchie der einen oder der anderen Art. In einigen Staaten ...., wie z. B. in Österreich und Deutschland, nimmt sie die Form eines Ministeriums und einer Zivilverwaltung unter der Kontrolle

*) Es ist dabei ganz gleich, welche Partei am Ruder ist. Low zeigt an der Mitgliederliste eines konservativen und eines liberalen Kabinetts, daß dieses nicht „volkstümlicher" zusammengesetzt ist als jenes.

einer starken persönlichen Monarchie an. In den romanischen Ländern erscheint sie gewöhnlich in Gestalt einer machtvollen, alles beherrschenden Bureaukratie. Das moderne englische Gegenstück findet man in Gruppen von Personen, die den öffentlichen Angelegenheiten etwas mehr beständige Aufmerksamkeit zuwenden, als die Mehrzahl der Wähler . . . . ."*)

Man sieht, die Menschen sind wirklich überall „gleich", nur in einem etwas anderen Sinne, als es die radikale Doktrin will.

„Es kann keinem Zweifel unterliegen: Die englische Verfassung ist und bleibt unter allen demokratischen Verzierungen eine ausgesprochene, fest begründete Aristokratie" — zu diesem Resultate gelangt auch Ferdinand Tönnies in seiner kürzlich erschienenen Studie, die er der Vergleichung „des englischen und des deutschen Staates" gewidmet hat, und er fährt fort: „Der große Grundbesitz und das große Kapital sind die Mächte, die . . . die politischen Geschicke Großbritanniens bestimmen."

Aber das Problem ist mit dieser Personalfrage noch nicht abgetan. Hätte die englische „Dilettantenregierung", wie sie Low nennt, die Vorzüge unseres heimischen Beamtentums, so wäre gegen sie, abgesehen von der obigen irrigen Klassifizierung, nichts einzuwenden. Der Parlamentarismus zeigt jedoch nicht nur eine ganz bestimmte Verfassungsstruktur, er ist auch mit einem eigenartigen Verwaltungstypus historisch verbunden. Zwischen Parlament und Selfgovernment bestand ein organischer Zusammenhang, in dem die Lords und Unterhausmitglieder zugleich die höheren Funktionen der Selbstverwaltung übten. Wie der legislative Faktor, das Parlament, auf die Verwaltung, das Gebiet der Exekutive, übergriff, die es nach einem Gneistschen Ausdruck (mittels der sogenannten „private legislation") „präokkupiert und überwachsen" hat, so finden wir jene Herrenschicht von Westminster auch im Besitz der lokalen Gewalten in Grafschaft und Kirchspiel, etwa einen Peer als „Lordleutnant" an der Spitze der Friedensrichterkommissionen, deren Mitglieder (justices of the peace) sich wiederum aus gewesenen oder künftigen Commons zusammensetzen.

Diese Zentralisation des gesamten staatlichen Apparates in den Händen einer bestimmten Klasse, die grandioseste Ämterkumulierung, die die Geschichte kennt, ließ begreiflicherweise für andere Bildungen keinen Raum. Das Berufsbeamtentum des Kontinents war im Lande der Selbstverwaltung eine unbekannte Erscheinung. Was jedoch ehedem den Stolz des Eingeborenen und die Bewunderung des Fremden bildete, führte im Fortschritt der Zeit zu ernstlichen Kalamitäten. Die mit vornehmer Nonchalance nach dem Prinzip des laisser faire geleitete aristokratische Selbstverwaltung Altenglands hat gegenüber den immer größer werdenden staatlichen Aufgaben und Anforderungen sich als völlig unzulänglich erwiesen. Das durchaus irrationale, konservative, unmoderne und

*) a. a. O. S. 205.

historische Element, das überall im englischen Wesen begegnet*), zeigt sich auch auf dem Gebiete der Verwaltung. Man hat wohl gesagt, ein späterer Geschichtsforscher würde Mühe haben, auf Grund der überlieferten Formen und Zeugnisse das England der Stuarts und Tudors von dem Eduards des Siebenten und der Königin Victoria zu unterscheiden. Auch die insulare Administration von heute weist so archaistische Züge auf, wie sie der Verfassungshistoriker anderswo nur im achtzehnten Jahrhundert zu sehen gewohnt ist. Den kontinentalen Macht- und Rivalitätskämpfen entrückt, konnte England lange auf die straffe Behördenorganisation und Arbeitsteilung verzichten, zu der als Waffe und Instrument ihrer beständigen en vedette-Stellung die Festlandstaaten genötigt waren. Drum fehlt drüben ein Beamtenstand so gut wie noch ganz, ist die Ehre des Staatsdienstes eine unbekannte Vorstellung. Darum fehlt dort aber auch die sachliche Entsprechung: ein Verwaltungsrecht, wie denn eine innere Verwaltung, die den Namen verdiente, überhaupt bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein nicht zu finden war**).

Die Folgen dieses rückständigen und veralteten Zustandes offenbarten sich in den Mißständen auf dem Gebiete des Armen- und Schulwesens, in der unsäglich traurigen Lage der Industriebevölkerung wie der mangelnden sozialen Fürsorge überhaupt. Kein monarchisches Beamtentum wie das der Hohenzollern, hat hier den Ruin des Bauernstandes zu verhüten gewußt (die Tage des Tudorschen Bauernschutzes waren längst vorüber), und so empörende Erscheinungen, wie sie bei der Rechtsprechung der Billigkeitsgerichtshöfe gang und gäbe waren (vergl. die Schilderung der „Schuldhaft" bei Dickens), wird man in anderen Ländern, wo es zwar keine feudal besetzten „courts of equity", dafür aber etwa ein „Allgemeines Landrecht" (als eigenstes Werk einer hochintelligenten Magistratur!) gab, vergebens suchen. — Diesem Staatskörper fehlten die weißen Blutkörperchen des Berufsbeamtentums und damit die Immunität gegen Krankheiten des inneren Organismus.

Alle Welt redet von der vorbildlichen Gestaltung des englischen Selfgovernment oder richtiger „Lokal"government und weiß von ihrer Nachahmung in Preußen unter Bismarck zu erzählen. Weniger bekannt und besprochen ist die umgekehrte Beeinflussung, die auf dem Gebiete der Behördenorganisation (durch Ausbildung zunächst eines kommunalen Berufsbeamtentums) und der sozialen Gesetzgebung stattgefunden hat.

---

*) Über die psychologische Wurzel dieses Elements im englischen Ethos vgl. die feinen Bemerkungen Schelers a. a. O. S. 399.

**) Der Ausdruck: „Administrative law", in Büchern zwar begegnend, ist der Gerichts- und Anwaltspraxis fremd, Tönnies a. a. O. S. 106. Eine Trennung von Justiz und Verwaltung (in Preußen schon das Ziel des aufgeklärten Absolutismus und in der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung endgültig erreicht) ist in England ebensowenig durchgeführt, wie die in modernen Staaten notwendige Scheidung zwischen vollziehender und legislativer Gewalt und wie der Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht.

„Ich habe oft Gelegenheit gefunden, die große Schuld anzuerkennen, worin nicht nur mein eigenes Vaterland, sondern die ganze zivilisierte Welt Deutschland gegenüber steht für den Mut, womit es, schon vor einem Menschenalter, ein damals ganz neues und unerprobtes Versuchsfeld betreten hat", sagte — der Minister Lloyd George, als er die staatliche Arbeiterversicherung nach deutschem Muster einführte*).

Es ist ein eigen Ding um den Inbegriff von Institutionen und Organisationen eines Volkes, den man mit dem nüchternen Worte Verfassung zu bezeichnen pflegt. Scheinbar nur äußere Formen, steckt in ihnen doch das Geheimnis der Individualität, wie sich Charakter und Geist des Einzelmenschen in der Umgebung, darinnen er wohnt, ausdrücken. Dieses „Milieu", aus tausend Kausalitäten der Geschichte geboren, ist ein Produkt der Entwicklung. Es wurde nicht geschaffen, sondern es „wurde", und darum läßt es sich auch nicht an anderer Stelle neu schaffen. Der politische Geist der Völker hat sein ureigenstes Bekenntnis, und es wäre verhängnisvoll, zu glauben, daß unser Volk in dem „nach Albions Exempel" errichteten „Tempel" (von dem einst Friedrich Rückert schwärmte) seinen inneren Frieden finden müßte. Er zeigt die Züge eines fremden Stils, und gerade die Engländer als das „ehrerbietige Volk" (deferential people), dem das „stare super antiquas vias nicht sowohl ein Axiom wie eine Religion bedeutet"**), würden am wenigsten Verständnis für solch politisches Konvertitentum besitzen.

Zudem: Das Verfassungsrecht wie alles Recht befindet sich in steter Wandlung. England hatte sein Zeitalter des klassischen Parlamentarismus unter einer herrschgewohnten Aristokratie mit selfgovernment und parochial mind. Das war jener Verfassungstypus, wie er unserem Rudolf Gneist (dem deutschen Blackstone) zeitlebens als Ideal vor Augen stand. Dann kam das neunzehnte Jahrhundert mit seinen drei großen Reformen, die eine immer deutlichere Demokratisierung zu verwirklichen schienen. Die Theorie sprach von Unterhaussouveränität de jure, Volkssouveränität de facto. Königtum und Oberhaus schienen von der politischen Bühne abzutreten. Doch war alles fließend, auf die jeweiligen Personen gestellt, wie die Viktorianische Epoche und ihr Erbe lehrten. Daneben gewahrt man einen anderen Kandidaten der Macht: den Premierminister, nur widerwillig und verspätet vom geltenden Recht und seinem Sprachgebrauch anerkannt, um so bedeutungsvoller in seiner tatsächlichen Stellung. Im ganzen genommen jedenfalls eine ungeklärte Situation, in die hinein der Ausbruch des Weltkrieges fällt. Eins zeigt sich da sofort: Bei dem entscheidenden Entschluß ist das Parlament nicht der Führer, sondern der Geführte. Die bindenden Abmachungen der äußeren Politik sind ihm unbekannt, die Grey und Asquith beherrschen das Spiel ebenso wie jenseits des

*) Tönnies, a. a. O. 200.

**) Low, a. a. O. S. 168 und 7.

Kanals der „republikanische" Präsident. Im späteren Verlauf hat sich der Absolutismus des „prime minister" nur gesteigert. Er kehrt sich nicht mehr an die parlamentarische Schablone, sondern bureaukratisiert durch Outsiders sein Kabinett. Dieser Wechsel in den Personen ist charakteristisch für die Umwandlung des ganzen Systems. Der aufs äußerste gesteigerte Druck von außen, den England zum ersten Male am eigenen Leibe spürt, bewirkt notgedrungen eine Annäherung seiner Institutionen an den vielgeschmähten „Obrigkeitsstaat". Heute vermag kein Engländer zu sagen, wie in Zukunft bei ihm zulande regiert werden wird. Noch steht die Zitadelle des eigentümlich englischen Verfassungsbaues, das Zweiparteiensystem. Wer aber weiß, wie lange, wenn das von einer überwältigenden Unterhausmehrheit befürwortete neue Wahlrecht zur Ausführung gelangt, durch das der Arbeiterpartei ein entscheidender Einfluß gesichert wäre. „Das parlamentarische System funktioniere gegenwärtig in keinem kriegführenden Staate", konstatierte neulich ein sozialdemokratisches Blatt und brachte damit das Schwebende und Unsichere des augenblicklichen Zustandes zum Ausdruck*).

Wir wollen in Ruhe abwarten, wie drüben sich die Verhältnisse gestalten. Eine überstürzte Nachahmung, nur um aus der sogenannten innerpolitischen Isolierung herauszukommen, ist zurzeit weniger berechtigt und empfehlenswert denn je.

Demgegenüber aber betrachten wir nun die bisher noch gar nicht erörterte Frage: Wie steht es denn mit den Voraussetzungen für einen solchen Wechsel der Regierungsform in Deutschland selbst? Ein neues Kleid mag noch so schön und gediegen sein, vor allem muß es doch dem, der es tragen soll, passen!

Die Dinge liegen zunächst nicht einfach so, daß wo anders die Parlamente regieren, bei uns die Krone und „ihre" Beamte ohne organische Verbindung mit der Gemeinschaft als ein ihr transzendenter Herrschaftswille wie im alten Anstaltsstaate. Die Zeiten des Absolutismus sind überall vorbei. Es ist heutzutage überhaupt undenkbar, daß sich eine Regierung auf die Dauer dem ausgesprochenen Majoritätswillen im Lande widersetzt. Irgendwann und schließlich wird sich die Nadel des politischen Kompasses stets in die Richtung einstellen, in die sie die Strömungen des öffentlichen Lebens weisen. Nur wird es dabei allerdings auf die einheitliche Wirkung dieser Strömungen ankommen. Kreuzen sie sich oder laufen sie ziellos hin und her, dann hemmen sie gegenseitig ihre Kraft. Das ist tatsächlich der bei uns herrschende Zustand.

Die vielerörterte Zerklüftung der Parteien, die ihr Seitenstück in der politischen Zersplitterung und Kleinkreisigkeit der öffentlichen Meinung überhaupt besitzt, läßt es zu einer aktionsfähigen Bildung des genossenschaftlichen Willens nicht kommen. Wenn der eine Teil regiert, was der andere bejaht, so ist an eine Stetigkeit der politischen Wirkung natürlich nicht zu denken.

*) Man vergleiche auch Äußerungen in der französischen Presse und Emile Faguet, „Le culte de l'incompetence".

Der mehrfach zitierte Low bezeichnet es als „eine schwierige, vielleicht sogar unmögliche Aufgabe, auf Grund einer Doktrin eine Trennungslinie zwischen den beiden (englischen) Parteien zu ziehen.“ Ihre Einheitlichkeit im Prinzipiellen nach dem großzügigen Grundsatz des „men, not measures“ ermöglicht ja erst das ungestörte Funktionieren der parlamentarischen Regierungsweise. Diese äußerlich als Konservative und Liberale sich unterscheidenden Parteien sind (oder waren bisher, nach dem oben Angedeuteten) jederzeit in der Lage, das der Hand des Partners entgleitende Ruder zu ergreifen, ohne daß bei diesem Wechsel das Staatsschiff von seinem rechten Kurse abirrt. Was sich bei uns für tiefgreifende und ungünstige Wirkungen für die stabile Gesundheit des Staatskörpers ergeben würden, wenn ein konservatives oder klerikales Kabinett von einem sozialdemokratischen abgelöst würde, kann jeder ermessen, der den Kontrast der Lebensanschauungen in den einzelnen Fraktionslagern kennt (und hier läßt sich vor der Hand der einschränkende Zusatz in der Vergangenheitsform wie oben nicht wiederholen). Dementsprechend sieht man bei uns nur einen unvollkommenen. gewissermaßen einseitigen Parlamentarismus. Auch in deutschen Staaten gibt es ja Regierungsparteien, nach denen sich die Zusammensetzung des Kabinetts richtet und die auf die Verwaltung einen maßgebenden Einfluß üben. In Preußen sind es die Konservativen, in Bayern das Zentrum. Aber ihnen fehlt das notwendige Gegenstück einer ebenbürtigen „Opposition“, die viel weniger das bedeutet, was dieser Name besagt, als eine zweite „Regierungspartei“ gleichsam in Ruhe, mit dem vollen Verantwortlichkeitsbewußtsein einer solchen ausgestattet, das sie sich nicht so sehr um die Fehler der anderen wie um die eigene Bereitschaft kümmern läßt, um regierungsfähig zu sein, wenn an sie die Aufgabe herantritt. Alle die Krankheiten einer unfruchtbaren, sich in Kritik verzehrenden, nie zu eigenem Handeln berufenen „Opposition“, wie sie bei uns im eigentlichen Sinne bekannt genug ist, sind hier am Ausbruch verhindert. Solange uns die in sich konsolidierten nnd unter sich nicht mehr durch fundamentale Prinzipienfragen getrennten, großen Parteien fehlen — und dieses Ziel wird nicht von heute auf morgen erreicht — ist an eine Einführung parlamentarischer Regierungsweise ohne ernste Schädigungen und Erschütterungen des staatlichen Organismus nicht zu denken. Wie die Dinge augenblicklich liegen, ist uns die einheitliche und stetige Leitung durch eine allerdings von jeder Partei unabhängige monarchische Beamtenregierung unentbehrlich, auch im Interesse der Minoritätsparteien geboten.

Nicht mit Unrecht konnte kürzlich die „Chemnitzer Volksstimme“ von ihrem Standpunkte die Einführung des parlamentarischen Systems als gleichbedeutend mit der „Berufung der wüstesten Annextionisten an die Macht“ ablehnen!

Neben diesen in den Parteiverhältnissen begründeten Kardinalfehler, auf den schon Bismarck und neuerdings wieder Bülow — beide übrigens keine prinzipiellen Gegner des Parlamentarismus! — hingewiesen haben, treten nun aber noch andere Schwierigkeiten. Würde aus jenem ein ungünstiger Einfluß

auf die Verwaltung sich mit Sicherheit ergeben, so liegen diese in der Reichsverfassung.

Seit bald einem halben Jahrhundert dauert der von einem genialen Meister errichtete Bau unseres Reiches und hat seine Festigkeit in den Stürmen dieses Krieges aufs neue dargetan. Was ihn im Gleichgewicht erhält, das ist die kunstvoll erdachte Balancierung der einzelnen Machtfaktoren, die dem föderalistischen und dem unitarischen Elemente zugleich sein Recht werden läßt. Jedes dieser beiden Programme allein hatte in der voraufgegangenen Zeit Fiasko gemacht. Ein gleiches wäre in Zukunft zu fürchten, wenn man durch Lahmlegung eines Organs eine Verschiebung der Kräftezentren vornehmen wollte.

Dies aber wäre bei Einführung parlamentarischer Regierungsweise, die den Bundesrat ausschalten muß, der Fall. Im Jahre 1909 hat der bedeutende, leider vor der Zeit verstorbene Georg Jellinek in einem „Regierung und Parlament in Deutschland" behandelnden Vortrag darauf hingewiesen:

„Wollte man den Parlamentarismus nach westlichem Muster durchführen, so wäre dies nur unter Verdrängung des Bundesrats und damit unter Preisgebung der bundesstaatlichen Gestaltung des Reichs möglich . . . . . Unausbleibliche Wirkung der parlamentarischen Regierungsweise im Reiche wäre . . . Herabdrückung der Einzelstaaten zu politisch bedeutungslosen Gebilden . . . . . Die Frage: parlamentarische oder außerparlamentarische Regierung birgt für das Deutsche Reich noch eine andere höchst bedeutungsvolle in sich: Einheitsstaat oder Bundesstaat, Unitarismus oder Föderalismus" *).

Weder in Nordamerika noch in der Schweiz, den beiden anderen Typen des Bundesstaates, ist die Form der Parteiregierung eingeführt, in beiden Fällen sogar verfassungsrechtlich ausgeschlossen. Wo man allerdings unfähig ist, „die Begriffe Staatenbund und Bundesstaat auch nur zu denken" **), wird man kein Verständnis für die politischen Notwendigkeiten dieser Staatsformen besitzen und mit der Legende der Rückständigkeit umkleiden, was das einfache Gebot ihres geltenden Verfassungsrechts fordert.

Ein drittes Hindernis ergibt sich aus dem organischen Zusammenhang der Reichsverfassung mit der preußischen. Die zwischen den Ämtern des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten bestehende Personalunion würde bei Annahme parlamentarischer Regierungsweise im Reich eine ähnliche Konstellation in Preußen zur Voraussetzung haben. Um einen glatten Gang der Geschäfte zu verbürgen, müßte einmal dem Präsidenten des preußischen Staatsministeriums gegenüber seinen Ministerkollegen die diskretionäre Mach zustehen, wie sie der Kanzler des Reichs gegenüber den dortigen Staatssekretären besitzt und müßte ferner eine Homogenität zwischen der Majorität des Reichstags und des preußischen Landtages hergestellt werden, wie sie bis-

*) Vorträge der Geheestiftung. 1909. Nr. 1.

**) Äußerung des englischen Staatsrechtslehrers Maitland (bei Tönnies a. a. O. 195).

her nicht bestand und in Zukunft wohl auch nicht ohne Kämpfe erreicht werden könnte*). Deren Ergebnis aber wäre: entweder eine völlige Verpreußung des übrigen Reichs, oder aber das Herabsinken des preußischen Parlaments auf die Stufe eines Provinziallandtages, wie das Westminsterparlament in dem Augenblicke zur Lokalgröße werden müßte, wo der föderalistische Zusammenschluß des „greater Britain" Wirklichkeit würde.

Endlich sei noch an die Tatsache erinnert, daß bereits in Einheitsstaaten wie Frankreich das parlamentarische System für den Verwaltungsapparat ungünstige Folgen zeitigt. Sie müßten in einem Bundeswesen wie dem unsrigen doppelt empfindlich werden bei der fortwährend erforderlichen An- und Ausgleichung der Parlamentsmajoritäten in Reich und Einzelstaaten**).

Bei klarer Sicht verschwinden die Nebel der Illusion, die Entfernung und Undeutlichkeit um Personen und Dinge weben. Möchte auch in dem hier angeregten Problem nach der guten Lehre der Alten besseres Wissen richtigeres Handeln bewirken und Tönnies recht haben, wenn er „die in Deutschland und anderen Ländern herrschende, sehr mangelhafte Kenntnis des englischen Staates" als dasjenige bezeichnet, „was dessen parlamentarische Parteiregierung als normal oder gar als musterhaft und schlechthin nachahmenswürdig erscheinen läßt***).

Möchte jeder, der berufen ist, an der Gestaltung unserer innerpolitischen Verhältnisse mitzuarbeiten, die Worte beherzigen, mit denen Sidney Low in seinem mehrfach erwähnten Werke die Schilderung des „parlamentarischen Regierungstypus" beginnt. Er sagt von den ausländischen Beobachtern und Nachahmern des englischen Systems: „Vielleicht bemerken sie nicht immer, wie sehr es von Umständen abhängig ist, die man als lokale oder zufällige bezeichnen kann. Die Mischung enthält zahlreiche Ingredienzien, „Spuren", wie die Analytiker sagen, von vielen verschiedenen Elementen, und wenn das eine weggelassen oder in ungehöriger Proportion eingeführt wird, so wird der ganze Geschmack der Resultante verändert."

Wir stehen in einer Zeit der Umbildung. Es ist sicher, daß sich die Grundlagen unseres Staatslebens im Sinne einer stärkeren Beteiligung des genossenschaftlichen Faktors an der Gestaltung der politischen Geschicke verändern werden, eine „im Zuge der Zeit liegende Demokratisierung", allerdings nicht

*) Eine Änderung des preußischen Wahlrechts würde allerdings die hier sich ergebenden Schwierigkeiten verringern.

**) Bezeichnend übrigens für die Erscheinung, daß englisches Verfassungsrecht de facto stets seiner juristischen Spiegelung auf dem Kontinent einen Schritt vorausgeht, ist in diesem Zusammenhange folgendes: Bei uns fordert man, überzeugt, dadurch dem Ideale näherzukommen, die Einsetzung verantwortlicher Reichsminister neben dem Kanzler. Drüben jedoch arbeitet die Entwicklung bereits auf eine Gestaltung der Dinge hin, die den englischen „prime minister" zu einer Art „Reichskanzler" (Tönnies a. a. O. S. 51) in dem größerbritischen „Bundesstaat" machen soll, d. h., ihn dort mit einer ähnlich autokratischen Macht ausstatten würde, wie er sie in der Heimat bereits besitzt.

***) a. a. O. S. 133 f.

in der engen, parteipolitischen Bedeutung dieses Schlagwortes. Solch Ziel aber kann nicht nur durch Einführung parlamentarischer Regierungsweise erreicht werden. „Einführung" ist überhaupt ein schiefer Ausdruck. Das Produkt tatsächlicher, historisch erwachsener Machtverhältnisse entzieht sich positiver Rechtssatzung. In den Paragraphen der Verfassungsurkunden, die immer nur ein Seinsollen, nie das Sein selbst verbürgen können, findet man darum auch nirgends jenen Grundsatz ausgesprochen. Nur gewisse Voraussetzungen lassen sich „einführen". Diese glauben nun die Anhänger der Neuorientierung (unter unseren Parteien gehört dazu bekanntlich neben Sozialdemokratie und Fortschritt auch ein Teil der Nationalliberalen und des Zentrums) vor allem in dem Augenblicke verwirklicht, wo durch die (als gewiß zu betrachtende) Änderung des preußischen Wahlrechts eine irgendwie gestaltete Majoritätsbildung der linken Gruppen ermöglicht wird. Damit scheinen wir ja dem idealen Zweiparteiensystem näherzukommen. Aber was wäre eigentlich gewonnen? Angenommen zunächst einmal, es gelingt eine Verständigung der doch stark auseinanderstrebenden Elemente des neuen Blocks und damit die Schaffung einer konsolidierten homogenen Großpartei — ginge es uns nicht dann immer noch nach den Worten des Dichters, daß wir die Teile in der Hand haben ohne das geistige Band, das in diesem Falle in der prinzipiellen Harmonie beider Organisationen bestände? Bliebe nicht nach wie vor die tiefe Kluft, welche die neue „Regierungspartei" von der alten trennt und damit die Unmöglichkeit eines Alternierens ohne Störungen und Umwälzungen im staatlichen Leben? Soll aber etwa der neue Träger der Macht dauernd die Zügel in der Hand behalten, so wäre der bisherige Zustand um nichts gebessert, und wir hätten den gleichen starren, einseitigen Parlamentarismus wie zuvor.

Auf dem Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei in Schlesien hat jüngst Exzellenz Dernburg, der frühere Staatssekretär, geäußert: „Zur Einführung des Parlamentarismus gehören führende Männer, die ihre Partei in der Hand haben, disziplinierte Abgeordnete, die folgen und Eigenbrötelei unterlassen, Parteiprogramme, die nicht rechts und links Stacheln hervorstecken, die die Einigung mit gleich oder ähnlich gerichteten Fraktionen unmöglich machen, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Wille zur Macht. Wenn das da ist, ist der Parlamentarismus da". Dies sind zweifellos unumgängliche Bedingungen, aber sie alle zusammen, wenn sie erfüllt werden, berechtigen noch nicht zu der Schlußfolgerung, die Dernburg an sie knüpft. Es ist nicht anders, wir sind vor der Hand noch nicht so weit, daß wir mit vollen Segeln auf dem Meere des Parlamentarismus dahinfahren könnten (wobei fraglich bleibt, ob das angesichts der natürlichen Anrechte unserer Monarchie je geschehen kann!), noch gilt es, innerhalb der Klippen zu lavieren, den durch unsere heimischen Verhältnisse geschaffenen Hemmungen Rechnung zu tragen.

Vor hundert und mehr Jahren, als die große Flutwelle des Konstitutionalismus von Westen her Europa überbrandete, hat sich die deutsche Monarchie

das Recht, das Neue ihrer Eigenart gemäß auszugestalten, trotz aller Schablonierungsversuche gewahrt. Auch in unserer Epoche, die wiederum zugleich mit einem Weltkriege einschneidende Veränderungen im inneren Organismus der Staaten gebracht hat, liegt eine ähnliche Lösung der Frage im wahren Interesse aller beteiligten Kreise. Damals wurde mit den Begriffen „landständisch" und „repräsentativ" Mißbrauch und Gaukelspiel getrieben, heute scheinen die Worte „autokratische" und „parlamentarische" Regierungsweise zu ähnlicher Rolle bestimmt. Einst lag der Fehler darin, daß eine skrupellose Interpretationskunst von rechts und von links zur Antithese zuspitzte, was tatsächlich nur konträrer Gegensatz war. Auch jetzt müssen wir uns hüten, unseren Feinden in die Hand zu arbeiten, indem wir ihre Methode der schroffen Kontrastierung auf innerpolitischem Gebiete anwenden. Die Unterschiede der Regierungsformen sind keineswegs von so absolutem Charakter, wie man es für gewöhnlich dargestellt findet. Also offenes Bekennen zu den Forderungen der Zeit unter Wahrung unserer berechtigten Eigenart und mit der klaren Einsicht in die Relativität aller Verfassungsformen die Erkenntnis ihrer im Grunde nur akzidentiellen Verschiedenheit!

Man vermeidet neuerdings das Wort „Parlamentarismus", auch da, wo man seine schrankenlose Verwirklichung fordert. Uns scheint die Eliminierung dieses Kampfbegriffs einer befriedigenden Lösung der schwebenden Frage nur förderlich zu sein. Da wir nun einmal dazu genötigt sind, eine ganze Reihe von Faktoren in die Rechnung einzustellen, wird ein Programm der mittleren Linie unvermeidlich und jede einseitig scharfe Formulierung vom Übel. Wenn wir auch ein parlamentarisches Kabinett nach englischem Muster weder einführen können, noch infolge der damit verbundenen Schattenseiten wollen, so hindert doch nichts, die allzu schroffe Scheidung der legislativen von der exekutiven Gewalt fallen zu lassen und durch Aufnahme von Parlamentariern in die Regierung, wie das neuerdings wiederholt, sogar von freikonservativer Seite gefordert worden ist, dieser eine breitere volkstümlichere Grundlage zu geben. Das würde noch lange nicht mit einer „Parlamentarisierung" der Ministerien identisch sein, wie man sie vor dem Kriege in Österreich versucht hat. Hier scheiterte die Bildung eines solidarischen Kabinetts an den politischen und nationalen Gegensätzen, Klippen, die für uns zum Teil (infolge der ethnischen Einheitlichkeit) nicht existieren, zum Teil hoffentlich vermieden werden könnten. Darin läge schon ein „organischer Zusammenhang zwischen Regierungen und Parlamenten", ohne daß derselbe gerade restlos durchgeführt sein müßte, wie es der jüngste Aufruf der Fortschrittspartei bei diesen Worten im Sinne hat. Auch sonst ließe sich der Einfluß des genossenschaftlichen Elements steigern, ohne darum die starke Stellung der Krone, die für uns sowohl historisch gerechtfertigt, als auch durch die politische Konstellation geboten erscheint, anzutasten. Unsere Verfassung kann noch an mancher Stelle ausgebaut werden, wie denn z. B. der Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit nicht länger mehr in Reich

und Einzelstaat „lex imperfecta“ zu bleiben brauchte. Ohne Vertrauen und Nachgeben, wie in einer guten Ehe, wird auch im konstitutionell-monarchischen Staate das Ziel innerer Harmonie und daraus entspringender äußerer Kraft nicht erreicht und, wenn das Nachgeben dem historisch-politischen Verlauf entsprechend mehr auf Seiten der Monarchie liegt — nun, so lehren die jüngsten offiziellen Kundgebungen, daß hier der gute Wille dazu vorhanden ist. Sie braucht als Zeichen der Zeit nicht jene extreme Forderung zu betrachten, an die jüngst der „Vorwärts“ die Unerschütterlichkeit des Hohenzollernthrones band. Das Ideal des „patriotischen Königs“ über den Parteien, wie es einst Lord Bolingbroke für England verkündete, hat bei uns aus der Vergangenheit seinen tiefen Sinn und wird ihn auch in Zukunft behalten.

Guatemala

Von Professor Dr. K. Sapper

Als vor wenigen Wochen die Nachricht durch die Blätter ging, daß die Republik Guatemala die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen hätte, da durchzuckte es mich wie ein körperlicher Schmerz, denn ich liebe dieses wunderschöne Land, in dem ich zwölf Jahre meines Lebens verbracht, in dem ich so vielfache Förderung seitens der Regierung wie Privater erfahren hatte! Meine Freunde, die solcher persönlicher Beziehungen zu dem kleinen Lande entbehren, zuckten nur verächtlich mit der Achsel und fanden den diplomatischen Schritt operettenhaft, mit einem Stich ins Lächerliche. Nun ist freilich zuzugeben, daß die Tatsache des Abbruches militärisch belanglos ist; aber wirtschaftlich ist sie für uns doch keineswegs gleichgültig, denn das deutsche Kapital und das deutsche Volk sind in dem kleinen Lande weit mehr interessiert, als in manchen anderen von wesentlich größerer Ausdehnung und stärkerer Einwohnerzahl. Darum lohnt es sich auch wohl, kurz das Land, seine Bewohner und seine wirtschaftliche Bedeutung zu charakterisieren.

1. Das Land

Guatemala ist eines der Länder Mittelamerikas und nimmt daher Teil an der Gunst der Lage dieses schmalen Zwischenlandes, das in einer Längs-

erstreckung von etwa 1900 Kilometern die Verbindung zwischen den beiden Kontinenten der westlichen Halbkugel darstellt. Trotz seiner Kleinheit, die aber immerhin etwa der Fläche des rechtsrheinischen Süddeutschland entspricht, wird Guatemala von den Wellen der beiden wichtigsten Weltmeere bespült und hat daher die Möglichkeit, nach beiden Seiten hin Handel zu treiben, wofür eine interozeanische Eisenbahn seit einem Jahrzehnt die Vorbedingungen noch erleichtert hat.

Daß Guatemala im nördlichen Teil Mittelamerikas gelegen ist, macht klimatisch wenig aus, da ganz Mittelamerika in den Tropen liegt; aber biologisch ist es von großer Bedeutung, indem die südamerikanischen Einflüsse auf die Pflanzen- und Tierwelt, sowie auf die menschliche Bevölkerung bereits ziemlich gering sind.

Bei aller Verwickeltheit im einzelnen ist doch die Oberflächengestaltung des Landes in den Grundzügen sehr einfach: ein weites hügeliges Tiefland im Norden (Petén), ein breites und hohes Kettengebirge in der Mitte, von West nach Ost das Land durchziehend, und im Süden ein mächtiges eruptives Rückengebirge mit prachtvollen Vulkanen, die vielfach in einfacher Konturlinie von der vorgelagerten Küstenebene aus bis 3000 und 4000 Meter Höhe emporragen. Dieselben einfachen Züge zeigen sich infolge der herrschenden Winde auch in der geographischen Verteilung des Regenfalles und der Vegetationsformationen: das nördliche Tiefland sowie die atlantische und pazifische Abdachung des Hochlandes zeichnen sich durch starken Regenfall fast das ganze Jahr über und — abgesehen von kleineren Grasflurflächen — durch üppige, dichte Urwälder aus; das Binnengebiet dagegen ist regenärmer, weist eine ausgesprochene lange Trockenheit auf und ist von Grasfluren und Strauchsteppen, auf den minder trockenen Gebirgsflächen von lichten Eichen- und Kiefernwäldern bestanden.

Neben dieser wagrechten Gliederung bringen die bedeutenden Erhebungen eine ebenso auffällige senkrechte Gliederung hervor: während im Tiefland jahraus jahrein hohe tropische Temperaturen herrschen („Tierra caliente" = heißes Land), stellt sich im Hochland von etwa 1800 Metern Höhe an regelmäßig Frost ein; die Temperaturen sind kühl („Tierra fria" = kaltes Land) und daher für den europäischen Ackerbau sehr geeignet; die höchsten, zuweilen von Schneefall heimgesuchten Erhebungen des Landes dienen nur noch der Viehzucht und Waldwirtschaft; die Region des ewigen Schnees wird aber auch von dem höchsten Berge des Landes, dem Vulkan Tajumulco (4210 Meter), nicht ganz erreicht. Der Besitz großer für menschliche Besiedlung geeigneter Hochlandflächen unterscheidet Guatemala von den übrigen mittelamerikanischen Ländern und nähert es der Natur des benachbarten Mexiko.

2. Die Bevölkerung

Den natürlichen Zonen und Regionen gliedert sich in Guatemala auch die Volksdichteverteilung ein: unter sonst gleichen Boden- und Verkehrsver-

hältnissen sind überall die Waldregionen weit dünner bevölkert als die offenen Landschaften, und die entnervenden, malariadurchseuchten Niederungen viel dünner als die frischen gesunderen höheren Regionen. In einer Höhe von 2200 bis 2500 Metern ist in Guatemala die Volksdichte am stärksten, um dann rasch nach oben hin bis zur oberen Grenze des Ackerbaues und zugleich der Besiedlung (in 3200 Meter Höhe) abzunehmen.

Diese regionale Verschiedenheit der Volksdichteverteilung hat schon vor der spanischen Eroberung bestanden, denn die indianische Rasse stammt ursprünglich offenbar nicht aus den Tropen, sondern aus kühleren Regionen, und wenn auch einzelne Zweige derselben sich völlig dem tropischen Tiefland angepaßt haben, so findet die Rasse innerhalb der Wendekreise doch ihre günstigsten Lebensbedingungen im Hochland. Daher ruhte auch in Guatemala ebenso, wie in Mexiko und den südamerikanischen Gebirgsländern, die Hauptkraft der Bevölkerung stets in den Hochländern. Aber freilich war in vorspanischer Zeit das Gebiet des heutigen Guatemala von mehr als zwei Dutzend verschiedener Monarchien und Sprachgebiete eingenommen. Zwar hatte längere Zeit hindurch das Königreich Quiché (spr. Kitsché) den größten Teil des heutigen Staatsgebietes beherrscht; da aber die fremdsprachigen Teile unter ihren angestammten Herrschern geblieben waren, so konnten sie bei Schwächung der Zentralgewalt verhältnismäßig leicht abfallen — wie es kurz vor der Ankunft der Spanier tatsächlich geschehen ist.

Die einzelnen Indianervölker hatten sich in dem vielgestaltigen Lande zumeist je auf Gebiete gleichartiger Naturausstattung beschränkt, mit einziger Ausnahme der größeren Hochlandsstämme, die sämtlich Kolonien im benachbarten Tiefland besaßen, um auch die Erzeugnisse der Tierra caliente, wie Kakao, Kautschuk, Palmblätter, Paprika u. s. f. auf eigenem Gebiete gewinnen, eine gewisse Autarkie erreichen zu können.

Die Kultur der Indianer Guatemalas stand recht hoch, höher als in der Mehrzahl der übrigen mittelamerikanischen Länder, und als die Spanier, unter Pedro de Alvarado 1524 von Mexiko kommend, das politisch zerrissene Hochland samt der pazifischen Abdachung in raschem Anlauf unterworfen hatten, begann ein gegenseitiges Geben und Nehmen der Kulturelemente, so zwar, daß die indianischen auf dem Lande (auch in spanischen Haushaltungen) noch heute überwiegen, während in den Städten die spanische Kultur das Übergewicht erhielt. Die atlantischen Waldgebiete leisteten der Unterwerfung zunächst erfolgreichen Widerstand, und wenn auch ein Teil des Gebiets, die Verapaz, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durch friedliche Bekehrung seitens des großen Indianerfreundes Fray Bartolomé de la Casas gewonnen wurden, so blieben doch die Stämme des Nordens noch lange, zum Teil sogar bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein, unabhängig und den Spaniern feindlich. Dieser Umstand erleichterte es englischen Piraten und Holzfällern schon im siebenzehnten Jahrhundert, sich an der atlantischen

Küste festzusetzen und so die Keime zu der noch jetzt bestehenden Kolonie Britisch Honduras zu legen.

Da die Spanier zumeist ohne Frauen nach Mittelamerika gekommen waren, setzten alsbald starke Vermischung und starkes Anwachsen einer Mischlingsbevölkerung ein; ein Teil der kleineren Indianerstämme verschwand ganz oder fast ganz, und nur die größeren Stämme Guatemalas erhielten sich Sprache, Kultur und Rassenreinheit in ziemlich weitgehendem Maße. So kann man den Volkskörper Guatemalas (wie des benachbarten Mexiko) am ehesten mit einem Konglomerat vergleichen, das verschiedenartige Gerölle indianischen Volkstums in der gleichförmigen Grundmasse des Mischlingselements enthält; dabei ist aber das Indianertum gegenwärtig der Mischlingsbevölkerung zahlenmäßig noch stark überlegen (Gesamtvolkszahl Guatemalas zurzeit über zwei Millionen Seelen). In den übrigen mittelamerikanischen Ländern dagegen ist das reine Indianerelement nur noch schwach vertreten und darum völlig bedeutungslos.

Die Tatsache, daß die Mehrzahl der Indianervölker Guatemalas der einen großen Familie der Mayavölker angehört, erklärt es, daß durch die Verbindungen der Spanier mit den Eingeborenen eine verhältnismäßig einheitliche Mischlingsbevölkerung entstanden ist, die ziemlich deutlich von der der Nachbarländer mit anderem indianischem Grundstock verschieden ist und daher dem Volkskörper Guatemalas ein gewisses Maß von Individualität gibt. Von den beiden Bevölkerungselementen zeigt das indianische geringere geistige Beweglichkeit und Intelligenz, aber größere Stärke und Zuverlässigkeit des Charakters; die Mischlinge sind dagegen vermöge ihrer höheren geistigen Potenz die Träger des politischen und wirtschaftlichen Lebens und Fortschritts; auch in Wissenschaft und Literatur bringen einzelne Persönlichkeiten anerkennenswerte Leistungen hervor und selbst in der Technik fehlt es nicht daran; hat doch ein Guatemalteco (Guardiola) die beste vorhandene Kaffeetrockenmaschine erfunden. Als Erben der geistigen Kultur der Spanier zeigen die Mischlinge fast durchweg große formale Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Verkehr, wobei freilich, wie bei allen Romanen, die blühende Phrase vielfach die Herrschaft erlangt. In einer Hinsicht gleichen sich Indianer und Mischlinge: sie beweisen in allen Lebenslagen große äußere Ruhe und Selbstbeherrschung und heben sich dadurch vorteilhaft von nordeuropäischen Neuankömmlingen ab.

3. Politische Verhältnisse

Die politische Niederhaltung der Indianer erforderte anfänglich große staatsmännische Geschicklichkeit und gelegentlich erhebliche Kraftentfaltung. Indem die Spanier aber zunächst durch Vermittlung der einheimischen Herrschergeschlechter regierten und dieselben erst nach der Erstarkung ihrer Herrschaft beiseite schoben, bildete sich allmählich eine ruhige Unterwürfigkeit der Indianer

heraus, gleichviel ob Spanier am Ruder waren, die vom Mutterland zur Herrschaft berufen wurden, wie in der Kolonialzeit, oder ob im Lande selbst gebürtige Kreolen und Mestizen, wie nach der Unabhängigkeitserklärung. Die Indianerstämme bildeten im Staate zwar sprachliche Fremdkörper, aber ihr politischer Einfluß blieb — wie im benachbarten Mexiko — gleich Null, da die Indianer, vor allem die des Spanischen unkundigen, politisch gänzlich indifferent zu sein pflegen. Das ist einmal insofern der Fall, als auch die größten Indianervölker (wie die Quiché mit einer Viertelmillion, die Cakchiqueles, Mames, Kekchi mit je hunderttausend Seelen) im Innern des Staatswesens keinerlei politische Ansprüche anmelden, andererseits aber die große Mehrzahl der Indianer wegen Unkenntnis des Spanischen im Militärdienst ausfallen und höchstens als Lastträger Verwendung finden — eine Tatsache, welche die verhältnismäßig geringe militärische Kraft des Landes erklären hilft. Auf der anderen Seite kommt aber der Staat den Bedürfnissen der Nicht-spanisch-Redenden recht entgegen: er anerkennt zwar die Indianersprachen nicht als amtliche Sprachen, nimmt seit etwa einem halben Jahrhundert indianische Dokumente nicht mehr an und sorgt dafür, daß die Protokolle in Gerichten, Munizipalitäten, Standesämtern und dergleichen spanisch geschrieben sind, daß in der Schule spanisch unterrichtet wird, aber andererseits duldet er doch, daß in weitem Umfang indianisch gepredigt wird, bei Gerichten und in der Verwaltung indianische Aussagen zugelassen werden. So wird der sprachliche Friede gewahrt und andererseits durch die Vielsprachigkeit der Indianerstämme und durch die Maßnahme, daß Indianer nur Vorderlader besitzen dürfen, die Gefahr größerer Aufstände herabgemindert. Und wenn einmal ein Indianer durch besondere Energie und Intelligenz in einem besonderen Ausnahmefall eine politische Führerrolle spielte (Rafael Carrera), so geschah es in staatlicher Stellung als General und Präsident bzw. Diktator der Republik. Im allgemeinen ist aber schon ein indianischer Leutnant eine seltene Erscheinung, und bei Wahlen werden die Indianer meist ganz nach Belieben der Regierung eingeschaltet: sie haben ja zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes volles aktives und passives Wahlrecht, kommen aber gewöhnlich nur zur Wahl, wenn es irgendwie gewünscht wird; ohne über den Kandidaten das geringste zu wissen oder auch nur seinen Namen lesen zu können, geben sie dann den Zettel ab, den man ihnen am Eingang des Wahlraums in die Hand gedrückt hat, und kommen wohl, wenn not an Mann geht, von Patrouillen gezwungen, noch ein zweites oder drittes Mal am gleichen Tag zur selben Betätigung in das Wahllokal. Wo schon für die inneren Angelegenheiten des Staates keinerlei Verständnis vorliegt, da fehlt es natürlich erst recht an Verständnis der auswärtigen Politik, und ich habe es selbst miterlebt, daß bei Ausbruch eines Krieges mit Salvador die Indianer — militärpflichtige wie nichtpflichtige — in hellen Haufen in unzugängliche Wälder flüchteten, um dem Dienst und den Belästigungen durch die Obrigkeiten zu entgehen.

In der Mischlingsbevölkerung sind politisches Verständnis und Verantwortlichkeitsgefühl allerdings besser entwickelt, aber im Grunde herrscht doch nur eine wenig zahlreiche Oberschicht von Mischlingen und Kreolen seit der unblutigen Loslösung von der spanischen Herrschaft im Jahre 1821; der persönliche Ehrgeiz einzelner Persönlichkeiten hat seitdem vielfach zu Revolutionen geführt und das Aufblühen des Staates verhindert. Revolutionen spielten eine große Rolle in der zentralamerikanischen Föderativrepublik, die anfänglich alle Provinzen des ehemaligen Generalkapitanats Guatemala umfaßte (mit Ausnahme von Chiapas, das sich Mexiko anschloß). 1839 zerfiel dieser Bundesstaat in fünf verschiedene Republiken. — Man möge aber dieses Wort nicht mit „Freistaat" übersetzen, denn Freiheit sucht man in diesen Staatswesen vergeblich, vielmehr sind es richtiger ziemlich absolute Autokratien, gemildert durch die Furcht vor Revolutionen und Meuchelmord, teilweise auch — wenn auch öfters nur auf dem Papier — durch beschränkte Amtszeit des jeweiligen Herrschers.

Unter Rafael Carrera (1852 bis 1865) erlangte Guatemala ein entschiedenes Übergewicht in Mittelamerika. Unter seinem Nachfolger Cerna ging dasselbe aber wieder zurück und eine Revolution stürzte mit dem Präsidenten auch das bisher herrschende klerikale Regiment. Unter den nun folgenden liberalen Präsidenten war General Justo Rufino Barrios (1873 bis 1885) der bedeutendste: er brach die Macht des Klerus, hob den Unterricht, baute Wege, Bahnen, Telegraphenlinien und begünstigte die wirtschaftliche Betätigung der Fremden, wodurch die gesamte Wirtschaft des Landes großen Aufschwung und einen modernen Zug erhielt; bei dem Versuch, den mittelamerikanischen Staatenbund wieder aufzurichten, fiel er, und sein Lieblingsplan, die Erbauung einer interozeanischen Eisenbahn, kam damit ins Stocken. Erst sein Neffe José Maria Reina Barrios (1891 bis 1897) nahm sich dieses großen Werkes wieder energisch an; aber seine Ermordung setzte seinem Streben ein jähes Ende. Die gewaltigen Ausgaben, die der Bahnbau und die internationale Ausstellung zu Guatemala 1897 erfordert hatten, hatten die Finanzkraft des Landes erschöpft; Papierwirtschaft schlimmster Sorte griff nun Platz, und sein Nachfolger, Lizenziat M. Estrada Cabrera, der zurzeit noch immer mit fester Hand die Zügel des Staates führt, vermochte die interozeanische Bahn und andere Linien nicht mehr aus eigener Kraft des Staates, wohl aber mit Hilfe einer nordamerikanischen Gesellschaft durchzuführen und so das Verkehrswesen wesentlich zu heben, während zugleich seine Hauptsorge der Entwicklung des Unterrichts gewidmet blieb.

4. Wirtschaftliche Verhältnisse

Hatte das Land in der Kolonialzeit infolge seiner Mineralarmut und der spanischen Handelsbeschränkungen wirtschaftlich nur gerade dahingedämmert und bloß in der Cochenillezucht eine stärkere Stütze gehabt, so erfolgte nach der Loslösung vom Mutterland infolge der inneren Wirren noch lange kein Aufschwung; ja um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts versagte die Cochenille-

gewinnung infolge der Fortschritte der deutschen Teerfarbenindustrie, und da das Baumwollfieber, das während des nordamerikanischen Bürgerkrieges eingesetzt hatte, keine zufriedenstellenden Ergebnisse förderte und daher rasch abflaute, so wandten sich kapitalkräftige Fremde und Einheimische bald dem Kaffeebau zu, der rasch so starken Aufschwung nahm, daß er mehr als neun Zehntel der gesamten Ausfuhr lieferte und damit in dem kleinen Lande eine Rolle spielte, wie sonst in keinem anderen Lande der Welt, denn selbst in Brasilien erreicht der Kaffee nicht ganz die Hälfte der Gesamtausfuhr.

Mit dieser Wendung verschob sich aber mit einem Schlage das wirtschaftliche Schwergewicht von dem trockenen Binnenlande nach den sehr dünn bevölkerten feuchten Abdachungen des Landes. Die damit entstehende Schwierigkeit der Arbeitergewinnung löste Justo Rufino Barrios kurzerhand dadurch, daß er die indianische Menschenreserve des Binnenlandes in den Dienst der neuen wirtschaftlichen Unternehmungen stellte: nach der Ley de Trabajadores vom 3. April 1877 wurden auf Antrag der Pflanzer indianische Arbeiter von der Obrigkeit ausgesucht und zum Arbeitsplatz auf die Frist weniger Wochen abgeliefert — in moderner Zeit würde man das eine Art Hilfsdienst nennen. Das Gesetz wurde zwar 1894 von José María Reina Barrios wieder aufgehoben und durch ein System von notariellen Verträgen ersetzt — im Grunde genommen blieb aber die Arbeitergewinnung gleichartig, nur die Unkosten für den Pflanzer wurden durch erhöhte Nebenausgaben für die obrigkeitlichen Personen wesentlich vermehrt, während die Indianer selbst — infolge der wachsenden Entwertung des Papiergeldes — zurzeit eine sehr geringe Bezahlung erhalten.

Da der Kaffeebaum zu gutem Gedeihen nicht bloß reichlichen Regenfall, sondern auch kühle Luft verlangt, also in der Hauptsache auf die Tierra templada (bis zu einer Höhe von 1300 bis 1400 Meter hinauf) beschränkt ist, so eignete sich dessen Kultur sehr gut für Nordeuropäer, die im Tiefland allzuleicht der Malaria und der klimatisch bedingten Erschlaffung des Körpers und Geistes anheimfallen. In besonders großer Zahl widmeten sich Deutsche, wie dem Handel in den Städten des Hochlandes, so auch dem Kaffeebau in den kühlen Gebirgsregionen; so kam es, daß das deutsche Element eine geradezu überraschend große Rolle im Wirtschaftsleben des Staates zu spielen begann.

Das sprach sich deutlich in der Handelsbewegung zwischen Guatemala und dem Deutschen Reich aus: ist auch die Einfuhr aus Deutschland nach Guatemala im Mittel der drei Jahre 1911—13 nur mäßig gewesen (5,5 Millionen Mark nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich im Gegensatz zu 46,1 Millionen Mark nach dem achtzehnmal größeren Mexiko und 11,9 Millionen Mark nach der dreimal größeren Fläche der übrigen mittelamerikanischen Länder, einschließlich Panama), so war dagegen die Ausfuhr nach dem Deutschen Reich ungewöhnlich groß: im Mittel derselben drei Jahre 31,3 Millionen Mark gegen 30,5 Millionen Mark aus Mexiko und 13,3 Millionen Mark aus dem übrigen

Mittelamerika! Einen beträchtlichen Teil des auswärtigen Handelsverkehrs der Republik besorgten zudem deutsche Schiffe auf beiden Seiten des Landes, und ungewöhnlich groß ist auch die Zahl der im Lande ansässigen Deutschen, wobei zu bemerken ist, daß die amtliche Zahl der in den deutschen Konsulaten Eingetragenen (1897: 900) tief unter der Wirklichkeit bleibt. In Guatemala ist auch weit mehr deutsches Kapital angelegt als in den anderen mittelamerikanischen Ländern: Der deutsche Landbesitz in Guatemala betrug 1897 2725 Quadratkilometer im Werte von etwa 64 Millionen Mark, die im Land ansässigen deutschen Handelsgeschäfte wiesen ein Kapital von 18,9 Millionen Mark auf; die deutschen Anlagen in industriellen Unternehmen, Bahnen und Flußdampfern, die gewährten Kredite u. dgl. waren ebenfalls beträchtlich, so daß die Gesamtsumme des in Guatemala angelegten deutschen Kapitals damals auf 155,5 Millionen Mark geschätzt wurde (gegen 39,9 Millionen Mark in Costarica, 14,1 in Nicaragua, 2 in Honduras; für Salvador, wo die Beteiligung mäßig ist, fehlten bestimmte Zahlen). Und das war erreicht worden, obgleich lange Zeit unsere diplomatische Vertretung in Guatemala sich sehr zurückhaltend gegenüber den deutschen Interessen verhalten hatte.

Seit 1897 hat der deutsche Landbesitz und das deutsche Geschäft noch wesentlich an Umfang zugenommen, doch fehlen mir genauere Zahlennachweise. In den letzten zwei Jahrzehnten hat aber andererseits der nordamerikanische Einfluß stark zugenommen, indem nordamerikanisches Kapital zunächst die wichtigsten Bahnlinien unter seine Kontrolle brachte, und zugleich die United Fruit Co. durch Anlage großer Bananenpflanzungen in der Nähe der atlantischen Küste eine sehr bedeutende Position gewann.

Wenn schon vor dem Kriege die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten infolge deren Nähe und der daraus folgenden kurzen Lieferungszeit die deutsche stark überwog (1912 nach dem Gothaischen Hofkalender 4,88 Millionen Dollars Gold gegen 1,84) und in der Ausfuhr ihr nahe gekommen war (1912: 4,87 gegen 5,41), so hat natürlich der Krieg den deutschen Handel mit Guatemala und den übrigen mittelamerikanischen Staaten völlig ausgeschaltet, den übrigen europäischen Handel stark herabgemindert und dem amerikanischen eine monopolartige Stellung gegeben*). Infolgedessen waren auch die deutschen Pflanzer

*) Am besten zeigt diese Verhältnisse ein zahlenmäßiger Vergleich des Außenhandels Guatemalas vor und während des Krieges (nach dem Gothaischen Hofkalender) in Tausenden von Pesos (Dollars) Gold:

	Einfuhr 1912	Ausfuhr 1912	Einfuhr 1915	Ausfuhr 1915
Vereinigte Staaten	4879	4 874	3752	6881
Deutsches Reich	1843	5 413	146	50
Großbritannien	1390	1 477	577	1822
Frankreich	318	84	124	—
Belgien	172	46	11	—
Italien	123	—	56	46
Gesamthandel	9331	12 754	4666	8299

Guatemalas genötigt, ihren Kaffee an nordamerikanische Händler am Platze zu verkaufen, um das Risiko des Seetransports nicht mehr tragen zu müssen. Da nun Guatemala und seine Nachbarländer keine nennenswerte Industrie besitzen und infolgedessen für alle Arten von Industrieerzeugnissen, aber auch für manche Lebensmittel aufs Ausland angewiesen sind, so sind diese Länder nunmehr in unmittelbarste wirtschaftliche Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten geraten. Die Ungunst der Finanz- und Münzverhältnisse verschärft die Abhängigkeit noch mehr und vollendet die völlige politische Wehrlosigkeit, in der jedes einzelne dieser kleinen Staatsgebilde gegenüber dem nordamerikanischen Koloß sich befindet.

Sind schon die künstlichen und höchst ungünstigen Grenzlinien, die Guatemala gegenüber Britisch Honduras und Mexiko sich gefallen lassen mußte, ein deutlicher Beweis seiner Ohnmacht gegenüber den größeren Nachbarmächten, so genügt es, seine Fläche und Einwohnerzahl mit denen der Vereinigten Staaten zu vergleichen (rund 1:90 bzw. 1:50), um klar die völlige Wehrlosigkeit Guatemalas oder seiner Nachbarländer gegenüber der großen Schwester im Norden zu begreifen. So verstehen wir, daß ein Wink derselben genügen mußte, um völlige Gefügigkeit gegenüber deren Wünschen zu bewirken.

Dazu kommt freilich, daß schon seit einem Menschenalter die Presse des Landes in der Bewunderung alles Französischen und Englischen so weit ging, daß sie darüber die Verdienste Deutschlands vielfach übersah. Diese lange geübte Haltung blieb natürlich nicht ohne Wirkung auf das Volk, und die von den Deutschen des Landes nach Kriegsbeginn gegründete Zeitung „Eco de Alemania" vermochte nicht sofort eine Änderung zu bringen und die Hetze der Ententefreunde wirkungslos zu machen. Trotz guten Einvernehmens mit den Deutschen war die Volksstimmung den Deutschen auch schon lange vor dem Krieg nicht gerade günstig gewesen, weil der gegen alle Fremde gerichtete Haß in ihnen besonders erfolgreiche Vertreter einer Richtung sah, die darnach strebte, das Land auszusaugen und die erworbenen Reichtümer später in der fernen Heimat zu genießen. Man schrieb also den Deutschen in Guatemala eine ähnliche Rolle zu, wie man sie in Europa vielfach von den Juden annimmt. Angesichts dieser Umstände wird die Regierung des Landes auch wenig Hemmung empfunden haben, als es sich darum handelte, unter dem Druck der Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu einem Volke abzubrechen, dessen Vertreter in den Augen eines Unvoreingenommenen zweifellos als Förderer der Kultur und Wirtschaft des Landes erscheinen müssen.

Nachrichten über die dem Schritt vorausgegangenen Verhandlungen und die demselben nachfolgenden Taten der Guatemalaregierung gegen die dortigen

Man erkennt aus den Zahlen auch die wirtschaftliche Depression, unter der Guatemala infolge des Krieges leidet: die Einfuhr ist auf die Hälfte, die Ausfuhr auf zwei Drittel des früheren Betrages zurückgegangen. Eine Zunahme verzeichnete nur die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten.

Deutschen und das deutsche Eigentum sind nicht bekannt geworden. Aber wenn wir uns nur die Zahlen vergegenwärtigen, die vor zwanzig Jahren gültig waren, so sehen wir doch, daß es sich um ansehnliche Beträge handelt, um ein Reservekapital des deutschen Volkes, das bisher als völlig sicher angesehen worden war. Je nach der Stellung, welche die guatemaltekische Regierung einnehmen wird, vielleicht auch einnehmen muß, ist die Sorge nicht unberechtigt, daß die Früchte jahrelangen Fleißes und treuer ehrlicher Arbeit vieler unserer Landsleute auch in diesem entlegenen Lande gefährdet sind; ja es ist denkbar, daß das leicht beeinflußbare romanische Volk durch die nun sicherlich einsetzende uferlose Pressehetze allmählich so nachdrücklich gegen uns gestimmt wird, daß auch dem späteren Wiederaufbau unserer wirtschaftlichen Anlagen und Beziehungen ein erheblicher Widerstand entgegengesetzt werden dürfte. Aber wir dürfen trotz allem die feste Überzeugung hegen, daß schließlich doch die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit unserer deutschen Landsleute auch auf mittelamerikanischem Boden sich wieder die bevorzugte Stellung erringen werden, die sie bisher eingenommen haben!

Neue Bücher

G. von Below, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig 1916. Preis geh. 3,50 M., geb. 4 M.

Seit den Befreiungskriegen hat die Geschichtswissenschaft mancherlei Wege eingeschlagen, die zum Teil irrezuführen drohten, heute aber scheint sie fast zu den Grundsätzen der alten, echten Auffassung zurückzukehren und mit Hilfe des neuzeitlichen wissenschaftlichen Rüstzeugs zu einem vertieften Ausbau der Erkenntnis zu gelangen. Die Geschlossenheit dieser Forschungsperiode ist so stark, daß Below sie aus der allgemeinen Geschichte der Historiographie herauslöst und ihre gesonderte Darstellung im vorliegenden Werke unternimmt. Er schildert die Überwindung der rationalistischen Geschichtsauffassung durch die Romantik, die sich ganz und gar nicht auf das Gebiet der Dichtkunst beschränkt, stehen doch gerade die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die die Männer der romantischen Bewegung gewonnen haben, an erster Stelle. Below zeigt, wie sämtliche Disziplinen, die man als historische bezeichnen kann, von der romantischen Bewegung neues Leben oder ihr Leben überhaupt empfangen haben, um dann über die Romantiker unter den Historikern, Leo und Ranke und seine Schüler, zu der Opposition gegen Ranke

und die gesamte Romantik überzugehen. Eingehend werden die politischen Historiker geschildert und der sich gegen sie erhebende Widerspruch, der in der Vertiefung der politischen Geschichtsschreibung — im letzten Grunde eine Rückkehr zu Ranke und der Romantik — seine Lösung findet. Dieser allgemeinen Darstellung der Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung im neunzehnten Jahrhundert fügt Below den vervollständigten, in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie" (Bd. 98) erschienenen Aufsatz über die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und den Ursprung des Marxismus hinzu, der sowohl eine Ergänzung als einen Beleg für die in den ersten sechs Kapiteln entwickelten Auffassungen Belows darstellt. Es handelt sich um den Nachweis, daß um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland in der geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Literatur so starkes Interesse für wirtschaftsgeschichtliche Fragen vorhanden war, daß ein Autor im Rahmen dieser Literatur nicht nur zu einer Schätzung, sondern sogar zu einer Überschätzung der ökonomischen Ursachen gelangen konnte. Merkwürdigerweise hat man das Verhältnis von Marx und Engels zu der gleichzeitigen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur nie untersucht. Belows Ausführungen zu diesem Thema sind sehr lesenswert, wie denn überhaupt das ganze Werk, das hier nur in leichten Andeutungen gekennzeichnet werden konnte, außerordentlich gehaltvoll und lehrreich ist. Es wendet sich nicht nur an Fachleute; einem Bedürfnis nach vertiefter historischer Bildung wird der Laie am besten genügen, wenn er sich zunächst einmal die von Below dargebotene allgemeine Übersicht zueigen macht. Einen besseren Führer als Below wird er sich kaum wünschen können. M. K.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 496, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6285.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29.

Deutſche Demokratie

Von Dr. Karl Hoffmann

Es gibt keine eindeutigen politiſchen Begriffe, die in gleicher Weiſe überall dasſelbe bedeuten und einen unmißverſtändlichen Sinn haben. Sie ſind in Wahrheit bloß Formeln für lebendige Kräfte. Weil es ſo iſt, verſteht jede ſoziale Schicht und Nation aus dem Charakter ihrer urſprünglichen Lebenstriebe heraus unter ihren politiſchen Begriffen oder Idealen etwas anderes und eigentümliches; und eine Verſtändigung darüber zwiſchen den Völkern oder Parteien wird mit Worten ſchließlich unmöglich. Nur das Wirken der Kräfte ſelber kann erſt entſcheiden.

In ſeiner Kongreßbotſchaft über die Kriegserklärung hatte der Präſident Wilſon einen Unterſchied zwiſchen der deutſchen Regierung und dem deutſchen Volke gemacht. Er verſuchte, dieſes gegen jene auszuſpielen. Will man hier nicht nur eine ſchlau gedachte, aber dumm angelegte Ranküne vermuten, ſondern dem auf keinen Fall unbedeutenden Staatsmanne bona fides zubilligen, ſo hätte dieſer Verſuch zu bedeuten gehabt, daß das „Freiheitsgefühl“ oder das wirkliche, ſeiner ſelbſt innegewordene Nationalgefühl des deutſchen Volkes, daß ſeine vom amerikaniſchen und angelſächſiſchen Standpunkte aus allein echte Staatsgeſinnung aufgeweckt werden ſollte gegen eine Herrſchaftsform, die ihr widerſpricht. Doch der ſpöttiſche Hohn, an dem der Eindruck dieſer verführeriſchen Beredſamkeit ohne Wirkung zerſchellte, hat es der Welt und Wilſon beſtätigt, wie ſehr ihm das tiefſte Weſen unſeres Staatsgefühles fremd blieb und fremd bleiben muß. Sein Verſuch mußte mißlingen, weil überhaupt der deutſche und der angelſächſiſche Nationalgedanke etwas Verſchiedenes iſt.

Allerdings gibt es zwiſchen dem Nationalgedanken an ſich und dem Freiheitsgefühl eine innere Verbindung. Aber dieſe Verbindung erſtreckt ſich ſozuſagen nur auf das Gebiet der äußeren Politik. Denn das Freiheitsgefühl im nationalen Gedanken betrifft die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit des eigenen Volkes gegenüber den anderen. Sobald es ſich nach innen kehrt, beginnt ſchon das

Problem: der Freiheitsgedanke selbst wird sofort zu einem neuen Moment, sobald er sich nicht mehr mit dem gleichsam auswärts gewendeten Nationalgefühl auseinanderzusetzen hat, sondern mit der Staatsgesinnung, die mit dem Nationalgefühl keineswegs übereintrifft.

Staatsgesinnung, Nationalgefühl und Vaterlandsliebe sind nicht durchweg dasselbe. Auch in dem gehaltvollen, politisch stark anregenden Buche „Das innere Deutschland nach dem Kriege", das Erich Everth (der Berliner Chefredakteur der „Magdeburgischen Zeitung") im Verlage von Diederichs in Jena erscheinen ließ, werden diese drei Elemente sorgfältig und fein unterschieden. Unter Nationalgefühl versteht der Verfasser das lebendige innere Verhältnis zum eigenen Volke, „also bei uns zu den deutschen Menschen, der deutschen Sprache, der deutschen Geisteskultur und der deutschen Geschichte", während er die Vaterlandsliebe aus dem Heimatgefühl hervorwachsen läßt. Kurz gesagt: diese erscheint ihm als ein mehr geographisch bestimmtes und jenes mehr als ein kulturell gehaltenes Empfinden des Volkstums, obwohl zwischen beiden „natürlich auch manche Beziehungen bestehen". Aber solche naturhafte Beziehungen bestehen zwischen diesen beiden auf der einen und der Staatsgesinnung auf der anderen Seite, dem Grundsatze nach wenigstens, nicht. Denn der Gedankengang Everths, der nur auf die deutschen Dinge eingeht, ließe sich folgerichtig leicht dahin erweitern: im Prinzip wäre überhaupt die Staatsgesinnung national indifferent, da es Staaten gibt, die nicht national sind und dennoch einen besonderen Geist und Staatsgesinnung enthalten. Der Schweizer und Österreicher hat ebensogut seine Staatsgesinnung, wie der Reichsdeutsche oder Franzose. Erst im nationalen Einheitsstaate durchdringt sie sich gradweise mit den beiden anderen Faktoren. Man könnte sagen: dort ist die Staatsgesinnung der politische Ausdruck der zum Nationalgefühl gewordenen Vaterlandsliebe. Sie setzt dieses Gefühl voraus. Und damit, daß sie es voraussetzt, empfängt sie einen ganz eigentümlichen Kern.

Hier stoßen wir auf eine Eigenart des politischen Empfindungslebens der Deutschen, die mir als das eigentlich Ausschlaggebende erscheint. Everth hat sie doch nicht unumwunden herausgestellt und bemerkt. Er streift sie nur, indem er dem Nationalgefühl eine kulturelle Ausprägung gibt. Jedoch das Wesentlichere scheint es mir eben zu sein, daß wir dazu neigen, die „Kultur" im Grunde als eine rein ethische Erscheinung aufzufassen — ethisch im klassisch-idealistischen Sinne der schöpferischen Tätigkeit um ihrer selbst willen — und daß damit für uns auch das Nationalgefühl selber durchaus eine sittliche Lebenshaltung oder Forderung ist. Über den Zusammenhang unseres angeblichen Kulturdünkels mit dem politischen nationalen Stolze hat man sich im Auslande oft lustig gemacht, weil man die psychologische Ursache davon nicht verstand.

Durch seinen in der Tiefe rein ethischen Sinn wird uns das wirkliche Nationalgefühl von der psychischen Tatsache des Volkstums verschieden, das stumpf in der Anhänglichkeit an die Erde verharrt und — in Gebräuchen und

Liedern — spielerisch träumt. Es ist derselbe Unterschied, der den Charakter der Nation vom bloß gegebenen daseienden Volk unterscheidet. Eine jede Nation ist freilich ein Volk; aber nicht jedes Volk ist auch eine Nation. Als der größte Irrtum kommt uns die Nationalitätentheorie vor, die mit der Einerleiheit eines mechanischen Verfahrens sämtliche ethnographisch vorhandenen Völker zu vollwertigen „Nationen" umstempelt und so in der Entwicklung, der lebendigen Rangordnung alles Gewordenen im Werden, die dynamischen Kräfte abstellt. Denn das Wesen der Nation liegt nicht in ihrem einfachen Vorhandensein, sondern darin, daß sie sich verwirklicht. Ihre Wirklichkeit ist ein unaufhörlicher Selbstschöpfungsvorgang, der niemals aufhört. Das nationale Leben erscheint wie das sittliche Gebot: als eine Aufgabe, die erst erfüllt werden muß. Diese Aufgabe vollbringt das betreffende Volk nicht allein mit seinen politischen Leistungen, seien sie nach außen gerichtet oder nach innen, sondern so recht erst mit dem Willen zur Erschaffung eines höheren Menschheitstypus, der vorbildlich wirkt. „Für die Erziehung des Menschengeschlechts", wie Treitschke gesagt hat. Und Völker, die das nicht wollen oder können, haben keinen Anspruch darauf, Nationen zu sein.

Das sittliche Erlebnis des Nationalgefühls, zum Kern der Staatsgesinnung geworden, bedeutet: es sucht im Staate seine organische Form. Es will den überrationalen und irrationalen, den gleichsam im Intelligiblen wurzelnden Antrieb seiner schaffenden Kräfte zur Gegenständlichkeit machen. Darum findet es sich mit der Monarchie nicht nur ab, sondern es nimmt sie immer wieder in sich auf. Es erlebt sie — ihr unberührtes, überparteiisches Thronen — in irgendeiner Weise als symbolischen Ausdruck oder Reflex seines eigenen unzerstörbaren Ursprungs.

Diese ethische Dynamik ist es gerade, was dem Nationalgedanken im angelsächsischen Staatsgeiste fehlt. Wie der angelsächsische Geist mit seiner Nationalitätentheorie den privatrechtlichen Daseinsanspruch aller beliebigen Individuen, weil sie nun einmal leben, ohne weiteres auf den Begriff der Nation überträgt, so überträgt er diesen Freiheitsanspruch im nationalen Gedanken wieder rückwärts auf das Verhältnis des einzelnen zu seinem Staat. Das ergibt eine äußerlich korrekte Übereinstimmung von Freiheit, Staat und Nation: die Demokratie in amerikanischer oder überhaupt angelsächsischer Auslegung.

Schon der englische Historiker Gibbon hatte die nationale Gesinnung als „das lebendige Gefühl meines Interesses an der Gesellschaft" erklärt, während Fichte sagte: „Der einzelne Mensch sieht in seinem Vaterlande die Verwirklichung seiner irdischen Ewigkeit." Dort ist es der Sinn der Demokratie, daß der Mensch an den Staat seine Forderungen stellt, und in diesem Sinne erscheint die Demokratie sodann als die Grundlage staatlichen Wesens. Sie erschafft den Staat und daraufhin auch das nationale Gefühl. Hier dagegen, bei uns, müßte es umgekehrt liegen. In seiner Unableitbarkeit aus privaten Interessen tritt das Nationalgefühl als das Ursprüngliche auf, das die Staats-

gesinnung erzeugt und darauf eine Demokratie. Wobei es auf der Hand liegt, daß Demokratie beide Male ganz etwas anderes sein würde.

Ganz allgemein gesprochen ist Demokratie eine Ineinssetzung von Bürger und Staat mit dem Ergebnis des Staatsbürgertums. Nun tritt bekanntlich dem einzelnen Staatsbürger sein Anteil am Staate und an dessen Regierungsform am deutlichsten durch seine Handlung als Wähler in das Bewußtsein. Deshalb kreist der demokratische Gedanke meistens wie gebannt um das Wahlrecht, und die Rede von der Demokratisierung Deutschlands und Preußens in diesem Kriege hat sich in der Frage nach einer Reform der Verfassung verfangen, die dem Wahlrecht der einzelnen seine volle Geltung durchsetzen solle. Aber Demokratie in jenem ganz allgemein gehaltenen Sinne deckt sich denn doch nicht so einfach mit der Verfassung. Sie kommt nicht allein in ihr zum Ausdruck, sondern in Verfassung und Verwaltung zugleich. In seinem vorhin genannten Buche macht Everth die gute Bemerkung: „Eine alte historische Erkenntnis besagt, daß Verfassungsprobleme um so dringlicher werden, je weniger zufrieden die Bevölkerung mit der Verwaltung ist." Darum untersucht er in einem äußerst klugen Kapitel, dessen Darlegungen hier im besonderen nicht wiederholt werden können, die deutsche oder preußische Bureaukratie. Er erkennt den unvergänglichen Wert ihrer Überlieferungen an und ihrer gezüchteten Zuverlässigkeit. Aber er scheidet aus diesem Wert die tote Last der Tradition, die sich selbst fortschleppt. Er zeigt die Gefahren, wie unter der bloßen Tüchtigkeit das Schöpferische verkümmert. Im allgemeinen verlangt er nach „einer freieren Ergänzung des Beamtenkörpers", nicht bloß durch aufgerückte Ressortfachmänner, sondern durch Persönlichkeiten aus der lebendigen Welt jenseits der Amtsstuben.

Gewiß steht er mit dieser Forderung heute nicht mehr allein. Durch die Übungsbeispiele des Verfassungsausschusses ist sie beinahe Mode geworden, und es scheint sich danach von selbst zu verstehen, daß mit der „engeren Fühlung" zwischen Regierung und Reichstag ein etwas einseitiger Personenaustausch zwischen beiden stattfinden soll. Doch es ist ein Aberglaube, als ob die „Persönlichkeiten" nun immer aus den Parlamenten geholt werden müßten, und diesen Aberglauben macht Everth nicht mit. Er warnt vor einer Deputiertenwirtschaft mit ihrer Ämterjagd nach Regierungsposten, die das parlamentarische Leben ebenso verseuchen würde wie die Behörden, und er erklärt die bisherige Zurückhaltung der Regierung gegenüber jener freieren Luft gerade aus ihrer Besorgnis vor einer solchen Herrschaft des Parlaments. Ausgesprochenermaßen verhält es sich ja nun so, daß für viele unter den Heutigen die Parlamentsherrschaft, der Parlamentarismus des Regierungssystems, in der Tat das eigentliche und hauptsächlichste Ziel ist: die Vollgültigkeit des allgemeinen Stimmrechts bewahrheite sich erst in diesem Ziel. Aber schließlich bleibt es eben die Frage, ob Parlaments- und Volksherrschaft wirklich in eine Einheit fallen oder ob es nicht vielmehr eine ungeheure Oberflächlichkeit wäre, den Gedanken einer Volks-

herrschaft durch ausgebildetstes Staatsbürgertum als nationaler Selbstverwaltung einzig und allein im Parlamentarismus zu sehen.

Man hat bei uns das Schlagwort vom Parlamentarismus zum Fetisch gemacht und beginnt nachgerade, damit Unfug zu treiben. Die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und der Regierung gegenüber dem Reichstage hat mit dem parlamentarischen System noch gar nichts zu tun. Und niemand versuchte zu bestreiten, daß sie bei uns der Sache nach schon immer bestand. Aber der Anspruch von Abgeordneten auf Reichsämter, den auch Leute aus den Mittelparteien vertreten, könnte unmöglich zu einem anderen Ende führen, als zum konsequenten Parlamentarismus. Indessen der reine Parlamentarismus, d. h. jenes System, wonach das Parlament aus seiner Mitte die Minister stellt, sie im Grunde genommen ernennt und das Ministerium nichts anderes ist, als ein Mehrheitsausschuß des Parlaments, hat anerkanntermaßen das Zweiparteiensystem zur Bedingung. Dieser Bedingung aber kommen die deutschen Zustände und Entwicklungsanlagen in keiner Weise entgegen.

Erst durch das Zweiparteiensystem gerät der Parlamentarismus in Schwung. Es entsteht die Regierungsidee eines Bestandes im gleichmäßigen Wechsel, so daß beide Gruppen des Volkes mit der Leitung des Gesamtgeschickes sich ablösen können und im gegenseitigen Austausch der Gewalt nacheinander immer wieder zur Geltung gelangen. Ihren Ursprung hat sie in England*). Und gleichfalls vermochte nur England in seinem Parlament als einziger europäischer Staat die Zweiparteienorganisation voll inne zu halten. Es gilt für das Festland als Vorbild aller parlamentarischen Freiheit: nicht nur weil sein Parlament das älteste ist, sondern noch mehr, weil man meint, daß aus dem voll entwickelten Parlamentarismus nun das Zweiparteiensystem, das seinen Wert gewissermaßen beglaubigt und seine schaffenden Wirkungen trägt, ebenso wie in England auch überall hervorgehen würde. Aber genau besehen ging in England eigentlich nicht das Zweiparteiensystem aus dem parlamentarischen Leben, sondern dieses aus zwei bereits vorhandenen Volksparteien hervor, die den Parlamentarismus gleichsam nachträglich schufen. Dieser merkwürdige Vorgang hat in der Entstehungsart der modernen englischen Nation seinen Grund: sie hatte sich nach der normannischen Eroberung aus zwei widerstrebenden Elementen zu bilden, aus den eingesessenen altangelsächsischen Großbauern mit ihren keltischen Knechten und den normannisch-französischen Rittern und Edelleuten mit ihrer Gefolgschaft. Es gelang überraschend und schnell, diese kompakten feindlichen Kräfte zusammenzuschweißen. Die insulare Lage des Landes erzwang es. Doch die eigentümlichen Energien dieser Kräfte, die im Interesse der Gesamtkraft unmöglich erstickt werden konnten, dauerten heimlich fort als Spaltung des Ganzen in zwei verschiedene nationale Lebenstendenzen. Gewiß

*) Vergleiche den Aufsatz „Parlamentarismus" von Dr. Meisner in Heft 25 der Grenzboten d. J.

nicht im Wortsinne rassenhafter Bedeutung, wohl aber als allgemeine Lebenstendenzen verstanden, trifft es wahrscheinlich zu: am Ende war es doch nur der uralte Gegensatz zwischen angelsächsischem Bauerntum und normannischem Ritterwesen, der sich in der ersten englischen Revolution mit dem Zwiespalt der Roundheads und Cavaliere wieder durchgesetzt hatte. Man weiß, wie im siebzehnten Jahrhundert aus den beiden Revolutionen die englische res publica hervorschwoll und wie die Roundheads und Cavaliere bald zu den beiden Parteien der Whigs und Tories wurden, die sich heute Liberale und Unionisten benennen.

Auf dem europäischen Kontinent hat der konsequente Parlamentarismus nirgends eine ähnliche Dauerhaftigkeit der staatlichen Organisation zu Wege gebracht. Er konnte sie nicht hervorbringen, weil hier in diesen Ländern die Voraussetzungen dafür allenthalben entfallen: eine gegebene Gruppierung der Volkseinheit in zwei verschiedene innere Mächte, die einander die Wage halten. Statt dessen sieht er sich auf konstruierte Mehrheiten verwiesen und die bekannten Zufallsmajoritäten, mit ihrer Intriguenhaftigkeit und den Machträuschen übergeschnappter Rechtsanwälte. Gewiß mag diese Erscheinung zugleich mehr oder weniger lateinische Eigenart sein. Denn daneben gibt es auch germanische Dauerdemokratien mit immerhin ausgebildeten parlamentarischen Formen, wie in der Schweiz. Aber die ruhige Sicherheit dieses Gebildes hat zuletzt ganz andere Gründe, die gleich den englischen Zuständen geschichtlich verstanden sein wollen. Jedenfalls liegen sie außerhalb des gleichen Stimmrechts und seiner mechanischen Allgemeingültigkeit.

Für eine logische und vernunftgemäße Betrachtung wäre das allgemeine gleiche Stimmrecht an und für sich zum mindesten ebenso anfechtbar, wie es kein besonderes Kunststück sein würde, die Einrichtung der Monarchie mit bloßen Verstandesgründen theoretisch zu widerlegen. Aber wie die Monarchie für uns ein praktisch-politischer Wert von sittlicher Notwendigkeit ist, den wir einfach erleben, ebenso kann es sich mit dem gleichen und allgemeinen Stimmrecht verhalten. Einen solchen sittlich-notwendigen Wert besitzt z. B. das deutsche Reichstagswahlrecht. Es ist in ursächlicher Wechselbeziehung mit dem Reichsgedanken entstanden und läßt sich aus ihm nicht herausnehmen. Gleichwie es mit seiner politischen Möglichkeit diesen Gedanken voraussetzt, hat es ihn in der Masse der einzelnen Deutschen gefühlsmäßig erzeugt. Ohne das Reichstagswahlrecht würden die einzelnen Deutschen wahrscheinlich nur auf dem Umweg über ihre bundesstaatlichen Sondergefühle einen seelischen Anschluß an Reich und Kaisertum haben finden können. Durch die Unmittelbarkeit in der Gleichheit dieses Wahlrechtes aber wurde das, was das Reich ist und sein soll: die Gestaltung der ganzen Nation, für sie alle direkt und in derselben, sich überall gleichenden Form zu einer inneren Angelegenheit ihrer eigenen Person —, wobei es wenig verschlägt, ob sie sich dessen immer klar bewußt waren oder auch nicht. Es hat in irgendeiner Weise die Tatsache der nationalen Einheit in

das seelische Dasein der einzelnen hineinprojiziert und die Bedeutung dieser Tatsache im entscheidenden Falle zum sittlichen Erlebnis gemacht. Vermutlich hätten wir ohne das Reichstagswahlrecht diesen Krieg nicht so führen können, wie wir es tun, so daß es durch nichts, aber auch durch garnichts ersetzt werden kann. Dennoch ließe es sich auf Preußen nicht schlankweg übertragen. In der Frage der preußischen Wahlrechtsreform liegt das eigentliche Problem überhaupt nicht im Stimmrecht, sondern wo anders.

Als staatliche Form der nationalen Einheit ist das Reich der Ausdruck einer in sich einheitlichen Lebenserscheinung. Und störende Effekte des Reichstagswahlrechtes werden durch die organische Wiederherstellung im Ausmaß und Gleichmaß der Kräfte dieser Lebenserscheinung von selbst reguliert. Die Wirkungen des Reichstagswahlrechtes regeln sich gegenseitig und untereinander, weil sich mit ihnen selber eben der Lebensprozeß eines ganzen nationalen Organismus vollzieht. Preußen ist aber kein nationaler Organismus. Es ist nicht einmal Formung einer einigermaßen geschlossenen Stammesart, wie Württemberg und auch noch Bayern. Wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir sagen, daß mit dem preußischen Staate im Grunde genommen zwei sehr verschiedene Lebenserscheinungen innerhalb des gesamtdeutschen Volkes zusammengefügt worden sind: die ihrer Herkunft nach kolonialdeutsche Volksart Ostelbiens und der ursprüngliche deutsche Westen und Norden. In Nordwestdeutschland sitzt gegenwärtig die stärkere wirtschaftliche und kulturelle, in Ostelbien aber immer noch die unmittelbarere, die eigentümliche und gewachsene Kraft des preußischen Staates. Denn dieser heutige Teil hat den Staat Preußen anfänglich geschaffen. Und weil er ihn schuf, darum ging die preußische Verfassung aus der sozialen Struktur Ostelbiens und dem Charakter seiner Menschen hervor. Jedoch mit dem Ergebnis, daß der andere, deutsch-nordwestliche Wesensbestand in seinen unwillkürlichen Lebensäußerungen gehemmt werden mußte und das auch immer gefühlt hat. Die Zeiten des Mußpreußentums sind noch nicht vergessen, und man sollte sich darüber nicht täuschen, daß beträchtliche Teile des westdeutschen Volkes erst in den jüngeren Jahrzehnten durch die Vermittlung des Reichsgedankens der preußischen Staatsgesinnung zugeführt wurden. Zu lange hatte das Königreich Preußen seine politische Sittlichkeit mit den überlieferungstreuen, harten und entwicklungsträgen Bedürfnissen des ostelbischen Agrarlandes identifiziert. In dem unbiegsamen Eigensinn des Dreiklassenwahlrechts kam das zum Ausdruck, und die Osterbotschaft hat es offen zugegeben, daß dieser Verfassungszustand auf die Dauer unmöglich ist. Oft mag in der nun hinter uns liegenden Zeit manche edlere Schaffenskraft im Innern verschüttet worden sein, die den Gesamtstaat reicher und stärker gemacht haben würde, wenn sie hätte gedeihen können. Danach käme es also in erster Linie bei der preußischen Verfassungsreform darauf an, diese Mattsetzung der menschlichen Energien in der nordwestdeutschen Staatshälfte und den Wirkungsüberschuß des ostelbischen Geistes, mit seiner Starrheit in

der Geltung abgestufter Bodenständigkeit und Tradition, zum Ausgleich zu bringen. Aber die glatte Einführung des Reichstagswahlrechtes könnte das nicht bewirken. Denn es würde nur das umgekehrte Verhältnis eintreten. Durch die Bevölkerungsmehrheit des preußisch-deutschen Nordwestens müßte das Übergewicht in der Monarchie aus dem östlichen Teile notwendig in den anderen gleiten: ebenfalls mit dem Ergebnis, daß dann das alte Preußen, ohne welches die Gesamtmonarchie schließlich nicht leben kann, preisgegeben sein würde. Es hätte sich darum zu handeln, einen Wahlrechts- und Verfassungsmodus zu finden, wonach die beiden ungefähren Lebenskomplexe des Staates, sich gegenseitig ausbalancierend, voll zur Wirkung gebracht werden können.

Das ist für uns überhaupt die wahrste Bedeutung der Demokratie, daß sie einem jeden einzelnen und jeder Schicht die von der Idee eines „Volksganzen" aus geforderte, die von unten und oben her innerlich notwendige Teilhaftigkeit am staatlichen Leben verschafft. Die Lebendigkeit des Volksganzen wird durch die Verantwortungsgefühle in den Seelen geschaffen; und die Idee davon, die bewußte Vorstellung, ruft diese Gefühle hervor und, indem sie hervorgerufen werden und leben, fügen sie sich von selbst ein in das Ganze nach der Anerkennung des tatsächlichen Wirkens. Statt einer Auflösung der Staatsgemeinschaft in die atomhaften punktuellen Einheiten einzelner „Wähler", aus deren Zusammenordnung die Ganzheit des Staates erst wieder entsteht, würde dieses ein inneres organisches Gegliedertsein hervorbringen wollen. Diese Demokratie wäre die stets werdende und sich wandelnde Form, in der sich der naturgewollte Aristokratismus der überlegenen Leistung entwickelt. Sie ruft ihn immer wieder ins Leben, um von ihm mit der Darstellung ihrer eigenen Idee den Zweck zu empfangen. Sie ist kein stabiles, ewig-gültiges Schema, sondern Entwicklung, die alle Kräfte frei machen soll: jede Kraft „frei" in ihrer eigentümlichen Art und für die Aufgabe, die das Ganze ihr stellt.

Hemmungslos und ohne Reibung strömen die bleibenden geschichtlichen Werte ein in diesen Prozeß. Sie stehen nicht im Gegensatze zur Demokratie. Denn soweit sie in wirklichen und positiv schöpferischen Leistungen andauern (allerdings nur soweit!), muß sich ihr Einfluß aus diesen Leistungen stets von neuem erzeugen. Und im Sinne des Volksganzen muß zugleich ihr Recht darauf anerkannt werden, wie jeder innere Beruf zur Führung anerkannt wird. Selbstverwaltung in der Einheit des Volkes ist keineswegs Herrschaft der Menge oder der Masse: alles Überragende, das sich hell abhebt über der Menge, gehört selber zum Volk, da es aus seiner Breite und Tiefe entstand. Es wäre nur eine Bestätigung seiner schaffenden Kräfte, die sich gegipfelt haben und auf den Gipfeln ihre Leuchttürme anzünden. Auch die unmittelbare Inhaberschicht der monarchischen Staatsform, die Dynastie mit ihren Verzweigungen und Wurzeln, gehört mit zum Volk und hat mit ihm und in ihm zu leben.

Es sei ohne weiteres zugegeben: aus einem solchen Geiste der Demokratie heraus mag wohl der Eindruck entstehen, daß am ehesten noch eine ständisch begründete Gliederung und schließliche Ablehnung alles parlamentarischen Wesens und der Parteien ihn einigermaßen durchzubilden vermag.

In der Tat ist der gleichsam zeitlose und immer wiederkehrende Wert ständischer Repräsentation nicht zu bezweifeln. Aber sie hat die Gefahr, daß sich in ihr das politische Empfinden wie in einer Sackgasse verläuft und dort stecken bleibt. Die politische Gesinnung wird dazu verführt, im Eigenwillen der sozialen Standesschicht oder der „Klasse" ihre Befriedigungen zu suchen, und kann sodann nicht zum eigentlichen Erlebnis des vollen Staatsgedankens gelangen. Häufig wird das ständische Leben selbst so massiv, daß es die Beziehungen des einzelnen zum Ganzen des Staates, die es anzuspinnen hätte, in Wirklichkeit auffängt, verknäult und zerreißt. Hier ist der Punkt, wo der ursprüngliche Grundgedanke des Parlaments, der Gedanke der unmittelbaren Volksvertretung, einspringen könnte und von Rechts wegen einsetzen soll.

Es klingt sonderbar, aber es ist so: in der modernen Zeit werden jene lebendigen Beziehungen der Einzelpersonen zur Gesamtkraft der Staatsidee weniger durch das Parlament hervorgerufen und aufrechterhalten, als durch die Partei. Sozusagen durch die Partei auf Grund des parlamentarischen Lebens. Dies ist der Wert der Partei: die individuellen Ansichten über politische Dinge, die sich von der Diktatur der bloßen Standesforderungen längst freigemacht haben, lassen sich durch die Parteiprogramme in Hauptrichtungen lenken und sammeln, aus denen wieder eine Art geistiger Gliederung der Gesamtheit entsteht. Everth hebt in seinem Buche diese wichtige und leicht übersehene Bedeutung mit subtilen Fingern hervor, wenn er ungefähr sagt, daß die Parteien es sind, die das politische Leben der Menge und in ihr überhaupt erst „innerpolitisch aktionsfähig" machen. Aus der Mannigfaltigkeit verschiedener Antriebe und Wertgefühle holt die Werbekraft der Partei das Bewußtsein politischer Verantwortungen hervor. Sie macht damit in dem einzelnen die Staatsgesinnung lebendig.

Der gewöhnliche politische Blick, der über das Parteiwesen kritisch und zurückhaltend urteilt, scheint immer nur die Kehrseite zu sehen. Denn ähnlich der ständischen Repräsentation ist auch die Partei — und sie noch auffälliger — der großen Gefahr ausgesetzt, zum Selbstzweck zu werden. Und in Fällen einer solchen inneren Verselbständigung des parteiischen Sinnes kommen dann allerdings auf einmal derart geradezu unglaubliche Auffassungen zutage, wie sie beispielsweise bei der Ersatzwahl für Liebknecht im Kreise Spandau-Osthavelland von einigen Zeitungen und nicht nur von Blättern der Unabhängigen Sozialdemokraten zum Ausdruck gebracht worden sind. Man hatte es fertig gebracht zu behaupten, daß damals die bürgerlichen Wähler im Geiste ehrlicher Parteigesinnung eigentlich kein „Recht" gehabt hätten, mitzustimmen und den Gegner Mehrings zu wählen. Soll das jemals richtig sein können, dann hört

der national-ethische Wert der Parteiarbeit mit dem letzten Ausrufungszeichen hinter ihrem Programmtexte auf und der parlamentarische Grundgedanke der „Volksvertretung" durch jeden einzelnen Abgeordneten, auf dem allein die letzten Lebensmöglichkeiten auch der Parteien beruhen, geht völlig verloren. Es leuchtet ein, daß im selben Augenblick die Partei als solche ihre wahre politische Aufgabe, die eine vermittelnde ist, und mit der Aufgabe ihre sittliche Basis einbüßen muß. Das Leben der Parteien unter- und gegeneinander wird dann zu einem sportmäßigen Konkurrenzstreit um die Abgeordnetensitze, und damit macht es das Leben des Parlaments zu einem Wettkampf um die Wählermassen in den Parteien. Das Parlament selber fängt an, sich als Selbstzweck zu empfinden. Gewissermaßen als höhere gesetzgebende Instanz gegenüber dem Volke. Ein Gefühl seelischer Abgelöstheit vom Volke bildet sich aus, eine Art von Deputiertenkoller, der es vergessen hat, daß das Parlament nur eine Funktion — und zwar nicht die einzige — des Volksganzen sein soll und nichts anderes sein kann. Nur Blindheit oder Unaufrichtigkeit vermag zu bestreiten, daß es einige Entwicklungsansätze in dieser Richtung auch schon im deutschen Reichstage gibt.

Im Grunde genommen hat die zum Selbstzweck gewordene Partei keinen politisch-parlamentarischen Sinn mehr. Darum sucht sie alsdann diesen Sinn in den sogenannten „realen" Interessen, die sich ihr aufdrängen. Das heißt: unversehens verwandelt sie sich rückwärts in eine ständige Berufsorganisation. Ein jeder weiß darüber Bescheid, wie stark das im deutschen Parteileben in der Zeit vor dem Kriege der Fall gewesen ist, wie schön man die Einflußsphären der verschiedenen Parteien auf bestimmte Standesschichten und soziale Gruppen einteilen konnte, und auch Everth denkt nicht daran, das verhehlen zu wollen. Im Gegenteil, er führt an manchen Stellen Beispiele politischer Frivolität und Verwahrlosung an, die damit zusammenhängen. Aber am Ende ist es auch wieder doch nur der Instinkt zu organisch-ständischer Gliederung gewesen, der sich hier Luft geschafft hat und gleichsam widerrechtlich emporknallte. Und es erscheint mir als ein wesenhaftes Ergebnis, wenn Everth darauf aufmerksam macht, daß deshalb außerparlamentarische Berufsorganisationen, wie sie z. B. die Wirtschaftsverbände bieten, mit dem Bund der Landwirte angefangen über die Verbände in Industrie und Handel hinweg bis zu den Gewerkschaften —, daß solche öffentlichen Berufsorganisationen unbedingt erforderlich seien, um jene Bedürfnisse aufnehmen und zufriedenstellen zu können.

Es handelt sich um eine politische Antinomie. Aus einem Erfassen des organischen inneren Wesens der Demokratie geht die Bildung ständischer Gliederungen hervor, und dennoch verwehrt sie der Demokratie ihre letzte Erfüllung im Staatsgedanken des Volksganzen. Also ist etwas anderes nötig, um diese Idee zu erfüllen. Aus der Unmittelbarkeit der Idee des Volksganzen geht mit dem Parlament das Leben in den Parteien hervor, und dennoch verfangen sich diese in den ständischen berufsorganisatorischen Trieben und werden

von ihnen verbraucht. Also ist etwas anderes nötig, um den berufsständischen Willen zu sättigen. Dieser Gegensatz wirkt wie ein Verhängnis und scheint unauflöslich zu sein. Jedenfalls ist er nicht theoretisch, sondern nur praktisch zu lösen durch einen tatsächlichen Entwicklungsvorgang.

Solche Entwicklungsvorgänge lassen sich nicht künstlich machen, sondern sie geschehen einfach, und es kommt nur darauf an, sie zu erkennen und dann mit Bewußtsein zu leiten. Man muß ihre Symptome sehen. Das schärfste Symptom für das Walten der unberechenbaren Innenmächte im deutschen Volke ist immer noch das Benehmen der Sozialdemokratie. Sie war vor dem Kriege die vollendete Partei mit der ganzen Einseitigkeit ihrer politischen Zucht und zugleich eine vollendete Standes- und Klassenvertretung. Also schien sie die Vollendung einer als Selbstzweck gedachten Parlamentspartei zu sein, deren Ziel mit dem ständischen Klassenwillen sich deckt. Im Kriege jedoch wurde dieser Wille von der nationalen Kraft politischer Idealität bewältigt, d. h. von jener reinen Staatssittlichkeit, die der Idee nach einer jeden Parlamentspartei irgendwie innewohnt. Alles schien wunderschön zu verlaufen. Aber neuerdings macht es wieder den Eindruck, als ob der Staatsgedanke abermals von der rein ständischen Klassengesinnung verdrängt werden solle. Ich denke hierbei nicht an den Zehngebote-Hoffmann und die Streikbewegung vom April dieses Jahres, obwohl man sich in Regierungskreisen vielleicht noch kein rechtes Bild von der ungeheuren Erbitterung darüber in den Mittelklassen macht, die schließlich auch zum deutschen Volke gehören. Denn ich denke überhaupt nicht an die Unabhängigen, sondern an die eigentliche, die Scheidemannsche Partei. Das Bedenkliche in ihrem Verhalten ist ihre Stellungnahme zu den Vorbereitungen und Bedingungen des kommenden Friedens. Wenn diese Stellungnahme aus einer vermeintlich richtigen Einsicht in die wirkliche Machtlage und in die Voraussetzungen einer künftigen ungehemmten Entwicklung des Deutschen Reiches herrührt, dann läßt sich dagegen nichts sagen. Denn ein jeder hat es vor sich selbst zu verantworten, wie er das Wohl seines Volkes versteht und ob er sich irrt oder nicht. Aber es ist noch ein anderer Gedankengang möglich, der jenes Verhalten hervorgebracht haben könnte. Der Gedankengang nämlich, daß durch die Herbeiführung eines „demokratischen Friedens ohne Entschädigungen und Annexionen" in erster Linie nicht das Interesse der ganzen Nation, sondern das ständische Interesse der eigenen Klasse durchgesetzt werden soll. Man hätte gefolgert: ein solcher Friede, wie er durch die Verbrüderung der Arbeiterschaft „aller Länder" erzwungen zu werden vermag, würde mit seinen „eigenen Lasten" bei allen Staats- und Volkswesen auf die sogenannte Bourgeoisie abgewälzt werden können. Damit wäre an die Stelle des Kriegsgegensatzes von Feind wider Feind die alte Kampffront des internationalen Proletariats gegen die „herrschenden Klassen" getreten.

Ich behaupte keineswegs, daß die sozialdemokratischen Führer so denken. Ich sage nur, daß der Anschein nicht ganz von der Hand zu weisen ist, als

ob in ihren Gedanken, wenn man sie auf den ausländischen Betrieb der Parteikonferenzen anwendet, derartige Motive mitgewirkt hätten. Bei den wirklichen Friedensverhandlungen wird es sich zeigen. Und es wird sich dann zeigen, wie sich bei uns die Volksmassen selber mit ihren politisch-sozialen Instinkten verhalten. Mindestens ebensoviel wie zu Beginn des Krieges von der Haltung der Sozialdemokratie für unsere äußere Kraftentwicklung abhing, wird beim Friedensschluß für unsere innere Entwicklung von dieser Haltung abhängen. Dann erst kann es sich ganz offenbaren, ob die Sozialdemokratie in der Tat einen solchen Lebensgeist in sich hat, der sie befähigt und zwingt, zu einer gereinigten Partei mit einem unbefangenen Bekenntnis zum Staatsgedanken über den Ständen und Klassen zu werden. Tritt dieser Fall aber ein, dann handelt es sich für das Reich und das Königreich Preußen darum, den Keim nicht zu stören und ihn fruchtbar werden zu lassen.

Ist England steuermüde geworden?

Von Dr. Glier

I.

Schon im Frieden hat Großbritannien neben einer hohen, ausschließlich aus Kriegen, nicht aus dem Bau von werbenden Anlagen stammenden Staatsschuld eine sehr schwere Steuerlast zu tragen gehabt. Der Krieg hat beide ungemessen gesteigert.

Im Rechnungsjahre 1913/14 hatte der Schatzkanzler insgesamt 198 Millionen Pfund Sterling vereinnahmt. Für 1914/15 erwartete er nach dem vor Kriegsausbruch aufgestellten Budget 207 Millionen Pfund Sterling, also etwas über 4 Milliarden Mark. Er schrieb dann im November 1914 neue Steuern aus und glaubte daraufhin mit Einnahmen in der Höhe von 214 Millionen Pfund Sterling rechnen zu können. Tatsächlich hat er 227 Millionen Pfund Sterling oder rund $4^1/_2$ Milliarden Mark eingenommen.

Im nächsten Finanzjahr (1915/16) sind als Folge weiterer Kriegssteuern neue 110 Millionen Pfund Sterling (337 Millionen Pfund Sterling oder $6^3/_4$ Milliarden Mark) in seinen Säckel geflossen.

Während 1916/17 hoffte er (er hatte im April 1916 zum dritten Male Kriegssteuern ausgeschrieben) 500 Millionen Pfund Sterling oder 10 Milliarden

Mark hereinzubringen; 570 Millionen Pfund Sterling oder $11^1/_2$ Milliarden Mark sind es geworden.

Vor kurzem hat der Schatzkanzler dem englischen Unterhaus mit dem Budget für 1917/18 das vierte Kriegssteuergesetz vorgelegt und dabei die Einnahmen auf 638 Millionen Pfund Sterling oder $12^3/_4$ Milliarden Mark beziffert. Mit anderen Worten: er rechnet damit, daß er im vierten Kriegsjahre über reichlich dreimal soviel laufende Einnahmen wie in der Zeit vor dem Kriege werde verfügen können.

Mancher wird an der Hand der Tatsache, daß bisher jedes in den Krieg fallende Finanzjahr dem englischen Schatzkanzler mehr Einnahmen gebracht hat, als er erwartet hatte, zu der Annahme neigen, daß auch das Finanzjahr 1917/18 einen den Voranschlag übersteigenden Ertrag liefern werde. Wahrscheinlich aber trügt diesmal eine solche Rechnung. Es besteht vielmehr Grund zu der Annahme, daß die deutschen U-Boote eine Korrektur der erwarteten englischen Einnahmen nach unten zu vornehmen werden. Der Schatzkanzler hat bei der Aufstellung seines Budgets schon etwas „vorgebeugt"; hoffen wir, daß die U-Boote einen weiteren Abbau seiner Ziffern, der sich sehen lassen kann, besorgen werden.

Die englischen Staatseinnahmen sind, wie oben gezeigt, von 1913/14 bis 1917/18 — binnen vier Jahren — durch fortgesetzte Erhöhung der bestehenden und Schaffung neuer Steuern um weit über 8 Milliarden Mark gesteigert worden. Etwas Derartiges hat die Welt noch nicht gesehen, vor drei Jahren überhaupt nicht für möglich gehalten. Um sich von dem englischen Opfermut auf steuerlichem Gebiete einen Begriff machen zu können, sei vergleichsweise festgestellt, daß England jetzt in einem Jahre im Steuerwege den dreifachen Betrag von dem aufbringt, was Frankreich nach dem Kriege von 1870/71 dem Deutschen Reiche als Kriegsentschädigung gezahlt hat! Das Dreifache der „berühmten" 4 Milliarden Mark, die Frankreich im Laufe von drei Jahren leistete und natürlich auf Kredit nahm, bringt jetzt England binnen einem Jahre an laufenden Einnahmen nicht im Kreditwege auf!

Vor dem Kriege hat die fundierte englische Staatsschuld rund $11^3/_4$ Milliarden Mark betragen; und auf $12^3/_4$ Milliarden Mark werden für 1917/18 die laufenden Einnahmen des englischen Schatzamtes veranschlagt. Sie würden also hinreichen, um die fundierte englische Vorkriegsschuld mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen!

Sie würden auch hinreichen, um die Schuld des Deutschen Reiches nach dem Stande am 31. März 1913 mehr als zweimal zu bezahlen.

Diese Gegenüberstellungen dürften ein anschauliches Bild von den ungeheueren, auf England jetzt ruhenden Steuerlasten vermitteln.

Und ist es schon wunderbar, daß die englische Regierung es wagte, dem Volke mitten im Kriege eine solche Bürde aufzuhalsen, so ist es noch wunderbarer, daß diese unglaubliche, vor kurzem überhaupt nicht für möglich gehaltene

Erhöhung der Steuern vielen noch nicht genügt, daß ihrer weiteren Steigerung in der Presse und im Parlament bei jeder sich bietenden Gelegenheit das Wort geredet wird. Man hat, um einen Beleg für viele zu geben, bei der Vorlage des Budgets für 1917/18 Bonar Law z. B. gefragt, warum er die Einkommensteuer mit 5 Schillingen vom Pfund (25 Prozent) habe bestehen lassen, statt sie auf 6 Schillinge und mehr (30 oder 33 Prozent) nur hinaufzuschrauben.

II.

Was hat Bonar Law mit dem vierten Kriegssteuergesetz*) eigentlich gefordert? Er hofft die Einnahmen des Jahres 1916/17 von 573 Millionen Pfund Sterling auf 639 Millionen Pfund Sterling zu steigern; also rund 66 Millionen Pfund Sterling oder etwa $1^1/_4$ Milliarde Mark neu zu gewinnen.

Ein wesentlicher Teil dieses Betrages stammt aus der „natürlichen Entwicklung", aus Mehreinnahmen ohne neue Gesetzgebung. Ein weiterer Teil rührt aus einem von Indien zu leistenden Zuschuß her, welcher dem englischen Steuerzahler natürlich nicht zur Last fällt. Das Mehr, welches Bonar Law aus seiner jüngsten Steuervorlage selbst erwartet, beträgt nur rund 30 Millionen Pfund Sterling (600 Millionen Mark). Herzlich wenig; verwunderlich wenig, wenn man im Auge behält, wie sich seine zwei Amtsvorgänger ins Zeug gelegt haben.

Das erste englische Kriegssteuergesetz sollte, wenn voll wirksam, 51 Millionen Pfund Sterling, also 1 Milliarde Mark, neu bringen. Vom zweiten Kriegssteuergesetz erwartete man 115 Millionen Pfund Sterling, also rund $2^1/_3$ Milliarden Mark. Das dritte Kriegssteuergesetz sollte nach der Berechnung Mc. Kennas, dem größten Steuermacher, den die Welt je gesehen, wiederum rund 80 Millionen Pfund Sterling, also $1^2/_3$ Milliarden Mark, abwerfen. Und jetzt kommt, bei bedeutend erhöhten Aufwendungen für den Krieg, Bonar Law mit dem vierten Kriegssteuergesetz und begnügt sich mit 30 Millionen Pfund Sterling, mit weit weniger, als man im November 1914, im September 1915 und im April 1916, zu einer Zeit, wo der Krieg noch nicht entfernt so große Beträge verschlang wie heute (der Schatzkanzler hat in den ersten sechs Wochen des eben begonnenen Finanzjahres Tag für Tag insgesamt 150 Millionen Mark bereitstellen müssen), dem englischen Volke zugemutet hatte. Man erwartete ein Steuergesetz, das mindestens 60 Millionen Pfund Sterling neu brächte; der Schatzkanzler aber begnügt sich mit bescheidenen 30 Millionen Pfund Sterling; mit der Hälfte. Warum? Geht's nicht mehr? Hält man den englischen Steuerzahler schon für ausgepumpt? Glaubt man ihm keine höheren Leistungen mehr zumuten zu dürfen? Ist England steuermüde geworden?

*) Das erste legte Lloyd George im November 1914 vor; das zweite und dritte Mc. Kenna im September 1915 und April 1916; das vierte Bonar Law im Mai 1917. — Lloyd George versuchte im Mai 1915 eine große Getränkesteuergesetzgebung. Sie ist ihm nicht gelungen.

In der Tat: Wenn man sich dessen erinnert, daß dem englischen Schatzkanzler seit einem Jahr von vielen Seiten immer und immer wieder vor Augen gehalten worden ist (auch von der ersten volkswirtschaftlichen Zeitschrift Englands, dem „Economist", dessen Leiter heute dem Schatzamt nicht fern steht), daß er die Steuerschraube gar nicht scharf genug anziehen könne, daß er immer mehr Steuern und immer höhere Steuern ausschreiben müsse, einesteils, um, alter Überlieferung entsprechend, einen steigenden Teil der Kriegskosten auf laufende Einnahmen zu nehmen, andernteils, um dem sich unangenehm breitmachenden Luxus und der allerwärts zu beobachtenden Verschwendungssucht Einhalt zu tun; wenn man des vor Monaten laut gewordenen Vorschlages gedenkt, daß zwecks Eindämmung der Steigerung der Staatsschuld (man stand vor der Ausgabe der dritten Kriegsanleihe) der größte Teil der Kriegskosten von 1917/18 auf laufende Einnahmen genommen und eine Steuer in der Höhe von 6 Prozent vom Vermögen erhoben werden sollte —, dann mußte das von Bonar Law vorgelegte Budget mit neuen Steuern in dem unter den obwaltenden Umständen überraschend niedrigen Betrag von 30 Millionen Pfund Sterling eine große Enttäuschung bereiten. Wer gar die Budgetrede Bonar Laws im Wortlaut gelesen hat, der wird sich des Gefühls nicht erwehren können, daß ein müder Zug durch seine Darlegungen ging, und daß sie trotz dem trostvollen Schluß: „Nicht Mangel an Geld wird unseren Sieg verhindern; wir werden imstande sein, unter diesem Gesichtspunkte durchzuhalten, länger als unsere Feinde", recht entsagungsvoll klangen; zumal er dem eben angeführten Schlußwort den Satz vorgestellt hatte: „Wir werden nicht imstande sein, ungemessene Zeit mit derartigen Ausgaben, wie sie jetzt an uns herantreten, fortzufahren" *).

III.

Wo hat der englische Schatzkanzler bei seinen neuen Steuern den Hebel eingesetzt?

a) Das Erste, was er sich vornahm, war „das Vergnügen". Mc. Kenna hatte im April 1916 eine Steuer auf den Besuch von Theatern, Lichtspielen, Sportplätzen usw. gelegt und sich von ihr 5 Millionen Pfund Sterling (100 Millionen Mark) versprochen. Sich zuviel versprochen; denn nach den Erklärungen von Bonar Law sind es nur etwa 3 Millionen Pfund Sterling (60 Millionen Mark) geworden. Hier faßt der Schatzkanzler nach, indem er die Eintrittskarten von einem bestimmten Betrag ab stärker belastet und außerdem noch die Freibillette der Steuer unterwirft. Er erhofft davon ein Mehr von $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling (30 Millionen Mark).

Man traut seinen Augen nicht, daß der englische Schatzkanzler heute, wo er auf insgesamt 570 Millionen Pfund Sterling Steuern und 639 Millionen

*) ... Through we could not go on indefinitely on this scale of expenditure, yet it is certain that it will not be the want of money which will prevent our victory, and that we shall be able to go from this point of view longer than our enemies.

Pfund Sterling Gesamteinnahmen rechnet, um eine solche Lappalie sich bückt, dem Unterhaus mit einer derartigen Bagatelle kommt.

b) Sein zweites Objekt ist der Tabak, der bereits im September 1915 bluten mußte. Mc. Kenna versprach sich damals aus der 50prozentigen Zollerhöhung ein Mehr in der Höhe von etwas über 5 Millionen Pfund Sterling. Jetzt schlägt Bonar Law wieder auf; er nimmt vom Pfund (450 Gramm) erneut 1 s 10 d und glaubt damit 6 Millionen Pfund Sterling = 120 Millionen Mark aufbringen zu können.

Die Zolleinnahmen aus dem Tabak betrugen vor dem Krieg, während des Finanzjahres 1913/14, 18,25 Millionen Pfund Sterling. Angaben darüber, wieviel der englische Tabakzoll im Rechnungsjahr 1916/17 gebracht hat, liegen noch nicht vor. Den Accounts relating to Trade and Navigation of the U. K., Dezember 1916 (S. 335) zufolge wurde aus der Tabakeinfuhr ein Zoll gelöst während des Kalenderjahres

1913	von	20,31	Millionen	Pfund Sterling
1914	„	21,37	„	„ „
1915	„	26,26	„	„ „
1916	„	36,01	„	„ „

5 Millionen Pfund Sterling erwartete Mc. Kenna aus der im September 1915 ausgeschriebenen Erhöhung des Tabakzolles; 10 Millionen scheinen es geworden zu sein. Einschließlich der neu hinzukommenden 6 Millionen würde also der Tabak (ungeschmälerten Import und Verbrauch vorausgesetzt), jetzt in England 42 Millionen Pfund Sterling = 840 Millionen Mark bringen. Des Vergleiches halber sei erwähnt, daß der deutsche Zoll aus unverarbeiteten Tabakblättern im Jahre 1913 1,73 Mark auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland betragen hat; daß die Steuer auf Tabakerzeugnisse 0,22 Mark brachte; daß der Deutsche vor dem Kriege durch Zoll und Fabrikatsteuer etwas über 2 Mark entrichtete und dazu noch etwa 0,70 Mark an Zigarettensteuer; alles in allem also noch nicht 3 Mark. In England aber zahlte man damals 9 Mark auf den Kopf der Bevölkerung; (und 18 Mark sollen es jetzt werden). Dort wurde also vor dem Kriege dafür, daß der eine dem anderen blauen Dunst vormachte, die dreifache „Gebühr" erhoben wie bei uns.

c) Den dritten Griff wagte Bonar Law bei der Kriegsgewinnsteuer, wo er um 20 Prozent aufschlägt. Er glaubt dadurch 20 Millionen Pfund Sterling = 400 Millionen Mark neu gewinnen zu können. Auf diese Weise und durch die Ausdehnung der Steuer (die Munitions-Levy, d. h. die Abgabe der von der Regierung kontrollierten Fabriken, die nicht über einen bestimmten Satz hinaus verdienen können, wird jetzt mit der Exceß Profits Duty verschmolzen) hofft man für 1917/18 200 Millionen Pfund Sterling hereinzubringen gegen 140 Millionen Pfund Sterling während 1916/17.

Die englische Kriegsgewinnsteuer ist ein Griff ins Volle. Sie wird es hoffentlich auch bei uns sein. Bei der Vorlage vom September 1915, beim

ersten Versuch (50 Prozent; im April 1916 auf 60 Prozent erhöht; jetzt auf 80 Prozent), glaubte Mc. Kenna eine Einnahme von nicht mehr als 30 Millionen Pfund Sterling aus der Kriegsgewinnsteuer erwarten zu sollen; reichlich das Sechsfache, fast das Siebenfache soll sie nunmehr bringen.

Sehr zaghaft, mit einer reichlichen Dosis „Steuerscheu", ging Bonar Law an die neue Steigerung heran. Es verlohnt, die Darlegungen, womit er seinen Vorschlag begleitete, ausführlicher wiederzugeben.

„Nun zu der Quelle, aus der ich den Hauptbetrag der neuen Einnahmen zu gewinnen hoffe. Ich schlage vor, die Kriegsgewinnsteuer von 60 auf 80 Prozent zu erhöhen. (Bravo!) Einige Mitglieder des Hauses rufen Bravo zu dieser meiner Erklärung; aber ich muß ehrlich gestehen, daß, wenn nicht eine Staatsnotwendigkeit die Erhöhung unserer Einnahmen erzwungen hätte, ich die Steuer sehr gern so hätte bestehen lassen, wie sie mein Vorgänger gestaltet hat.

Vom Standpunkt der Gerechtigkeit ist nichts gegen die Steuer einzuwenden. Niemand, so denke ich, kann es für unbillig halten, denjenigen, welche große Gewinne aus dem Kriege ziehen, einen so hohen Betrag wegzunehmen, wiewohl es auch Fälle gibt (alles in allem werden es aber nicht viele sein), wo die Gewinne nicht aus dem Kriege stammen. Wenn wir uns aber vor Augen halten, welche Entbehrungen der überwiegende Teil des Volkes jetzt auf sich nehmen muß, so kann ich keine Unbilligkeit und keine Mißhandlung in einer Steuer erblicken, welche jene trifft, die während des Krieges ein größeres Einkommen als vorher beziehen.

Aber wir dürfen die Wirkung der Steuer auf das gesamte Wirtschaftsleben nicht übersehen und müssen im besonderen die Lage in der Zeit nach dem Kriege im Auge behalten. Ich habe eine ganze Anzahl von Abordnungen von Interessenten, welche gegen eine Erhöhung der Steuer vorstellig werden zu müssen glaubten, empfangen. Ich habe alle ihre Gründe gehört, habe das Gewicht derselben zumeist anerkennen müssen und glaube, mich in ihren Gedankengang hineingefunden zu haben. Das Haus muß sich dessen bewußt sein, daß es nicht so einfach ist, zu sagen: „Steuere 80 Prozent der Übergewinne hinweg!" Dieser Aufschlag nimmt einen großen Anteil des Betriebskapitals der Unternehmungen in Anspruch. Ich weiß, daß wegen dieses starken Anziehens der Steuerschraube viele Firmen nicht imstande sein werden, die Abgabe zu erlegen, wenn sie sich nicht das Geld leihen oder ihr Geschäft an den Nagel hängen*).

Alles das muß ich zugeben. Aber ich brauche mehr Einnahmen, und ich bin nach reiflicher Überlegung zu der Ansicht gekommen, daß keine andere

*) The House will readily understand that it is not so simple a proposition as merely saying, „You are going to take 80 Prozent of a mans excess profits", because the increase means a large increase of expenditure for working capital. I know that on account of that large increase many firma are not able to pay this duty except by borrowing money or stopping their trade.

Steuerform gefunden werden kann, welche alles in allem gerechter und dem nationalen Interesse weniger abträglich ist als die Kriegsgewinnsteuer."

IV.

An drei Stellen setzt also der englische Schatzkanzler jetzt den Hebel an, beim Vergnügen, beim Tabak und beim Kriegsgewinn.

Er schwieg sich aus über die Möglichkeit einer Steuererhöhung beim Bier, Branntwein, Tee, Zucker; desgleichen über die Möglichkeit der Erhöhung der Erbschaftssteuer und der Einkommensteuer.

Daß ihm bei den Zöllen und bei der Besteuerung der im Inland hergestellten Verbrauchsgegenstände nicht viel zu tun übrig blieb, „lag auf der Hand". Der Verbrauch aller überflüssigen Dinge soll ja auf der ganzen Linie eingeschränkt werden (woraus die entsprechenden Folgerungen bei den Steuereinnahmen gezogen werden müssen). Schiffsraum soll nur mehr für die notwendige Einfuhr zur Verfügung stehen.

Und der Tabak? Der zählt natürlich auch zu den entbehrlichen Gegenständen; dessen Einfuhr wird natürlich auch eingeschränkt. Gleichwohl greift ihn der Schatzkanzler heraus. Warum nun ihn? Warum glaubt er trotz wesentlicher Beschränkung im Bezug des ihm sehr entbehrlich scheinenden Rauchkrautes*) gerade hier — und bei anderen zollpflichtigen Gegenständen nicht — eine Zollerhöhung vornehmen zu müssen? Er wird bei seinem Vorgehen weniger an die noch einzuführenden als an die schon im Lande befindlichen unversteuerten Mengen gedacht haben. In den Zollägern befand sich Tabak am 28. Februar

1917	242	Millionen Pfund,
1916	269	„ „
1915	256	„ „

Wenn man bedenkt, daß der englische Zoll auf unverarbeiteten Tabak (und was in den Zollägern sich befindet, ist bis auf geringe Mengen unverarbeiteter Tabak) jetzt nicht weniger als 7 s 4 d bis 8 s beträgt**), so kann

*) I think there is good reason for this addition (zu der bestehenden Tabaksteuer). It is justified by the simplest methode of reasoning, that it is a revenue-producing tax. Last year, in spite of the heavy addition, and in spite of the fact that a large proportion of the population is serving abroad-where they get their tobacco, I am glad to say, without paying duty on it, there has been no falling of in the consumption. That is in itself a justification, from the revenue point of view, of putting on an additional burden.

Tobacco, I suppose, is a luxury. Personaly there are few necessities which I would not rather do without. (Rede im Unterhaus vom 8. Mai 1917.)

**) Gegen 8 s vor dem großen Lloyd Georgeschen Budget. Im Jahre 1907 brachte der Tabak 14 Millionen Pfund Sterling; jetzt soll er 42 Millionen bringen. Man hat in England binnen zehn Jahren den im Vergleich zu Deutschland wahrlich immer sehr hohen Tabakzoll fast verdreifacht;

man sich ungefähr ein Bild machen, was dem Schatzkanzler der Zuschlag auf die schon im Lande befindlichen, aber noch unverzollten Tabakmengen (von der geringer werdenden, aber immer noch vor sich gehenden Einfuhr ganz abgesehen) bringt.

Genau so hätte er aber auch beim Branntwein- und Teezoll verfahren können. Auch die Teeinfuhr ist stark eingeschränkt; aus nicht britischen Gebieten (China, Niederländisch-Indien usw.) ist sie ganz verboten. Unter Zollverschluß aber lagerten am 28. Februar 1917 nicht weniger als 94 Millionen Pfunde.

Der Teezoll betrug vor dem Krieg 5 d und beträgt jetzt 1 s vom Pfund; steht also dort, wo er im Burenkrieg gestanden hat. Im Krimkrieg aber wurde vom Pfund ein Zoll von 1 s 9 d erhoben. Das bedeutete damals nicht nur absolut, sondern auch relativ eine viel stärkere Belastung für den Verbraucher als heute der eine Schilling. Warum hat der Schatzkanzler nicht auch hier aufgeschlagen? Wahrscheinlich mit Rücksicht auf die „Stimmung". Er hätte den sicheren Mehrertrag aus dem Teezoll sehr notwendig gebraucht, aber er verzichtete darauf, weil der Tee wie andere Waren des täglichen Gebrauchs ohnehin schon sehr hoch im Preise stehen (und hoffentlich infolge der Wirksamkeit unserer U-Boote im Preise noch steigen werden); er wagte es nicht mehr, hier einzugreifen.

Ebenso hätte sich trotz Produktionseinschränkung ein Zugreifen beim Branntwein gelohnt. Von home-made spirits liegen unter Steuerverschluß nicht weniger als 138 Millionen Gallonen gegen 150 Millionen im Vorjahre. Auch wenn die Branntweinbrennerei jetzt in England auf ein Minimum herabgedrückt wird, so hätte sich dem Schatzkanzler in den noch vorhandenen, einen normalen englischen Bedarf von vielleicht vier Jahren deckenden Vorräten ein günstiges Steuerobjekt geboten. Und ebenso wäre er aus einer Erhöhung des Einfuhrzolles auf fremde Spirituosen einige Millionen zu gewinnen imstande gewesen; er hätte aus dem fremden Branntwein unendlich mehr herausholen können wie aus dem „Vergnügen", wo er die Steuerschraube herumdrehte, um die Lappalie von $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling zu gewinnen. Denn unter Zollverschluß lagerten am 28. Februar 1917 nicht weniger als 18 Millionen Gallonen foreign spirits, gegen 12 Millionen um die gleiche Zeit 1916 und nicht ganz 9 Millionen zu Ende Februar 1915.

Warum, so kann man wiederholt fragen, griff der Schatzkanzler nicht auch beim Branntwein zu? Es werden neben „Stimmungs"momenten auch politische „Verstimmungs"momente mithereingespielt haben.

Mit einem Aufschlag beim Zuckerzoll würde der Schatzkanzler allerdings keine Erhöhung der Steuererträge erzielt haben. Um die Zuckerversorgung Englands steht es nicht zum besten; die Zolläger sind geplündert; während am

28. Februar 1915 fast 10 Millionen Zentner dort lagerten, sind es letzthin nunmehr etwas über 2 Millionen Zentner gewesen*).

Daß er bei der Biersteuer, welche Lloyd George im November 1914 verdreifacht hatte, nicht nochmals aufgeschlagen hat, begreift man ohne weiteres, wenn man bedenkt, daß die englische Bierbrauerei schon seit langem mit einer Einschränkung ihres Ausstoßes um etwa 66 Prozent rechnen muß. Dem Vernehmen nach wurde ihr letzthin sogar die Gerste, über die sie noch verfügte, weggenommen, um sie für Brotzwecke zu verwenden. Mit ihrer Hergabe hat die englische Bierbrauerei zwar das Vaterland — bis zur nächsten Ernte — gerettet; sie ist aber darüber auch zum Stilleliegen gekommen.

Die Einschränkung bei der Bierbrauerei ist so enorm, daß der Schatzkanzler, ohnehin konservativ gerichtet und so ein Freund der Brauer wie nicht minder des bei den Wahlen eine große Rolle spielenden Schankwirtes, sich veranlaßt gesehen hat, dem Beispiel seines liberalen Amtsvorgängers vom November 1914 zu folgen und auf den größten Teil der Schanksteuer zu verzichten. Peerage und Beerage sind in England so eng befreundet, daß selbst bei den riesigen finanziellen Ansprüchen des Krieges dieser Verquickung Rechnung getragen werden muß.

Und die Einkommensteuer? Über diese hat der Schatzkanzler in seiner Budget-Rede kein Wort verloren; die Möglichkeit ihrer Erhöhung hat für ihn allem Anschein nach gar nicht bestanden.

An der gleichen Stelle, wo am 2. Mai 1917 ein englischer Schatzkanzler bei der Vorlage seines Budgets mit einem Fehlbetrag von $1^2/_3$ Milliarden Pfund Sterling die Frage der Tunlichkeit der Erhöhung der englischen Einkommensteuer überhaupt nicht anschnitt, hatte am 17. November 1914 ein englischer Schatzkanzler erklärt: The first resource of every Chancellor of the Exchequer under these conditions is the income tax. (Schluß folgt)

*) Die gesamte Zuckereinfuhr (Rohzucker und Raffinade) betrug in den ersten zwei Monaten des Jahres

1915	6 437 000	Zentner
1916	8 747 000	„
1917	8 884 000	„

In den Konsum gingen von der Einfuhr über in den ersten zwei Monaten des Jahres

1915	5 273 000	Zentner
1916	4 417 000	„
1917	3 558 000	„

Univerſität und Gymnaſium

Von Gymnaſialdirektor Dr. Grünwald

Seine im Anfang dieſes Jahres von ſechsundſechzig Leipziger Profeſſoren ausgegangene „Erklärung“ hält es für bedenklich, daß „ſich in ſteigendem Maße auch Abiturienten von Oberrealſchulen und Realgymnaſien auf der Univerſität geiſteswiſſenſchaftlichen Fächern zuwenden, für deren gründliches Studium Kenntnis des Lateiniſchen unentbehrlich, Kenntnis des Griechiſchen entweder unentbehrlich oder doch höchſt erwünſcht ſei“, und beſagt am Schluſſe, daß die Unterzeichner „in den neuerdings wieder hervortretenden Beſtrebungen, durch Abſchaffung oder weſentliche Beſchränkung des Unterrichts in einer der klaſſiſchen Sprachen die Eigenart des humaniſtiſchen Gymnaſiums zu zerſtören, eine Gefahr für die Zukunft unſeres deutſchen Geiſteslebens erblickten“. Dieſer Erklärung haben ſich in den folgenden Monaten etwa vierhundert andere deutſche Hochſchullehrer angeſchloſſen. Es iſt nicht das erſtemal, daß die Univerſitäten, um der bedrohten Schulgattung beizuſpringen, „auf der ganzen Linie mobil gemacht haben“: ſchon zur Zeit der erſten Berliner Schulkonferenz traten über achthundert ihrer Dozenten — darunter an hundert Theologen, mehr als ſiebzig Juriſten, über hundert Mediziner und von der Berliner Univerſität allein dreißig Mathematiker und Naturwiſſenſchaftler — für die Beibehaltung „der Grundzüge des Lehrplans unſeres humaniſtiſchen Gymnaſiums als eines wertvollen Gutes unſerer nationalen Bildung“ ein. Der ſcheinbar ſtarke Rückgang der Stimmen in rund dreißig Jahren darf nicht zu voreiligen, dem Gymnaſium abträglichen Schlüſſen führen: im Felde ſtehende Dozenten waren für die Unterſchriftenſammler nicht erreichbar; einige Univerſitäten haben offenbar nur Profeſſoren um ihre Meinung gefragt; andere, wie Gießen und Göttingen, hatten erſt vor wenigen Jahren ihren Sympathien für das Gymnaſium Ausdruck gegeben; endlich ſteht vielleicht die Zuſtimmung der einen oder anderen Hochſchule zu der Leipziger Erklärung noch bevor. Die auf jeden Fall bleibende Differenz könnte bedeuten, daß bei den Hochſchullehrern die noch 1912 im Herrenhauſe vom preußiſchen Kultusminiſter als Zukunftsaufgabe der Univerſitäten ausgeſprochene Einſtellung auf die aus Real- und Gymnaſialſchülern gemiſchten Zuhörerkreiſe Fortſchritte macht — was wiederum der von Jahr zu Jahr ſteigenden Beſuchsziffer der Realanſtalten entſpräche.

Aber auch die verringerte Zahl der Verteidiger des Gymnasiums unter den Hochschullehrern wiegt noch schwer genug, und die hier durch viele Namen von hellem Klang, und zwar aus allen Fakultäten, vertretene Überzeugung läßt sich durch keinerlei Argumentation aus der Welt schaffen. Im für das Gymnasium ungünstigsten Falle ständen Überzeugungen gegen Überzeugungen — oder gar Ansprüche gegen Ansprüche; jedenfalls zeugt es von naiver Unterschätzung einer solchen Minorität, wenn ein Berliner Blatt behauptet, „eine klare Minderheit der Universitätslehrer habe den humanistischen Sturm erzeugt und fache ihn immer wieder an". Und der Realschulmann, der nach der Veröffentlichung der Leipziger Erklärung ihren Unterzeichnern mit dem Boykott der Realabiturienten drohte, würde bei der Reihe von Nachfolgern, die die Leipziger gefunden haben, seine Schützlinge doch um manch wertvolle Lehrkraft bringen.

Der bestechendste Vorwurf, den man den neuen Verteidigern des Gymnasiums macht, ist der, sie schöben die durch die Königliche Kabinettsorder von 1900 gewährleistete Gleichberechtigung der drei höheren Schulgattungen beiseite. Und doch heißt es in der Leipziger Erklärung: „ohne den Wert der auf Oberrealschulen und Realgymnasien zu erwerbenden Bildung für andere Lebensberufe in Frage zu ziehen"; in der Breslauer sogar: „ohne die Vorzüge der auf Realgymnasien und Oberrealschulen erworbenen Bildung für moderne Berufszweige verkennen zu wollen"; und die Gießener hatte vor sechs Jahren begonnen: „So fern es uns auch liegt, die Gleichberechtigung des Realgymnasiums und der Oberrealschule antasten zu wollen". Welche Gründe hat also diese erneute Stellungnahme der Hochschullehrer und worauf will sie hinaus?

Das Gymnasium hat sich mit dem Verlust seiner Monopole längst abgefunden; die laudatores temporis acti sind bei uns — wie in Österreich, wo noch jüngst ein solcher schrieb: „Theoretisch wäre es allerdings besser, wenn wir unsere ganze Jugend im Stahlbad der Antike zu eisernen Pflichtmenschen und Idealisten heranbilden könnten" — in verschwindender Minderheit. Aber einen Fremdkörper in unserem Unterrichtswesen, welt- und gegenwartabgekehrt, ja antinational will es sich so wenig schelten lassen, daß ihm die beispiellose Bewährung unseres Volkes in diesen harten Zeiten ein beredter und unbestochener Anwalt seines Daseinsrechtes zu werden schien: es meinte, durch seinen Unterricht und seine Erziehung, seine Stoffe und Methoden, seine Wege und Ziele Anteil zu haben an dem Geiste, der unser Volk stark und groß macht in seiner Not, dem Geiste der Ordnung und Zucht, der Willens- und Widerstandskraft, der Entbehrung und Opferwilligkeit, der Findigkeit und Selbsthilfe, der Wahrheitsliebe und des Rechtssinnes; meinte, daß auch die schmerzlich reichhaltigen Ehrentafeln seiner Schüler und Lehrer, die für das Vaterland litten und stritten und starben, gegen den ihm angedichteten tatenscheuen, undeutschen Geist Zeugnis ablegten — und muß es erleben, daß seine Gegner gerade den Krieg zum Ausgangspunkte neuer Angriffe machen, der Technik, U-Booten

und Flugmaschinen, Gasangriffen und Pionierkunst, Schießbedarfherstellung und Rohstofferſatz allein unsere Erfolge zuschreiben und nach „praktischer Ausbildung ohne humanistischen Krimskrams“ schreien.

Ist es zu verwundern, daß gegenüber solcher Verkennung der Arbeit des Gymnasiums seine Freunde und seine wirklichen Kenner nachdrücklich darauf hinweisen, wie eng verwachsen unsere Kultur mit der Antike ist, wie deren Wirkungen auf sie noch immer fortdauern, deren Werte zum Verständnis der unsrigen immer neu erworben werden müssen, ja noch immer nicht erschöpft sind, wie leicht die abgeschlossene, durchsichtige, an typischen menschlichen Charakteren und Schicksalen, Beziehungen und Geisteserzeugnissen so reiche Kulturwelt des Altertums in die verwickelte, vielverästelte, in stetem Flusse befindliche Gegenwartskultur einführt, wie jene Schätze aber nur gehoben werden können durch langjähriges, eindringendes, methodisches Studium der alten Sprachen, das durch scharfes Erfassen des Wortsinnes und der Gedankenzusammenhänge, ständige Vergleichung der Muttersprache mit der alten auf Bau und Ausdrucksmittel hin zugleich den Geist in eine strenge Schule nimmt und dabei ästhetische Qualitäten wie Stilgefühl und Geschmack, aber auch sittliche wie Ausdauer, Ehrlichkeit, Wahrheitsdrang fördert? Unsere Wege führen nicht über Paris und London, sondern über Griechenland und Rom — aber schließlich immer ins Vaterland, und in Erziehung und Bildung ist der kürzeste Weg nicht immer der beste.

Daher haben denn auch selbst Männer des praktischen Lebens, für die es noch etwas anderes auf der Welt gibt als Geldverdienen, und unvoreingenommene Realschulfreunde bekannt, daß wir das humanistische Gymnasium in seiner Eigenart auch fernerhin brauchen, haben erkannt, daß bei aller Hochachtung vor dem Aufschwung unseres Volkes in Handel und Industrie, Naturwissenschaft und Technik, auf den auch wir Humanisten stolz sind, dieser im Grunde doch nur möglich geworden ist auf einem Boden, den eine Jahrhunderte alte Kultur gedüngt, in einem Volke, das geistige und sittliche Kräfte zu höchster Wirkung auszubilden verstanden hat, mit Hilfe eines methodischen Rüstzeuges, dessen Erfindung und Pflege durch die Arbeit an den dem Gymnasium eigenartigen Stoffen ermöglicht und erleichtert wird. „Alle Mittelschulen“, schrieb kürzlich Professor Miethe von der Technischen Hochschule in Charlottenburg, „das Gymnasium aber an der Spitze, üben einen ganz offenkundigen Einfluß auf gewisse seelische Eigenschaften des Menschen aus. Wer die Schlußprüfung unserer Mittelschulen, besonders aber unserer Gymnasien, bestanden hat, . . . hat dadurch allein schon gezeigt, daß er das Schwerste, Höchste, was der Mensch leisten kann: geistige Pflichtarbeit und ihren Wert erkannt hat.“ Ja er sagt sogar: „Die Erfahrung, daß die Gymnasialabiturienten besonders im späteren Semester durchschnittlich geistig regsamer, begabter und arbeitsfreudiger sind als ihre Kameraden aus der Reihe der Realabiturienten, drängt sich jedem Hochschullehrer auf. Das, was die Statistik nur andeutungsweise zum Aus-

druck bringt, zeigt die tägliche Lehrarbeit im Laboratorium viel überzeugender." Und Miethes Kollege, Professor Arndt, spricht sich neulich bei Erörterung der Frage, ob die vom humanistischen Gymnasium übermittelte Vorbildung auch für Mathematiker und Naturwissenschaftler hinreiche, so aus: „Von vornherein wäre wohl anzunehmen, daß Studenten, die schon auf der Schule viel Chemie gelernt und sogar eine Anzahl einfache Analysen durchgeführt haben, ihre Kommilitonen vom humanistischen Gymnasium, die nur ziemlich geringe Vorkenntnisse mitbringen, weit hinter sich zurücklassen. Zu meiner Überraschung war dies aber im allgemeinen nicht der Fall . . . So kam es, daß der Unterschied in der Vorbildung sich bald verwischte und daß sogar zu meinem großen Bedauern einigemal wohlbefähigte Schüler von Realanstalten hinter ihren humanistischen Kommilitonen zurückblieben. Die gleichen Erfahrungen machte ich auf dem Gebiete der höheren Mathematik." Der Chemiker Professor Goldschmidt-Essen sieht hinter den Errungenschaften der chemischen Industrie, überhaupt und während des Krieges insbesondere, „Kultur- und Seelenkräfte am Werke, die unseren Gegnern abgehen und als griechisches Erbgut deutsche Wissenschaft befruchtet haben". Der Abgeordnete Blankenburg erklärte Anfang März im Landtage, er sei selbst Realgymnasiast und Freund der Realanstalten, aber er bezweifle die Erfüllung der Prophezeiung seines Kollegen Eickhoff, wonach die Zukunft den Realanstalten gehöre, und stimme dem Abgeordneten Traut bei, der vor Unterschätzung der reinen Geistesbildung warnte; „das deutsche Gemüt", sagte er wörtlich, „wird stets noch jenseits des Nutzens seine wahre Befriedigung finden." Und um wenigstens noch einen Mann der Praxis zu Worte kommen zu lassen, dessen Urteil gewiß dem Deutschen etwas gilt, so schreibe ich aus einem Aufsatze des Hofpredigers Dr. Hoffmann-Stuttgart über den Grafen Zeppelin, der Realschüler war, folgendes aus: „Man könnte von dem Schöpfer eines Wunderwerkes der Technik annehmen, er sei ganz in den Realien aufgegangen. Mir sagte er einmal, schon auf der Höhe seiner Erfolge: Die technischen Dinge sind doch schal; die humaniora befriedigen weit tiefer."

Die Auffassung vom Gymnasium als Vorschule wissenschaftlichen Geistes und methodischer Arbeit hat aber zweifellos die Hochschullehrer nicht allein, ja manchen von ihnen nicht in erster Linie auf den Plan gerufen, sondern auch die Erwägung, daß die Verkümmerung der humanistischen Unterrichtsziele vielen Fachstudien auf der Universität gefährlich werden muß. Denn bloß für den Altphilologen sind die Gymnasien nicht da, der Theologe, der Historiker, der Germanist bedürfen zu ihren Quellenstudien der griechischen und lateinischen Sprache nicht viel weniger: nicht nur der katholische Theologe, der durch die Geschichte und Ordnung seiner Kirche genötigt ist, das Latein gründlich zu kennen, sondern auch der protestantische, wenn er sich nicht auf des Meisters Worte zu schwören beschränken, sondern selbst prüfen und entscheiden will; der Historiker, wenn er bedenkt, daß unsere deutschen Geschichtsquellen bis ins drei-

zehnte Jahrhundert lateinisch geschrieben sind; der Germanist, wenn ihm gegenwärtig bleibt, daß die Geschichte unserer Sprache nur durch Sprachvergleichung zu beherrschen möglich, die zweite klassische Periode unserer Literatur von der Antike stark befruchtet ist, daß endlich nicht wenige deutsche Klassiker — ich nenne nur den Verfasser des Waltharliedes und Hutten — in lateinischem Gewande geschrieben haben. Gar mancher Neusprachler hat mir schon sein Bedauern ausgesprochen, daß er zu wenig Latein oder gar kein Griechisch gelernt habe. Und wird ein wirklich wissenschaftlich gebildeter Jurist nicht das Corpus, ein Mediziner nicht die griechischen Ärzte im Original gelesen haben wollen? Beiläufig bemerkt: gar manches von dieser bisher „außerkanonischen" Literatur der Alten könnte, wie man es neuerdings wieder befürwortete, schon auf der Schule gelesen werden, wenn man dem Gymnasium durch Entlastung von Nebenfächern seiner Eigenart mehr zu leben gestattete und statt dem Phantom der Vielwisserei nachzujagen, zu größerer Beschränkung und Einseitigkeit, die wirkliche Vertiefung und damit echte Bildung verbürgt, zurückzukehren.

Nach dem Kriege werden zunächst wirtschaftliche Sorgen im Vordergrunde unseres öffentlichen Lebens stehen, die „Realien" ein gut Teil unserer Volkskräfte verbrauchen: das wissen die Unterzeichner der „Erklärungen" auch; aber sie wissen auch, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und wollen unserm Volke Kraftquellen nicht verschüttet sehen, die, in gleich schwerer Zeit wie die heutige von Wilhelm v. Humboldt aufs neue erschlossen, in ihren Wirkungen sich bis heute bewährt haben. Wenigstens ein Teil unserer Jugend muß auch weiterhin an diesen Quellen schöpfen dürfen, und zwar ein nicht zu kleiner Teil, und ja nicht bloß eine gelehrte Kaste, die die dort gewonnenen Kräfte nicht ins praktische Leben überführte. An humanistischen Elementen fehlt es auch den Fächern der Realschulen nicht; sie mögen sie ausbeuten und pflegen — aber den natürlichen Zusammenhang des Gymnasiums und der Universität nicht vergessend, die in jenen „Erklärungen" eingeschlossene Warnung beherzigen, ihr späteres Arbeitsgebiet in zu weiter Entfernung von den propädeutischen Schulstudien zu suchen. Das würde leicht zum Gegenteil von deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit führen. Gymnasium und Realschule in neidlosem Bunde, jedes in seinem Bereiche das Beste zu leisten beflissen: so wollen wir auch ferner dem Vaterlande dienen.

Gundolfs Goethebuch

Von Dr. Max Hildebert Boehm

Es berührt seltsam, sich — etwa an Hand von Victor Hehns lichtvoller Studie Goethe und das Publikum — die Schwankungen vor Augen zu stellen, denen die Schätzung Goethes noch bis in die achtziger Jahre hinein unterlag. Heute ist das Gesamturteil über ihn jeglichem Zweifel entrückt, während etwa die Haltung des deutschen Geistes zu Schillers Werk und Person noch keineswegs fest und eindeutig geworden ist. Mit keinem unserer großen nationalen Genien hat sich wissenschaftliche Darstellung und Deutung in den letzten Jahrzehnten so eingehend beschäftigt wie mit Goethe. Und so hat diese in literar-historischem Betracht nicht allzu ergiebige Zeit uns eine ganze Anzahl von Goethebüchern geschenkt, die sich hoch über den Stand braver und gründlicher Durchschnittsgelehrsamkeit erheben.

Denn dies war das Gepräge der viel verlästerten Goethephilologie, deren endgültiger Erfolg es jedenfalls ist, daß sich ein wissenschaftlich haltbares Bild des Goetheschen Lebens in seinem empirischen Ablauf dem allgemeinen Bewußtsein fest einfügte. Einzelhypothesen mögen auch da noch schwanken, die Modelljäger bringen von Zeit zu Zeit wieder ein neues Wild zur Strecke, im übrigen ist das Tatsachenmaterial im großen und ganzen soweit geklärt, daß es durch Darstellungen wie die Bielschowskys den breiteren Kreisen der deutschen Bildung als Gemeingut einverleibt werden konnte. Von dort dringt es in den Lehrstoff der Oberklassen unserer höheren Schulen, und so ist erst recht die sichere Gewähr gegeben, daß diese Tatsachen als solche integrierender Bestandteil der deutschen Allgemeinbildung werden und bleiben.

Damit, daß so eine feste fable convenue der Goetheschen Existenz im allgemeinen Bewußtsein Gestalt gewonnen hat, ist in unserem Verhältnis zu Goethe eine Stufe erklommen, auf der ein neuer Typ von Goethewerken möglich wird. Das bloße Nacheinander der Lebenstatsachen genügt nicht mehr: seine Kenntnis kann vorausgesetzt werden. Wohin führt der Weg weiter? Chamberlain versuchte eine Gesamtsynthese, indem er einige große Querschnitte durch die Goethesche Existenz zog und so wenigstens einzelne Teilansichten abzurunden vermochte. Weder sachlich noch methodisch bedeutete das eine wesentliche Neuerung. Aber wenn schon die Umständlichkeit und Breite der Entwicklung gerade den ostentativ verleugneten akademischen Zopf auf peinlichste

bekundete: das Werk bleibt eine beachtliche Gesamtleistung, die sich durch den Willen zur Zusammenschau beträchtlich über den Durchschnitt bloß ausbreitender Darstellungen erhob. Ungleich origineller in Methode und Ergebnissen war Simmels Goethebuch. Die funkelnde Subjektivität des Verfassers ist hier vielmehr Reiz als Störung. Der Versuch, Goethe zum Kronzeugen gewisser modernster Wendungen des Lebensgefühls aufzurufen, ist nicht unbedenklich. Immerhin aber ist hier mit der psychologischen Meisterschaft und dem metaphysischen Scharfsinn dieses vielgewandten Philosophen ein gänzlich neuartiger Versuch glänzend durchgeführt. Hinter Werk und Leben wurde die gewissermaßen rein punktuell gesehene Person Goethe als Zentrum einer Welt dem allumfassenden Verstehen erschlossen. Damit entfernte sich die Behandlung soweit wie irgendmöglich von dem herkömmlichen Verfahren einer bloßen Aufreihung von Lebenstatsachen auf dem Faden der zeitlichen Abfolge. Die Zeit wurde — ein paradoxes Unternehmen! — in diesem historisch-überhistorischen Goethewerk gewissermaßen zum Schrumpfen gebracht. Sie war nurmehr Pendelbahn der ausschwingenden Lebens- und Werkelemente, die durch den ruhenden Punkt der Goetheschen Person einen festen Mittelpunkt erhielten. Auch hier wurden Teilanblicke eröffnet. Aber sie zeigten nicht wie bei Chamberlain Parallelstrecken der sozusagen vielgeleisig hingelegten Goetheschen Existenz, sondern sie waren radiale Blickbahnen, die alle auf die metaphysische Gestalt Goethe hinwiesen, in ihr zur Einheit verschmolzen.

Den Anspruch, die Gestalt Goethe umfassend zur Darstellung zu bringen, erhebt auch das neueste Goethewerk, das uns Friedrich Gundolf geschenkt hat*). Der Herausgeber der großen neuen Shakespeareausgabe, der dichterische und weltanschauliche Jünger Stefan Georges, der Bildungshistoriker, der die Rückwirkung Shakespeares auf den deutschen Geist in sicheren Synthesen aufzeigte: Friedrich Gundolf hatte bereits einen Namen, der die Gewähr bot, daß das Niveau der strengen Forschung sichere Grundlage, darüber hinaus aber ein Bau zu erwarten sei, in dem die ästhetische Anschauung eines kultivierten Literatenkreises der sicheren Hand eines Meisters der Darstellung und der geistigen Durchdringung eines Stoffes anvertraut wären.

Um es gleich vorwegzunehmen: das Buch enttäuscht nicht, es überrascht vielmehr auf jeder Seite durch den Reichtum an weittragenden, vieldimensionalen Einsichten, an fruchtbaren belebenden Erkenntnissen. Im Stile vereinigt sich glücklich die funkelnde Antithetik des unakademischen Literaten mit der strengen Verantwortlichkeit des Gelehrten, der den Satz nicht durch schillernde Vieldeutigkeit oder paradoxe Überspitzung der Beweisprobe entzieht, sondern sich schon in der Fassung so auf seine Erkenntnisse festlegt, daß das Für und Wider getrost daran rütteln und ihre Standhaftigkeit erproben kann. Das Buch zeigt also bei allem Blühenden und Rankenden einer reichen Darstellungsgabe eine

*) Verlag von Georg Bondi, Berlin 1916. Preis 17,50 M.

solide Thetik, die es würdig den besten Überlieferungen des deutschen akademischen Schrifttums einreiht, sofern man diese nicht mit den positivistischen Dogmen der Schererschule identifiziert. Es ist gewiß kein leichtes Buch, aber es verlangt allgemein zugängliches unfachlich-kunstspekulatives Verständnis, nicht das Eingeweihtsein in irgendwelche Schulterminologie. Im übrigen entwickelt es allenthalben die zugrundegelegte Ästhetik am Gegenstande selbst und wirft so einen hohen allgemein-kunstphilosophischen Ertrag gewissermaßen nebenher ab.

In der Methode bedeutet Gundolfs Goethebuch gegenüber Simmel eine Rückannäherung an die gewohnte historische Einstellung. Es bietet, wenn man so sagen darf, eine Metabiographie. Die Zeitlichkeit des historischen Ablaufs des Goetheschen Daseins wird nicht preisgegeben. So bleibt es ein historisches Werk. Es ist aber doch wieder keine Biographie im herkömmlichen Sinne, denn es geht hinter die Aufreihung positiver Lebenselemente zurück. Es scheidet alles aus dem Zusammenhange dieses Lebens aus, was nicht auf das Werk Bezug hat, es ergreift aber das Werk nur und gerade an dem Punkte, wo es aus der schöpferischen Person hervorgeht. So geht es der schmalen Linie der Produktivität als solcher nach, in der Werk und Person sich berühren und aneinandergebunden sind. Und dieser Berührungslinie folgend gibt diese Arbeit das Leben als rein werkbezogen, das Werk als reine Lebensäußerung.

Auf diesem scharfen Grenzstrich kann sich die Darstellung nur halten, wenn sie Werk und Leben bereits als bekannt voraussetzt. Auch liegt darin ein Verzicht auf die malerische Farbigkeit eines Lebensaufrisses wie auch auf die Allseitigkeit der Zergliederung der werklichen Organismen. Die Aufgabe, die Gundolf sich hier gestellt hat, war nicht positivistisch, sie war nur spekulativ und konstruktiv zu lösen. Das mag ihm die Einwände historischer und philologischer Zünftler zuziehen, es sichert ihm zugleich die Anteilnahme und den Dank der geistigen Jugend, die aus dem stoffbefriedigten Nurgelehrtentum herausstrebt, ohne deshalb doch die Dinge des Geistes journalistenhafter Unverantwortlichkeit preisgeben zu wollen. Schule machen, wie etwa die Schererische Methode es vermochte, das kann dieses Werk nicht. Nicht daß es wie Simmels Goethebuch an die rein individuellen Reize und Gaben einer ausnahmehaften Denkerpersönlichkeit geknüpft wäre, bei der Jüngerschaft fast unrettbar dem Fluche der Karikatur verfällt. Vielleicht schon mehr aus dem andern Grunde, weil hier das Methodische unmittelbar aus der Sonderart des Gegenstandes hervorwächst, ein Kleid ist, welches nur diesem Gehalt angemessen ist. Befruchten aber wird es nicht sowohl die Forschung, als — was mehr ist — die lebendige Kunsterfassung und Kunstausdeutung durch den Reichtum an spekulativem Gehalt, der nur in einer Tiefe des Miterlebens und Verstehens ergriffen werden kann, wo mechanisch-werkzeughafte Übertragung und virtuose forschungstechnische Handhabung erlernbarer Methoden von vornherein ausgeschlossen ist.

Wenn so — in freier Nachfolge Diltheys — der Blick auf die Vermählung des Subjektiven und Objektiven im schöpferischen Erlebnis eingestellt ist, muß auch von diesem aus ein Versuch gemacht werden, zu einer Abstufung und Rangordnung der Lebenselemente zu kommen. Goethe wird hier als der gestalterische Deutsche schlechthin gesehen. So wird auch die reinste und vollendetste Ausprägung seines Wesens da angesetzt, wo die völlige Bewältigung des Bildungsstoffes durch schöpferische Formung gelungen ist. Werke, Briefe und Gespräche: das sind die drei Zonen von Lebensäußerungen, die sich konzentrisch um den Wesenskern der Person schließen. Gehalt ist die dynamische Form solcher Bewältigung des als bloßer Stoff Gegebenen. Und nach dem Grade des Gelingens solcher Gehaltwerdung des Stoffes können dann auch innerhalb der Dichtung wieder drei Zonen unterschieden werden: die lyrische, die symbolische und die allegorische. In der Lyrik, wie der Begriff hier gefaßt wird, sind im Wesen des dichtenden Ich Stoff und Gehalt von vornherein eins. In symbolischen Dichtungen drückt sich der Gehalt des dichterischen Ich nichtzisn den Bewegungen dieses Ich selber aus, sondern in einem Stoff, der ihm ursprünglich fremd ist und erst durch den Prozeß der Gestaltung in den Strahlungskreis seiner Person hineingezogen wird. Hier muß sich eine Fähigkeit bewähren, die nach Gundolf einem dichterischen Typ besonders eigen ist: die attraktive. Bei ihm herrscht der Trieb vor, die ganze Welt in das Ich hineinzuziehen, sie dem eigenen Ich anzuverwandeln. Hier aber stufen sich nun die Erlebnisse selber; den Urerlebnissen, die aus dem Chaos schöpfen und ihm die Kosmik des eigenen Ich aufzwingen, stehen die Bildungserlebnisse entgegen, die bereits geistig geformte Welt vorfinden und deren Gehalt durch das Medium ihres Geformtseins in die eigene Subjektivität einbeziehen. Werke, die durch derart abgeleitete Bildungserlebnisse beherrscht sind, nennt Gundolf allegorisch.

Wie nun diese bedeutsame, sich selbst genügende Systematik an den individuellen Bestand der Goetheschen Existenz herangetragen wird, kann hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden. Sein und Werden: der Zeitraum vor Italien; Bildung: die Gemeinschaft mit Schiller; Entsagung und Vollendung: der alte Goethe, — diese überkommene Periodisierung steht hier ohne Zweifel mit jener Dreiteilung des Schöpferischen in einem gewissen Zusammenhange. Plump zugreifende Wertung hat sich hier zu bescheiden. Nichts liegt der feinen und ehrfürchtigen Art Gundolfs ferner, als durch abstandslose Werturteile an dem einzigartigen Kosmos des Goethischen Lebens zu mäkeln. Dennoch aber setzt sich bei ihm rein von der Sache her doch eine gewisse Einschätzung des Goethischen Lebensrhythmus durch, obschon sie durch die Darstellung mehr verhüllt als herausgestellt wird. Daß dieses Leben, das uns als das glücklichste, vollendetste und reichste anzuerkennen geläufig ist, im Grunde eine Tragödie der fortschreitenden Verzichte ist, wird durch dies monumentale Goethewerk mit einer bisher unbekannten erschütternden Gewalt offenbar. Goethes Leben vollendet sich in der Entsagung, aber es entsagt damit eben auch in der Vollendung.

Es wandelt am Rande eines Abgrunds. Dieselben dämonischen Kräfte, aus denen sich seine tiefsten, die Urerlebnisse speisen, drohen den Bestand des Lebens selber zu sprengen, die Rettung des Dichters ist nicht eine völlige Aufzehrung der selbstzerstörerischen Tendenzen im Lyrismus, auch nicht ihre Ablenkung auf unbewältigten Stoff im Symbolismus, sondern letzten Endes die Flucht ins Allegorische. Die reife Weisheit der Spätzeit ist durch eine Erkaltung des titanischen Feuers erkauft.

Die Krisis, die alles entscheidet, und die dieses Leben zur Bewährung im Verzicht hinlenkt, ist die Italienische Reise. Im Lichte einer Gundolf fremden Sinnesart bedeutet sie eine Ablehr Goethes von den stofflich nationalen Grundlagen seiner Kunst. Es gibt zu denken, daß zwei einander gänzlich fernstehende Betrachtungsweisen am selben Punkt die Wende und — sofern überhaupt gewertet werden soll — beide an eben dieser Stelle mit dem Bruch zugleich die tragische Resignation ansetzen: die einen in der Entfremdung vom nationalen Bildungsstoff, der andere gerade im Überwuchern des Allegorischen, bloß Bildungshaften über die Sphäre der Urerlebnisse, hart gesprochen: im Verrat am Dämonischen.

Diese scheu verhüllte Stellungnahme Gundolfs zur Rhythmik der Goetheschen Lebenslinie hat aber ihre bemerkenswerten Hintergründe. Man muß freilich zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, nur dann kann man die Spannung wahrnehmen, die dies Unternehmen eines Jüngers des George-Kreises in sich birgt. Wie soll das Goethesche Lebensganze positiv genommen werden, wenn nach der dort herrschenden Doktrin die gesamte Neuzeit einen ungeheuren Verfallsprozeß bedeutet? Gundolf, dem ein unausrottbarer Sinn für das historisch Positive die peinliche Sendung aufgebürdet hat, schon im Shakespearebuch und nun auch hier gerade in dieser mißachteten Neuzeit soviel unverkennbare Lebendigkeit aufzuweisen und damit eigentlich die Doktrin seines Kreises zu desavouieren, spielt da keine sehr glückliche Doppelrolle. Erfreulicherweise tritt dieser Doktrinarismus, der etwa bei Wolfskehl zur Opferung der ganzen neuzeitlich-deutschen Musik geführt hat, gerade bei ihm durchaus zurück. Aber auch für Gundolf nimmt das Ganze des Goethischen Daseinsablaufes eben doch — wenn auch nicht voll eingestanden — an dieser europäischen Abwärtsentwicklung der Neuzeit teil. In dem feinen und tiefen Büchlein „Preußische Prägung" hat Lucia Dora Frost kürzlich auf den seltsamen Parallelismus von Luthers, Friedrichs des Großen, Goethes und Bismarcks Leben hingezeigt. Sie, die gerade die Jahrhunderte seit der Reformation als den eigentlichen Beginn eines wahrhaft historischen Jahrtausends ungeheuer gesteigerter Aktivität preist, sieht in Fausts Weg von der Innerlichkeit zur Kolonisation den Weg des deutschen Geistes symbolisch vorgezeichnet. Hier ist das Problem entschlossener, klarer und mitleidsloser hingesetzt, als Gundolf es wagt: und dies ist eben der Punkt, wo sich die Geister scheiden. Glücklich, wer wie Lucia Dora Frost innerlich auf diesem Weg mit sich selbst im Einvernehmen ist. Zu

vielen neuzeitlichen Erscheinungen, auch zur Goethischen Lebenslinie, findet er leichter und freier ein unverschränkt positives Verhältnis. Wir, denen dieser frohe und unverkümmerte Einklang mit der neuen Zeit nicht gegeben ist, verstehen die Scheu Gundolfs, an diese Frage zu rühren und retten uns mit ihm in die reine, von Ehrfurcht und Bewunderung gelenkte Schau, die im Goethischen Leben die ungeheure Größe und Erhabenheit auch da sieht, wo sie ihm — im Verhältnisse zu seinen titanischen Urkräften — einen letzten Heroismus absprechen muß.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die preußischen Februar-Forderungen von 1865. Eine geschichtliche Erinnerung. Schleswig-Holstein war durch gemeinsame Anstrengungen Preußens und Österreichs von der dänischen Fremdherrschaft befreit und im Wiener Frieden von 1864 an die beiden deutschen Großmächte gemeinsam abgetreten. Österreich hatte an dem Mitbesitze kein Interesse und wünschte ihn möglichst bald in günstiger Weise los zu werden, und zwar, wenn Preußen alleiniger Besitzer werden sollte, gegen anderweite Gebietsentschädigung. Dagegen war es für Preußen eine Lebensfrage, die befreiten Herzogtümer militärisch, maritim und wirtschaftlich zu beherrschen, was nicht unbedingt in der Form der Einverleibung der Herzogtümer in Preußen zu geschehen brauchte. Die ganz unpolitische liberale öffentliche Meinung Deutschlands, die auch in den Regierungen der Mittelstaaten Unterstützung fand, forderte die Bildung eines neuen Bundesstaates unter der Herrschaft des Augustenburgers. Auch Österreich neigte dieser Lösung zu, da damit das Land wenigstens seinem preußischen Nebenbuhler entzogen wurde. Seit Anfang des Jahres 1865 verhandelte der österreichische Gesandte in Berlin Graf Karolyi mit Bismarck über die Herstellung eines endgültigen Zustandes in den Herzogtümern und die Einsetzung des Augustenburgers.

Bismarck erklärte sich endlich bereit, diesem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, verlangte aber für Preußen gewisse Gewährleistungen und Sicherheiten, die in einer nach Wien gerichteten Note vom 22. Februar 1865 enthalten waren. Das sind die preußischen Februar-Forderungen. Sie fassen zusammen, was Bismarck zur politischen, militärischen und wirtschaftlichen Beherrschung eines mit Waffengewalt erworbenen Landes, das für Preußens Sicherheit unentbehrlich war, für notwendig hielt.

Preußen forderte den Anschluß der Herzogtümer an den Zollverein und das preußische Zollsystem, Überlieferung des Post- und Telegraphenwesens an Preußen, Oberaufsicht über den zu bauenden Nord-Ostsee-Kanal, die Abtretung von Friedrichsort, Sonderburg-Düppel und der Mündungen des Kanals. Heer und Flotte der Herzogtümer sollten einen Teil der preußischen Kriegsmacht bilden, Rendsburg Bundesfestung mit preußischer Besatzung werden, die ganze Militärgesetz-

gebung Preußens in den Herzogtümern gelten, preußische Beamte die Aushebung von Rekruten und Matrosen vollziehen, die Truppen den preußischen Fahneneid dem Könige leisten und nach dessen Anordnung unter Umständen auch preußische Garnisonen beziehen, und im Krieg und Frieden dem Könige von Preußen als ihrem Kriegsherrn unterstellt sein. Vor Sicherung dieser Einrichtungen erklärte Preußen seine Herrschaftsrechte keinem anderen Landesherrn übertragen zu können. So verstand Bismarck die politische, militärische und wirtschaftliche Beherrschung eines Landes zur Sicherung Preußens ohne förmliche Einverleibung.

Bismarcks Februar-Forderungen fanden nicht nur einhellige Ablehnung seitens der öffentlichen Meinung, sondern auch seitens der österreichischen Regierung. Und letzteres war das Entscheidende. Österreich erklärte, nur die Erhebung Rendsburgs zur Bundesfestung, den Kieler Hafen für Preußens Marine, den Nordostseekanal und den Eintritt Schleswig-Holsteins in den Zollverein, also doch eine gewisse militärische und wirtschaftliche Beherrschung des Landes durch Preußen, zugestehen zu können. So blieb es vorläufig beim preußisch-österreichischen Gemeinbesitze.

Am 24. März 1865 wurde preußischerseits die Verlegung der Marinestation von Danzig nach Kiel angeordnet und damit die Erfüllung eines Teiles der Februar-Bedingungen vorweggenommen. Bei Beantragung der Kosten dafür im preußischen Landtage bemerkte der Kriegsminister v. Roon, daß Preußen den Besitz des Kieler Hafens niemals aufgeben werde.

Samwer als Minister des Auswärtigen der Augustenburger Nebenregierung in Kiel ließ am 31. März den Erbprinzen eine Anweisung an den Berliner Vertreter Ahlefeldt vollziehen, worin der Prinz allerdings grundsätzlich seine größte Bereitwilligkeit zum Eingehen auf die Februar-Forderungen aussprach, aber bei jedem einzelnen Punkte Vorbehalte machte und mit der Hoffnung schloß, daß nach Einsetzung des Herzogs eine Verhandlung mit ihm und dem Landtage schnell zum gewünschten Ergebnisse führen werde. Das war genau das Gegenteil von dem, was Preußen verlangte. Denn es machte ja gerade die Einsetzung des Herzogs von der vorherigen Erfüllung der Februar-Forderungen abhängig.

Eine persönliche Unterredung des Erbprinzen mit Bismarck führte zu keinem anderen Ergebnisse.

Im wesentlichen mutete Preußen dem Augustenburger Thronbewerber keine anderen Beschränkungen seiner Souveränetät zu, als die nachher alle deutschen Bundesfürsten mit Ausnahme der drei Könige im Interesse der nationalen Einheit auf sich genommen haben.

Die Lösung der schleswig-holsteinschen Angelegenheit auf Grund der preußischen Februar-Forderungen ist mißlungen. Sie hat schließlich anderweitig ihre Erledigung gefunden, mit der sich auch das Haus Augustenburg und die deutsche Bevölkerung der Provinz zufrieden gegeben hat.

Nichtsdestoweniger bilden die preußischen Februar-Forderungen eine auch noch für die Gegenwart bedeutsame Lehre der Geschichte, wie der größte deutsche Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts sich die politische, militärische und wirtschaftliche Beherrschung eines Landes ohne Einverleibung dachte. Auch der größte deutsche Staatsmann des zwanzigsten Jahrhunderts kann davon lernen.

Professor Dr. Conrad Bornhak

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen usw. Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Nixdorf 6818.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29.

FOURTEEN DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LIBRARY USE	
NOV 29 1955	
NOV 29 1955 LU	
26Jan'60WW	
IN STACKS	
JAN 12 1960	
REC'D LD	
JUN 8 1960	

LD 21-100m-2,'55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455

AP30 467729
G1
M76;2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY